

Heidelbergische
Jahrbücher
der
Litteratur.

Sechster Jahrgang.

Erste Hälfte.

Januar bis Juny.

Heidelberg,
bey Mohr und Zimmer.
1813.


BIBLIOTHECA · BODLEIANA ·

No. 1. Heidelbergische 1813.
Jahrbücher der Litteratur.

Correspondance littéraire philosophique et critique addressée à un souverain d'Allemagne depuis 1770. jusqu'en 1782. Par le baron de Grimm et par Diderot. V. Voll. 8. Paris. F. Buisson rue Gilles Coeur No. 10. 1812. 8.

Dieses Werk gehört zu der Classe von Werken, welche widerlich und verwerflich an sich, der Vergessenheit übergeben werden sollten, und welche daher nur entweder wegen des Eindrucks, den sie auf ihre Zeit machen oder doch leicht machen können, oder weil sich in ihnen die Entartung ihres Zeitalters darstellt, eine ernsthaftere Beurtheilung verdienen können. Wir gestehn, daß uns nur das Aufsehn, welches es erst in Frankreich, besonders in Paris; dann bey allen Dilettanten der Hauptstädte Europas, endlich in der ganzen eleganten Welt erregt hat, zu einer ausführlichern Anzeige desselben bestimmte. Wir trennen in dieser Anzeige die beyden erstern Bände, welche den Zeitraum von 1770 bis 1773 umfassen, von den drey letztern.

Rec. ist nicht gesonnen, den Antheil Diderots, der während Grimms öfterer Abwesenheit von Paris den Bericht fortsetzte, von Grimms Arbeit zu scheiden, weil beyde damals seit ein und zwanzig Jahren genau bekannt waren, oder wie die ganze Philosophen-Gesellschaft als Eine Person angesehn werden können, und Rec. überdies nicht gesonnen ist, wie Hr. Amar im Moniteur, auf das Urtheil des Einen oder des Andern, da oft beyde frivol sind, zu provociren, sondern nur hie und da einzelnes herauszuheben, was zur Kenntniß der Zeiten, Männer, Schriften, die es betrifft, etwas beytragen kann, besonders, wo wir entweder etwas hinzusetzen, die andere Seite der Sache zeigen, oder den Verfasser und seine Absichten selbst betrachten können. Diesem Werke, welches wir als Gelehrte den frivolen Cirkeln, in deren Ton es abgefaßt ist, überlassen würden,

sollte man also wie seinem Verf. nur das quiescat nachrufen. Da der Verf. seinen Lohn, den Zutritt zu den Großen, den Baron, den Minister dahin hat, so sollte die Leichtigkeit und Dreistigkeit seines Tons, durch den er sich geltend machte, der Vergessenheit übergeben werden, wenn nicht das Werk ein neues Denkmahl des Tons der Menschen und Gesellschaften wäre, welche ganz Europa umgeschaffen, die Religion und den Glauben aus den Herzen getrieben, die Sitten durch laxe Moral, frivole Scherze, elenden Witz untergraben, und dem Laster durch Rede und That die Worte und den Schleyer der Tugend gegeben haben. Man liest hier genau das Resultat und den Widerhall der Unterhaltungen bey Hollbach, der Epinay, der Geoffrin (wir scheuen uns Madame Necker, die, ob man gleich bey ihr soupirte, gut und edel war, zu nennen) u. a., wo die Weiber den Ton angaben, und Religion, Staat, Erziehung, Theater, Wissenschaft, ohne Ernst und Anstand beurtheilten, und also jeder, um nicht Pedant zu seyn und lächerlich zu werden, einstimmen mußte; ja, wo es genug war, einen guten Koch zu haben, um auch die Litteratur zu beherrschen. Natürlich war es, daß dies in Frankreich und durch die Abgötterey, die unsere Fürsten mit den Philosophen trieben, auch in ganz Europa herrschend werden mußte. In Frankreich hielt sich der Ton nicht, weil bald hernach die Revolution alles änderte; bey uns aber, in Rußland, Schweden, Polen und endlich sogar in England ward gerade dadurch, daß Frankreich die Leute von gutem Ton ausspie, die heillose Sitte immer herrschender. Die Herausgeber der Correspondenz hätten übrigens ohne Nachtheil des Lesers, wie selbst der Pariser Lobredner Grimms gesteht, die Hälfte des Buchs weglassen können, so abwechselnd auch sein Inhalt ist. Bald sind es Neuigkeiten des Tags, bald Schauspiele, bald der Hof (nur behutsam), bald die Angelegenheiten der Philosophen überhaupt, über die entscheidend abgesprochen wird. Der Ton ist nicht bloß leicht, sondern leichtfertig und für die Bibelsprache, für die Sprache der Kirche, die man zu den schändlichsten Erzählungen braucht, hätten die vornehmen Leute, an die diese Berichte gerichtet sind, so viel Achtung haben sollen, daß ihnen ihr Mißbrauch mißfallen hätte. Man lernt recht, wie man

absichtlich **Alles leicht macht**, wie man über Alles hinausschlüpft, und dem **ernsten Mann** eine Makel, oder, was noch schlimmer ist, eine **Lächerlichkeit** ansprützt, um die Billigung der Thoren zum **Prüfestein der Weisheit** zu machen. Wie wäre auch sonst der Hr. **Grimm**, **der** Nichts geleistet hat, sobald zum Baron von Grimm **geworden**! Man muß nämlich wissen, daß Grimm, nachdem man **seine** ersten Versuche in Deutschland übel aufgenommen, sich **nach Paris** begeben hätte, wo ihn Klüpfel, der hernach **Hofmeister des** Erbprinzen von Gotha wurde, unter dem Titel **eines Vorlesers** (1749) annahm. In diesem beschränkten **Verhältniß** machte Rousseau seine Bekanntschaft, und sagt (Confessions livre VIII. ed. Genes. 8. 1789. Vol. 31. pag. 165): „Es war ein junger Mensch, Namens Grimm, der dem **Erbprinzen** als Vorleser diente, bis er eine andre **Stelle fände**, und sein ganzer dürftiger Aufzug zeigte, daß er **nöthig habe**, eine zu finden." Dachte doch damals der arme **Jean Jacques** nicht, daß der Grimm um 1770, so von obenher und so bitter hämisch über ihn schreiben würde! wie hier I. S. 129 — 131 und I. S. 187. 188 geschieht, wobey man freylich in der letzten Stelle den feinen Mann nicht verkennen kann, der sich wohl bewußt bleibt, daß bey den Leuten, deren Gunst er sucht, Rousseau doch zu hoch steht, als daß er ihn ernstlich **angreifen** dürfe, ihn also nur lächerlich macht, um mitleidig auf ihn herabzusehen, und wenn nicht als der Größere, doch **als** der Weisere, mit dem sich besser leben läßt, der besser zu **gebrauchen** ist, zu erscheinen. Er führt nämlich I. S. 187 den Brief an, den Rousseau schrieb, um zu der Statue, die man Voltaire errichten wollte, seinen Beytrag zu liefern, und der, wie alle seine letzten Briefe den Vers pauvres aveugles que nous sommes etc. zur Ueberschrift hatte (da Grimm die Sache nur berührt, so erinnern wir daran, daß Rousseau diesen Vers annahm, seit er sich von Hume getäuscht glaubte. Die Erzählung ist in dem berühmten Briefe an Hume selbst. Oeuvres de Rousseau ed. 4to. Tom. XII. p. 537 — 566). Grimm witzelt zuerst I. S. 188 über den Vers, und sagt, Rousseau setze ihn über seine Briefe, wie die Nonnen ihr vivat Jesus, als ein Schutzmittel gegen das Behexen. Dann macht er ihm ein Compliment, daß er wieder

nach Paris kommen und da leben wolle, unter der Bedingung, nicht zu schreiben, cette dernière clause, sagt Grimm, ne s'accorde guère avec nos intérêts. Aber bald zeigt sich wieder die wahre Gesinnung: „sein Brief, heißt es, wäre ein Meisterstück, wenn er es hätte übers Herz bringen können, nur dies Mal, ohne weitere Consequenz, sein plattes quatrain daheim zu lassen.“ Boshafter ist, was er S. 229 berichtet, daß Rousseau seine Therese in flagranti ertappt habe, und dergleichen schöne Sachen mehr. Dabey thut er so vornehm, daß es ihm nicht der Mühe werth ist, den Namen des Schlosses in der Dauphiné, wo sich Rousseau aufhielt, richtig zu nennen. Er nennt es Bourdeille, es heißt aber Bourgoin. Da sieht man, was es mit den Freundschaften der Welt für Bewandtniß hat, thut doch Grimm, als ob er den Mann nicht recht kenne! und doch hatte er ihn aufgefordert, den Gautier zu widerlegen; man kennt ja Rousseau's Brief an Grimm, wo er, indem er sagt, daß er Gautier nicht widerlegen wolle, es mit vieler Kunst thut. Es war derselbe Rousseau, der (Oeuvr. edit. 8vo. Tom. XXXI. p. 209) sagt: „Diderot hat zahllose Bekanntschaften, Grimm, ein Fremder und Neuangekommner, mußte Bekanntschaften machen, es war mir herzlich lieb, daß ich sie ihm verschaffen konnte.“ Dann rechnet Rousseau die Bekanntschaften her, die er ihm verschaffte; aber Grimm ward Hofmeister des Grafen von Schomberg, er ward Freund der Philosophen, da sah er auf Rousseau herab. Man vergleiche das 10te Buch der Confessionen. Daß man aber in der Gesellschaft die Schwäche der Menschen, die nicht höher stehn, als die Gesellschaft, richtig auffasse, beweiset Grimms Urtheil über den Prinzen von Ligne, mit dessen Schriften man uns neulich hat beschenken wollen, und die auf allen Seiten das Urtheil zu bestätigen Veranlassung geben. Grimm führt nämlich S. 229—231 einen Brief des Prinzen an, worin dieser Rousseau einen Aufenthalt auf seinen Gütern anbietet, und kündigt ihn mit diesen Worten an: „Der Prinz von Ligne hat einige Tage, nachdem er Rousseau besucht hatte, ihm den Brief, welchen ich hier einrücke, geschrieben; aber er hat kein Glück in Paris gemacht, weil man ihn zu gekünstelt gefunden hat, und prétention à l'esprit

est une maladie, dont on ne relève pas en ce pays-ci. Diese Urtheile und Anecdoten des Tags würden wir am liebsten aus der Correspondenz nehmen, wenn wir nicht gestehn müßten, daß wir den Baron Grimm zu oft auf dem Wege der Unwahrheit gefunden. Z. B. I. S. 33 heißt es, daß Demoiselle Arnoud, eine Schauspielerin, die man damals in Paris unter dem Namen Sophie kannte, der Clairon, als diese sagte, der König sey Herr ihres Lebens und Vermögens, nicht ihrer Ehre, geantwortet habe: Sie haben Recht, Mademoisell, wo Nichts ist, hat der König sein Recht verloren. Aber der neuste Lebensbeschreiber der Clairon erzählt gewiß richtiger, da er auch mit den mémoires écrits par elle même (wo sie natürlich des Witzes selbst nicht gedenkt) besser übereinstimmt. Als Mad. Clairon, heißt es dort, bey der Vorstellung der Belagerung von Calais das Publicum so schändlich geäfft, und der König einen exempt de police zu ihr schickte, um sie nach Fort l'Eveque zu transportiren, traf dieser eine sehr angesehene Pariser Dame bey ihr. Diese hielt den Arrest der Clairon für ein Märtyrerthum, und nahm sie also in ihrem einsitzigen Wagen auf den Schoos, zog mit ihr, wie im Triumph, durch Paris, um sie an den Ort ihres Arrests zu bringen, und der exempt mußte sich gegenüber setzen, da er seine Arrestantin nicht aus den Augen lassen wollte. Dem exempt legt er nun auch den Witz in den Mund, der sich auch besser für ihn, als für Mad. Arnoud paßt. Derselbe Fall ist mit Hénault und Zurlauben. Hätte sich Grimm darauf beschränkt, den Präsidenten zu tadeln, daß er, nicht zufrieden, eine vortreffliche Uebersicht der Geschichte von Frankreich geschrieben zu haben, auch Theaterdichter habe seyn wollen, so möchte das gut seyn, daß er aber den abrégé, von dem er nichts versteht, auch beurtheilt und den Präsidenten verspottet, das verdrießt uns, weil wir schon unwillig sind, daß Duclos mémoires sécrets so manche Anecdoten durch ihre Auctorität in die besten Geschichtbücher gebracht haben, die uns durchaus nicht sicher scheinen. Grimm sagt I. S. 36: „Der gute Präsident, reich, artig, liebenswürdig in der Gesellschaft, führt einen guten Tisch, und hat also ganz Frankreich bey seinen Soupers, er hat auch eine Rolle in der Litteratur spielen

wollen, und es ist ihm gelungen, wenigstens auf eine Zeitlang. Sein abrégé chronologique de l'histoire de France ist das gepriesenste Buch dieses Jahrhunderts, hätte es ein armer Teufel im Dachstübchen geschrieben, unsere Bewundrer hätten kaum einen Blick voll Verachtung darauf geworfen." Kennt doch unser Grimm die Leute, mit denen er zu thun hat, und lebt recht gut, darum erwarb er sich auch einen Namen durch Zeitung tragen. Das Unrecht gegen Hénault vollendet er S. 350—354, wo er ihm eine giftige Leichenrede hält, bey welcher Gelegenheit er auch die Madame Deffant, die wir aus ihrer Correspondenz, von der wir vielleicht ein ander Mal reden, als eine Feindin der Philosophen kennen, ausstellen kann. Bitterer schmäht er sie noch Tom. IV. p. 273. 274. Wie es sich mit der an beyden Stellen erzählten Anecdote verhalte, wollen wir nicht untersuchen; da sie an sich elend sind, und die eine sich als Dichtung ankündigt. Was Zurlauben angeht, so war er bekanntlich den Philosophen nicht gewogen; (daß Joh. von Müller seine Tafeln oft anführt in der Schweizergeschichte allein in der Absicht, um ihm oder der Familie ein Compliment zu machen, vermuthen wir;) aber wie in aller Welt kann Grimm so höhnisch über tables généalogiques sprechen, als er I. S. 147 thut, wo er von Compilation spricht, und doch statt Schöpflin, Schoepffen schreibt. Diese Angriffe sind um desto empfindlicher, da sie nicht, wie die Bitterkeiten auf Rousseau dadurch erträglicher werden, daß der Verf. an andern Stellen sich selbst vergißt, um nur die Sache zu betrachten. Von den Stellen, die Rousseau im 3—5. Band angehen, besonders über den Tod Rousseau's weiter unten; jetzt nur um doch auch Gutes von Grimm zu sagen, erwähnen wir der Stelle Tom. II. S. 477: „Indessen Rousseau sein Leben damit hinbringt, Musik zu copiren, und, wie ich meine, nur daran denkt, sich dem Andenken der Menschen zu entziehen, steht immer, bald unter den Pfaffen, bald unter den Schöngeistern einer auf, der seine Werke kritisirt." Nun spricht er von la Harpe, der damals in den Cirkeln etwas vorgelesen hatte, worin er Rousseau gegen Voltaire sehr herabsetzte, und schließt: Es ist Rousseau's Schicksal, von Leuten widerlegt zu werden, die ihn nicht haben verstehen wollen, oder nicht

verstehen können. Aber wir kommen auf die Dinge zurück, wo Grimm, wie ein Blinder von der Farbe, urtheilt, weil de Guignes und Anquetil du Perron Theil II. S. 116 und 117 und S. 131 — 134 auf eben die Weise, als Henault und Zurlauben im ersten Theil, nur bey weitem noch vornehmer und unwissender beleidigt werden. Das Geschwätz über de Guignes erwähnen wir nicht, d'Anquetils jugendliche Unbesonnenheit und Eitelkeit mochte er geißeln; aber wer berechtigt ihn, seinen vornehmen Leuten S. 132 zu sagen: „Es ist einleuchtend, daß das sein Leben unnütz und unarbeitsam verlieren heißt, wenn man ans Ende der Welt geht, um eine Sammlung von Dummheiten zu holen." Ganz in seiner Sphäre ist aber Grimm, wie sein Freund, wenn er uns I. S. 148 — 160 die Geschichte der Unruhen erzählt, die bey Hofe entstanden, als die Nachricht sich verbreitet hatte, daß der König, um dem Hause Lothringen eine besondere Ehre zu erweisen, auf Bitten des Oesterreichischen Hofes der Tochter des Grafen von Brionne, Schwester des Prinzen von Lambesc, erlaube habe, auf dem bal paré gleich nach den Prinzen von Geblüt eine Menuet zu tanzen. Grimm rückt die Vorstellung, die die Pairs dagegen einreichten, und die der Bischof von Noyon zuerst unterschrieb und hernach übergab, ganz ein, und man muß allerdings die Franzosen bedauern, daß das Lächerlichwerden solcher Förmlichkeiten zum Fall ihres Reichs beytrug. Eben so interessant zur Kenntniß des Kleinen neben dem Großen, ist Theil II. S. 231 die Anecdote von der Schauspielerin Chantilly, welche Favart, Opern und Liederdichter, dem Marschall von Sachsen, während er Mastricht belagerte, entführte, diesen in Verzweiflung setzte, jene heyrathete, das Opfer einer lettre de cachet wurde, wo es denn S. 232 heißt: die beyden Eheleute geben sich in ihr Schicksal, das sie nicht ändern konnten, weil der König die lettre de cachet zugestanden hatte, und die kleine Chantilly war zugleich das Weib Favarts und Geliebte Moritzens von Sachsen. Am widerlichsten ist uns der Gedanke, daß dieses Buch auf allen Toiletten sich findet, darum, weil mit der Sprache der Bibel, der Kirche und der Moral der schändlichste Spott getrieben wird, und die frivolsten Dinge ernstlich, wie die ernsten

frivol behandelt werden. Liederlichkeit ist ein Scherz und Religion besitzen ein Verbrechen. Nur einige Beyspiele Th. I. S. 158 bey Gelegenheit der Vorstellung über den Menuet der Lothringer heißt es: „Wenn ich, beharrend in der Ketzerey und in der Unwissenheit der geoffenbarten Wahrheiten über diesen wichtigen Punct, das Unglück hätte, über die Vorstellung des Adels bloß nach den Regeln der gesunden Vernunft zu urtheilen, so würde ich behaupten, daß der Verf. der Bittschrift nicht einmal den Stand der Frage gekannt hat." Eben so, wenn es von den Oeconomisten heißt I. S. 45: „Die ganz besondere Uebereinstimmung des Geistes dieser Secte mit dem Geiste der Christensecte bey ihrem Ursprunge könnte uns über ihre schnelle Ausbreitung beunruhigen, könnte uns fürchten lassen, Geschmack und Vernunft möchten unter den Mehlhaufen, die in Flugschriften aufgehäuft werden, indeß das Landvolk kein Brot hat, erstickt werden, und dies wäre in der That gerechte Strafe unserer strafbaren Gleichgültigkeit, aber glücklicherweise steht geschrieben, daß die Pforten der Plattheit die heilige Stadt Ferney nicht überwältigen werden." Dazu setze man den empörenden Ton über die Galanterieen Galiani's, mit dem Grimm besonders verbunden war, I. S. 11 und 21. Endlich im zweyten Theile S. 275. 276, wo die Rede von einer Geschichte von Siam ist, die ein gewisser Turpin aus den Papieren eines Missionairs zusammengetragen hatte, die aber der Missionair nicht billigte und durch ein arrêt du conseil unterdrücken ließ, „als irrig, so heißt es nun bey Grimm, verfälscht und selbst etwas gottlos, was ihr denn wohl einigen Absatz verschaffen könnte." Daß sie es mit der practischen Moral in andern Dingen nicht genauer nahmen, sieht man aus den Gräueln, die Grimm auf Pelisson wälzt, und worin er auch Rülhiere, nur darum, weil er mit Pelisson Freundschaft hielt, verwickelte. Th. I. S. 170—179 erzählt er die Bemühungen, die Diderot und andre anwandten, um die Vorstellung des homme dangereux von Pelisson zu hindern. Wir wollen nur eine Stelle des Briefs, den Diderot deshalb an den Herrn von Sartines, Polizeylieutenant, schrieb, anführen, um zu zeigen, daß sich diese Pariser als Lehrer der Welt betrachteten. Wie konnte es auch anders!

nennt doch Friedrich II. (Correspondance avec d'Alembert ed. 1789. s. l. Tom. IV. p. 120 et 132) d'Alembert bald den neuen Protagoras, bald den neuen Anaxagoras, die Friedrich freylich beyde gleich gut kennen mochte. „Es gebührt mir nicht (sagt Diderot I. S. 176), Ihnen, gnädiger Herr, einen Rath zu geben, können Sie aber bewirken, daß man nicht sage, man habe zwey Mal mit Ihrer Erlaubniß öffentlich diejenigen Ihrer Mitbürger verhöhnt, die man in allen Theilen von Europa in Ehren hält, deren Werke man nahe und ferne verschlingt, die die Ausländer herbeyrufen und belohnen, die man immer anführen wird, die der Ruhm des Französischen Volks auch dann noch seyn werden, wenn Sie nicht mehr sind; die endlich, welche kein Reisender zu besuchen versäumt, wenn er hier ist, und aus deren Bekanntschaft er sich nach seiner Rückkehr ins Vaterland eine Ehre macht; wenn Sie das können, gnädiger Herr, so glaube ich, handeln Sie klug u. s. w." In dem halb drohenden, halb prahlenden Tone geht es noch eine Zeitlang fort: es würkte. Das Stück ward nicht gegeben; doch bedeckt Grimm Pelisson mit Schimpfreden. Aber Pelisson ließ das Stück, worin die Wuth der Leute gegen alle bestehende Sitte dargestellt war, in Genf drucken, dafür zieht er sich Th. II. S. 19—23 einen neuen schrecklichen Sturm zu, der am besten zeigt, daß es den Leuten doch nicht so unwichtig war, als sie uns wollen glauben machen, wenn Pelisson über sie herfiel. Wie reizbar das Philosophengeschlecht, gleichwie bey uns auch, war, und wie eine Verletzung sie aller Besinnung beraubte, davon finden sich hier viele Beyspiele, nur eins. Die Encyclopädie wurde bekanntlich durch Subscription zum Druck gebracht, wo dann die Freunde der Parthey kein Geld sparten, um das Werk zu fördern. (Th. IV. S. 359 steht, daß die Markise von Ferté Imbault, die Tochter der Geoffrin, kurz vor dem Tode ihrer Mutter die Rechnungen derselben durchsah, und fand, daß sie über hunderttausend Thaler aufgewendet habe, pour soutenir l'Encyclopédie et ses dépendances.) Le Breton, heißt es I. S. 363, premier imprimeur ordinaire du roi, und Briasson waren, nachdem drey andere, welche Antheil daran hatten, gestorben waren, einzige Verleger der Encyclopädie

geworden. Diderot erhielt für jeden der 17 Bände Text 2500 Livres, und noch 20000 auf einmal. Sieben Bände waren bis Ende 1770 abgedruckt, die letzten zehn sollte le Breton erst ganz abdrucken, und dann alle zehn zugleich an die Subscribenten abliefern lassen, damit nicht die Regierung die Unternehmung hindere oder aufhalte, weil man es dahin gebracht hatte, daß sie ignorirte, daß in der größten Pariser Druckerey funfzig Arbeiter sich damit beschäftigten, den Druck der Encyclopädie zu vollenden. So druckte man denn alle Artikel so ab, wie die Schriftsteller sie geliefert hatten, und Diderot setzte nach der letzten Revision unter jeden Bogen den Befehl zum Abdruck. Dann aber machte sich der Corrector und Drucker noch einmal darüber her und strichen alle zu freyen Stellen, alle Ausbrüche des Philosopheneifers, kurz, Alles weg, wo von sie glaubten, daß es die Aufmerksamkeit der Regierung erregen könnte, und stellten dann den Zusammenhang, so gut sie konnten, wieder her. „Der Druck des Werks, sagt Grimm S. 366, war fast beendigt, als Diderot einen seiner längsten Artikel vom Buchstaben S brauchte, und ihn ganz verstümmelt fand. Er war wie angedonnert, in dem Augenblick lag der Gräuel des Buchdruckers offen vor ihm; er sah seine und seiner Mitarbeiter beste Artikel durch, und fand fast überall dieselbe Unordnung, dieselben Spuren des unvernünftigen Mörders, der Alles verheert hatte. Die Entdeckung setzte ihn in einen Zustand von Raserey und Verzweiflung, den ich nie vergessen werde. Ich war auf dem Lande, er schickte mir einen Boten, um mich mit der unglaublichen Gewaltthat bekannt zu machen, und mich nach Paris zurück zu rufen, um mit mir wegen des Entschlusses, den er zu nehmen hätte, zu berathschlagen." Nun schildert Grimm Diderots schreckliche Verzweiflung, und rückt S. 368—376 zwey Briefe ein, die er an le Breton schrieb, welche hinreichend beweisen, daß er sich in einer Art von Raserey befand. Jetzt wollen wir noch ein Beyspiel anführen, um zu beweisen, daß Grimm (den wir durchaus nicht ein mauvais sujet nennen wollen, obgleich uns die Art, wie man ihn neulich im Morgenblatt No. 219. dagegen hat vertheidigen wollen, ganz und gar nicht genügt) sich der Philosophen und des Tons der Conversation zu be-

dienen weiß, um mit Königen, Fürsten, Höfen sich in Verbindung zu bringen, und diese Verbindung durch diese Blätter zu unterhalten. Um die Zeit nämlich, in welche diese beyden ersten Bände fallen, hatte Grimm die Bekanntschaft des Königs von Preußen auf einer Reise gemacht, bey der ihm d'Alemberts und seiner andern Pariser Freunde Briefe überall die Höfe öffneten, wo dann sein Ton das Weitere that. In der Correspondenz Friedrichs mit d'Alembert ist es der 43te, den Grimm zurückbrachte, und im 45ten heißt es (Oeuvres de Frédéric 1789. Tom IV. p. 114. Der Brief ist vom 15. Nov. 1769): „Es freut mich, daß ich Herrn Grimm habe kennen lernen. Es ist ein Mann von Kopf und philosophischem Geist, dessen Gedächtniß voll schöner Kenntnisse ist. Er hat Ihnen unmöglich hinreichend sagen können, wie sehr ich Sie schätze, und Antheil an Allem nehme, was Sie angeht." Dafür macht Grimm denn hier tiefe Bücklinge über den Brief, den ihm Friedrich schrieb, obgleich er (I. 328 — 330) eigentlich Nichts sagt, als daß er ihn glücklich schätze, in Paris zu leben. Friedrich und Catharina wußten, wer damals am lautesten in Europa schrie, wer am meisten gehört ward; sie wandten sich dahin. Auch II. S. 153 — 160 rückt er das mandement ein, das Friedrich verfaßte, um d'Argens aus der Provence wegzuschrecken, und ihn wieder nach Potsdam zu bekommen; wir würden diese Seite lieber nicht an Friedrich sehen. Es freut uns aber, die Madame Necker mitten unter dem Haufen in andern Gefühlen zu finden, als ihre Abendgäste. Dies beweiset nicht bloß Th. II. S. 513 — 515 der Brief Voltair's an sie, wo es S. 514 spitzig heißt: „Ich erfahre, daß Sie seit einiger Zeit mit Madame Deffant in Verbindung stehen. Ich gratulire Ihnen beyden dazu. Ich wollte gerne der Dritte seyn, ich bin aber ein zu Unwürdiger dazu." sondern auch Grimms eigne Erklärung I. S. 332: Madame Necker lebt unter lauter Systematikern, sie ist aber doch fromm nach ihrer Weise. Sie wäre gerne reine und aufrichtige Reformirte, oder Socinianerin, oder Deistin; aber um Etwas zu seyn, entschließt sie sich, sich über Nichts herauszulassen. Gewiß klug von einer Frau, die den Witz der Leute liebt, ohne ihren Grundsätzen zu huldigen. Man wird

gerne hören, wie sie zu den Kenntnissen kam; mag es ihr Verlobter, das war Gibbon, wie er in der Schweiz war, erzählen, ob wir gleich nicht gerne die Seite des Geschichtschreibers, welcher mehr den Franzosen als den Engländern angehört, herausheben. „Ihre Mutter, heißt es (Mémoires de Gibbon, traduits de l'Anglais. 2 Vol. 8. Paris an V. de la république. Tom. I. p. 103), war eine der Religion wegen geflüchtete Französin von guter Familie, die Herr Curchod, Pfarrer in einem kleinen Ort, Crassi, im Pays de Vaud, an der Gränze der Franche Comté, geheyrathet hatte. In der Einsamkeit seines Dorfs gab der Vater der Tochter eine litterarische und sogar eine gelehrte Erziehung, und Verstand und Schönheit der Mademoiselle Curchod, die oft nach Lausanne kam, erregten allgemeines Aufsehn. Die Erzählungen von einem solchen Wunder erregten auch meine (Gibbons) Aufmerksamkeit. Ich sah, ich liebte sie. Ich fand sie gelehrt ohne Pedanterey, lebhaft in der Unterhaltung, rein in ihren Gefühlen, elegant in ihren Manieren." Jetzt erzählt er, daß er ihren Eltern seine Neigung offenbart habe, daß er in Crassi und Lausanne als ihr Verlobter erschien — und sie in England vergaß. Die Entschuldigung sind die kalten Worte, die er Rousseau's Briefe, den wir anführen werden, und den er kannte, entgegensetzt: „ich seufzte als Liebhaber, ich gehorchte als Sohn." Man höre Rousseau (Oeuvres ed. 4to. Tom. XVII. p. 60): Sie geben mir einen Auftrag für Madame Curchod, den ich schlecht ausrichten werde, eben weil ich sie achte ꝛc. Die Kälte des Hrn. Gibbon macht, daß ich nichts Gutes von ihm halte, ich habe sein Buch gelesen (er meint das Französische, das Gibbon schrieb, Essai sur l'étude de la littérature), er hascht nach Witz, und wird gekünstelt. Hr. Gibbon ist mein Mann nicht, ich glaube nicht, daß er der Mann der Mad. Curchod ist. Wer ihren Werth nicht fühlt, ist ihrer nicht würdig; aber wer ihn hat fühlen können, und sich von ihr losreißt, ist ein Mensch, den man verachten muß. Sie weiß nicht, was sie will (sie liebte also doch den etwas unförmlichen Engländer), der Mensch thut ihr mehr Dienste, als ihr eignes Herz. Ich will tausend Mal lieber, daß er sie arm und frey unter uns lasse, als daß er sie uns

glücklich und reich mit nach England nehme. In Wahrheit, ich wünsche, Hr. Gibbon käme nicht wieder. Ich wollte mir das verheelen, aber ich kann nicht; ich wollte es gut machen, aber ich werde alles verderben." Damals lebte nämlich Mademoiselle Curchod, deren Vater gestorben war, in Genf, und nährte sich und ihre Mutter dadurch, daß sie junge Frauenzimmer unterrichtete. Necker sah sie hier und heyrathete sie, — und Gibbon erschien hernach in ihren Cirkeln in Paris. Eine interessante Anecdote bringt noch Grimm I. S. 449 über Crebillon bey, wo der Schluß so hämisch und falsch ist, als das Urtheil über Crebillon richtig, welches Grimm I. S. 446—448 fällt. „Man weiß, sagt Grimm, daß ein Frauenzimmer von angesehener Familie (Miß Strafford) von Crebillons Sopha so gerührt ward, und sich eine so große Vorstellung vom Verf. machte, daß sie ausdrücklich, um ihn zu sehn, nach Paris reisete, und als sie sich versichert hatte, daß sie das Glück ihres Helden machen könne, ihn ins Geheim heyrathete, und ihm zu Gefallen ihrem Vaterlande, ihrem Namen und ihrer Familie entsagte. Herr von Crebillon hat viele Jahre mit ihr in Paris sehr in der Stille gelebt, aber in großer Eintracht. Erst nach dem Tode der Heldin hat man die nähern Umstände der romanhaften Heyrath erfahren; da sieht man, wie alles in der Welt Zufall ist. Der Verf. einer leichtfertigen Schnurre flößt einer vornehmen Dame eine Leidenschaft ein, daß sie übers Meer geht und ihn aufsucht, und der Liebhaber der neuen Heloise, der Treuste aller Liebenden muß seine Magd heyrathen!" Das Letzte ist elend; die Damen rissen sich genug um Rousseau, der übrigens ja schon über 40 war, und Grimm besonders, mußte das ja am Tisch und im Bett der Frau d'Epinay, wo er zu Hause war, am besten erfahren können. Zur Geschichte der Zeit findet sich hier wenig; nur merke man auf die Scenen in der Academie I. S. 490—96, wo der Abbé Voisenon den Bischof von Senlis in einer öffentlichen Rede persifflirt, wo die Theilung der Meynungen so weit geht und führt, lese II. S. 278—87, um zu erstaunen, daß die Regierung aus diesen Bewegungen, welche die Hauptstadt theilten, nicht erkannte, wohin es kommen könne.

Die drey letztern Bände der Grimmschen Correspondenz umfassen die Zeit vom Januar 1774 bis October 1782; es fehlt, doch ohne daß wir es bedauern möchten, das ganze Jahr 1775. Das Merkwürdigste in diesen Bänden ist die aus den Tagesberichten so deutliche Agitation der ganzen Volksmasse (das Vorspiel der Revolution), welche sich in den Streitigkeiten der Academie, der Advocaten und Gerichtshöfe, der Schauspieler und ihrer Vorgesetzten, der Philosophen, der Frommen,

der Romanschreiber, Tänzer und Musiker erkennen läßt, alle schließen sich getreulich an einander, und ihre mit unglaublicher Erbitterung getriebenen Händel, die durch solche Berichterstatter, als Grimm, ganz Europa interessirten, hatten eine Wichtigkeit, die sie vorher nie gehabt hatten, und auch so leicht nicht wieder erhalten werden. Da die Pariser Welt für alle Höfe und Hauptstädte die Schule des Tons war, und Alles, was von daher kam, verschlungen ward, so mußte dies natürlich zurück wirken; die Schauspieler, Dichter, Belletristen u. s. w. handelten nicht für Paris, sie hielten die ganze Europäische Menschheit für ihr Publicum; ihre Streitigkeiten werden also der Weltgeschichte wichtig, weil sich Demagogen für die Revolution dadurch bildeten, und die Köpfe erhitzt wurden. Es wäre zu weitläufig und uninteressant, dieses durch alle Schauspiel- und Proceßgeschichten, welche in diesem Theile vorkommen, durchzuführen, wir wollen nur Einiges ausheben. Vol. IV. S. 215 erscheint Hr. de Vismes zum ersten Mal an der Spitze der Oper, welche freylich nicht Oper, sondern Académie royale de Musique heißt. (Man erinnert sich wohl, daß Rousseau seinen Sct. Preux, oeuvres de Rousseau à Neuchatel chez Fauche 1775. 8. Tom. IV. p. 421 sagen läßt: die Oper besteht hier nicht, wie an andern Orten, aus einer Anzahl Menschen, die man dafür bezahlt, daß sie sich vor andern Leuten sehen lassen. Freylich sind es Leute, die das Publicum bezahlt, und die sich sehen lassen; aber das Alles sieht gleich ganz anders aus, da es eine königliche Academie der Musik ist, eine Art von Gerichtshof, der in seiner eignen Sache inapellabel entscheidet, sonst aber eben keinen Anspruch auf Gerechtigkeit oder Treue macht.) Man wird sich schon nach diesem nicht sehr wundern, daß Grimm den hohen Herrschaften so genaue Nachricht gibt, wie de Vismes bisher auf die Umstände, auf einmal angenommene Grundsätze, auf hergebrachte Gebräuche, keine Rücksicht genommen, wie er der Turgot der Oper sey, worauf dann S. 365—371 die elenden Streitigkeiten folgen, an denen der Hof Theil nimmt, die den König lebhaft interessiren, die ein Marschall von Frankreich, der Herzog von Duras, beylegen muß, von denen endlich Grimm S. 371 sagt: „Gewiß ist, daß diese Sache bey unsern Soupers mehr den Gegenstand der Unterhaltung ausmachte, als der Ruin unsers Handels, die Eroberung von Pondichery und die unglückliche Expedition nach St. Lucie." Man vergleiche dies mit dem, was ein anderer Augenzeuge, durchaus Hofmann, der bekannte Baron von Besenval, Generallieutenant und Schweizeroberster über diese Cirkel sagt. Memoires écrits par lui même à Paris.

1805. Vol. IV. 8. im 3ten Th. S. 328 — 337, und man wird sich über Manches weniger verwundern. Bey Grimm heißt es Vol. IV. S. 368: Man sprach au coucher du roi von diesen Zänkereyen der Operngöttinnen mit ihrem Director. „Es ist ihre Schuld, meine Herren, sagte der junge König zu seinen Hofleuten; wenn Sie sie weniger lieb hätten, würden sie weniger ungezogen seyn.“ Wie sehr sie das Letzte waren, sieht man gleich auf derselben Seite: „Der Minister will, daß ich tanzen soll, sagte Mademoiselle Grimard, er mag sich hüten, daß ich ihn nicht springen lasse.“ Der große Vestris hatte dem Hrn. Vismes eines Tags recht ungezogen geantwortet; dieser sagte: „Aber Hr. Vestris, wissen Sie auch, mit wem Sie reden? — Mit wem ich rede? mit dem Pächter meines Talents.“ — Noch eins. Sein Sohn weigert sich schlechterdings, des Vaters Rolle in der Armida zu tanzen, wird also auf das Fort l'Eveque gebracht. „Geh, ruft ihm da sein Vater mit Pathos zu, geh, mein Sohn, dies ist der schönste Tag deines Lebens. Nimm meinen Wagen; fodere das Zimmer meines Freundes, des Königs von Pohlen, ich werde Alles bezahlen.“ Dazu gehört Tom. V. S. 214—216, wo der Hof sich in Brunoy aufhält und Actricen der Franz. Comödie mitgenommen hat, um sich durch Schauspiele zu unterhalten. Welche Frivolität, daß der maitre des menus plaisirs, Desentelles, auf eine bloße Aeußerung des Königs, daß er die ungedruckten Stücke des Dichters Collé zu sehn wünsche, diesem Zimmer und Pult aufbrechen läßt. Freylich fand man die Stücke nicht, und mußte den Dichter auf dem Lande darum ersuchen lassen; aber dies ist für uns gleichgeltend. Bey eben dieser Gelegenheit hatten die Herren des Hofs sich erlaubt, alle Theaterdamen mitten im Ankleiden entführen zu lassen, damit ein großer Herr den roués seines Gelichters eine Dame, deren Tugend er mit tausend Louisd'or hatte kaufen wollen, und hernach für zweyhundert bekommen, im Negligée zeige. Hieher glauben wir am besten rechnen zu können, was S. 173 — 176 über eine anstößige Geschichte steht, die der Marie Antoinette Gefühl für Schicklichkeit eben nicht im guten Lichte zeigt. Grimm, als Hofmann, erzählt nur, wie der Graf von Artois, des Königs Bruder, der Herzogin von Bourbon einen Stoß ins Gesicht gibt, und sich mit dem Herzoge von Bourbon darüber duellirt, er ist dabey ganz auf Seiten Bourbons, und freut sich über die Auszeichnung, die ihm das Publicum im Theater gab, da es Artois und die Königin kalt empfing, hat auch nur 4 Seiten darüber. Um aber die Geschichte in ihrer ganzen Frivolität zu kennen, muß man Besenval vergleichen. Dieser, hier ganz in seinem We-

sen, in der ganzen Wichtigkeit eines Hofmanns, Freund des Grafen v. Artois, breitet sich über das Talent, daß er dabey bewies, weit aus, und enthüllt das elende Wesen der Leute, ohne es zu wollen: Memoires de Besenval Tom. I. p. 282—392. Man denke fast hundert Seiten! und doch ist das richtig. Wir können uns, weil das Buch vielleicht nicht jedem zur Hand ist, nicht enthalten, den Schluß herzusetzen, der zu komisch kläglich ist, um nicht zu gefallen, S. 328. Après l'heureuse issue d'un événement qui d'abord avoit si mal tourné pour Mr. le comte d'Artois, et qui avoit tant embarassé et affligé le roi et la reine, après la part, que j'avois eue à cette heureuse issue, je devois naturellement m'attendre à quelque témoignage de satisfaction. Non seulement ni le roi, ni la reine, ni qui que ce fût, ne m'en ouvrit la bouche; mais même dans le monde l'honneur en rejaillit sur le chevalier de Crussol (er schreibt C***, meint aber diesen), soit qu'il l'eût couté plus à son avantage qu'elle ne l'étoit dans le fond, soit que tout ce qu'il en dit et le silence que je gardai sur cet objet, ainsi que je le fais toujours sur ce qui me regarde fit tourner les yeux de son côté! il en eut presque tout l'honneur, et jen'en tirai que celui d'être content de moi; ce qui me suffira toujours. Edeles Selbstbewußtseyn! — Wir kehren zu Grimm zurück, um aus seinem Werke, als würdiges Seitenstück zu dem Ebengesagten die Geschichte der Sängerin Laguere hier mitzutheilen. Sie hatte als gemeine Dirne die edle Laufbahn begonnen, damals eben den Prinzen von Bouillon in einem halben Jahre ruinirt, und das Vermögen eines der reichsten Generalpächter, Haudry de Soucy, erschöpft. Sie sollte V. S. 244 in der Iphigenia singen, war aber während des ersten Acts so betrunken, daß sie hin und hertaumelte, und nur stammelte. Im Zwischenact wendet man alle Mittel an, um sie nüchtern zu machen, und es geht besser; auch das wird dem König erzählt! „Nun, sagt er dem Minister, und sie ist in Arrest?" Jetzt ward sie verhaftet. Als sie aber zwey Tage hernach den Anfang ihrer Rolle:

O jour fatal que je voulois envain
Ne pas compter parmi ceux de ma vie.

mit Emphase spricht, geräth das Publicum außer sich vor Entzücken, hört gar nicht auf, zu klatschen, und der Hof läßt ihr am Ende des ersten Acts ihre Befreyung vom Arrest ankündigen. Soll man noch Etwas hinzusetzen?

(Der Beschluß folgt.)

No. 2. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

Correspondance littéraire philosophique et critique addressée à un Souverain d'Allemagne par le baron de Grimm et par Diderot.

(Beschluß der in No. 1. abgebrochenen Recension.)

Voltaire, sein letzter Aufenthalt in Paris, und Alles, was sich darauf bezieht, nimmt einen großen Theil der drey letztern Bände ein, welches die Herausgeber aber als bekannt hätten weglassen sollen. Die Grabschrift, die Rousseau Voltaire'n gesetzt hat, ist bekannt, die einer Dame von Lausanne IV. S. 355 verdiente es zu seyn: Ci gît l'enfant gâté du monde qu'il gâta. Wie seicht übrigens Grimm ist, sobald es über alltägliches Geschwätz hinausgeht, sieht man aus dem Hin- und Herreden über Montaigne III. S. 103. Ferner über Sprachen, Schriftsteller, Voltaire und Corneille. III. S. 118 u. f. In demselben Bände sieht man auch S. 213—226, wie die Academie in eine Art von Theater ausgeartet war, wo man nach dem Beyfall einer gemischten Versammlung (IV. S. 360 u. f.) haschte, und wo man beklatscht und nicht beklatscht wurde, so daß selbst Grimm gesteht, die Zuhörer der Academie beständen fast aus lauter Weibern und jungen Laffen. Diese Leute regierten also die Litteratur, und Urtheile, wie sie Grimm III. S. 218—226 fällt, mußten dann allerdings noch ausgezeichnet seyn, so wenig wir auch begreifen, wie man sich dergleichen von Paris aus konnte zuschicken lassen. Waren doch Madame Deffant und andere als Orakel der Litteratur angesehen (IV. S. 362), war doch Zutritt zu gewissen Gesellschaften das Ziel der Schriftsteller! Wie glücklich sind wir Deutsche Gelehrte, daß es dahin bey uns nie kommen kann! Nie wird bey uns die Wissenschaft zum Zeitvertreib, die Kunst zum Spiel herabsinken, eher vergehen! Sind doch die Vorlesungen der wandernden Gelehrten, die Declamatorien, alle Zwitteranstalten bald lächerlich geworden und aus der Mode

gekommen. Naiv ist Grimms Geständniß IV. S. 39. Nachdem er dort über seine Freunde, die Philosophen, geklagt hat, so setzt er hinzu: „Unordnung und Anarchie, die unter der philosophischen Parthey seit dem Tode der Mademoiselle l'Espinasse und seit der Unthätigkeit der Madame Geoffrin geherrscht haben, beweisen, wie viele Uebel die weise Regierung der Damen verhütet hat, wie viel Stürme zerstreut, und besonders, wie viel Lächerlichkeiten verhütet worden. Nie würden wir unter ihrer ehrwürdigen Leitung die Scenen gesehen haben, zu denen der Krieg über die Musik Anlaß gab.“ Welche Stützen der Philosophie, ein paar eitle Weiber! Man darf sich aber nicht wundern, daß die schaamloseste Sittenverderbniß überall heraus leuchtet, da der Beste unter den Göttern der Zeit, Jean Jacques, in seinen Confessions so schöne Grundsätze zeigt, in der Heloise lehrt, und dem Emil, in der Erziehung am Ideal, ein so tröstliches Ende gibt, daß Grimm Recht hat, wenn er ironisch ausruft: „Wenn Jean Jacques in den Abentheuern Eduard Bomstons die Weiber, welche honett die Ehe brechen, etwas zu hart behandelt hat, so hat er das in seiner Fortsetzung des Emil gewiß wieder gut gemacht. Man kann nicht interessanter die Ehe brechen, als Sophie thut.“ Freylich muß man, wenn Grimm von Rousseau spricht, auf seiner Hut seyn; denn man vergleiche nur einmal Tom. III. S. 266 die Geschichte, wie St. Fargeau's Hund Rousseau'n umrennt, mit derselben Geschichte in den Confessions! Doch bringt er ein günstiges Urtheil Condorcet's über Jean Jaçques bey, das wir gern unterschreiben würden, wenn es nicht einseitig wäre. „Dieser berühmte Mann, heißt es, dem das Talent, andere von dem zu überzeugen, was er haben wollte, daß sie glauben sollten, angebohren war, hat die Wahrheiten, die er für nützlich hielt, auch populär zu machen gewußt. Sind die Körper der Kinder nicht mehr in Schnürbrüste geschraubt, wird ihr Verstand nicht zu früh mit Vorschriften überladen, entgehen sie wenigstens in den ersten Jahren dem Zwange und der Dienstbarkeit, so verdanken sie dies Rousseau. Darum trug auch eine Frau von vielem Gefühl darauf an, daß man ihm eine Statue errichte, die von Kindern gekrönt würde. — — Er hat in unsern jungen Leuten den Enthusiasmus für die

Tugend wieder erweckt, der ihnen so nöthig war, um ihn den heftigen Leidenschaften entgegen zu setzen. Das sind die Ansprüche, die er an die Dankbarkeit der Menschen hat. Unter den neuern Philosophen ist er einer von denen, die am meisten auf die Gemüther gewirkt haben, weil er das Talent besaß, die Seele der Leser so zu lenken, wie die alten Redner (und hätte er sagen sollen Sophisten) die Seelen ihrer Zuhörer lenkten: Aber auch Rousseau hatte gegen die Philosophen gesündigt, und für alle Sünden ist Vergebung bey Grimm, nur die Sophisten muß man nicht necken. Weil er das thut, kommt ein elender Schriftsteller, de Querlon, zu der Ehre, den Correspondenten denunciirt zu werden. Dieser Mensch hatte nämlich Noten zu Montaigne's Reisen gemacht, die auch recht gern in alten Kasten auf dem Schlosse Montaigne's, das damals dem Grafen Segur de la Roquette gehörte, wo sie der Canonicus Prunis (III. 94) triumphirend fand, hätten faulen mögen. Wem fällt bey solchen Gelegenheiten nicht ein, daß Palissot doch Recht hat, wenn er gleich selbst nicht besser ist, zu sagen (Oeuvres de Palissot. à Liège 1777 in den Philosophes act. II. Tom. p. 189):

Ces grands mots imposans d'erreur, de fanatisme.
De persécution, viendroient à son secours.
C'est un ressort usé qui réussit toujours.

Wie sehr durch die Furcht geschimpft, oder lächerlich gemacht zu werden, die angesehensten Personen des Reichs in Furcht gehalten wurden, sieht man recht in dem Processe Raynal's, wie er (Tom. V. S. 306 u. fgg.) die histoire philosophique des établissemens etc. unter seinem Namen hatte drucken lassen, und deshalb eingezogen werden sollte. Er hatte, heißt es hier (V. 308), jetzt allen Rücksichten entsagt, und, ja, man erstaune, daß eine Nation so tief sinken kann: „Indeß bezahlt er (Raynal) seine Mitarbeiter gut, und die einzige Bedingung, die er macht, ist: daß, wenn sie die Geistlichen und die christliche Religion herabsetzen und schmähen, sie den Theismus schonen, weil die Grundsätze des ihm entgegengesetzten Systems, die sich in der ersten Ausgabe fänden, viele rechtliche Leute in England und Deutschland (also nicht in Frankreich) empört hätten.“ Wie leer müssen einem jeden

dann alle Klagen über Verfolgung erscheinen, wie sieht man so deutlich, wer eigentlich verfolgte. Um dies besser zu zeigen, wollen wir uns eines Briefs von Voltaire bedienen, der nicht leicht jedem in die Hand fallen möchte. (Er steht Oeuvres de Palissot Tom. VI. p. 393) „Sie haben, sagt dort Voltaire zu Palissot, die rechte Saite geschlagen, mein Herr, ich habe Freret, den jüngern Crebillon, Diderot, ins Gefängniß werfen sehen; ich habe gesehn, wie fast alle andre verfolgt wurden. Der Abbé de Pondes, wie Arius von den Athanasianern behandelt, Helvetius eben so grausam unterdrückt, Tercier seines Amts, Marmontel seines Vermögens beraubt, und Bret, sein Censor, der ihn durchgelassen, in die äußerste Armuth versunken." Wer sollte nicht erschrecken, wenn er so Etwas lies't, und nun vergleiche man die Note Palissots S. 393 — 395, die wir unsern Lesern nachzulesen überlassen, und sehe, wie sogar Nichts daran ist; und doch bringt Palissot Facta vor, nicht Worte. Wir bleiben nur bey Rousseau stehen, den Voltaire, der ihn verfolgt, zu den Verfolgten rechnet. „Jean Jacques Rousseau, sagt er auf derselben Seite, der den Wissenschaften nützlich seyn konnte, ward ihr Feind aus lächerlichem Stolze, und ihre Schmach durch eine fürchterliche Aufführung." Das ist noch gelind, es ist in einem Briefe; wir haben andre Stellen. In der Vorrede zum Leben Peters des Großen schilt er ihn visionnaire, spricht von einem je ne sais quel contrat social ou insocial, nennt ihn am Ende einen Gassenbuben (man höre: c'est une ettange manie que celle d'un polisson qui parle en maître aux souverains et qui prédit infailliblement la chute prochaine des empires du fond du tonneau, où il prêche et qu'il croit avoir appartenu autrefois à Diogêne). Ja, er ruft selbst den weltlichen Arm gegen ihn an, und droht ihm damit (vergl. das Dictionnaire philosophique. Amsterd. Rey. 1789. article Pierre le Grand et Jean Jacques Rousseau. Tom. VII. p. 138—144). Dieser Eifer fanatischer Sophisten hat dann viel Aehnliches mit der Sentimentalität liederlicher Schauspieler. Tom. III. S. 61 u. f. sollen die Schauspieler auf gewöhnliche Weise das Publicum grüßen, da nimmt die Deschamp mit liebenswürdiger Naivetät (S. 64) den Schauspieler

Clairval bey der Hand (man weiß, was Clairval, Caillot u. a. den Damen waren) und sagt laut: „Kommen Sie Clairval, Sie wissen den Damen so gut den Hof zu machen, Sie müssen Sie begrüßen.“ Das Publicum klatscht. Dann führt Grimm eine Herzogin redend ein, daß uns bey der Art, wie er mit seinen Herrschaften spricht, eine Stelle aus Duclos einfiel. Memoirs secrets Tom. I. p. 397: „Ein scherzender Ton deckte am Hofe (des Regenten) alle Sittenlosigkeiten; und dies hat sich in der großen Welt erhalten.“ Dazu paßt denn auch vortrefflich die Erziehung, von der hier Pröbchen vorkommen. Man kennt das Verhältniß, in dem Madame de Genlis mit dem Herzog von Orleans stand. Tom. V. S. 156 erzählt Grimm, wie man der Genlis in Bercy ein Fest gibt, wobey die Kinder, die sie erziehen sollte, die kaum zwey Jahr alt waren, sagen müssen: Die Eine: Maman, Genlis, ces deux noms lá — sont lå (aufs Herz deutend). Die Andre: Et tous deux font dire de même — j'aime, und das Duo hatte der Unter-Gouverneur der beyden Brüder der Prinzessinnen erfunden! Etwas Aehnliches ist doch auffallender bey Madame Necker, wenn man nicht Hrn. Neckers Vorliebe für seine Tochter, die jetzige Madame Staël Holstein, deren ganzer Lebenslauf in dieser Geschichte liegt, kennte. Tom. IV. S. 290 macht sie als zwölfjähriges Mädchen Comödien, und besonders eine unter dem Titel: Les inconvéniens de la vie de Paris, von der Grimm sagt: qui n'est pas seulement fort étonnante pour son âge mais qui a paru même fort supérieure à tous ses modèles. Die Couplets von Marmontel bey der Genesung ihres Vaters hätte sie immer singen mögen, wenn nur nicht die gelehrten Herren, die bey der Mutter speiseten, der Tochter im eilften Jahre so viel Weihrauch gestreut hätten. So wie der Madame Staël Bildung aus diesen Anecdoten einleuchtet, so wirft der Auszug, den Grimm, IV. S. 103—120, aus den beyden Lobreden, die der Abt Morellet und Thomas, und dem Briefe, den d'Alembert gleich nach dem Tode der Madame Geoffrin über sie herausgab, ein Licht auf den Charakter dieser Frau. Uns hat an ihr am wenigsten gefallen, was an einer andern Stelle bey Grimm vorkommt, daß ihr Mann unter den philosophi-

schen Schreyern an der Ecke des Tisches einen Platz erhielt, doch so, daß er nur eine stumme Person machte. Wir wollen sie übrigens, da viel Gutes von ihr gesagt wird, das freylich sehr affectirt aussieht, weder anklagen, noch vertheidigen, der Verständige wird aus einer Note Grimms Tom. IV. S. 116 leicht sein Urtheil über ihre Wichtigkeit und die ganze Tendenz ihres Handelns bilden: „Das gegen Madame Geoffrin eingenommene Publicum glaubte, sie habe die Gelehrten und Künstler (d. h. Schauspieler) nur darum in ihr Haus gezogen, um die Leute von Stande dadurch anzulocken. Gewiß ist wenigstens, daß sie schon seit geraumer Zeit eine ziemliche Langeweile in der Gesellschaft unserer Litteratoren empfand, und mit ihren Katzbalgereyen unzufrieden war; noch gewisser ist, daß Niemand auf die allgemeine Meynung höhern Werth legte, den Wechsel derselben besser faßte, und ihm mit mehr Biegsamkeit folgte. Als Helvetius sein Buch de l'esprit bekannt gemacht hatte, sagte er seinen Freunden: „Wir wollen sehn, wie Madame Geoffrin mich aufnehmen wird, wenn ich dies Thermometer der öffentlichen Meynung befragt habe, kann ich genau wissen, welches Glück mein Werk macht." Dies ist zugleich hinreichend, um zu zeigen, wie gefährlich die Dilettanten den Gelehrten sind; das fühlte Diderot auch sehr gut, und er sagt es in der III. S. 269 eingerückten Schrift: Résultat d'une conversation sur les égards qu'on doit aux rangs et aux dignités de la société. S. 273 heißt es: „Er (der Gelehrte) wird die Gesellschaft von Seinesgleichen jedermann vorziehen: denn, in ihr kann er seine Kenntniß erweitern, und ihr Lob allein kann ihm schmeichelhaft seyn; er wird sie der Gesellschaft der Vornehmen vorziehen, bey denen er zum Ersatz seines Zeitverlusts nur Laster gewinnen kann. Er ist bey ihnen wie ein Seiltänzer zwischen Niederträchtigkeit und Hochmuth. Die Niederträchtigkeit beugt das Knie, der Hochmuth wirft den Kopf in den Nacken; der würdige Mann trägt ihn gerade." Treffen sich doch manchmal die heterogensten Geister auf einen Gedanken, hier spricht Diderot wie Rousseau, in jener Note über die Geoffrin Grimm wie der ärgste Antiphilosoph, und Tom. III. S. 281 treffen wir den leichten und leichtfertigen Galiani mit unserm langsamen ächt-

prosaischen Meiners auf einem Gedanken. Dort heißt es in dem Briefe an Madame d'Epinay: Ainsi la perfectibilité n'est pas un don fait à l'homme en général mais à la seule race blanche et barbue. Par alliance la race bazanée et barbue, la race bazanée non barbue et la race noire ont gagné quelque chose. Ist das nicht du Meiners tout pur? Doch ist noch ein Unterschied; in Meiners schwarzen Brauen wohnte nur kalter Ernst; Galiani versteht Spaß.

Politische und literarische Notizen finden sich wenige brauchbare oder zuverlässige. Was den Prinz Eduard angeht, den die mehrsten unserer Leser wohl aus Voltaire's siècle de Louis quinze kennen, so scheint es uns nicht recht glaublich, was Tom. V. S. 52 erzählt wird, daß er, wie er aus der Bastille entlassen worden, sich drey Jahre bey der Markise von Vasse' zu St. Joseph in der Vorstadt St. Germain aufgehalten, um die Prinzessin von Tallmont, in die er verliebt war, und mit der er sich doch balgte, zu sehen. Ein mauvais sujet, wie Eduard, wäre wohl dazu im Stande gewesen, das hätte aber doch d'Angerville oder wer sonst Verfasser der vie privée de Louis quinze (à Londres 1781. Littleton. 4 Vol. 8.) seyn mag, erfahren; hier heißt es aber ausdrücklich Vol. II. S. 301: „Man ließ ihn drey Tage in Verhaft, dann brachte man ihn an den pont Beauvoisin, und dies nahm ihm alle Lust, nach Frankreich zurück zu kehren," und doch interessirte den Verf. die Sache; denn in den Beylagen findet man alle Vaudevilles, die bey der Gelegenheit circulirten. Die Anecdoten, welche Grimm V. S. 45 u. fg. über die du Barry beybringt, hätten die Herausgeber ganz weglassen sollen, da sie in der vie privée Tom. IV. schon benutzt sind. Wir waren begierig durch Grimm, der doch in Paris lebte, über den Verf. dieser aus ganz verschiedenen Büchern mit den Worten der Verf. zusammengestoppelten Geschichte etwas zu finden; aber er erwähnt ihrer zwar V. S. 256, wirft aber nicht einmal dem Verf. vor, daß er aus einem so bekannten Buche, als Voltaire's siècle de Louis quinze so sehr lange Stellen wörtlich einrückt. Wahrscheinlich war es d'Angerville (Correspondance littéraire secrète No. 10 et 11. und woher? Von unserm Müller von Itzehoe, Geschichte der

Waldheims zweytem Theil S. 253), andre halten aber doch auch den Moussle de Georgeville dafür, und dies ist nicht ganz unbedeutend, da doch einige Nachrichten dieses Werks aus keinen andern Quellen bekannt sind. Gut ausgewählt ist aus Millots Mémoires de Noailles der Brief der Prinzessin des Ursins, wo sie (III. S. 418 — 419) ihre erste Lage bey Philipp V. und seiner Gemahlin beschreibt. Wie tröstete sie sich bald! Gut ist der Artikel über Dorat V. S. 161 — 171; wer Dorat kennen und beurtheilen will, darf ihn nicht übersehen, so wenig als zur Ehre von la Harpe die Anecdote S. 10 — 12, wo Dorats Secretair, der gegen diesen erbittert war, und Geld nöthig hatte, ihm, dem ärgsten Feinde Dorats, Papiere anbietet, deren Bekanntmachung Dorat verderben mußten, er sich diese Papiere verschafft, und sie Dorat ausliefert. Rührend ist die Geschichte des Dichters Gilbert, der V. S. 220 in seiner Armuth erst wahnsinnig wird, dann im Wahnsinn seinen Stubenschlüssel verschluckt, und ins Hôtel Dieu gebracht wird, wo er nach vierzehn Tage oder drey Wochen sein Leben hinschleppt, als seine letzte Arbeit aber diese Verse eines Psalms hinterläßt:

Au banquet de la vie infortuné convive,
J'apparus un jour et je meurs;
Je meurs, et sur ma tombe où lentement j'arrive
Nul ne viendra verser des pleurs.

Es ist über Grimms Sphäre, wenn er Buffons epoques de la nature beurtheilt, und der Witz ist schaal, wenn er V. S. 175 über das Gleichniß der Rakete und Flintenkugel, welches Buffon Euler'n entgegen setzte, sagt: „Ich habe Herrn Buffon sagen hören„ Herr Euler hätte sich bey der Rakete (man denke an die Bedeutung une fusée) beruhigt. Es wäre unschicklich, schwieriger zu seyn, als Hr. Euler.“ Wir hätten erwartet, er hätte Hrn. Buffons lange Phrasen angegriffen, das gehörte vor sein forum. Was den Witz Grimms angeht, so sagt Buffon selbst (histoire naturelle edit. 8vo. Paris 1769. Tom. I. p. 243) von seiner Hypothese: „Ich hätte ein dickes Buch schreiben können, wie Burnets und Whistons Buch ist, wenn ich die Ideen, welche das System, von dem ich so eben geredet habe, ausmachen, ausführen und ihnen

ein geometrisches Ansehn hätte geben wollen; aber ich denke, daß Hypothesen, so wahrscheinlich sie auch immer seyn mögen, nicht mit so vielem Aufsehn dürfen behandelt werden, weil dies wie Marktschreyerey aussieht." Wir schließen mit einer Bemerkung über Diderots Declamation gegen die Jesuiten, und für Olavides. In Beziehung auf die Erstern wird es jedem interessant seyn, den neusten Vertheidiger der Jesuiten, Hrn. Hofprediger Stark in Darmstadt, im Triumph der Philosophie des achtzehnten Jahrhunderts (Germantown, Rosenblatt zwey Bände von 672 und 634 S. 1803) im ersten Bande im sechzehnten und siebzehnten Kapitel zu vergleichen mit Diderot in Tom. V. S. 388 u. fgg.. Man sieht zugleich, wie die Meynung schwankt; vor zehn Jahren schrieen alle wie Diderot, und jetzt hat auch Joh. von Müller, Allgem. Geschichte dritter Band S. 22 — 27, sich für die Jesuiten erklärt, und in der That haben die maîtres de la terre, an welche Diderot S. 340 apostrophirt, nicht wohl gethan, dem Aufruf so ohne weiteres zu folgen. Die Geschichte des Olavides V. S. 340 bis zu Ende des Buchs ist auch eine leere Declamation, und man muß deshalb eine Stelle aus Bourgoing tableau de l'Espagne moderne, troisième edition. Paris 1803. 8. Tom. I. p. 369 — 381 vergleichen, wo die Geschichte genau erzählt ist. Es heißt am Schluß: „Olavides wurde in ein Kloster gesteckt, beklagte sich aber, daß seine Gesundheit dort litte, erhielt also Erlaubniß, nach Catalonien zu reisen, um die Bäder zu gebrauchen. Er wußte dort seine Wächter, die wohl absichtlich nicht genau Acht gaben, zu täuschen, und entwischte nach Frankreich, wo er als Märtyrer der Intoleranz aufgenommen ward. Bey seinem ersten Auftritt ward er von den Philosophen gesucht, durch die Gastfreundschaft getröstet, und von Dichtern gepriesen. Im Jahr 1797 (so heißt es Bourgoing S. 380) schmeichelte sich Olavides wohl nicht, sein Vaterland wieder zu sehen, wo man ihn als einen Proscribirten behandelt hatte, und aus dem er als Flüchtling entkommen war; aber das Alter, das Unglück, große Beyspiele, hatten ihn zu der Religion zurückgebracht, deren Verachtung man ihm Schuld gegeben. Nicht bloß sagte er frey und offen, daß er dem Christenthum anhange, sondern er hatte auch seine Muße dazu

angewendet, die Vertheidigung desselben zu führen, und dies bewies in Spanien, wie es dort bekannt wurde, hinreichend, daß er sich aufrichtig bekehret. Er erschien 1798 wieder in Madrid, wo er zwanzig Jahr vorher als Ketzer war bestraft worden. Aber Ehrgeiz wie Groll waren in seiner Seele erloschen, er begab sich nach Andalusien, wo er bey einer Verwandtin in der Stille lebte.

ch. h. r.

Macbeth, Tragedy by Shakespeare (Shakspeare) with german notes by D. John Christian Fick. Erlangen, printed for C. C. F. Breuning. 1812.

Von dem Abdrucke einer einzelnen Shakspearischen Tragödie, wie der gegenwärtige, erwartet man zum mindesten einen kritischen Text, und in den Anmerkungen eine Auswahl solcher, die für bestimmt gedachte Leser zwischen dem zu viel und zu wenig grade das enthalten, was zur Erläuterung und Aufhellung des Stückes nothwendig ist. Herr Fick hat diese billigen Erwartungen nicht erfüllt. Er gibt uns einen überaus schlechten Text, und unter diesem so willkührlich hingestreute, unbedeutende, oft falsche und von Unkunde der Englischen wie der Deutschen Sprache zeugende Anmerkungen, daß wir kein Bedenken tragen, ihn einen Stümper zu nennen. Wir wollen unser Urtheil mit einigen Beyspielen belegen. S. 3 sagt der verwundete Krieger vom Macdonwald (Macdonel schreibt Hr. F. nach eigener Willkühr):

And Fortune, on his damned quarrel smiling
Shew'd like a rebel's whore.

Daß so zu lesen ist, beweis't Steewens unwidersprechlich aus dem Holinshed; gleichwohl behält Hr. F. das sinnlose quarry, Wildbrett, bey. — S. 14:

— — — — — only J have left to say,
More is thy due than more than all can pay.

More than all macht Einen Begriff aus (wie in Ariost's schöner Zeile:

Michel, più che mortal, Angel divino.),

und bezeichnet ächt Shakspearisch den denkbar größten Reichthum auf Erden:

Sieh mich als Schuldner an
Für mehr, als mehr denn alles zahlen kann.

Davon ahndete Hr. F. nichts, indem er stillschweigend More is thy due, even more etc. an die Stelle setzte. Gleich darauf ist:

safe toward your love and honour

die richtige Lesart, in der, wie Blackstone zeigt, auf das bekannte Sauf la foy que jeo doy a nostre seignor le roy angespielt wird. Hr. F. gibt das längst verabschiedete fief'd. — S. 32:

— — — no; this my hand will rather
The multitudinous seas incarnadine
Making the green — One red.

Diese Lesart empfiehlt sich durch die Wortstellung, als die einzig wahre. Was Hr. F. gewollt hat mit:

Making the green, One red — —

begreifen wir nicht. S. 75 lief't Hr. F.:

His title is affear'd

und erklärt: „Sein Recht ist abgeschreckt." Wahrscheinlich wollte er afeard geben; aber dagegen ist der Zusammenhang. Rec. lief't mit den besseren Commentatoren affeerd, Sein (Macbeths) Titel ist geborgen. — S. 28:

— — — — — Now o'er the one half world
Nature seems dead, and wicked dreams abuse
The curtain'd sleep; now witchcraft celebrates. —

Das schöne sleep wollten einige Englische Kunstrichter in sleeper verwandeln; je matter, je besser, denkt unser Herausgeber und folgt ihnen.

Die kleinen Anmerkungen unter dem Text gehören zu dem Schlechtesten, was uns in dieser Art bekannt ist. Bald scheint es, der Herausgeber habe sich die ersten Anfänger als seine Leser gedacht, bald wieder, als glaube er, die schwersten Sachen für bekannt voraussetzen zu dürfen. Nirgends ist ein fester Gesichtspunct, überall Leerheit, Seichtigkeit, Ungründlichkeit. Wenn wir holily durch „heilig, auf eine gerechte Weise" erklärt finden, hurly — burly durch „Geräusch, auf die Schlacht sich beziehend," what thou art promis'd durch „was dir verheißen ist," thou anticipat'st durch „du kommst zuvor, greifst ein," birthdom durch „Geburtsrecht" u. s. w., so glauben wir, er wolle Kindern das ABC eintrichtern. Sehn wir dagegen, daß er stillschweigend vorübergeht bey Stellen, wie: but screw your courage to the sticking place, oder S. 33: he should have old turning the key u. a., so sollte man meinen, er habe sein Buch für recht unterrichtete Leser bestimmt. Aber das wahre der Sache ist wohl, er schwieg, wo er nichts wußte. Dieser Fall tritt ein S. 15:

The rest is labour, which is not us'd for you.

S. 37: to countenance their horror, S. 56: Impostors to true fear, S. 81: of many worthy fellows, that were out; S. 83: the powers above

Put on their instruments. Receive what cheer you may;
The night is long, that never finds the day u. s. w.

Daß wir Herrn F. mit solchen Voraussetzungen nicht zu nahe treten, beweisen Anmerkungen, wie folgende: S. 18: unsex me here „entschlechtet mich, wandelt mich um;" S. 22: if the assassination

Could tramel up the consequence, and catch
With its surcease succefs.

„Wenn der Mord in sich selbst enden, den regelmäßigen Lauf von Folgen zurück halten, und sein Gelingen den Stillstand sichern könnte;" S. 11: that trusted home, „dieses starke Vertraun" (sic); S. 25: wassel, Uebermäßigkeit, Ausschweifung im Trinken; S. 20: coigne of 'vantage, vortheilhaft heraussthehender Theil;" weïrd sisters, „beherte Schwestern" statt Zauberschwestern, Schicksalsschwestern. — S. 59. In:

Augurs and understood relations have
By maggot-pies and choughs and rooks brougt forth
The secret'st man of blood.

wird Augurs durch Wahrsager, maggot-pies durch Madenelstern erklärt, über die understood relations dagegen kein Wort gesagt. S. 81: shardborne beetle ist ihm „ein Käfer in Holzrissen erzeugt;" S. 53: at first and last, „dem ersten bis dem letztem" (welches Deutsch!) statt einmal für allemal. Manchmal scheint dem Herausgeber das Rechte vorgeschwebt zu haben; aber die Sprache wollte nicht folgen, wie S. 12:

My thought, whose murder yet is but fantastical,
Shakes so my single state of man, that function
Is smother'd in surmise and nothing is,
But what is not.

„Mein Gedanke, dessen Mord nur noch phantastisch ist, erschüttert so meinen einzelnen Zustand des Menschen, daß die Lebensthätigkeit in der Einbildung erstickt wird, und (etwas anderes) für mich nichts ist, was nicht ist." So S. 73:

To fright you thus, methinks, I am too savage
To do worse to you, were fell cruelty,
Which is too nigh your Person.

wo die zweyte Zeile umschrieben wird: „Noch schlechter handelte ich gegen euch, wenn ich euch und eure Kinder morden ließ (ließe), ohne euch zu warnen. — Von Sprachfehlern

haben die ausgehobenen Stellen schon Proben geliefert. S. 85 heißt es außerdem: „Sie glaubt, sie spräche mit ihrem Gemahl."

Wir sind es müde, den Augeiasstall auszufegen; drum, nur noch die Bitte an den Herrn F., er wolle sich aufraffen, und dieser verunglückten Ausgabe einmal eine gute nachfolgen lassen, die wir loben können.

D. A. E.

Die Inauguraldissertation des Herrn D. Winzer in Wittenberg, die er am 30. Jul. 1812 vertheidigt hat, führt den Titel:

De Daemonologia in sacris Novi Testamenti libris proposita Commentatio prima. Viteberg. literis Graesleri. 57 S. 4.

Eine fleißige von gründlichem festen Forschungsgeist und nicht gemeiner Gelehrsamkeit und Belesenheit zeugende Arbeit, welche zu den schönsten Erwartungen vom Verf. berechtigt. Sie lehrt uns einen Theologen kennen, der im Ausland darum wenig bekannt ist, weil seine Bescheidenheit und die strengen Anfoderungen, die er an sich macht, ihn abgehalten zu haben scheinen, sich, einige kleine akademische Schriften abgerechnet, als Schriftsteller zu zeigen. In dieser Dissertation hat er uns nur einen kleinen Theil der ausführlichen Untersuchung über die neutestamentliche Dämonologie vorgelegt, das Proömium und das erste Capitel von der Existenz und den Namen der Dämonen; aber auch dieses ist so trefflich und wichtig, daß wir gern etwas dabey verweilen.

Der Verf. geht aus von den Hauptsätzen der Emanationslehre und Dämonologie der Indier, Perser und anderer Völker und der Aehnlichkeit der letztern mit der Dämonologie des N. T. Denn wie dort das Reich des Bösen und des Guten einander entgegengesetzt werde, so im N. T. der Satan dem guten Geist, der sich mit Christus vereinigt und sein Reich dem von Christus zu stiftenden Reich Gottes; was wohl niemand leugnen kann, der das N. T. mit historischem Sinn betrachtet hat. Hierauf erklärt sich der Verf. über die verschiedenen Meynungen neuerer Gelehrten über die Dämonologie, ihre historische und philosophische Richtigkeit und ihren dogmatischen Werth. Diejenigen, welche die moralische Nothwendigkeit des Satans vertheidigt, oder dessen Existenz geleugnet, weis't er ab mit der Bemerkung, daß aus philosophischen Gründen weder geleugnet, noch behauptet werden könne, daß ein Teufel existire oder gedacht werden könne oder müsse. Hierbey möchte er aber doch der Philosophie zu wenig einräumen. Darüber, was man

wissen oder denken kann, gibt die Philosophie die allergewisseste Auskunft, und bliebe man dabey stehen, faßte man dies nur fest ins Auge, so würde alles Schwanken und Träumen in der Philosophie ein Ende haben. Es läßt sich leicht zeigen, daß man einen Teufel nicht denken könne, ohne die reine Idee der Gottheit aufzugeben. Auch die Meynung derer, welche angenommen, daß sich Jesus und die Apostel im Vortrag dieser Lehre accommodirt haben, verwirft der Verf. Jesus habe die Lehre vom Teufel nicht etwa bloß in Reden an das Volk und in Gesprächen mit den Pharisäern, wo er κατ' ἄνθρωπον hätte sprechen können, vorgetragen, sondern bey jeder Gelegenheit, ohne äußere Veranlassung, im vertrauten Gespräche mit seinen Jüngern. Für denjenigen, welcher den symbolischen, bildlichen Geist des Alterthums kennt, liegt darin noch immer kein entscheidender Beweis gegen die Accommodationstheorie. Jesus mußte, um als Volkslehrer zu wirken, die Meinungen, welche seiner Sache nicht hinderlich und schädlich waren, nicht nur stehen lassen, sondern sogar positiv gebrauchen, so wie er sich der Sprache seiner Zeitgenossen bedienen mußte. Hätte er die Lehre vom Teufel widerlegen wollen, so hätte er Zeit und Kraft auf eine Nebensache aufgewandt, und die Hauptsache aus der Acht gelassen. Konnte er die hohe Bestimmung seiner Sendung bestimmter und deutlicher ausdrücken, als dadurch, daß er sagte, er sey gekommen, die Werke des Teufels zu zerstören? Die Idee des Teufels war die höchste Abstraction des Bösen, welche die Zeitgenossen Jesu sich machen konnten. Eine Untersuchung darüber, wie Jesus sich über diese Vorstellungen erhob, wäre wohl nicht überflüssig gewesen. Er, der mitten inne zwischen den beyden Sekten der Juden, oder eigentlich über ihnen stand, mußte gewiß die Nichtigkeit der pharisäischen Vorstellungen durchschauen, zumal da sie im A. T. nur nebenbey und in spätern Büchern vorkommen. Sodann hat der Verf. die Frage mit keinem Worte berührt, ob auch die Relationen der Evangelien so ganz, auch dem Buchstaben nach, auf Treue und Glauben anzunehmen seyen. Wir wollen mit diesem allen die Accommodationstheorie nicht streng vertheidigen, sondern wir wünschten nur den Verf. vorsichtiger in diesem Stück zu machen. So scheint er nicht genug Vorsicht in Anwendung der Stelle Joh. 16, 7. 8. 11. gebraucht zu haben, aus welcher er beweis't, daß Jesus die Satanslehre keinesweges unter die Bestandtheile seiner Lehre gezählt habe, welche nur auf einige Zeit Gültigkeit haben sollten, sondern unter die wichtigsten, von welchen die Apostel nach seinem Tode mittelst des heil. Geistes die Verächter seiner Religion überzeugen sollten. Was folgt aber hieraus? etwa, daß die Lehre vom Teufel ein

Hauptbestandtheil der christlichen Religion sey? oder nur, daß so wie Jesus sich der Sprache und Begriffe seiner Zeitgenossen bediente, es auch die Apostel so machen sollten und mußten? Der Verf. zieht nun aus seinen Behauptungen den Schluß, daß die Dämonologie zum Wesen des Christenthums gehöre. Hier rächt sich die verschmähte Philosophie sehr stark an dem Verf., der ganz allein der Historie sich ergeben zu haben scheint. Es kommt alles darauf an, was man unter Christenthum versteht. Der Verf. scheint alles darunter zu begreifen, was die Apostel irgend gedacht und geglaubt haben. Er faßt alle historischen Materialien zusammen, wie sie vorliegen, nach einer äußern Beziehung, nach der Beziehung auf die Personen der ersten Lehrer des Christenthums. In diesem Sinne wollen wir nicht leugnen, daß die Dämonologie zum Christenthum gehöre. Sollen wir aber wirklich glauben, daß der Satan noch jetzt die Menschen besitze, sie krank mache, ausgetrieben werden könne u. s. w.? Nach dem Verf., wenn er consequent verfährt, ist dies ein wesentliches Stück des Christenthums. Wir sollen aber im Christenthum nur die Religion suchen, und dem religiösen Glauben gehört die Lehre von dem Teufel nicht an, sondern nur der Denkart der Zeit; sie ist ein mythologisches Theorem, das uns über etwas verständigen will, welches bloß und allein dem Gefühl angehört, nämlich über den Widerstreit des Bösen und Guten. Sonach müssen wir, um zu bestimmen, was Christenthum sey, von einer Idee, von einer innern Beziehung, ausgehen, wobey übrigens ein streng historisches Verfahren obwalten kann. Wir bestimmen nur, was wir in der Geschichte suchen wollen; wie sie uns aber dies liefere, dürfen wir nicht willkührlich bestimmen. So wer für die Geschichte der Philosophie nicht bloß Materialien zusammenraffen, sondern Licht und Ordnung in sie bringen will, muß von der Idee der Philosophie ausgehen, und in jedem philosophischen System den lebendigen Punct aufsuchen, durch welchen es in die Entwickelungsgeschichte der Philosophie gehört. Daher gehört in eine ächt pragmatische Geschichte der Philosophie nicht alles, was irgend ein Philosoph gelehrt, sondern nur das, was er eigentlich philosophirt hat. Dieser Grundsatz führt noch vieles Andere mit sich, was der Verf. auch nicht anerkennt. Wir müssen, wenn wir das rein Religiöse in der Lehre des N. T. suchen, Inhalt und Form unterscheiden. Der Inhalt gehört der Religion an, aber nicht durchaus die Form, dann gehört auch letztere nicht zum Christenthum, sondern nur zu seiner Erscheinung in der damaligen Zeit. Jedoch wir brechen von diesen Betrachtungen ab, und machen noch ein Paar von den

Bemerkungen namhaft, womit der Verf. die Liste der Namen der Dämonen und Teufel begleitet.

Genaue Prüfung verdient, was er vom Antichrist sagt. Er verwirft die collective Erklärung Schleusners u. a. In den Stellen 1. Joh. 2, 18. 22. 4, 3. 2. Joh. 7. findet er einen Antichrist, von andern Gegnern des Christenthums verschieden, und gleichsam ihr Oberhaupt. (Wie aber der Verf. in diesen Stellen die collective Bedeutung übersehen könne, begreifen wir kaum, da es 1. Joh. 2, 22. ausdrücklich heißt, der Antichrist sey derjenige, welcher Christum verleugne, und Cap. 4, 3. der Geist des Antichrists sey schon in der Welt. Noch deutlicher tritt das Collective hervor 2. Joh. 7., wo die πολλοὶ πλάνοι ganz ausdrücklich der Antichrist genannt werden. Anders ist es freylich Cap. 2, 18., wo der Antichrist und die Antichristen unterschieden werden. Uns scheint der Verf. dieses Briefs die Lehre vom Antichrist die er allerdings voraussetzt, zu deuten und auf seine Weise auszulegen.) Sicherer und bestimmter ist vom Antichrist, wiewohl nicht namentlich, die Rede im 2. Br. an die Thess. Eigenthümlich ist die Ansicht, die der Verf. von dieser Lehre hat; er hält den Antichrist für das oppositum des Elias, womit er sich auf Theodoret. Epit. divin. decret. c. 23. p. 302 stützt. Allein diese Opposition kann wohl schwerlich als durchgreifend und fundamental angesehen werden, da nach den Evangelien Johannes der Täufer Elias ist. — Der Verf. glaubt einen Unterschied zwischen den Wörtern ὁ σατανᾶς und ὁ διάβολος zu finden, nach den Stellen Apok. 5, 8. 20, 13., wo ὁ θάνατος und ὁ ᾅδης unterschieden werden. In der ersten Stelle können nicht mit Eichhorn ὁ ᾅδης von der Schaar der Schatten verstanden werden, da in der letztern ὁ ᾅδης von οἱ νεκροί deutlich unterschieden werden; man könne in der letztern Stelle aber auch nicht unter ὁ ᾅδης und ὁ θάνατος die Unterwelt und den Tod verstehen, da sie nach V. 14. beyde in den Schwefelpfuhl geworfen werden, welches bekanntlich die Strafe des Satans sey. Der Apokalyptiker wisse demnach von zwey Fürsten der Unterwelt, und es läßt sich vermuthen, daß unter dem θάνατος der Satan, unter dem ᾅδης aber der Teufel verstanden werde, womit das Evang. des Nikodemus zusammenstimme, wo der Satan und der Hades unterschieden, und jener der Tod, der Todesfürst uns ähnlich, dieser aber bald der Fürst der Hölle, bald Beelzebub, bald Teufel genannt, und gesagt werde, daß ersterer von Christus der Gewalt des letztern übergeben werde. Eine Vermuthung, die allerdings der Prüfung werth ist, aber zu nichts Gewissem und Bedeutendem führen möchte. — Wir sehen mit Verlangen der Vollendung dieser Arbeit entgegen.

W. W.

No. 3. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

Hebräisch - Deutsches Handwörterbuch über die Schriften des Alten Testaments mit Einschluss der geographischen Nahmen und der chaldäischen Wörter beym Daniel und Esra. Ausgearbeitet von D. Wilhelm Gesenius, ord. Prof. d. Theol. zu Halle. Zweyter Theil, enthaltend die Buchstaben ל — ת, das Verzeichniss der Personennahmen und den analytishen Theil. Leipzig 1812. bey Vogel.

Das günstige Urtheil, das wir über den ersten Theil dieses Wörterbuchs gefällt haben (Jahrb. 1811. Jan.), hat uns ein zweyjähriges Studium vollkommen bewährt; und dieser zweyte Theil verdient es nicht weniger. Auch hier liegen uns die Resultate einer Wortforschung vor, die sich auf Benutzung aller Vorarbeiten, auf durchdachte und wiederholte Lesung des A. T., Vergleichung der Parallelstellen und Beobachtung des Sprachgebrauchs und auf verständige Zuratheziehung der verwandten Dialecte gründet, und mit einem Fleiß, einer Umsicht und Präcision angestellt ist, welche wahre Hochachtung abnöthigen. Man wird wenige schwierige Stellen des A. T. finden, über welche der Verf. nicht, so weit es die Gränzen der Lexicographie verstatten, ein reiflich erwogenes Urtheil niedergelegt hätte. Fast überall begegnet er dem forschenden Leser des A. T. als ein bedachtsam zurechtweisender Rathgeber. Es ist nicht zu berechnen, welchen Nutzen dieses Wörterbuch für das Studium der Hebräischen Sprache und die Erklärung des A. T. haben wird. Nicht nur wird dadurch der bisherigen schwankenden, willkührlichen Sprachforschung und Erklärung des A. T. ein Ziel gesetzt; es hat nun auch der junge Theolog ein erleichterndes, ermunterndes Hülfsmittel, durch das er in das sonst so abschreckende Studium der Hebräischen Sprache ohne Schwierigkeit eingeführt wird.

In der Vorrede zu diesem zweyten Theile gibt der Verf. die von ihm befolgten Principien der Hebräischen Sprachfor-

schung an. Da ihn der Raum hierbey nur zu sehr beschränkte, so wäre zu wünschen gewesen, daß der Verf. eine eigene Abhandlung darüber abgesondert herausgegeben hätte. Doch sind wir ihm auch für diese kurzen Andeutungen, welche durch den Gebrauch des Wörterbuchs selbst ihr hinlängliches Licht erhalten, unsern Dank schuldig, und es war allerdings in anderer Hinsicht vortheilhafter, die Principien, nach welchen das Werk gearbeitet worden, diesen selbst vorzusetzen. Sie dienen zugleich dazu, das Eigenthümliche, was der Verf. hat, zu übersehen, daher wir sie bey dieser Anzeige zum Grunde legen wollen.

1. Wir haben schon bey der Anzeige des ersten Theiles bemerkt, daß ein Hauptverdienst des Verf. darin besteht, die öfters von den Auslegern und Lexicographen verkannte Wahrheit geltend gemacht zu haben, daß die Hebräische Sprache eben so, wie jede einzelne Mundart eines ausgebreiteten Sprachstammes ihre Provinzialismen oder Idiome, d. h. ihre eigenthümlichen Wörter und Wortbedeutungen habe, die sich in keinem verwandten Dialecte finden. Zwar konnten eine Menge solcher Provinzialismen dem Zweifel gar nicht unterliegen, da ihre Bedeutungen zu sehr gesichert sind; aber in einzelnen Fällen hat man wirklich gewagt, eine aus vielen Stellen als Hebräisch erweisliche Bedeutung zu bezweifeln oder zu verwerfen. Mit scheinbarem Rechte that man dies, wenn ein Wort im Hebräischen seltener, die Bestimmung seines Gebrauchs wenigstens nicht augenfällig und unbestreitbar ist, und wenn obenein die andern Dialecte eine Bedeutung haben, deren Anwendbarkeit nicht geradehin verwerflich scheint. Auch sind solche Fälle sehr schwierig, und nur ein richtiges Gefühl für das Schickliche und den Zusammenhang, eine glücklich gefundene Parallele, die Einstimmung der Versionen u. s. w. können hier zu der Uebereinstimmung führen, ob die Bedeutung eine provinzielle oder die von den verwandten Dialecten dargebotene sey. Der Verf. hat sich bey mehrern solchen Wörtern, ungeachtet der möglichen und gewöhnlichen Vergleichung der Dialecte, mit Recht bloß von dem Zusammenhange, der Analogie und den Versionen leiten lassen, und hierin die Erwar-

tung des Rec. vollkommen befriedigt, z. B. רְאֵם Büffel, nicht: Gazelle; רָחַף schweben, wanken, schwanken; שׁוּף no. 1. ferire; תּוּשִׁיָּה Weisheit, und: Heil. רָגַע ruhen und opp. Ruhe stören, aufregen, פָּסַח vorübergehen (vgl. תִּפְסַח Thapsacus, wobey eine berühmte Fuhrt über den Euphrat) insbes. schonend vorübergehen, schonen, welche Artikel musterhaft ausgearbeitet sind. Von andern auf diese Art behandelten Wörtern hatte Rec. bisher eine andere Meynung, ist aber vom Verf. eines andern belehrt worden. תּוֹעָפוֹת nahmen wir sonst mit Rosenmüller u. a. in den Stellen Ps. 95, 4. Hiob 22, 25. in der Bedeutung: Höhe, Haufe; der Verf. aber in der Bedeutung von יְגִיעַ Erwerb, Besitz, Schatz, welche sich näher an den Hebräischen Sprachgebrauch anschließt, und daher den Vorzug verdient. Zwar ist ihr in der ersten Stelle der Parallelismus nicht günstig, desto mehr aber in der zweyten. Die Bedeutung von מִשְׁפְּתַיִם Tränkrinnen geben wir gern gegen die uns schon früher nicht verwerflich geschienene: stabula, Hurden (von שָׁפַת posuit) auf. Richtig zieht auch der Verf. von מִקְשֶׁה Jes. 3, 24. die Bedeutung gekräuselte Arbeit, Locken vor andern vor, da sie durch die Opposition mit Kahlheit gefodert wird. In Ansehung des Wortes מָרַץ Hiob 6, 25. 1. Kön. 2, 8. Hiob 16, 3., von welchem der Verf. die in den ältern Wörterbüchern herrschende Bedeutung heftig, kräftig seyn, wieder geltend gemacht hat, sind wir noch zweifelhaft. Wenn man in der ersten Stelle die Verwechselung mit מָלַץ annähme, in den andern aber die Bedeutung kränken gelten ließe, so wäre es unstreitig einfacher, ob es gleich schwierig ist, das part. Niph. נִמְרָץ active für kränkend zu nehmen.

2. Daß der Verf. dem Mißbrauch der Vergleichung des Arabischen Dialects gesteuert habe, ist ebenfalls von uns schon bemerkt worden, und wird fast durch jede Seite seines Werks beurkundet. Hier rügt er besonders zwey Arten dieses Miß-

brauchs: a) daß man bey mehreren bekannten und herrschenden Hebräischen Stammwörtern das dem Buchstaben nach entsprechende Arabische Stammwort verglichen, und dessen Bedeutung, so gut es gehen wollte, mit der Hebräischen in Verbindung gesetzt; oder gar als Grundbedeutung derselben aufgestellt hat; b) daß man bey einem sonst häufig vorkommenden Hebräischen Worte an einer einzelnen Stelle eine Bedeutung aus dem Arabischen angewandt hat, die mit dem sonstigen Gebrauche desselben in keiner Verbindung steht. Es kann dies nur zulässig seyn in Fällen, wo der Context gebieterisch eine andere als die gewöhnliche Bedeutung fodert, deren aber es sehr wenige geben wird. Ein Beyspiel der vom Verf. geübten Vorsicht in diesen Fällen bietet sich im Artikel עִיר dar, wo er in der Stelle Jer. 15, 8. die unpassend scheinende Bedeutung Stadt mit der aus dem Arabischen entlehnten Schrecken oder dgl. genau abwägt. Gefallen hat uns hierbey die Annahme eines Zeugma, wodurch die Anwendung der gewöhnlichen Bedeutung noch leichter wird, wiewohl der Gebrauch des ו in der Bedeutung und zwar dem Jeremia besonders eigen ist. Die Anwendbarkeit der gewöhnlichen Bedeutung scheint uns hier das Uebergewicht zu haben; denn das Fließende der Construction kann bey einem Schriftsteller, wie Jeremia, eine seltene unhebräische Bedeutung wenig empfehlen. — Viel zulässiger wird hingegen die Bedeutung aus dem Arabischen dann, wenn sie mit der Hebräischen verwandt ist (z. B. הָלַךְ gehen, auch s. v. a. هلك untergehen), wie wohl auch hier von der gewöhnlichen Hebräischen Bedeutung nicht ohne Noth abzuweichen ist (s. den Artikel בָּשָׂר und רַק). Dagegen hat der Verf. die Vergleichung des Arabischen einige Male treffend benutzt, wo sie nicht genug anerkannt war, z. B. bey רוּד IV. wollen 1. Mos. 27, 40. (wobey uns aber nicht gefallen will, daß als Bedeutung des Hiphil Ps. 35, 3. und des Subst. מָרוּד umherirren angegeben wird, da uns klagen allein passend scheint. Womit zusammenhängt, daß der Verf. in jener Stelle das parallele הִים nach dem Arab. هام ebenfalls für umherirren nimmt, da es doch Mich. 2, 12.

offenbar mit הֵמָּה eins ist, was auch in der Stelle des Psalms wegen des parallelen V. 18., wo הֵמָּה vorkommt, der Fall zu seyn scheint.)

3. Ein Hauptverdienst des Verf. ist, daß er die etwas vernachlässigte Vergleichung der aramäischen Dialecte mit Glück benutzt hat, wovon wir schon aus dem ersten Theile Proben gegeben haben. Vortrefflich ist auf diese Weise רָעָה no. II. Gefallen haben, wünschen, begehren, als verwandt mit רָצָה, erläutert, wodurch die vielgedeutete Phrase רְעוּת רוּחַ studium inane ihre einzig richtige Bedeutung erhält. Vortrefflich ist durch das Chald. die Bedeutung von שָׁמַט 2. Sam. 6, 6. gesichert, u. a. m. Was מִגְרָשׁ betrifft, das der Verf. nach dem Syr. für leeren Platz nimmt, so dachte Rec. immer an die von גָּרַשׁ treiben abgeleitete Bedeutung Trift, Weidplatz, die er auch jetzt noch nicht ganz aufgeben kann. Denn dieses Verbum kann nicht ursprünglich wegtreiben, ausleeren geheißen haben, wie der Gebrauch desselben vom aufgeregten Meere Jes. 57, 20. und das abgeleitete Subst. גֶּרֶשׁ Erzeugniß beweis't. Dann wäre jenes Wort synonym mit מִדְבָּר, mit dem es auch gleiche Form hat.

Daß das Talmudische und Rabbinische ein nicht zu verwerfendes Hülfsmittel der Hebräischen Wortforschung sey, ist wohl seit Michaelis von mehrern wieder erkannt worden. Dieser Dialect enthält unstreitig vieles aus dem Leben der Hebräischen Sprache herübergepflanztes, und soweit ihn Rec. kennt, möchte er behaupten, daß sich in ihm vorzüglich die Sprache des gemeinen Lebens erhalten habe. (So scheint uns das pron. rel. שׁ alt zu seyn, nur aber zur Sprache des gemeinen Lebens gehört zu haben.)

4. Verhältnißmäßig zu wenig benutzt waren vor dem Verf. die Dialecte in Rücksicht auf die Analogie der Bedeutungen, d. i. auf die ähnliche Modification eines und desselben Begriffs unter verschiedenen Wörtern. Zu sehr bedachte auf die Vergleichung der Dialecte unter denselben Buchstaben

versäumte man häufig die Vergleichung der gleichbedeutenden oder sinnverwandten Wörter in den andern Dialecten, die eine Menge trefflicher Erläuterungen und Bestätigungen, auch neue Aufklärungen für Bedeutung und Construction an die Hand geben. In dieser Benutzung der Dialecte besteht ebenfalls ein Hauptvorzug dieses Wörterbuchs. Besonders lieb war uns die Vergleichung des Arab. بثّ mentitus est arcus für die Erläuterung der Phrase קֶשֶׁת רְמִיָּה, die andere für schlaffer Bogen genommen haben; das Chald. עֲדָה Pa. Aph. empfangen, zur Bestätigung des עִבֵּר Hiob 21, 10. u. a. m.

Eine nicht minder reichhaltige und bey weitem nicht hinlänglich genutzte Quelle ist ferner die analoge Wendung und Modification der Bedeutungen in den sinnverwandten Wörtern der Hebräischen Sprache selbst. Fast genügend erläutert ist auf diese Weise גָּרַם, in der durch die Verss. bestätigten Bedeutung aufheben für etwas, und הִרְשִׁיעַ 1. Sam. 14, 47. siegen, u. a. m.

5. Ueber Verwechselung und Versetzung der Buchstaben in verwandten Wörtern, sowohl in den verschiedenen Dialecten als in der Hebräischen Sprache selbst, hat der Verf. einen Reichthum von treffenden zum Theil eigenen Bemerkungen zusammengestellt, wohin besonders die jedem Buchstaben des Alphabets vorangestellten Artikel gehören. Er tritt hier der Einseitigkeit derer entgegen, welche die Verwechslung nur nach durchgehenden Regeln und bey den zunächst sich entsprechenden Buchstaben (wie שׂ und س) gelten lassen wollen, und nimmt sie auch bey entferntern Buchstaben an (z. B. in דֶּרֶךְ und طَرِيق), ohne doch in Willkühr und Gesetzlosigkeit auszuschweifen. Treffend bemerkt ist auch die Verwandtschaft zwischen gewissen Classen von verbis anom. und defect., wie דכא, דכה, דכך, דוך; יצר, צרר, צור u. a. m. (Wie die Verba der letzten Art ihre Formen austauschen, ist in der Vorrede zum ersten Theile bemerkt. Es gehört dahin auch die Bemerkung, welche die Aufnahme in eine zukünftige neue Be-

arbeitung der Vaterschen Grammatik verdient, daß קוֹמֵם von קָמַם und הֵיקָם von יָקַם entlehnt ist.)

Wir lassen nun noch einige zerstreute Bemerkungen folgen, theils zur Bestätigung, theils zur Berichtigung mancher Artikel. Die gewöhnliche Erklärung von רַךְ עֵינַיִם blöde, matte Augen habend hat der Verf. trefflich erläutert, und bestätigt durch die Bemerkung, daß die Orientalen feurige lebhafte Augen für einen vorzüglichen Theil der Schönheit halten. — עָשִׁיר Jes. 53, 9. hat Rec. längst für synonym von רָשָׁע genommen. Denkt man sich, daß dieses Stück im Babylonischen Exil geschrieben ist, wo die reichen mächtigen Chaldäer die Unterdrücker der Hebräer waren, so erklärt sich dieser Sprachgebrauch noch leicher. — Ein schöner Versuch ist es, נַעְתָּרוֹת Spr. 27, 6. von עָתַר beten abzuleiten, so daß es erbeten, d. h. erzwungen hieße. Rec. hat das Wort immer auf No. 2. bezogen und für reichlich genommen, wodurch kein übler Gegensatz entsteht: gutgemeint sind die Schläge des Freundes, reichlich die Küsse des Feindes. Eine bekannte Volkserfahrung sagt: wer freundlich ist, ist falsch. נִגַּשׂ Sam. 14, 24. gehört wohl zur Bedeutung treiben, und heißt: abgetrieben. — Fein ist die Bemerkung, daß הֵצִיץ von שָׁבַר verschieden sey, und mehr zerschlagen, zerschmettern ꝛc. als zerbrechen heiße, so wie, das סָפַד nicht die Geberden, sondern den Laut der Wehklage bezeichne. — Sehr ingeniös ist die Erklärung des schwierigen מוֹרָט Jes. 18, 2. durch schnell, welche Bedeutung aus der ersten scharf fließt, nach der Analogie von חַד. — Ps. 84, 6. nimmt der Verf. מְסִלּוֹת trop. und elliptisch für Wege Gottes. Ob eine solche Ellipse wohl möglich ist? — אַף כִּי 1. Mos. 3, 1. und Habak. 2, 5., dessen Bedeutung bekanntlich nicht leicht ist, hat der Verf. gar nicht angegeben. In der letzten Stelle scheint es uns bloß Verstärkung von כִּי in der Bedeutung: ja! zu seyn, und in der ersten kommt es vielleicht unserm so — denn nahe. —

Hab. 2, 4. ist die Verbindung des Verbi יָצָא mit מִשְׁפָּט in der Bedeutung ausgesprochen, bekannt werden nicht bemerkt. — Von אִם fehlt die Bedeutung profecto, welche Spr. 3, 34. Jes. 29. 16. nicht wohl zu läugnen ist; wenigstens hätten die Stellen bemerkt werden sollen; so auch die Bedeutung postquam oder quia Jes. 53, 10. — Die Construction von מִלֵּא mit לְ Hab. 2, 14. ist vergessen. — Wie der Verf. חֹק Ps. 2, 7. genommen wissen will, ist nicht bemerkt; eben so wenig wie ebendaselbst סֵפֶר stehe. — Das Fut. von אָרַב ist nicht יֶאֱרַב, sondern יֶאֱרֹב. — Warum vergleicht der Verf. mit בֹּהֶן das Arab. أَبْهَام den plur. fract., und nicht das Wort بُهْم selbst? — בְּרִית Jes. 48, 6. hätte wegen seines besondern Gebrauchs bemerkt werden sollen, heiße es nun Bundesstifter oder Verkündiger der Verheißungen. — עֹלָם Pred. 3, 11. ist nicht erläutert. Uns scheint es in der Bedeutung des neutest. κόσμος, αἰών zu stehen. — Durch einen Druckfehler steht statt אָוֶן, אוֹן. (Hierbey bemerken wir zugleich noch, daß S. 396 Sp. 2. Z. 17 v. u. Jes. statt Jer. steht; S. 771 Sp. 1. Z. 13 v. o. יָסוֹב statt תְּסוֹב; S. 271 Sp. 2. Z. 15 v. u. Ps. 17, 5. statt Ps. 7, 15.; S. 386 Sp. 2. Z. 25 v. o. Süden statt Westen.) Bey כּוֹס Becher fehlt die Angabe, daß es foem. ist. — Das Wort הֶבְיוֹן fehlt, und ist auch in den Nachträgen nicht bemerkt. — Das schwierige מַהֲלָךְ Zach. 3, 7. ist nicht erläutert. — Von חֵן fehlt die Bedeutung Flehen Zach. 12, 10. — Die Erläuterung von בָּא בְיָד 1. Mos. 32, 14. vorhanden haben wir vergebens gesucht. — Der Gebrauch von הֵבִיא Ps. 90, 12. ist übergangen. — Die Ellipse, mit welcher יֹסֵף Ps. 115, 14. steht, hätte auch bemerkt werden sollen. — בְּ in der Bedeutung wie Ps. 37, 20. 39, 7. fehlt. — Bey הֹזֶה sollte die Stelle Jes. 56, 10. an-

geführt seyn; wo man die gewöhnliche Bedeutung in Zweifel gezogen hat, die uns jedoch beybehalten werden zu müssen scheint. — Das Bittwörtchen בִּי will der Verf. für eine Zusammenziehung aus בְּעִי Bitte nehmen; uns hat sich immer die Vergleichung des Rheinländischen Mein! dargeboten. — Ueber הֶחֱרִישׁ Zeph. 3, 17., wo es wahrscheinlich vergnügt seyn bedeutet, ist nichts angemerkt. Ob es nöthig ist, נוּגֵה Zeph. 3, 18. auf הוֹגָה absondern zurückzuführen, da es Klagl. 1, 4. bestimmt in der Bedeutung traurend vorkommt, und da das folgende מִן recht gut entfernt heißen kann? — Die Bedeutung von בָּקַק vereiteln, welche der Verf. Jer. 19, 7. anwenden will, scheint nicht einmal in den Zusammenhang zu passen. Wir finden in dieser Stelle den häufig vorkommenden Gedanken, daß Jehova Juda rathlos, verlegen, verwirrt machen wolle, den Rath ausleeren ist also ganz schicklich gesagt, wie es sonst heißt: der Rath ist verloren, verschwunden, Jer. 4, 9. — כָּבֵד unverständlich (von der Sprache) Ezech. 3, 5. fehlt. — Zur Erklärung des יָד לְיָד Spr. 11, 21. 16, 5. wendet der Verf. das Syr. אִידָא בְּאִידָא an; allein dessen Bedeutung vicissim, unum post alterum paßt hier nicht, auch ist der Unterschied des verschiedenen Praefix wohl nicht gleichgültig. Der Zusammenhang fodert etwas wie nimmermehr, faßte man nun die Bedeutung von Hand zu Hand, d. i. von Geschlecht zu Geschlecht oder dgl., so wäre man nicht weit davon entfernt. — Der pleonastische oder affirmative Gebrauch von גַּם, besonders in den Sprüchwörtern (14, 20. 17, 26. 19, 2. 20, 11.), hätte wohl bemerkt zu werden verdient. — Die eigenthümliche Bedeutung von רוּחַ 1. Kön. 18, 7. Schrecken, Furcht, Argwohn fehlt ebenfalls. — Ueber die Form אֻמְלַל in Beziehung auf Ps. 6, 3. ist nichts bemerkt. — Der Name Zophar ist vergessen.

Die archäologischen, historischen und andern zur Sacherklärung gehörigen Artikel sind in der Regel reichhaltig, und mit Umsicht und treffendem Urtheil gearbeitet. Man findet da in der Kürze die Resultate tiefer und weitläufiger Forschungen

zusammengedrängt. - Vortrefflich ist der Artikel עִבְרִי durch Zusammenstellung aller Stellen, wo dieser Name vorkommt, will der Verf. wahrscheinlich machen, daß dieser Name nie absolut von den Israeliten gebraucht werde, sondern immer nur relativ, im Gegensatz mit andern Völkern. Hieraus schließt er, daß ihnen dieser Name von andern Völkern, besonders von den Cananitern, ertheilt worden sey, und unterstützt damit die gewöhnliche Etymologie von עֵבֶר. Ganz überzeugend ist diese Argumentation für uns nicht gewesen. Zuvörderst scheint uns jener relative Gebrauch des Namens nicht ganz entschieden zu seyn; die Stellen 1. Sam. 13, 3, 7. sind dagegen, wo Ebräer in einer Kundmachung Sauls an das Volk vorkommt, und dann im Parallelismus mit Israel. Aber auch diesen Gebrauch zugegeben, so folgt daraus nicht die behauptete Entstehung dieses Namens, sondern nur dies, daß es der eigentliche Volksname war, während Israel und Söhne Israel der genealogische Ehrenname war. Dieser Volksname konnte nun allerdings auf die Weise entstehen, wie der Verf. annimmt, aber auch auf andere Weise. Die Hypothese (wenn wir uns recht erinnern, so hat sie Wahl vorgetragen), daß die Namen der drey Hauptzweige des semitischen Stammes עַרְבִי, אֲרַמִּי und עִבְרִי ursprünglich eins seyen, hat uns immer sehr einleuchtend geschienen. Gegen die Vergleichbarkeit dieser Namen unter sich ist wohl nichts einzuwenden. Auf jeden Fall ist es richtig, was der Verf. bemerkt, daß der angebliche Stammvater עֵבֶר nur eine mythische Person sey, so wie כּוּשׁ, מִצְרַיִם u. a. — Die Artikel שָׁלִישׁ, כְּרֵתִי, פְּלֵתִי, כָּרִי sind vortrefflich gearbeitet. Was das erstere betrifft, so hatte der Rec. schon längst der Wink von Geddes zu 2. Mos. 14, 7. auf die von den LXX angenommene Bedeutung Wagenkämpfer zurückgeführt, und er ist jetzt darüber so entschieden, wie man es über dergleichen unsichere Gegenstände seyn kann. Allein in die Stellen 2. Sam. 23, 8. 1. Chron. 11, 11. 12, 18. gehört das Wort wahrscheinlich nicht, und ist nur durch Mißverständniß der alten Abschreiber und Masorethen hineingekommen, wie denn

in den Stellen der Chronik das Ketib auch anders lies't. Es kann in diesen Stellen nur die Rede seyn von drey und von dreyßig Helden, die gleichsam einen Orden von drey und dreyßig Rittern und ihren Obern bildeten. 2. Sam. 23, 8. ist daher statt הַשָּׁלִשִׁי zu lesen entweder mit dem Keri in V. 18. הַשְּׁלֹשָׁה oder mit dem Ketib in 1. Chron. 11, 11. הַשְּׁלוֹשִׁים. — Im Art. שָׂטָן hat der Verf. mit Recht die schiefe Ableitung von שׁוּט herumstreifen abgewiesen, welche nur von denen ersonnen war, welche das vorausgesetzte Alter des Buchs Hiob vertheidigen wollten. — מַזָּלוֹת nach den Rabbinen und Targ. die Bilder des Thierkreises, wo mit منزل Wohnung trefflich übereinstimmt. — לִילִית Nachtgespenst durch das Zeugniß der Rabbinen und mythologische Parallelen trefflich erläutert. — תְּכֵלֶת purpurblau, gründlich erwiesen und mit den nöthigen Zeugnissen belegt. — עֲזָאזֵל nimmt der Verf. für den Namen eines Dämons besonders wegen des Gegensatzes mit Jehova in V. 8. Dagegen sträubt sich unser Gefühl, und die Ansicht, die wir vom ganzen Hebraismus haben, läßt nicht zu, Dämonologie in der Religionslehre, zumal in der orthodoxen, durch den Gesetzgeber oder die Priester sanctionirten, vor dem Babylonischen Exil anzunehmen. Man müßte dann wenigstens die Abfassung des gesetzlichen Aufsatzes 3. Mos. 16. tiefer herabsetzen, als sonst der Charakter des Pentateuchs fodert. Jedoch wir brechen ab, und empfehlen jedem, dem es um gründliches Studium der Hebräischen Sprache zu thun ist, die Benutzung dieses vortrefflichen Wörterbuchs.

W. W.

Ueber den Kaiser Julianus und sein Zeitalter. Ein historisches Gemälde von August Neander, außerord. Prof. der Theol. zu Heidelberg. Leipzig, bey Friedrich Perthes aus Hamburg 1812. 172 S. gr. 8.

Schon im vorigen Jahrgange (N. 57. S. 903) ist eine Schrift über den Kaiser Julian beurtheilt worden, welche für

die Würdigung dieses merkwürdigen Mannes einen eigenthümlichen Weg nimmt. Die vorliegende Bearbeitung desselben Stoffs wird allen angenehm seyn, welche eine billige, unbefangene, historische Würdigung eines auch in seiner Verirrung großen Mannes zu schätzen wissen. Man wird leichter zu dem Gedanken kommen, daß Julian zu vortheilhaft geschildert, daß sein Heidenthum zu sehr idealisirt worden, als daß ihm Unrecht von Hrn. N. wiederfahren sey. Da die Gesetze unsrer Zeitschrift uns eine eigentliche Beurtheilung dieses Werkes, als eines inländischen, nicht erlauben, so können wir bloß durch die Aushebung der characteristischen Ideen und die Darstellung des Ganges der Untersuchung unsre Leser auf seine Wichtigkeit aufmerksam machen und die darin herrschenden Ansichten bezeichnen. Es zerfällt in vier Abschnitte.

Abschnitt 1. Das Christenthum im Verhältnisse zu dem Zeitalter, in das seine Erscheinung und Ausbreitung fiel (S. 1—70). Die Griechische Philosophie endigte ihren ersten Lauf mit dem Scepticismus des gegen seinen eignen Dogmatismus gerichteten, zum Bewußtseyn seiner grund- und bodenlosen Unsicherheit gelangenden Verstandes (unterschieden von dem Scepticismus der beginnenden Philosophie, Anm. 1.). Eben dadurch wurden aber wiederum objective Religionsformen dem denkenden menschlichen Geiste wichtig; und es erhob sich von der Einen Seite ein heftiger Kampf gegen das jenen Formen entgegengesetzte Christenthum, von der andern erregte das erwachte Bedürfniß einer belebenden Religion Empfänglichkeit für das Christenthum. Aus dem herrschenden Unglauben ging aber der Aberglaube hervor, „der nichts anders ist, als das Gefühl der verlohrnen Verwandtschaft mit Gott in dem Innern des Menschen, dem Lebendigen" (S. 13). Auch von dieser Seite mußte jenes Zeitalter vom Christenthum stark ergriffen werden, welches verkündigte, daß der Name Christi mit dem Glauben verbunden von der Herrschaft des Bösen befreye, und die Wurzel des Aberglaubens vernichtete, indem es das Herz und den Geist von der sichtbaren sinnlichen Welt zu dem lebendigen Gott erhob und an die unzertrennliche Gemeinschaft, in welche der menschliche Geist durch Christum mit Gott gekommen war, erinnerte. Hiernach wird gezeigt, wie durch den herr-

schenden Scepticismus der Platonismus und der philosophische und religiöse Eklekticismus (als dessen Repräsentant Plutarch betrachtet werden kann) den bessern und edlern Menschen empfohlen wurde, wie die verfeinerte Abstraction und die den Anthropomorphismus ängstlich meidende Verallgemeinerung die Sehnsucht nach individuellem religiösen Leben und religiöser Gemeinschaft reagirend hervorrief, und dadurch Liebe zu dem Polytheismus und Haß gegen den Monotheismus als vermeintliche todte zum Atheismus führende Verstandesabstraction entstand, dann wie ein verfeinerter Polytheismus mit geistigen Religionsideen wohl bestehen könne. (Die eigentliche Wurzel des Polytheismus ist mehr practisch als theoretisch, nur die Idee einer allgemeinen oder besondern Theokratie konnte den Polytheismus practisch vernichten, Anm. 6.) Diese Untersuchung führt zu der Auszeichnung des Charakteristischen im Christenthum als geoffenbarter Religion im Gegensatz gegen jenen Neoplatonismus und die bisherige Denkart und Weltansicht überhaupt. (Das Christenthum, an keine besondre bürgerliche Gesellschaft gebunden und den Charakter keiner besondern Nationalität tragend, war die Religion der Menschheit, etwas noch nie gedachtes und gehörtes, und trat in ein ganz anderes Verhältniß zu dem Leben der Menschen als die bisherigen Religionen, indem es das zeitliche Leben nur als Mittel für die unsichtbare Welt darstellte, lehrte daher eine viel höhere und vollkommnere Moral, schien aber den Heiden eben dadurch die Liebe zum Vaterlande zu unterdrücken, u. s. w.) Daher erhob sich zwar ein heftiger Kampf gegen das Christenthum, aber gerade dieser Gegensatz eröffnete ihm wieder die Gemüther. Die reine Offenbarung stand gegenüber dem schwankenden Eklekticismus, die göttlich-menschliche Religion der alle Beschränkung verachtenden Contemplation. Auch dieses war dem Christenthum förderlich, daß es als eine über alle sichtbare Formen erhabene, und zwar keine glänzende Ideale der Phantasie aber aufmunternde Muster der Tugend im Wirken und Leiden darbietende Weltreligion dem menschlichen Geschlechte in einer Zeit der Auflösung und sittlichen und politischen Erschlaffung dargeboten wurde. (Mannigfaltige Wendungen des Eklekticismus im Kampfe oder in der Berührung mit dem Christenthum; die eigentlich charakteristischen Lehren des letztern geben am meisten Veranlassung zu fremdartigen Mischungen; Sekten, Gnosticismus. Anm. 6. fgd.)

Abschnitt 2. Ueber Julians Erziehung und Bildung bis zu seiner Besteigung des Kaiserthrons. S. 71 — 102. Schon in der Jugendzeit Julians offenbarte sich sein tiefes und zugleich hochstrebendes Gemüth im Gegensatz mit seiner

damaligen beschränkten und drückenden Lage. Er war damals voll ungeheuchelten Eifers und inniger Wärme für das Christenthum, und verabscheute das Heidenthum. Nach seiner Zurückkunft aus Cappadocien nach Constantinopel kam er in die Schule des Lacedämonischen Juristen Nikokles, dessen philosophisch allegorische Auslegung der Dichter des Griechischen Alterthums Julians feurige Phantasie und seinen nach dem Verborgenen forschenden Geist noch mehr erregte. Da die das Göttliche in Knechtsgestalt ankündigende Religion sein das Außerordentliche und Glänzende suchende Gemüth nicht ansprach, so bewirkte seit seiner Versetzung nach Nicomedien der Umgang mit den dortigen Neuplatonikern und die Bekanntschaft mit den Lehren des Libanius seine Hinwendung zum Heidenthum um desto gewisser, je mehr seine christlichen Lehrer sich bemüht hatten, ihn von aller Verbindung mit den Neuplatonikern fern zu halten. Nicht ohne Einfluß waren die auf Julian bezogenen Weissagungen unter den Heiden von einem Manne, der den Glauben an die Götter des Alterthums und ihre Verehrung wieder herzustellen und dann über das Römische Reich zu herrschen bestimmt sey. Die Ueberzeugung von einer solchen Bestimmung ward in Julian sowohl durch sein inneres als sein äußeres Leben genährt. Wir machen noch auf die Charakteristik der verschiedenen Neuplatoniker, welche auf den Kaiser Julian wirkten, aufmerksam (Vgl. Anm. 9. S. 89).

Abschnitt 3. Ueber Julians religiöse und philosophische Ansicht überhaupt, seine daraus hervorgehende Ansicht vom Christenthume und die Mittel, durch welche er seine religiösen Ideen als Kaiser zu realisiren suchte. S. 103 — 144. Die allgemeinen aus dem ersten Abschnitt hervorgehenden Resultate werden hier auf den individuellen Eklekticismus des Kaisers Julianus und dessen Verhältniß zum Christenthum angewandt. Durch das christliche Princip überhaupt, nicht durch das besondre katholische, wurde Julian vom Christenthum entfernt. Bey ihm war Kunst, Wissenschaft, Staat, selbst der Krieg mit der Religion verschmolzen, daher genügte ihm das Anspruchslose, demüthige, zu dem jenseits des irdischen Lebens liegenden hinweisende Christenthum nicht. Aus dem Cynismus Julian's, der sich dem Christenthum scheinbar sehr näherte, aber sich doch sehr von demselben entfernte, werden seine Versuche, eine neue Kirche zu gründen, abgeleitet.

Abschnitt 4. Ueber den Zustand der christlichen Kirche zur Zeit des Kaisers Julian und sein Verfahren gegen dieselbe. S. 145 — 172. Zuerst von dem Verderbniß der Kirche in ihrem Innern durch die Vermischung mit dem Weltlichen, welches sie zu bekämpfen aufhörte. Eben dadurch bildete sich

eine Reaction in der Kirche, welche sich vornehmlich in den Unruhen der Donatisten zeigte, die hauptsächlich das Verderbniß der Kirche durch ihre Vermischung des Weltlichen bekämpften, dann aber auch zugleich durch ihre Aeußerungen über christliche Freyheit Mißverständnisse veranlaßten, die in Hinsicht ihrer Natur und ihrer Wirkungen sehr ähnlich denen waren, durch welche die Bauernunruhen zur Zeit der Reformation hervorgebracht wurden. Um das Verfahren Julian's gegen die Christen nicht ungerecht zu beurtheilen, muß besonders das Verhältniß der letztern zu den Heiden seit dem Religionskriege zwischen Constantinus und Licinius beachtet werden. Der Uebermuth der Christen entzündete bey den Heiden Rachsucht, und bewirkte, nachdem durch Julian das Heidenthum wieder auf den Thron gebracht worden, furchtbare Verfolgung, an welcher der Kaiser selbst keinen directen Antheil hatte. Denn Glaubenszwang und Verfolgung waren weder den politischen, noch den individuellen religiösen und philosophischen Grundsätzen Julian's angemessen. Mancher bürgerlichen Vortheile mußte er die Christen berauben, weil jene nach seiner Ansicht mit der Religion enge verknüpft waren. Aus diesem Gesichtspunct wird das Gesetz beurtheilt, welches den Christen das Recht, öffentliche Schulen der Rhetorik und Litteratur zu halten, nahm (obgleich allen Jünglingen, auch den Christlichen, erlaubt blieb, solche Schulen zu besuchen). Gleichwohl, so sehr Julian das Tumultuarische und die Unduldsamkeit haßte, so sehr beförderte er indirect die Verfolgungen wider die Christen, weil er in seiner religiösen Schwärmerey für das Heidenthum sich es nicht erlaubte, die Christenverfolger zu strafen. Verschiedenheit in seinem Betragen gegen die christliche Geistlichkeit und gegen die übrigen Christen, und Entwickelung der Ursachen dieser Verschiedenheit. Manche einzelne den Grundsätzen Julian's widersprechende Handlungen, z. B. einzelne Verfolgungen, werden aus Widersprüchen in seiner Gemüthsart, deren er selbst sich nicht unbewußt war, aus Aufwallungen der Leidenschaft erklärt. Seine sarkastischen Aeußerungen über das Christenthum, Wirkungen augenblicklicher Laune, schadeten ihm schon in seinem Zeitalter und bewirkten ungerechte Beurtheilung seiner Grundsätze. Am deutlichsten offenbarte sich seine Idee, das ihm vorschwebende Bild des Alterthums unter veränderten Zeiten und Sitten wieder ins Leben zurückzubringen, bey seinem letzten Aufenthalt zu Antiochien, vor der Eröffnung des Persischen Kriegs, in welchem Julian (im 32. Jahre seines Lebens) „als Martyrer für eine ihn beseelende Idee, die Barbaren, die Perser, zu demüthigen," fiel.

Wir müssen noch bemerken, daß alle hier angedeuteten Entwickelungen durchaus mit Belegen sorgfältig unterstützt sind, und daß die ausführlichern Anmerkungen am Ende jedes Abschnitts manche lehrreiche Erörterungen über die philosophische und religiöse Denkart Julians und seiner Zeit enthalten.

W.

Ueber die Religion der Ebräer vor Moses. Von Lazarus Bendavid. Berlin, bey Julius Eduard Hitzig. 1812. IV, 51 S. 8.

Daß die Verschiedenheit der Namen Gottes im A. T., besonders der Genesis, El, Elohim, Jehovah u. s w., nicht zufällig seyn könne, sondern auf einem tiefern Grunde beruhen müsse, vielleicht auf der Verschiedenheit religiöser Ansichten verschiedener religiösen Schulen, ist längst bemerkt worden. Herr Bendavid macht nun in dieser kleinen Schrift einen Versuch, aus diesen Namen den Fortschritt der religiösen Bildung des Jüdischen Volks abzuleiten, dem man mit Ausnahme der gezwungenen Etymologieen, wenn man es nicht sehr strenge nehmen will, das triviale Lob zugestehen kann: Se non è vero etc. Er nimmt an, die Aegypter, denen das Jüdische Volk seine religiöse Bildung verdanke, hätten drey Grade eines Cultus, der nicht mehr Götzendienst gewesen sey, gekannt, Dualismus, Zebaothismus (Dienst des Heers der Naturkräfte), Spiritualismus oder Theismus. Der Hebräische Stamm habe bis zu Joseph's Zeiten sich noch nicht über die beyden erstern oder niedern dieser Stufen erhoben. Laban und sein Geschlecht seyen Dualisten gewesen (in den Theraphim תרפים von אף und חרי, Stiere des Zorns, findet auch Hr. B. den Serapis); Abraham und sein Geschlecht Zebaothisten. Der Name Schaddai, der Gebrüstete, welcher diese Ansicht bezeichnet (von שד die Brust, wovon auch שדים Dämonen), bedeute eben so die hypostasirte Natur im Zebaothismus als die Isis der Aegypter. In dem Namen Elohim, wodurch Naturkräfte bezeichnet worden (von אל die Kraft, z. B. 2 B. M. XV, 11), findet der Verf. eine sichere Spur des Polytheismus. Durch Moses erhielt endlich das Jüdische Volk die höchste Weihe, es wurde zu der spiritualistischen oder theistischen Ansicht erhoben, welche durch die Namen Jehovah und El eljon ausgedrückt wird.

No. 4. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

1) Johannes Müller oder Plan im Leben, nebst Plan im Lesen, und von den Grenzen weiblicher Bildung. Drey Reden von D. Karl Morgenstern, Russisch Kaiserl. Hofrath, ord. Prof. d. Beredsamkeit und altclass. Philologie, der Aesthetik und der Gesch. der Literatur u. Kunst an der Kaiserl. Universität zu Dorpat etc. Leipzig bey Göschen 1808. VI u. 122 S. 4. (2 fl.)

2) Memoria Joannis de Müller viri summi in consessu societatis Regiae sc. Gottingensis inter desideria lugentium celebrata, interprete Ch. G. Heyne. Die X. Junii MDCCCIX. Göttingen bey Dieterich. 12 S. 4.

3) Memoriam Joannis Mülleri . . . Civibus commendat Academia Frid. Halensis. Halle im Waisenhaus 1809. 32 S. 4.

4) Johann von Müller der Historiker. Von A. H. L. Heeren. Virtus clara aeternaque habetur. Sallust. Leipzig bey Göschen. 92 S. 8. (8 gr.)

5) Johann von Müller von Karl Ludwig von Woltmann. Berlin b. Hitzig 1810. VIII. 316. LXXI S. 8. (1 Thlr. 21 gr.)

6) Lobschrift auf Johann von Müller den Geschichtschreiber. Gelesen in der K. Akademie der Wissenschaften zu München am 29ten Mai 1811 von Friedrich Roth, D. K. Baierischem Oberfinanzrathe und Mitgliede der Akademie. Sulzbach bey Seidel 1811. 46 S. 8. (24 kr.)

Ueber sehr wenige Deutsche Schriftsteller ist so viel geschrieben worden, wie über Johannes Müller: und wenn sich hieraus zwar nicht mit völliger Sicherheit schließen läßt, daß dieser ernste und gelehrte Historiker ein sehr großes, für ihn sich lebhaft interessirendes Publicum gehabt habe (man möchte wünschen, daß zur Ehre der vaterländischen Denkart und des altkräftigen litterärischen Geistes unserer Zeitgenossen so etwas daraus gefolgert werden könnte); so scheint doch fast keinem Zweifel unterworfen, daß der Mann, über dessen litterärische Bildung, Eigenthümlichkeit und Wirksamkeit mehrere Schrift-

steller, zum Theil vom ersten Rang, ihre Stimme abzugeben sich berufen fühlten, mannigfaltigen, vielseitigen und reichen Stoff zur Betrachtung dargeboten haben müsse; ein solcher Mensch gleicht einer herrlichen Gegend, in welcher jeder aufmerksame und gemüthliche Beobachter etwas findet, das ihm zusagt, deren gelungenste Schilderung sie nicht erschöpft, und die nach vielen mahlerischen Beschreibungen noch immer neue Seiten darbietet, von denen sie mit Theilnahme und Liebe aufgefaßt und dargestellt werden kann. So scheint Johannes Müller seinem Vaterlande, der einfach großen Schweiz, nicht unähnlich zu seyn, welche unzähligemal und vortrefflich beschrieben dem für die stets neue Herrlichkeit der Natur empfänglichen Gemüthe neue Ansichten und freygebig lohnende Veranlassung zu fruchtbaren Betrachtungen offenbart.

In J. M. ist der Mensch, der Gelehrte, der Historiker, der Politiker und der Geschäftsmann merkwürdig; und so wie diese verschiedenartigen Beziehungen, unter welchen er an sich und in der Erscheinungswelt betrachtet werden kann, oft in einander fließen, und ohne gewaltthätige Verletzung der nur in ihrer Verschmelzung bestehenden Wahrheit, keine scharf abscheidende Trennung zulassen; so dürfte soft eine willkührliche Verbindung, oder richtiger Vermischung der Gesichtspuncte, aus denen sein Wesen, Denken und Wirken angesehen werden kann, der gerechten Würdigung seines Verdienstes unvermeidlichen Eintrag gethan haben. Daß er durch seltene Ausdauer angestrengten Fleißes eine bewundernswerthe Fülle gelehrter Kenntnisse sich erworben habe, darüber sind Alle einverstanden; bloß Mathematik und Naturwissenschaften scheinen ihm fremd geblieben zu seyn, und aus seiner, durch genetische Bildung und frühe feste Richtung des Geistes erklärbaren Abneigung gegen die erstere machte er selbst kein Geheimniß; dagegen war philologische und theologische Erudition, Staatswissenschaft, Rechtskenntniß, Geschmack- und Kunstgefühl auf das glücklichste in ihm vereinigt; er hatte eine Belesenheit, wie sie seit Saumaise und Leibnitz nicht häufig gefunden ward, eine nie befriedigte, nie erschlaffende Wißbegierde, einen immer jugendlich-frischen Eifer für die Fortbildung seines Geistes und für die Erweiterung seiner Kenntnisse. Als Mensch

tritt er in einer Liebenswürdigkeit hervor, welche in diesem Grade äußerst wenigen Gelehrten und Schriftstellern zugestanden werden kann; die ihm einwohnende Milde und Weichheit, die in seine ganze Natur innig und unzertrennlich verwebte Humanität, die rein kindliche Hingebung an jedes sich freundlich ankündigende Gute, die warme herzliche Theilnahme an Anderer Freude und Kummer, das immer rege Streben zu beglücken und zu helfen; die unter keinen Umständen erkaltende Treue, fast schwärmerische Anhänglichkeit an dem Kreise seiner Lieben, die von erster Kindheit an bis zur Gruft sich gleich bleibende Pietät, die Versöhnlichkeit gegen Feinde, die Zartheit in gesellschaftlichen Verhältnissen, wer mag sie verkennen oder mißdeuten, als wenn alles Menschliche Tand und Thorheit ist? — Und wie war der gegen seine Mitmenschen so nachsichtige Mann streng gegen sich selbst? wie that er sich nie Genüge? wie war er durchdrungen von Pflichtgefühl? wie beseelte ihn Kraft, aus Religiosität, aus lebendigem Glauben an Vorsehung und Würde der Menschheit entquollen? — Für alles dieses liegen die Beweise öffentlich in seinem, nicht für das Publicum bestimmten, nach seinem Tode bekannt gemachten Briefwechsel vor; wer sehen will, kann sehen; einer beurtheilenden Anzeige der Müller'schen Werke darf hier nicht vorgegriffen werden; es ist genug, im Allgemeinen auf dieses Urkundenbuch zum Leben und Charakter eines edlen Menschen aufmerksam gemacht zu haben.

Das, was der Schriftsteller als Mensch ist, darf bey der Schätzung des Historikers nicht unbeachtet gelassen werden. Diplomatisch genau und zur entschiedenen Bereicherung der äußeren Wissenschaft sammeln, kann der fleißige Gelehrte; die Materialien lichtvoll zu ordnen, Ereignisse und Begebenheiten in ihrem Zusammenhange und Erfolge anschaulich lebendig in schöner Sprache darzustellen, und treffende Bemerkungen und Urtheile einzuflechten, vermag der kunsterfahrne und geübte Schriftsteller. Aber das Streben nach einem höheren Ziele, der Alles durchdringende Wille, Mitwelt und Nachkommen zum Edlen und Großen, Guten und Wahren zu bestimmen, ganze Geschlechter zu begeistern für Recht und Tugend, die Gemüther mit heiligen Entschließungen zu befruchten;

dieses Streben, dieser Wille wohnt nur in einem heiligen Gemüth, das mehr hat als Wissenschaft und Kunst, das von der Allmacht unaussprechlicher Ahndungen beherrscht wird. Solch ein Geist bricht in Müller's historischen Darstellungen durch, und fordert laut und dringend auf, an den inneren Menschen des Schriftstellers zu denken, der als Historiker beurtheilt werden soll. Es bleibt daher lobenswerth, wenn zur Würdigung eines solchen Geschichtschreibers ein ganz anderer Maßstab gebraucht wird, als bey unzähligen andern, äußerlich verwandten Schriftstellern gewöhnlich ist; es erscheint ganz in der Ordnung, wenn der Charakter des Historikers nicht isolirt, sondern vielmehr in seiner natürlichen und allein zur wahrhaften Vollständigkeit und Einheit der Ansicht führenden Verbindung mit dem Charakter des Menschen dargestellt wird; ob sich gleich ein richtiges Resultat unter nicht ausgesprochenen, sondern nur in ihren Wirkungen angedeuteten Voraussetzungen auffassen und darlegen läßt; und auf keinen Fall ist eine widrige Analyse (die nicht einmal so unwahr zu seyn braucht, wie die von Woltmann'sche ist, um verwerflich zu seyn) aller und jeder menschlicher Verhältnisse erforderlich, wenn eine so preiswürdige, durch fromme Achtung für Wahrheit erzeugte Absicht erreicht werden soll.

J. v. M. verdiente also die Ehre, welche ihm in No. 1. widerfährt; in seinem inneren, wissenschaftlichen Leben herrscht zusammenhängender fester Plan; in seinen Studien und Grundsätzen findet sich eine mit ehrwürdigem männlichen Ernste durchgeführte Consequenz, welche so einfach ist, daß sie von Allen erkannt und von sehr Vielen als Richtschnur angenommen und befolgt werden kann; die eigenen Bekenntnisse in Briefen und die Resultate seiner Bestrebungen, unvergängliche Denkmäler Deutschen Fleißes, vaterländischen Sinnes, litterärisch veredelter Nationalität und tief begründeter Frömmigkeit, liefern den Beweis; und Hr Morgenstern hat diese reichhaltigen Materialien zu einer anschaulichen Darstellung des musterhaft Verdienstlichen im Selbstbilden, Fortschreiten und Bewahren des Geistes, mit Umsicht zu finden und mit Besonnenheit und rednerischer Klarheit zu benutzen und zu verarbeiten gewußt. Jedoch irrt er darin, daß er die Müllersche Planmäßigkeit

auf das äußere Leben des sich einer höheren Führung vertrauensvoll hingebenden und seine Wünsche und Absichten unter dem unerschütterlichen Glauben an dieselbe gefangen nehmenden, auch in dieser Hinsicht seltenen und von beschränkten, für solchen Gottessinn unempfänglichen Egoisten mißverstandenen Mannes ausgedehnt hat. Immer bleibt diese erste Rede, mit den ihr beygegeben reichhaltigen und sinnvollen Anmerkungen, ein schätzbarer Beytrag zur genauern Kenntniß und richtigern Würdigung des menschlichen und litterärischen Charakters und der eigenthümlichen Verdienste des größten Historikers, welchen Deutschland bis auf den heutigen Tag besessen hat. Die Sprache des Redners ist körnig, blühend und edel; nur ein einziges Mal S. 30 fällt sie durch die fast burleske Parenthese: „ich wette, er reis't noch einmal nach London!" aus ihrer Würde; und in einigen Anmerkungen ist das Bestreben, den Ton und die Manier zu müllerisiren, allzusichtbar. — Die zweyte Rede über Plan im Lesen ist dem Geiste und Zwecke nach mit der ersten nah verwandt. Sie gehet von der Betrachtung des möglichen Mißbrauches großer Büchersammlungen aus, und Hr. M. erlaubt sich (S. 62) eine Anspielung auf Göttingen, welche um so schicklicher hätte unterdrückt werden sollen, weil er selbst sie für ungerecht erklärt, wie sie es wirklich ist. Dagegen sind die Warnungen gegen Vielleserey oder Lesewuth ganz an ihrer Stelle, und mögen in vielen Städten Deutschlands dringenderes Bedürfniß seyn, und mehr Beherzigung erheischen als in Dorpat. Eben so gerecht sind die Klagen über die Verkehrtheit, welche das leselustige Publicum Deutschlands in der Wahl der Bücher beweiset, und über die empörende Vernachläßigung seiner Classiker, welche sich dasselbe zu Schulden kommen läßt. Die Hauptsumme aller Weisheit im Lesen wird für studirende Jünglinge darin zusammengefaßt: „Lies außer den Schriftstellern, die du deines gegenwärtigen oder künftigen Berufs halber lesen mußt, nur die classischen!" Unter Classikern werden diejenigen verstanden, welche rein menschliches Interesse haben, indem sie den ursprünglichen Menschensinn für das Wahre, das Gute, das Schöne unmittelbar, und nicht jeden besonders, sondern den dreyfachen Sinn zugleich beschäftigen, den Menschen im Menschen aus eigenem höhern

Leben zu höherm Leben bilden. In den Feldern der Poesie, Beredsamkeit, Geschichte und Philosophie müssen sie gesucht werden. Daß unter unsern Deutschen Classikern weder Utz, noch Ramler, weder Gerstenberg, noch J. N. Götz und Claudius, daß von Romanen-Verfassern nicht einmal J. T. Hermes und F. H. Jakobi genannt sind, fällt auf; Garve hat bey den Philosophen einen Platz gefunden; wenn auch das Lesen der Humoristen (S. 80) dem späteren Leben vorbehalten wird, so hätten selbst für dieses Hippel und Jean Paul eine Ehrenmeldung verdient. Die Winke über Folge und Methode im Lesen sind vortrefflich, und verrathen eben so viel Erfahrung als Geschmack und Geist. — Die dritte Rede von den Grenzen weiblicher Bildung ist bey Eröffnung der kais. Töchterschule zu Wyborg d. 9. Aug. 1805 gehalten worden. Sie verbreitet sich über weiblichen Beruf und weibliche Bildung, und enthält viel Angemessenes und Durchdachtes, wie es von einem solchen Verf. erwartet werden kann.

No. 2. ist der Ausdruck dankbarer Erinnerung an die Wohlthaten, welche die Göttingische Societät ihrem Mitgliede zu verdanken hatte; wirklich war sie ihm ihre Fortdauer schuldig (S. 4), obgleich Rec. bezweifeln möchte, daß die Existenz einer so geachteten gelehrten Gesellschaft unter einer liberalen und für Kunst und Wissenschaft sich so günstig äußernden Regierung auch nur Einen Augenblick gefährdet gewesen seyn könne; gewiß haben Mißverständnisse und Irrungen über Organisations-Formen Zögerungen und daher Besorgnisse veranlaßt. Doch bleibt damit dem für alles Litterarische, und besonders für Göttingens Wohl eifrig thätigen Müller das unbestrittene Verdienst (S. 9), die zur Unterhaltung der Gesellschaft erforderlichen Summen gesichert, für Wiedererstattung dessen, was durch dringende Zeitumstände entzogen worden war, gesorgt, und die zur Fortdauer der Gelehrten Anzeigen und der Commentationen nöthigen Ausgaben gedeckt zu haben; auch bewirkte er die, späterhin zum Landesgesetze erhobene, Censurfreyheit. Daß der Redner (S. 5) lauter Klagen erwähnt, welche von Mehreren über Müller's Geschäftsführung erhoben wurden, ist Jedem, der mit der Lage der Dinge

im Jahr 1808 nicht ganz unbekannt ist, sehr begreiflich; die Studien-Angelegenheiten befanden sich in einem ungeheuren Chaos, und es ließ sich kaum ein in denselben entstehendes System ahnden; der bald Schrecken, bald Freude erregenden Gerüchte und Vermuthungen gab es eine Legion; die zudringlichen Forderungen und Gesuche waren ohne Maaß und Ziel; Müller mit seinem Enthusiasmus für Wissenschaft und mit seinem weichen menschenfreundlichen Herzen, das Allen helfen und jedem Besorgten Beruhigung verschaffen wollte, that auf Einmal zu viel, und berücksichtigte mehr das Einzelne als das Ganze; seine Tröstungen, seine Aufmunterungen, seine Hoffnungsäußerungen wurden als officielle Erklärungen angesehen, verbreitet und mit Nutzanwendungen ausgestattet; in den ersten vier Wochen seiner öffentlichen Wirksamkeit mußten schon viele Unzufriedene entstehen, denen nichts rasch und ihrem Egoismus gemäß genug ging. Dem Charakter, dem Geiste und Willen Müllers läßt der seit der ersten jugendlichen Entwickelung mit ihm bekannte ehrwürdige nunmehr selbst verewigte Heyne (S. 10 f.) volle Gerechtigkeit angedeihen; es ist ein gehaltvolles Wort, was er als Resultat über ihn ausspricht: „non diffitendum est, nostris hisce temporibus hominibusque eum nec natum fuisse nec nasci debuisse; alieno itaque tempore, nec suo nec nostro, eum vixisse.“

No. 3. Der geistreiche Humanist Hr. Prof. Schütz bleibt in seiner, im Namen der Universität Halle verfaßten, durch Römische Eleganz und durch Gedankenreichthum ausgezeichneten Denkschrift bey dem historischen Verdienste Müller's stehen, und stellt das Bild seiner geistigen Bildung und Wirksamkeit als Muster auf, dem Studirende nachstreben sollen. Deutschland, so reich an vortrefflichen Schriftstellern aller Art, ist arm an großen Historikern, und freylich wird, um als Geschichtschreiber sich auszuzeichnen, ein seltener Verein gelehrter Kenntnisse und sittlicher und ästhetischer Eigenschaften erfordert; nicht zu gedenken der stark eingreifenden äußeren Verhältnisse, unter welchen ein im strengeren Sinn gutes historisches Werk allein gedeihen kann; seit wann herrschet eigentlich Publicität? seit wann Willfährigkeit der Regierungen, Archive zu öffnen, und das, was daraus mühsam gewonnen

ist, bekannt machen zu lassen? und wie beschränkte sich solche Willfährigkeit oft durch ängstliche Rücksichten auf steifsinnig festgehaltene Rechtsformalitäten, oder auf vermeintlich nachtheilige Volksaufklärung, oder auf Beschädigung des sogenannten Familienglanzes? und wo war Nationalsinn? wie sparsam wurde schriftstellerisches Kunsttalent in unsern gelehrten Erziehungsanstalten geweckt, gepflegt und zu einiger Reife gebracht? Es ist noch immer merkwürdig, daß Deutschland in dem letzten Viertheile des achtzehnten Jahrhunderts so viele gute Historiker hervorgebracht hat, welche zwar nicht mit den großen Alten und mit den durch ihre Verfassung gehobenen Britten um den Kranz buhlen können, aber doch nur von einigen Italienern der schönen Zeit und von wenigen Spaniern übertroffen werden. „Illud accedit, sagt der Verf. S. 7 sehr richtig, cur hoc minus mirabile debeat videri, quod quum historia nec institui possit, nisi praeparato otio, nec exiguo tempore absolvi, nostris hominibus ad ista studia natis et factis, aut raro, aut numquam vacatio publici muneris, isque otii fructus concedatur, quem Humio et Gibbono aliisque eorum similibus scimus contigisse. Praestantissimi enim Germaniae historici, vel rei publicae administratione vel institutione juventutis academicae sic detinentur, ut miraculi instar sit, eos horis subsicivis tantum, quantum in hoc arte elaborarint, praestitisse, nedum ut iis vitio vertendum sit, eos opus institutum vel inchoatum reliquisse, vel si ad finem perduxerint, non omnes summae perfectionis numeros explevisse. Itaque nec Möserum nostrum historiam Osnabrugensem, nec Sprengelium Britanniae, nec Schillerum historiam defectionis Belgarum absolvere potuisse, dolendum potius est quam admirandum; ac tanto majore cum laude praedicandum Schlözeros nostros, Herderos, Plankios, Schröckhios, Heerenios (Schmidtios, Spittleros), longis operibus iisque elegantissimis, quum tot aliis negotiis districti essent, perficiendis pares fuisse.“ Auch Johannes Müller konnte nur unter vielfachen Lebensmühen, Geschäftszerstreuungen und lästigen Unterbrechungen, sein Hauptwerk, die Geschichte der Schweizer

rischen Eidsgenossenschaft bearbeiten. Es war herkulischer Fleiß erforderlich, um die überall zerstreuten Materialien und Notizen zusammen zu bringen, und es lag in dem durch Local- und Staatsverhältnisse zerstückelten Stoffe eine eigenthümliche Schwierigkeit der Darstellung, welche nur vaterländisches Interesse zu überwinden vermochte. Der höhere didaktische Zweck, welcher dieser Unternehmung zu Grunde lag, wird S. 11 genügend angedeutet und das Verfahren des Geschichtschreibers vollständig gerechtfertigt. Auf seine musterhafte Treue, Wahrheitsliebe und Unpartheylichkeit wird aufmerksam gemacht, ohne die Milde zu verschweigen, welche sich in seinem Urtheil über das Tadelnswerthe offenbart, und wovon die Charakteristik K. Ludwig XI. als sprechendes Beyspiel in köstlicher Lateinischer Uebersetzung (S. 13 f.) aufgeführt wird. Das Verdienstliche in der Oeconomie des ganzen Werks, in der genauen und mahlerischen Angabe des Schauplatzes, in der anschaulichen Darstellung der Denkart und der Sitten verflossener Jahrhunderte, in der Beschreibung der Schlachten, in der Entwickelung der Verfassung und Verwaltung der einzelnen Staaten, in der Beziehung des Einzelnen auf das Ganze, in dem universalhistorischen Blicke, kurz Alles, was an diesem Meisterwerke dem sorgfältigen und kunsterfahrnen Beobachter zusagt, wird bündig und mit anschaulicher Klarheit angedeutet und hervorgehoben. Auch über kleine Gebrechen und Mängel, über die Fülle der Citate, über die oft fremdartige und ungleiche Sprache erklärt sich Hr. S. eben so gerecht und unpartheyisch freymüthig, als mit feinem kritischen Blicke und ächt antikem Kunstsinn. Man trennt sich ungern von einer materiell und formell so vollendeten Schrift, und nur in der Voraussetzung, daß diese Bogen, mehr als andere academische Gelegenheitsschriften, in das größere Publicum durch Buchhandel gebracht worden sind, hat Rec. der Versuchung Widerstand geleistet, mehrere herrliche Stellen den Lesern wörtlich mitzutheilen.

No. 4. Einer der Ersten unserer Deutschen Historiker, der gelehrte, scharfsinnige, geistvolle Heeren erachtete es ersprießlich für die angemessene Bildung künftiger Historiker, an Joh. Müller zu zeigen, welchen Weg sie zu betreten und

zu verfolgen haben, um die Forderungen und Pflichten guter Historiker kennen und erfüllen zu lernen. „Was Müller der Wissenschaft wurde, das ward er ganz durch seine Liebe für sie. — — Sein Enthusiasmus für die Geschichte ging aus dem lebendigsten Gefühl ihrer Würde hervor. Sie war ihm die erste der Wissenschaften, die Aufbewahrerin alles Großen und Herrlichen, die Heroldin und zugleich die Bildnerin der Staatsmänner und Helden.“ Wir übergehen das nun sattsam Bekannte aus Müller's Leben, welches über seine Bildung zum Historiker Aufschluß gibt, und verweilen bey demjenigen, was die Individualität seines historischen Charakters näher bezeichnet und entwickelt. In der Geschichte der Schweiz, für die er sich bestimmte, war des Allgemeinen wenig (S. 22), des Besondern viel; das Studium mußte also von dem Einzelnen ausgehen; und so bildete die Beschaffenheit des Stoffes, welcher zu bearbeiten war, den Geschichtforscher; seinem Genie blieb es vorbehalten, sich von Erforschung des Einzelnen zur Ansicht des Allgemeinen zu erheben; wer mit dem Allgemeinen beginnt, erbaut ein Gebäude ohne Grund. Die Oeffentlichkeit der Schweizerischen Verhandlungen, die zahlreichen Nachrichten darüber in gleichzeitigen Chroniken und die Menge der vorhandenen Urkunden eröffneten dem Forschungsfleiße ein unermeßliches Feld. Für die Trockenheit solcher Studien entschädigte sich Müller im Umgange mit hochgebildeten, geistvollen Männern und durch Lectüre der Alten und modernen Classiker; er arbeitete an der Cultur des practischen politischen Sinnes, ohne welchen keines Historikers Bemühungen Fruchtbarkeit für das wirkliche Leben gewinnen können, und an Vervollkommnung des schriftlichen Vortrags. Von wohlthätiger Wirkung war, daß er veranlaßt wurde, universalhistorische Vorlesungen in Genf zu halten; durch sie ward er auf manche Lücken in seinen Kenntnissen aufmerksam, er durchdachte den Gegenstand, worüber er Andere orientiren sollte, mit anschaulicherer Klarheit, er wurde von der engen Verbindung, worin das Einzelne mit dem Ganzen steht, auf das lebendigste überzeugt, und sie zeichneten ihm den Gang seiner Forschungen für das ganze Leben vor. — Seine Schweizergeschichte gibt den Maaßstab, nach welchem sein historisches

Verdienst gewürdigt werden muß. Er hatte (S. 60) eine reine und feste Ansicht von dem Wesen der Geschichte; sie war ihm treue Erzählerin des Geschehenen. Er setzte den Geschichtschreiber nie über den Geschichtforscher; er hat diesen nie über jenen vergessen; und diese Bewahrung des richtigen Verhältnisses zwischen beyden ist die Grundbedingung zu einem großen Historiker. Wahrheitsliebe war das oberste Gesetz, dem er in seinen historischen Bestrebungen huldigte; er wollte nichts sagen, was er nicht selbst (S. 64) als wahr erkannt hatte. Sein Werk steht als Muster tiefer und gründlicher Forschung für die Nachwelt da! — In Ansehung der Composition waren einfache Hindernisse zu beseitigen; nur Ein Hauptpunct konnte festgehalten werden: Entstehen und Bestehen der Verfassung, Begründung und Erhaltung der Freyheit; hieraus ergaben sich Zusammenhang und Pragmatismus; Alles wurde durch inneres Band, durch vaterländischen Geist zusammengehalten. Doch erklärt der Verf. die Anordnung des zerstückelten Stoffes (S. 70) für die minder glänzende Seite des Werks. Es bleibt jedoch das größte Lob des Geschichtschreibers in dieser Rücksicht, daß er, durch einfache chronologische Anordnung, der Natur folgte, ohne dem Stoffe Gewalt anzuthun. Die anziehende Kraft der Schweizergeschichte beruht auf dem lebendigen Interesse, womit der Verf. an die Bearbeitung des Stoffes ging, und welches aus dem tiefen Studium seines Gegenstandes sich immer dauernder und kräftiger entwickelte. Müller hatte eine heitere Ansicht der Welt, einen lebendigen Sinn für Freyheit und für politische Größe; er wurde unterstützt von einer beweglichen Imagination, die er aber immer beherrschte. Müller's Styl wird (S. 89) mit Recht ein veredelter Chronikenstyl genannt. — „Müller schrieb (S, 92) einen Theil der Deutschen Geschichte; in Deutscher Zunge und mit Deutschem Gemüthe. Alle edle Grundzüge des Deutschen Charakters, reiner Wahrheitssinn, Freyheitsliebe mit Ordnung, tiefes und inniges Gefühl für alles Herrliche und Große sprechen sich laut darin aus. So steht es da, ein Nationalwerk im höheren Sinn; eine Deutsche Eiche auf Deutschem Boden. Laut und dankbar nahm es — selbst mitten in ihren Verirrungen über das Wesen der

Geschichte, gleichsam sich selbst widersprechend — die Mitwelt auf; daß die kommenden Geschlechter es nicht vergessen, dafür hat der Geschichtschreiber gesorgt!" — Nur so viel aus dieser gehaltreichen Schrift; wer sie noch nicht gelesen hat, möge dadurch gereizt werden, sich an ihr zu laben; und wer sich schon früher des Genusses erfreut hat, möge dankbar an die frohen Stunden erinnert werden, welche sie ihm gewährte. Sie und die gleich näher zu beschreibende Lobschrift von Roth, Planck's und Heeren's Schriften über Spittler (möchte uns auch recht bald Roth's Denkmal auf diesen mitgetheilt werden!), verbunden mit dem Bruchstücke aus Schlözer's Autobiographie und Joh. Müller's Briefe an Bonstetten und an seinen Bruder, sind die beste und fruchtbarste practische Anleitung zum historischen Studium, welche dem zum Besseren aufstrebenden Deutschen Jüngling zu seiner gedeihlichen, nur aus eigenem Wollen erzeugten Selbstbildung zum rechten historischen Studium empfohlen werden kann.

No. 5. Wenn es eine ausführliche Kritik der von Woltmann'schen Schrift gälte, so würde sich Rec. aus Eckel vor der losen Speise feyerlich davon losgesagt haben; es thut aber eine mit vollständiger Beweisführung ausgestattete Darlegung der Verwerflichkeit dieser nur ihrem Verf. ungünstigen Schrift Gottlob nicht mehr nöthig, da der Unwille darüber von vielen durch Geist und Kraft des Gemüths hervorstechenden und ihr Stimmrecht beurkundenden rechtlichen und guten Männern wiederholt laut ausgesprochen, und das Publicum, wenn es des bedurfte, genugsam gewarnt worden ist. Mag Kunstneid, dem auch bessere Naturen unterworfen sind, mag Schulhaß, wie er einst den Anti-Aristoteliker Peter Ramus blutig verfolgte, gereizt und zum Bösen versuchet haben; immer ist schwer zu begreifen, daß Hr. v. W. in dem von ihm doch gewiß aus Erfahrung so hoch berechneten Umgang mit Weibern nicht so viel Feinsinnigkeit und richtigen Tact erworben haben sollte, um das Gemeine und Verächtliche eines solchen Verfahrens sogleich zu fühlen und den ersten Gedanken dazu als Ausgeburt eines unglücklichen Augenblicks, sich selbst bloß durch bisweilige Erinnerung daran strafend, zu unterdrücken. Was in aller Welt konnte ihn zu

diesem Schritte bewegen, zu dem litterarischen Banditenstreiche, seinem angeblichen, eben wortlos gewordenen Freunde meuchlerisch das Köstlichste zu rauben, was Sterbliche hienieden haben und verlieren können? und zwar zu rauben mit versüßenden und die leidenschaftliche Gewaltthätigkeit bedeckenden Lobsprüchen und unter der Hülle sogenannten freyen Krafteifers für Wahrheit und Gerechtigkeit? Beym Himmel, was konnte ihn bestimmen zu einem solchen, schon nach den Regeln alltäglicher Klugheit unverzeihlichen und, nach den ewigen Gesetzen innerer Gerechtigkeit in der Weltregierung, unausbleibliche Selbstrache drohenden Schritte? — Wollte man Hrn. v. W. Arges mit Argem vergelten, so könnte er leicht mit vieler Wahrscheinlichkeit bezüchtigt werden, daß ihn noch etwas Unedleres, als bloß armselige und Mitleiden erregende Eitelkeit, angetrieben habe, so zu handeln; daß es ihm nicht bloß darum zu thun gewesen sey, seinen Namen durch einen gefeyerten weniger beeinträchtigt zu sehen; daß er vielmehr darauf ausgegangen sey, im Preußischen Staate, mit dessen Organisation er sich vielleicht nicht bloß schriftstellerisch beschäftigen wollte, in dem Staate, wo es damals zum Tone der sogenannten guten Gesellschaft gehörte, den vermeintlich abtrünnigen Müller herabzusetzen und zu verleumden, sich patriotisch wichtig zu machen, indem er mit Einem Hauptstreiche den von mehreren Seiten vergeblich angegriffenen Ruhm des verhaßten Apostaten zu Boden strecke. Und wenn es dies nicht war, was ihn trieb; ist es nicht unbeschreiblich klein, nicht ertragen zu können, daß der Mitbewerber um historischen Ruhm, von Französischen Feldherren und Staatsmännern gekannt und geachtet war, vom Kaiser Napoleon durch eine lange Audienz ausgezeichnet, bald nachher zu einer Ministerstelle berufen wurde? und wenn dem, auch späterhin in seiner nächsten Umgebung wenig beachteten Hrn. von Woltmann dieses wehe that, war es nicht kleinliche Rache, die Manen des Vorgezogenen nur zu seiner Demüthigung mehr bekannten und geehrten zu schmähen? — Die erbittertste Feindschaft hätte kein wirksameres Mittel, dem Herrn v. W. zu schaden, erfinden können, als er selbst erfunden und angewendet hat. Möge ihn die allgemeine Indignation zur Selbsterkenntniß führen! — Von seinem Buche kein Wort; denn es wäre, als träte man mit ihm selbst gegen ihn in Bündniß, wenn der Inhalt desselben erneuert und durch Widerlegungen und Berichtigungen in seiner ganzen Häßlichkeit verjüngt würde.

No. 6. ist einer der vorzüglichsten Aufsätze, welche die ganze Deutsche Litteratur in dieser Gattung aufzuweisen hat. Der Redner überläßt der Nachwelt, den von allen Rücksichten

einer besseren Nachwelt zur Erbauung erhalten wird; es sind Meisterstücke der Beredsamkeit, und was Hr. R. zu ihrem Ruhme sagt (S. 28), ist mit dem Urtheile aller Unbefangenen vollkommen übereinstimmend. — Was weiter über M's Composition bemerkt wird (S. 32 fg.), zeichnet sich so sehr durch tiefeingreifende Wahrheit und Angemessenheit aus, daß es durch einen Auszug nur verlieren könnte; es muß ganz gelesen und sollte besonders von denen beherzigt werden, welche ihre idealistische Phantasmen der historischen Kunst aufzudringen nicht müde werden. Auch M's Vortrag wird (S. 37 fg.) gerecht und erschöpfend beurtheilt. Zuletzt einige Betrachtungen über des großen Historikers Schwächen, welche bey seinem wohlbegründeten vielfachen Verdienste nicht verschwiegen oder verschleyert zu werden brauchen. Er hat bisweilen dem Glauben zu viel eingeräumt (S. 42) und sich, indem er das Entgegengesetzte wird, dem Aberglauben genähert. Er wird bisweilen von zu lebhafter Theilnahme hingerissen. Nicht immer mäßig genug ist sein Lob, und im Vergleichen moderner Männer mit den Männern des Alterthums verläßt ihn hie und da kalte Besonnenheit. Auch artet seine Umständlichkeit oft in Weitläuftigkeit aus, und in dem Anreihen kleiner Züge wird der Zusammenhang vermißt; sein Vortrag ist ungleich und noch mehr seine Sprache. Aber diese Fehler finden in den mannigfachen Hindernissen, mit welchen er sein Leben lang zu kämpfen hatte, volle Entschuldigung. Unbestritten bleibt ihm der herrliche Ruhm, sich über sein Zeitalter erhoben, und „jene mehr bewunderte als eingesehene Kunst der alten Geschichtschreiber, unter den Deutschen zuerst geübt zu haben; in ihm erscheint vor unsern Augen die Macht, die Würde, die Hoheit, ja die Göttlichkeit der Geschichte."

Das Verdienstliche in dem gelungenen Unternehmen, den größten Deutschen Geschichtschreiber von allen Seiten, nach allen seinen Eigenthümlichkeiten, in einer des Gegenstandes würdigen Sprache und in einem dem Müllerschen verbrüderten Geiste, am richtigsten und erschöpfendsten charakterisirt zu haben, wird die Ausführlichkeit dieser Anzeige rechtfertigen. Es ist ein zu seltener Genuß, welchen eine solche Rede gewährt, als daß längeres Verweilen bey ihm mißbilligt werden könnte.

D. Ludwig Wachler.

(Die Anzeige von drey andern Schriften über Johannes Müller folgt im nächsten Stück.)

No. 5. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

Wir fügen zu der in No. 4. enthaltenen Beurtheilung von Schriften über Johannes Müller noch die Anzeige von folgenden drey Reden desselben Inhaltes hinzu:

1) Johann von Müller. Eine Gedächtnifsrede, gehalten im grofsen Universitäts-Hörsale den 14. Junius 1809 von D. Ludwig Wachler, Consistorialrath und Prof. in Marburg. Daselbst in der Academischen Buchhandlung 1809. 70 S. 8.

2) Rede zur Gedächtnifsfeyer Johann von Müller's, gehalten am 14. Junius 1809 im grofsen Auditorium zu Marburg von C. Rommel, Prof. zu Marburg (jetzt Prof. zu Charkow). Marburg, in Commission der Kriegerschen Buchhandlung. 23 S. 8. (3 ggr.)

3) Was Johannes Müller wesentlich war und uns ferner seyn müsse. Eine Vorlesung, gehalten am Gedächtnißtage seines Hingangs am 29. May 1810, im großen akademischen Saale zu Aschaffenburg, von Dr. C. J. Windischmann, Großherz. Hofmed. und Prof. Winterthur, in der Steinerischen Buchhandlung. 1811. 96 S. 8.

Die beyden erstern Reden, an demselben Tage nach einander zu Marburg gehalten, rufen die redliche, wohlgemeinte Fürsorge ins Andenken, welche die Marburger Universität, wie die übrigen Westphälischen Universitäten, in einer den wissenschaftlichen Anstalten ungünstigen Zeit von Johannes Müller erfuhr; die erste und dritte sind zugleich Denkmale der freundschaftlichen Verbindung ihrer Verfasser mit dem verewigten großen Mann.

Herr L. R. Wachler benutzt in No. 1. die Schilderung des thätigen und wirkungsvollen Lebens und die Entwicklung der historischen Verdienste unsers Müller, um in seinen Zuhörern gute Vorsätze, Nachahmung des Beyspiels von Müller, einen Eifer für das Gute, für Recht und Wahrheit, wie der

Verewigte ihn hatte, Liebe der Freunde, wie die Liebe Müller's zu Bonstetten, zu erwecken. Wir heben folgende Stelle aus, um die Darstellung und Gesinnung des Redners zu bezeichnen: „Einen festen Lebensplan wollen wir fassen und standhaft verfolgen, denn Müller's Beyspiel lehrt uns, daß der Mensch kann, was er will. Sein ganzes Leben war geordnet, um einen vorgesetzten Zweck zu erreichen; er freute sich des herrlichen mühsamen Weges; Anstrengung war ihm Pflicht, und ohne sie wäre das Leben eine Last ihm gewesen. Der Vorsatz und die Zuversicht, wirksam zu werden, zum gemeinsamen Wohl, gab ihm mehr als alles andere Standhaftigkeit und Ruhe; Pflicht und Ruhmbegierde machten ihn jeder Versuchung unüberwindlich. Ehrenstellen schlug er aus, zeitliche Vortheile verschmähete er, weil er für nachkommende Geschlechter arbeitete, weil er Völker unterrichten, Trost und Rath für die unterdrückte Menschheit erfinden, Freyheit und Geisteserhebung in die fernsten Zeiten verkündigen wollte. Wer ein würdiges Ziel im Auge behält und entschlossen verfolgt, wird Bestand und Kraft ins Daseyn bringen, und dadurch dem Daseyn Werth und Fruchtbarkeit verleihen." Sehr wohl hat uns die S. 24 angestellte Vergleichung zwischen Müller und Tacitus gefallen. Ueberhaupt wird niemand diese Rede ohne Belehrung und innige Theilnahme lesen. Die zwölf Beylagen enthalten einige genauere Ausführungen von Lebensumständen und Schicksalen Müller's, welche in der Rede nur angedeutet sind, Belege oder Erläuterungen zu einigen Behauptungen aus seinen Briefen u. s. w.; endlich die Rede des Ministers Simeon an Müller's Grabe, und die Lateinische Elegie des Herrn Prof. Mitscherlich zu Göttingen auf Müller, beyde aus dem Westphälischen Moniteur abgedruckt.

In No. 2. herrscht eine jugendliche Begeisterung für Müller's Größe als Historiker und eine wohlthuende Ueberzeugung von der Reinheit und Trefflichkeit seines Charakters; jedoch mißfallen hat uns die zwar wohlgemeinte, aber unpaßliche und unbeholfene Rüge gegen diejenigen, welche Müller in den letzten Zeiten seines Lebens nicht als geschickten und in allen Lagen gewandten Geschäftsmann anerkennen wollten. Ein Lobredner Müller's als großen Historikers und edeln

Mannes sollte solcher wirklichen oder vermeintlichen Schwächen, welche außer den Grenzen seines Zwecks liegen, entweder nicht gedenken, oder auch den Gegnern Gerechtigkeit widerfahren lassen, was freylich mit wenigen Worten und auf eine für eine Gedächtnißrede passende Weise nicht geschehen konnte. Eben deswegen meinen wir aber auch, daß diese Seite von dem Redner durchaus nicht hätte berührt werden sollen; zumal, da unser großer Historiker selbst wohl wußte, daß keine menschliche Größe vollkommen ist, auch Müller seiner wahren Bestimmung wohl bewußt, mit dem bittersten Vorgefühl in den Strudel der letzten Jahre seines Lebens einging und nur mit Unmuth darin blieb (was niemand ohne Rührung, der ungerechte Richter Müller's nicht ohne dem verkannten Mann das zugefügte Unrecht abzubitten, in den Briefen des siebten Theils von Müller's Werken wird lesen können), endlich auch Hr. Rommel doch am Ende zu Müller's Lobe in dieser Hinsicht nicht viel anders zu sagen weiß, als daß vielleicht Umstände obgewaltet, durch welche seine Wirksamkeit als Geschäftsmannes beschränkt worden, und niemand Müller's Pläne für sein Geschäftsleben genau gekannt habe. Wäre Müller ein gewandter, geschickter, streng und rücksichtlos durchfahrender Geschäftsmann gewesen, so würde er zwar nicht nur von rechtschaffenen Männern weniger verkannt worden seyn, sondern auch selbst der verborgenen Fehlern großer Männer nachspähenden Lästerungssucht, und dem kurzsichtigen, neidischen und lieblosen Verkleinerungssinn des litterärischen Pöbels und seiner Wortführer weniger Blößen dargeboten haben. Aber er würde dann nicht der wohlwollende, die Sitten und Vorurtheile der verschiedenen Zeitalter des menschlichen Geschlechts mit Bescheidenheit, das Gute jeder Art und Zeit anerkennender Billigkeit und schonender Liebe beurtheilende Geschichtschreiber geworden seyn, als welchen ihn die Nachwelt noch höher schätzen wird, denn unser Zeitalter.

Desto angenehmer war es uns, in No. 3. wieder bloß den wissenschaftlichen Wirkungskreis Müller's, auf welchem seine Größe ruhet, seinen edeln Charakter, sein tiefes religiöses Gemüth und seine redliche Liebe für Wahrheit und Recht, woraus des großen Mannes herrliche und erhebende Ansicht der Geschichte

und seine belebende und erwärmende Begeisterung für die Wissenschaft, für welche er lebte, hervorging, in einer anständigen, passenden, meistens edeln Sprache gewürdigt und als Vorbild zur Nacheiferung aufgestellt zu lesen. Die Auszüge aus den schriftlichen Mittheilungen M's an den Verf. über wichtige Interessen der Zeit und Wissenschaft geben noch dieser Rede einen eigenthümlichen Werth, und dürfen nicht von denen übersehen werden, welche sich ein gerechtes und vollständiges Urtheil über den so unbillig verkannten und gewissenlos geschmähten Mann zu bilden wünschten. Wir würden mehrere Stellen dieser Rede hier ausheben, wenn wir uns nicht gedrungen fühlten, unsere Leser zum Lesen dieser lehrreichen Betrachtungen aufzufordern.

F. W.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Göthe. Zweyter Theil. Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle. Tübingen in der J. G. Cottaischen Buchhandlung. 1812. 573 S. in kl. 8. (S. Jahrg. 1812. No. 15.)

Sechstes Buch. Der junge Verfasser sitzt noch in Liebesgram auf seinem Zimmer. Beobachtungen, die man über sein Herz anstellt, und die er durchblickt, vermehren seinen Verdruß. Bald erhält er noch einen besondern Aufseher als Stubennachbar, jedoch in einem Manne, den er liebt und schätzt, und dem er seine Gemüthslage ohne Rückhalt vertrauen kann. Dieser eröffnet ihm gegenseitig den Ausgang und nähern Verhalt jenes verwickelten Handels, und indem er Gretchen dabey das rühmlichste Zeugniß gibt, heilt er die verzweifelte Liebe des Jünglings durch Kränkung seines Ehrgeizes. „Ich kann es nicht läugnen, sagte Gretchen, daß ich ihn oft und gerne gesehen habe; aber ich habe ihn immer als ein Kind betrachtet, und meine Neigung zu ihm war wahrhaft schwesterlich." Von diesem Frost gekältet, ermannt sich der Jüngling aus einer Leidenschaft, welche seine Gesundheit untergrub; und während er sich nunmehr auf die Academie vorbereiten soll, ohne daß die Arbeit ihm schmecken will, so geräth er durch seinen Freund, einen Schüler von Darjes, in das Studium oder vielmehr die Kritik der Philosophie. „Unsere wichtigste Differenz war die, daß ich behauptete, eine abgesan

dere Philosophie sey nicht nöthig, indem sie schon in der Religion und Poesie vollkommen enthalten sey. — Denn da in der Poesie ein gewisser Glaube an das Unmögliche, in der Religion ein eben solcher Glaube an das Unergründliche statt finden muß: so schienen mir die Philosophen in einer sehr übeln Lage zu seyn, die auf ihrem Felde beydes beweisen und erklären wollten." Rec. wünscht dieses kindliche Urtheil, das eine große Wahrheit spielend ausspricht, manchem Weisen als Heilmittel gegen den dogmatischen philosophischen Spleen verordnen zu können. Wenn jedoch der Verf. sich als junger Kritiker am liebsten mit der Geschichte seiner Wissenschaft beschäftigt, und alle Meynungen ehren kann, ins Dunkel der ältesten Griechischen Philosophen nicht einzudringen vermag, Sokrates hochachtet und seine Schüler gering schätzt, so zieht er hierauf S. 14 eine Parallele, der er so eben ihre Sentenz gesprochen hatte. Die Stoa übrigens wird sein philosophisches Ideal. — Von hypochondrischen Anwandlungen geplagt, vertieft sich der nun nicht mehr unbefangene junge G. am liebsten in die Schatten der Wälder, wohin sein Freund ihm zu folgen genöthigt ist, und versenkt sich wehmüthig in ihre Erhabenheit. Durch frühen Umgang mit Malern gewöhnt, wie sie, die Gegenstände in Bezug auf die Kunst anzusehen, wird er hier Naturzeichner; seinem eigenen Urtheil nach ohne besonderes Glück, wenigstens für die Ausführung des Einzelnen, das ihm als Dichter und Zeichner stets hinter der Wirkung des Ganzen verschwamm. Seine Skizzen werden ihm sentimentales Erinnerungsbuch, seinem Vater ein Gegenstand hegender Sorgfalt. Man gestattet ihm weitere Wanderungen ins benachbarte Gebirg und die Rheingegend, von wo er mit ähnlicher unvollkommener Kunstbeute wiederkehrt. Von diesen Streifereyen werden wir mit dem jungen Dichter nach Haus zurückgezogen, und lernen die so reiche als sehnsuchtsvolle Seele seiner damaligen Lebensvertrauten, seiner würdigen Schwester, nebst ihrer Gestalt, näher kennen; einer Freundin, in der ein zarteres Verhältniß ihn zwar für Gretchen entschädigt, aber die Herzen der Geschwister nur peinlicher spannt. Ein biederer junger Engländer bewirkt einige Auflösung, und mit ihm treten wir bey guter Jahrszeit in die muntere Jugendgesellschaft

aus beyden Geschlechtern, welche sich um das Geschwisterpaar sammelt, sich nach Wunsch und Loos zusammenpaart, einen ungenannten beredten Capuziner zum Meister, und den wackern Freund Horn, der sich unter andern im komischen Heldengesang versucht, zum unentbehrlichen Liebling hat. — Göthe, bereits institutionenfest, verfällt auf Geschichte der alten Litteratur und Encyclopädismus durch die Werke von Geßner, Morhof und Bayle. Die alten Sprachen werden ihm immer aufs neue wichtig; doch vermag er sich, aus Schwäche in den übrigen, nur an die Lateinische zu halten, worin er es, wie in neuern Sprachen, hauptsächlich durch Leseübungen ohne Grammatik zur besondern Fertigkeit bringt. Der Michaeliszeit, wo die Academie bezogen werden soll, drängt ihn jugendliches Mißvergnügen mit seiner Heimath und Ahnung einer schönern Fremde entgegen. Mit dieser Empfindung verschmelzt sich — Rec. kennt ein genau ähnliches Beyspiel hievon — Widerwille gegen die juristische Bestimmung, und der Entwurf eines geist- und genußreichern Lebensplans, in Gedanken auf die soliden Studien des Alterthums gegründet, von gehofften Fortschritten in der Dichtkunst erheitert, und durch das Bild einer academischen Lehrstelle begränzt. Den Sohn verlangt nach Göttingen, der Vater beharrt auf Leipzig. Die Reise dahin wird mit Buchhändler Fleischer gemacht, und unter einigen, theils komischen Abentheuern zurückgelegt. Leipzig zeigt dem erfreuten Ankömmling das Gegenstück der Frankfurter Messe, und gewährt ihm in der regelmäßigen Bauart eine neue, an sich wohlthätige Erscheinung, worin er nur die gewohnten Wunder der Alterthümlichkeit vermißt. Zwischen den treugeschilderten Verhältnissen der feingesitteten Universität, wo wir den Staatsrechtslehrer Hofr. Böhme und seine verständige, mütterlich auf Göthen wirkende Gattin besuchen, ein Gemälde des vielverehrten Gellert erhalten, Morus und einige andre Männer im Vorübergang erblicken, dämmern trüblich die innern Widersprüche über Wahl der Bestimmung, und mancherley Verlegenheiten gegen die vorgefundene Welt, ihren Geschmack und ihre Urtheile, als Grundton hindurch; wobey sogar durch Gellert geschreckt, scheu der Genius die Flügel einzieht; und gleichwie die Garderobe sich verwandelt, auch

das Gemüth sich selber abstreifen will, und von einem leichten Anflug naturhistorischer Wissenswürdigkeiten unterhaltend angeregt, über seine liebsten Erzeugnisse ein rauchendes Autodafé veranstaltet.

Siebentes Buch. Die Blicke auf Deutsche Litteratur, im vorigen Buche mit Rücksicht auf den Ort gethan, erweitern sich hier einleitungsweise aufs Ganze, und erstrecken sich abwechselnd bis an den Schluß: Ein sehr wichtiges Stück aus der Geschichte unserer Poesie, vom Geschichtschreiber erlebt, mit Beziehung auf ihn selbst ergriffen, und nach langen Jahren poetischer Erfahrung mit aller erworbenen durchdringenden Sachkenntniß dargestellt. Er setzt voraus, was schon im vorigen Buch beyläufig besprochen war, nämlich das damalige große Gewässer um den poetischen Parnaß, worin Gottsched — wir möchten sagen, als ein edler Wallfisch tanzte. Indem der Verf. den barocken, pedantischen Ton und Sprachausdruck jener Zeit in wenigen Worten glücklich zusammengreift, und die Wasserfluth aus dessen Gegensatz ableitet: so beginnt er hierauf die litterarische Erzählung mit den beyden Ruhestöhrerinnen, Satire und Kritik. Bey der erstern werden Liskov und Rabener zusammen abgewogen, und letzterer nach Verdienst belobt. In der Kritik erscheint eine trostlose Anarchie, weil keiner die Constitution ahnet oder finden kann. Gottsched's und Breitinger's kritische Dichtkunst zeigen sich in ihrer Blöße, und die Verwirrung wird beklagt, in die sich der Verf. und seine Gesellen durch den Abgang einer systematischen Lehre versetzt sehen. Ueberdies ist Mangel an einem nationellen Gehalte der Poesie, bey genugsam vorhandenen Talenten, z. B. Günther's. — Unter diesen Studien und Betrachtungen wird G. durch den Besuch seines Landsmanns Joh. Georg Schlosser überrascht, des streng gesitteten, ernsten, gelehrt-gebildeten, fähigen jungen Mannes und gewandten Schriftstellers, dessen kurzer Umgang bedeutend und unterrichtend für ihn wird. Mit ihm werden Leipzigs große Namen besucht, worunter der riesenhafte Gottsched eine ziemlich einzige Scene liefert. Schlossers Anwesenheit veranlaßt einen Wechsel des täglichen Tisches, und hiedurch kommt G. aufs neue mit einwirkenden Menschen in Berührung, und Gretchen erhält

an Annchen die erste Nachfolgerin. — Aus dem breiten, wässerigen Styl rettet sich die Litteratur durch Bestimmtheit und Kürze. Haller, Ramler, Lessing, Wieland, Klopstock, Gerstenberg, Gleim, Geßner werden nach dem Charakter ihrer, damals neuaufgehenden, Erzeugnisse gewürdigt, und die Flachheit der sie beurtheilenden Kritik gerügt. Mit der Sache des Geschmacks verstößt sich die des denkenden Verstandes, mittelst Anbruchs einer philosophischen Aufklärung, die jedoch die Theologen zur sogenannten natürlichen Religion hinneigt, und jene mißverstandene Bibelkritik eingibt, an deren Nachwehen wir noch zur Stunde leiden. Auf der andern Seite erhebt sich der ehrwürdige Bengel, und unter den Anhängern seines Systems Crusius; während Ernesti mit den Seinigen die klare Gegenparthey bilden, zu der sich auch der Verf. nicht ohne Warnungen seines bessern Genius hält. Verbesserung wird der Kanzelberedsamkeit und moralisch-theologischen Schriftstellerey durch Jerusalem, Zollikofer, Spalding; der medicinischen Schreibart durch Haller, Unzer, Zimmermann; der schwer heilbaren juristischen durch v. Moser und Pütter; der populär-philosophischen durch Mendelsohn und Garve. Kleist's Bilderjagd lädt den Dichter zur Nachfolge ein, und gewöhnt ihn, in äußern Gegenständen tiefere Bedeutung zu sehen, wozu das launische Verhältniß mit Annchen die nähern Anlässe herleiht. Friedrich der Große und die Thaten des siebenjährigen Kriegs verschaffen der Deutschen Poesie den fehlenden Stoff und eigentlichen Lebensgehalt. Gleim's Kriegslieder, Ramlers Oden, vor allem Minna von Barnhelm. — „Habe ich, schließt der Verf. S. 163 ff. — und diese Stelle verdient wegen ihrer charakteristischen Wichtigkeit ausführliche Mittheilung — habe ich durch diese cursorischen und desultorischen Bemerkungen über Deutsche Litteratur meine Leser in einige Verwirrung gesetzt, so ist es mir geglückt, eine Vorstellung von jenem chaotischen Zustande zu geben, in welchem sich mein armes Gehirn befand, als, im Conflict zweyer, für das litterarische Vaterland so bedeutenden Epochen, so viel Neues auf mich eindrängte, ehe ich mich mit dem Alten hatte abfinden können, so viel Altes sein Recht noch über mich gelten

machte, da ich schon Ursache zu haben glaubte, ihm völlig entsagen zu dürfen. Welchen Weg ich einschlug, mich aus dieser Noth, wenn auch nur Schritt vor Schritt, zu retten, will ich gegenwärtig möglichst zu überliefern suchen. Die weitschweifige Periode, in welche meine Jugend gefallen war, hatte ich treufleißig, in Gesellschaft so vieler würdigen Männer, durchgearbeitet. Die mehrern Quartbände Manuscript, die ich meinem Vater zurückließ, konnten zum genugsamen Zeugnisse dienen, und welche Masse von Versuchen, Entwürfen, bis zur Hälfte ausgeführten Vorsätzen, war mehr aus Mißmuth als aus Ueberzeugung in Rauch aufgegangen. Nun lernte ich durch Unterredung überhaupt, durch Lehre, durch so manche widerstreitende Meynung, besonders aber durch meinen Tischgenossen, den Hofrath Pfeil, das Bedeutende des Stoffs und das Concise der Behandlung mehr und mehr schätzen, ohne mir jedoch klar machen zu können, wo jenes zu suchen und wie dieses zu erreichen sey. Denn bey der großen Beschränktheit meines Zustandes, bey der Gleichgültigkeit der Gesellen, dem Zurückhalten der Lehrer, der Abgesondertheit gebildeter Einwohner, bey ganz unbedeutenden Naturgegenständen, war ich genöthigt, alles in mir selbst zu suchen. Verlangte ich nun zu meinen Gedichten eine wahre Unterlage, Empfindung oder Reflexion, so mußte ich in meinen Busen greifen; forderte ich zu poetischer Darstellung eine unmittelbare Anschauung des Gegenstandes, der Begebenheit, so durfte ich nicht aus dem Kreise heraustreten, der mich zu berühren, mir ein Interesse einzuflößen geeignet war. In diesem Sinne schrieb ich zuerst gewisse kleine Gedichte in Liederform oder freyerm Sylbenmaaß; sie entspringen aus Reflexion, handeln vom Vergangenen, und nehmen meist eine epigrammatische Wendung.

Und so begann diejenige Richtung, von der ich mein ganzes Leben über nicht abweichen konnte, nämlich dasjenige, was mich erfreute, oder quälte, oder sonst beschäftigte, in ein Bild, ein Gedicht zu verwandeln, und darüber mit mir selbst abzuschließen, um sowohl meine Begriffe von den äußern Dingen zu berichtigen, als mich im Innern deshalb zu beruhigen. Die Gabe hiezu war wohl Niemand nöthiger als mir, den seine Natur immerfort aus einem Extreme ins andre warf.

Alles was daher von mir bekannt geworden, sind nur Bruchstücke einer großen Confession, welche vollständig zu machen dieses Büchlein ein gewagter Versuch ist." — Wir werden unten diese Stelle zu gewissen Resultaten brauchen. Annchen, von dem Dichter durch Eifersucht gequält, geht für ihn verloren; die älteste seiner überbliebenen dramatischen Arbeiten: Die Laune des Verliebten, ist die poetische Ausbeute dieses Verhältnisses. Die düstern Krümmen und Irrgänge der bürgerlichen Gesellschaft, ihre geheimen Gebrechen und Verbrechen, in die er zum Theil selbst als wohlthätiger Theilnehmer verflochten wird, fordern ihn zu mehrern Schauspielen auf, von denen nur die Mitschuldigen zur Vollendung kommen. Er tadelt sich wegen versäumter theatralischen Motive, zu denen er in sich die nächste Anweisung fand, nämlich der gutmüthigen genialischen Streiche. — Seine Freundin Böhme stirbt. Bey Gelegenheit von Gellerts frommen Ermahnungen kommt ein Wort über kirchliches Wesen vor, worüber wir nachher ein andres zu sprechen haben. Für jetzt nur so viel, daß unsre Ansichten in der Recension des ersten Theils hier durchaus bestätigt werden, und daß G. unter wenig weltlichen Umgebungen der Zeiten, Orte und Menschen, ohne die große Beweglichkeit seiner Natur, und ohne die alles verschlingende Vorliebe für die belustigende Seite der Kunst, früh und bleibend von dem Geiste der Religion angefaßt worden wäre; obschon wir jetzt von ihm vernehmen, daß er, sobald er Leipzig erreicht hatte, sich von der kirchlichen Verbindung ganz und gar loszuwinden suchte, Gellerts Ermahnungen zur kirchlichen Erbauung ihm drückend wurden, und er seine religiöse Gewissensangst mit Kirche und Altar völlig hinter sich ließ. Noch etwas über Gellerts moralische Vorlesungen, und die Verunglimpfungen seines Namens bey der Leipziger Welt. Aehnliche herabwürdigende Urtheile über Friedrich II. rauben dem Verf. mehr und mehr das angenehme Gefühl der Verehrung menschlicher Vorzüge. Aber auch die Achtung vor den richtenden Mitbürgern, und daneben der Glaube an das Verdienst gleichzeitiger Schriftsteller, sinkt bey ihm durch einen neuen Freund, den possirlichen Tadler und eigensinnigen Ziermeister Behrisch. Für poetische Erhöhun-

gen tritt als Docent Professor Clodius mit Gellerts Vollmacht auf. Ein von Haus unserm Dichter aufgetragenes Epithalamium für den Oheim, einen Frankfurter Rechtsgelehrten, versammelt, in Ermangelung munterer Mittel, den ganzen Olymp; die Ruthe des Lehrers aber gibt dem Dichter Veranlassung, dem himmlischen Plunder für immer bey Seite zu legen. Dagegen wird, nicht ohne Einhauchung von Behrisch, auch Clodius für seinen fremden Wörterprunk bezahlt, den er Ramlern mit minderem Geist abgeborgt hatte; diese exotischen Purpurläppchen werden dem Kuchenbäcker Hendel in den Kohlgärten umgehängt, dessen Vortrefflichkeiten ein Alexandrinisches Wandgedicht in der Manier des Meisters verherrlicht. Medon von Clodius erscheint auf der Bühne; ein Prolog in Knittelversen, Abends im Speisehaus aus dem Stegreif entworfen, wird aus dem Stegreif von Freund Horn zum Beyfall der lustigen Gesellschaft aufgeführt; allein der Arlekin vermißt sich zugleich, den Kuchenhymnus verlängert auf den Medon anzuwenden, und die Publicität, welche das Gedicht erst dadurch erhält, bringt die Gesellschaft in einen bösen Geruch, der sich bis nach Dresden verbreitet, und eine, jedoch vortheilhafte Versetzung von Behrisch zur Folge hat. Hiedurch verliert G. einen festen Halt für sein noch nicht selbstständiges, unstätes Gemüth; seine Unzufriedenheit und Kämpfe mit der Außenwelt, und die Bemerkungen, die er über sich hören muß, machen ihn nach dem geheimen Schatz der Erfahrung lüstern, zu welchem ihm sowohl Behrisch, als ein beurlaubter Streiter aus dem siebenjährigen Krieg, der Feld und Hof kannt, bloß räthselhafte Wege eröffnen, und ihn vielmehr abschrecken, dieser Pandorenbüchse nachzugehn.

Achtes Buch. Das vorige ist der Litteratur geweiht, gegenwärtiges hauptsächlich der zeichnenden Kunst. Der liebenswürdige Oeser auf der Pleißenburg ist hier die erste Figur; sein Kunstcharakter wird auf das treffendste geschildert, Heynser als Stecher seiner nebelhaft anmuthigen Zeichnungen erwähnt, und seine allegorische Laune durch Beyspiele erläutert. Der Verf. nebst seinen Mitschülern gewinnt durch ihn mehr an Geschmack als technischer Fertigkeit, in welcher letztern G., mit aus Mangel an Beharrlichkeit, es nie über den geschickten

Dilettanten hinausbrachte. Das Leben der Maler von d'Argenville wird studirt, und unter Oesers Führung vermittelst der großen Leipziger Sammlungen Einsicht von der Geschichte der Kunst genommen. Die zeichnenden Kunstwerke erwecken aber den Verf. mehr zu poetischen; er macht Gedichte zu Kupfern und Zeichnungen. Bey Caylus werden auch Deutsche Verdienste, die eines Christ und Lippert, von Oesern gerühmt, und auf seinen verehrten Winkelmann andächtig von der Kunstjüngerschaft hingeschaut. Huber, Kreuchauf, Winkler und andre Liebhaber und Sammler der Stadt. — „So mußte die Universität, wo ich die Zwecke meiner Familie, ja meine eigenen versäumte, mich in demjenigen begründen, worin ich die größte Zufriedenheit meines Lebens finden sollte.“ — Sehnsucht nach Licht in den Begriffen der Kunst, welches durch Lessings Laokoon angezündet wird. Der Unterschied der bildenden und Redekünste wird klar, und der fruchtbare Keim wahrer Aesthetik ist aufgegangen. Aber der Jüngling begehrt nun eine reichere Anschauung, und entschließt sich, heimlich und allein Dresden zu besuchen. Des Vaters alte Warnung vor den Spinneweben der Gasthöfe und die briefliche Nachricht von einem ehrlichen genialischen Dresdner Schuster, führen ihn in des letztern Quartier. Die stillschimmernde Gallerie und ihre Kunstwelt wird geöffnet, und von dem neuen Epopten mit gesprächigem Entzücken durchwandert. Der Gallerieinspector, Rath Riedel, empfängt das verdiente Lob seiner Gefälligkeit, in welches auch der Rec. — dieses Ungenannten Dank ist ja wohl der bescheidenste! — mit einzustimmen sich verpflichtet fühlt. In einer Episode, der Mystification eines Neulings, schlüpft G. unaufgehalten durch die Spinnewebe heim, und überläßt die übrigen geflügelten Insecten sammt der verfolgten Drohne ihrem Schicksal. Vom Zaubernebel der Kunst umhüllt, erblickt er in den Häuslichkeiten seines Wirths Niederländische Schildereyen, und scheint als guter Freund von ihm, ohne sich, wie natürlich, in seiner hochstrebenden, rastlosen Sehnsucht mit dem behaglichen Handwerker identificiren zu können. Der reichhaltige Pavillon der Antiken wird zur Verwunderung des Lesers, gleich den übrigen Kostbarkeiten Dresdens, unbesucht gelassen,

diese Erscheinung jedoch damit erklärt, daß der Verf. noch zu voll von dem undurchgründeten Werth der Gemäldesammlung gewesen sey, und was er nicht als Natur ansehn, an die Stelle der Natur setzen, mit einem bekannten Gegenstand vergleichen könne, auf ihn nicht wirksam gewesen sey. Man erkennt hierin allerdings den tiefsuchenden, zugleich freyen Jüngling, dem die nahliegende, frische Bilderwelt mit ihrem Farbenspiel mehr zusagt, als die kältere Schranke der Gestaltung mit weise gedämpftem Affect, zu deren Verständniß ein gereiftes Auge, und zu deren Erklärung Gelehrsamkeit gehört. Hingegen wird noch der Director von Hagedorn und seine Privatsammlung gesehen. Die Trümmern Dresdens werfen den Stein der Zernichtung zwischen das anspruchvolle Kunstleben, und predigen auch hier Staub und Asche. Der Zurückkehrende findet sich von Freunden umringt, die an seiner geheimnißvollen Reise und der Schusterherberge rathen, in seinem Innern aber einen Zuwachs von Unruhe, unvermögend zu ordnen und sich zuzueignen, was er gesehen hat. Doch ergreift ihn wieder das Leben bey freundschaftlichem Umgang und angemessener Beschäftigung. Eine angenehme Verbindung knüpft er mit dem Breitkopfischen Hays, in das er uns einführt, und mit dessen Genossen bekannt macht. Alles steht hier in Beziehung zur Kunst, wobey sich auch Druckerey und selbstgeübter Holzschnitt einschiebt, und radirt und geätzt wird. Noch wird Weißens besonders gedacht, sammt dem Hillerischen Opernsatz, Schieblers, Eschenburg's des Mitstudirenden, und Zachariä des vorübergehenden Tischgenossen; ein größerer Durchreisender bleibt aus Jugendgrille ungesehen, Lessing. In entfernter Kunstglorie erscheint noch immer Winkelmann, und durch den edeln Fürsten von Dessau, den er besuchen soll, wird Hoffnung, sie in der Nähe zu erblicken; aber wie ein Donnerschlag fällt die Nachricht von Winkelmanns Ermordung darein. Und unser Jüngling selbst wird durch den Ausbruch einer lang vorbereiteten Krankheit, die sich durch hypochondrische Zufälle ankündigte, an den Rand des Grabes gebracht; ein Blutsturz weckt ihn aus dem Schlaf, das Signal eines erst bedenklichen, dann langwierigen, reizbaren Krankheitszustandes. Dem Arzt und den Freunden wird

mit warmem Dank unter anziehender Charakterisirung gelohnt. Umständlicher wird des gelehrten Langer erwähnt, des nachherigen Bibliothekars zu Wolfenbüttel, damaligen Nachfolgers von Behrisch in dessen Hofmeisterstelle. Er weiß die verbotene Bekanntschaft mit G. zu dessen Wohl zu unterhalten, und das Vertrauen zwischen beyden gelangt zu einer würdigen Innigkeit. „Es ist noch ein Tieferes, das sich aufschließt, wenn das Verhältniß sich vollenden will, es sind die religiösen Gesinnungen, die Angelegenheiten des Herzens, die auf das Unvergängliche Bezug haben, und welche sowohl den Grund einer Freundschaft befestigen, als ihren Gipfel zieren." Wir würden diese Stelle, und viele ähnliche, preisen, wenn sie es nicht selber thäten. Ein neues Bruchstück der Religionsgeschichte wird hier eingeschaltet. Langer, der so glücklich ist, die Unentbehrlichkeit eines Mittlers zu kennen, predigt ihn dem, nach himmlischen Dingen begierigen, ohnehin in der Bibelreligion erzogenen Kranken zu seinem Trost. — Nachdem noch ein Studententumult erlebt war, fährt der Verf., noch nicht hergestellt, im Herbst 1768 von Leipzig in die Heimath zurück. Einige Mißklänge des Vaterhauses werden laut, und der Sohn ist weniger als ehedem des Vaters Freude. Die betrübte Mutter wendet sich von Herzen zum Christenthum, und findet hierin die trefflichste Stütze an Fräulein von Klettenberg, die, wenn in der Vaterstadt ihr heiliger Werth verhallt, und außer derselben ungekannt seyn sollte, doch als Ideenbild in den Bekenntnissen einer schönen Seele fortlebt. Eben diese greift den, mehr noch geistig als körperlich, Kranken mit Langers Mittel an. „Meine Unruhe, meine Ungeduld, mein Streben, mein Suchen, Forschen, Sinnen und Schwanken, legte sie auf ihre Weise aus, und verhehlte mir ihre Ueberzeugung nicht, das alles komme daher, weil ich keinen versöhnten Gott habe." Auch der leibliche Arzt und der Chirurg sind frommer Art; ersterer steht überdem im Ruf und in der Meynung, die Universalarzney oder doch ein Büchlein davon zu besitzen. Auch Göthe wird lüstern nach diesem Lebenswasser, studirt im stillen häuslichen Verein Wellings opus, Theophrastus Paracelsus, Basilius Valentinus, und sieht sich wirklich einst durch des Arztes geheimes

Geist von einem gefährlichen Paroxysmus befreyt, und der Heilung entgegengeführt. Er selbst beginnt hierauf die philosophische Handarbeit, wird auch unter andern Meister in Bereitung des Kieselsafts, ohne jedoch der jungfräulichen Erde ihr astralisches Kind abzugewinnen. So auch durch einen Theil der Chemie gewandert, besieht er sich in den von Leipzig heimgeschriebenen Briefen, die der Vater gesammelt und geheftet hatte. Wir finden hiebey verschiedene Bemerkungen über ihn selbst und über das Ganze. Auch wird unter andern Liebhabereyen die Zeichenkunst wieder vorgenommen, wobey der Kirchenmaler Morgenstern in der Perspective helfen muß, die schädliche Wirkung des Aetzens entdeckt, und endlich, im Unmuth über sich und seine Arbeiten, vor der abermaligen Abreise aus dem väterlichen Haus eine zweyte Hauptverbrennung gehalten. — „Umständlich genug ist zwar schon die Erzählung von dem, was mich in diesen Tagen berührt, aufgeregt und beschäftigt; allein ich muß demohngeachtet wieder zu jenem Interesse zurückkehren, das mir die übersinnlichen Dinge eingeflößt hatten, von denen ich ein für allemal, in so fern es möglich wäre, mir einen Begriff zu bilden unternahm.“ — Hier wird des Einflusses von Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte mit Liebe erwähnt, und des Dichters damaliges mystisch-religiöses System entwickelt.

Neuntes Buch. Ein Fragment aus der allgemeinen Deutschen Bibliothek eröffnet das Buch, deutend auf die damalige Erscheinung einer bequemern Kunstlehre, welche als Hauptsache die Kenntniß der Neigungen und Leidenschaften setzt. Der Jüngling, von diesem ihm verwandten Gedanken erfreudigt, über seinen Zustand und die heimgebrachten idealen Begriffe mit dem Vater gespannt, erfüllt gern des letztern Geheiß, im Frühjahr die Academie Straßburg zur Vollendung seiner Studien und zur Promotion zu beziehen. Im Gasthaus abgestiegen, eilt er sogleich den Münster zu sehn, zu ersteigen, und das blühende Land zu überschauen, das ihn auf einige Zeit beherbergen soll. Die Tischgesellschaft, in die er empfohlen wird, bildet wieder eine kleine Welt für ihn, woraus wir die hervorspringendsten Figuren beschrieben erhalten: den jovialen Meyer von Lindau, den würdigen Tischpräsidenten

Actuarius Saltzmann (nicht Salzmann), hernach auch Andre. Durch Saltzmann wird er zu einem juristischen Repetenten gebracht, der ihm das Zweckmäßigste gibt, ohne seinem Verstande Stoff zur Selbstthätigkeit zu gewähren. Gezogen von den Gesprächen seiner größtentheils medicinischen Tischgenossen, bahnt er sich daher wiederum eigene Wege der Beschäftigung im Naturstudium, hört Chemie und Anatomie. Indessen tritt der Zeitpunct ein, wo Marie Antoinette von Oesterreich auf der Rheininsel bey Straßburg in die Hände des Abgesandten ihres königlichen Gemahls übergeben wird. In dem dazu aufgeschlagenen Gebäude werden die nach Raphaels Cartonen gewirkten Tapeten für G. ein Gegenstand unersättlicher Bewunderung. Die modernern Hautelissen des Hauptsaals jedoch enthalten die ominösesten Scenen aus Medeens Trauergeschichte, welche den Schüler des allegorischen Oeser in Eifer setzen. Die junge Königin zieht in ihrem Glaswagen vorüber, und bey der Illumination der Stadt fesselt der brennende Gipfel des Münsters vorzüglich die Blicke. Mit der Nachricht von der Ankunft der Neuvermählten in der Hauptstadt, erschallt auch die von dem bekannten Unglück bey den Hochzeitsfeyerlichkeiten. Letztere gibt eine gefährliche Wendung einem Scherz, den G. sich nach früherer Gewohnheit mit dem gutmüthigen Horn erlaubt, indem er an ihn nach Frankfurt einen Bericht von Versailles datirt einsendet, hierauf wirklich eine kleine Reise macht, und durch sein Stillschweigen in der Vaterstadt die Besorgniß erregt, daß er mit umgekommen sey. Saltzmann wird auch in so fern Göthens Mentor, daß er ihn in die Cirkel und Vergnügungsorte des frohen Straßburg einführt, wobey mancherley Gesellschaftliches vorkommt. In der fortgesetzten Schilderung der Speisegenossen ist auch ein freundschaftliches Capitel dem würdigen Jung-Stilling gewidmet; wobey ein Blick auf die wunderbare Bildung derjenigen frommen Menschen fällt, welchen dieser merkwürdige Mann hauptsächlich die seinige verdankte.

(Der Beschluß folgt.)

No. 6. Heidelbergische 1813.
Jahrbücher der Litteratur.

Aus meinem Leben. Dichtung und Wahrheit. Von Göthe.

(Beschluß der in No. 5. abgebrochenen Recension.)

Dann wird auch eines rechtlichen, treuen Vermittlers Lerse gedacht, welcher im Götz von Berlichingen einer Rolle den Namen leiht. — Uebriggebliebene Reizbarkeit, in Widerwillen vor starkem Schall, in leichtem Eckel und Schwindel sich äußernd, wird durch männliche Uebungen besiegt; auch außer der Anatomie noch das Clinicum und Entbindungscollegium gehört. Den innern Drang und Druck vollends abzuwälzen, hilft der fortgesetzte Genuß einer freyen, geselligen, beweglichen Lebensart, zu deren Kreis auch die Urtheils- und Sprechfreyheit über Hof und öffentliche Gegenstände gehört, so wie zu diesen die Stadtverschönerung, der Sturz der Jesuiten und die Ungnade Klinglings. Ein Ludwigsritter, auch ein Tischgeselle, dient hier zum Conversationslexicon, ungeachtet er das Unglück hat, über die Abnahme seines Gedächtnisses öfters in Verzweiflung zu gerathen. Auf die kleine Comödie, die der Verf. ihn spielen läßt, folgt eine erhabene, tiefschauende Kunstansicht von dem Münstergebäude, die denen vorzüglich zu empfehlen ist, welche bey viel Geschmack an der sogenannten Gothischen Bauart sich den ästhetischen Grund ihrer Liebe zu diesen väterlichen Denkmälern nicht klar genug zu entziffern wissen. „Soll das Ungeheure, wenn es uns als Masse entgegentritt, nicht erschrecken, soll es nicht verwirren, wenn wir sein Einzelnes zu erforschen suchen: so muß es eine unnatürliche, scheinbar unmögliche Verbindung eingehn, es muß sich das Angenehme zugesellen." So wird denn dieser gefällige Coloß, das Werk Erwins von Steinbach, mit den feinsten Wahrnehmungen zergliedert, und eine Erklärung des Motts unsers zweyten Theils: „Was man in der Jugend wünscht,

hat man im Alter genug!“ in besonderm Bezug auf diesen Gegenstand angehängt. „Unsre Wünsche sind Vorgefühle der Fähigkeiten, die in uns liegen, Vorboten desjenigen, was wir zu leisten im Stande seyn werden. Was wir können und möchten, stellt sich unserer Einbildungskraft außer uns und in der Zukunft dar; wir fühlen eine Sehnsucht nach dem, was wir schon im Stillen besitzen.“ Indem aber diese ächtpsychologische Betrachtung, durch besondre Erfahrungen unterstützt, von der Beziehung der Dinge auf unser Ich ausgeht, erweitert sie sich zur edeln Allgemeinheit. „Sehen wir nun während unsers Lebensganges dasjenige von Andern geleistet, wozu wir selbst früher einen Beruf fühlten, ihn aber, mit manchem Andern, aufgeben mußten: dann tritt das schöne Gefühl ein, daß die Menschheit zusammen erst der wahre Mensch ist, und daß der Einzelne nur froh und glücklich seyn kann, wenn er den Muth hat, sich im Ganzen zu fühlen.“ Die Anwendung macht sich durch die Neigung und Aufmerksamkeit, welche G. in frühern Jahren jenen Bauwerken der riesenhaften Vorzeit widmete, und, nachdem er sie aus den Augen verloren, in jetziger Zeit durch andre, namentlich Boisserée an dessen Köllnischem Dom, zur Ausführung gelangen sieht. Von diesen Werken der Zeit schwingt sich der Verf. zu den Künsten des Augenblicks, zu seinen Tanzübungen, in denen ehedem der Vater selbst sein Lehrer war; jetzt wird ihm ein Französischer Meister, mit dessen beyden Töchtern sich eine kleine Geschichte anspinnt, wo doppelte Zärtlichkeit vergeblich nach Erwiederung seufzt, und, um das Romantische vollständig zu machen, das Wunderbare in Gestalt einer Kartenschlägerin die Schicksalsblätter aufdeckt.

Zehntes Buch. Nach einem Eingang, worin wir etwas von der Straßburger Meistersängerzunft glauben hören zu sollen, aber das Verhältniß des Deutschen Dichters zur bürgerlichen Welt historisch und fein bemessen finden, wird uns in Klopstock's Person der Augenblick vergegenwärtigt, „wo das Dichtergenie sich seine Verhältnisse selber schuf, und den Grund zu einer unabhängigen Würde legte.“ Der reine und hohe Sänger des Messias und sein Werk werden mit scharfen Linien umzogen, und mit schimmernden Farben über-

streut. Ihm gegenüber erscheint sein warmer Freund Gleim, schwach an eigener Kunstwürde, groß als Pflegevater fremden Verdienstes. Die kleinliche Wichtigkeit, welche beyde große Männer ihren freundschaftlichen Privatumständen und den geringsten ihrer Thaten beylegen, bringen Göthen und seine Altersgenossen in Gefahr einer gleichen gegenseitigen, beschränkten Verzärtelung. Hier tritt aber als herkulischer Bekämpfer eitler Selbstgefälligkeit Herder dazwischen, und sein dortiger folgereicher Umgang. Als Reisegefährte des Prinzen von Holstein-Eutin kommt der schon durch Schriften berühmte Mann zu Straßburg an, und verweilt daselbst als Leidender an einem Augenübel, dessen schmerzhafte Operation nicht allzu wohl gelingt. Die anziehende und abstoßende Kraft dieser tief elektrischen Natur, sein sanftes und beißendes Wesen, sein Achten und Verachten; seine weitgreifenden philosophisch-historischen Forschungen; die umfassende Verbindung und hohe Beziehung, worin er die Poesie erblickt, seine Liebe zu Hamanns Schriften, seine Geduld und Ungeduld im Leiden, seine hochtragische Ergebung in den unglücklichen Ausgang der Cur, und so manches Andre, bewegen Göthens Herz und Gaben vielseitig und heftig. Doch steht Herders litterärische Unbarmherzigkeit dem unbedingten Vertrauen im Wege, und die schon im Geiste sich gestaltenden Bilder des Götz von Berlichingen und Faust, so wie die Cabbalistik und ihr Zugehör (wozu doch auch Herder sich in früherer Zeit neigte!) bleiben ihm verheimlicht. Auch Jung-Stilling wird von Herdern angezogen und geehrt. Aus der Krankenstube machen wir in der andern Hälfte des Buchs Ausflüge mit academischen Freunden in das reich ausgestattete Land von Elsaß und Lothringen. Hier beginnt ein gehaltvolles Reisetagbuch, durchaus charakteristisch und reflexionenreich; Zäbern, Pfalzburg, Buchsweiler, die von der Saar benannten Städte und andre, mit Bau und Straße, Berg und Wald, Fluß und Matte, Metallwerken und Steinkohlengruben, treten in klaren Umrissen vor uns, nebst dem Kohlenphilosophen, auch dem brennenden Berg, und allem Interesse der Berggegenden, das Göthens nachherige Lust zu öconomischen und technischen Betrachtungen zuerst erregt. Allein mit G. in einer Sommernacht auf

einem einsam hochgelegenen Jagdschloß ahnden wir in dieser feyerlichen Stille ein neues sanftes Abentheuer, welches das Herz des jungen Helden bereits gefesselt hält. Wir eilen durch Zweybrücken, Bitsch, und andre sehenswürdige Puncte des Reviers gerade auf dasselbe zu; müssen aber zuerst in der Wohnung des Landpriesters von Wakefield einsprechen, und von Herdern ihn vorlesen hören, um desto gefühlvoller und überraschter den Roman im Hauskreise des Pfarrers von Sesenheim verwirklicht zu sehen. Was aber der eigene ländliche Roman des Verf. mit Friederiken enthält, jene idyllischen Auftritte, jene unschuldigen Mummereyen, die ein reines Verhältniß einfassen, und das Possenhafte durch unerwartete Verflechtungen zum Sinn- und Geistreichen, durch Unbefangenheit und natürliches, treuherziges Gesellschaftswesen zum Liebenswürdigen steigern, dieser Inhalt verträgt keinen Auszug. Ein Mährchen im Mährchen, die neue Melusine, hat uns der Verf. am Schlusse nur genannt, und zuletzt noch Gall's merkwürdiges Urtheil über ihn gleichsam zur Vignette gegeben.

Das Urtheil, welches wir über diesen neuen Band zu sprechen uns aufgefordert finden, ist dreyfach.

Erstens, das Buch selbst als Kunst- und Lesewerk betreffend, so erhält es sich durchaus in dem angefangenen Ton und Gang, wie bey Göthens besonnener Meisterschaft auch zu vermuthen ist. Es zeigt sich immer jene wohlberechnete Anlage, die das innere Leben des Helden und die Hauptseite seiner Biographie als Künstlers im Auge behält, und wodurch unter anscheinender Nachlässigkeit auch aus der Geschichte ein poetisches Ganze wird, von contrastirenden Episoden gehoben. Es zeigt sich jenes gelingende Bestreben, Kleines und Großes mit Wahrheit und Verstand zu beseelen, und eine Herrschaft über die Gegenstände auszuüben, vermöge deren sie selber sichtbar vor uns zu treten, und den Erzähler zu bedecken gezwungen sind. Wenn er gleich stets von sich reden muß, so sehen wir ihn doch nur, sofern er sich selbst psychologisches und künstlerisches Object wird. Hiermit verbindet sich innigst das ungeschminkte, heitre Colorit, welches den Malereyen keinen

einfarbigen Schimmer, sondern den durchsichtigen Glanz eines erhöhenden Glases leiht. Es kommt hinzu in den reifern Jahren des Dichters eine unglaubliche Sprachgewalt, die Frucht der Uebung und eines Temperaments, das Zwang und Schwäche leichtlich fühlt, verstößt und zu besiegen weiß. Durch dieses gemeinsame Zusammenwirken so vieler schönen Kunstkräfte wird jede Zeile anziehend, lebendig und schön, und jede Seite erhält von der ausgebildeten Erfahrung und Beobachtung des vielgewandten Mannes einen lehrreichen Inhalt, sey es, daß er das Geschehene in einen Brennpunct zusammenfasse, oder seinen Blick in die Gegenwart, in die mannigfachen Lagen, Verschlingungen, Schwierigkeiten, Vorzüge und Aufgaben des äußern Lebens, der Wissenschaften und Künste, in das Regen und Weben der Neigungen und Bestrebungen des menschlichen Herzens und Geistes versenke. Auch wo man seines Systems nicht ist, wird ihm die Gerechtigkeit widerfahren, daß er nicht leicht etwas ungeprüft bespreche, und wenigstens ohne eine Seite hervorzuziehen, die entweder eine Bestätigung des Selbstgeglaubten, oder eine interessante Neuheit, wenigstens eine Aufhellung und Bindung des Begriffs darbietet. Es mag auch der Worte noch so viel geben in diesen fünf Büchern, und es mag manches an Kurzweil gewöhnte trockene Herz hin und wieder einige Breite fühlen: so gestehen wir, die wir gar keine überflüssige Muße besitzen, durchaus angenehm unterhalten worden zu seyn. Es ist da keine Fläche, welche nicht wenigstens zierliche Heiden schmückten, und es sind vielmehr Planische Gründe, wo im gewundenen Weg sich Landschaft an Landschaft reiht, und manche langhingestreckte Veilchensaat unser Auge in Verwunderung setzt. Was diesen Band besonders wichtig macht für den ganzen Kreis der Künstler und Litteratoren, sind die umspannenden historischen Anmerkungen aus der Geschichte ihres Fachs; die Umrisse der Begebenheiten und die Menschengemälde. Hier spricht der Betrachter des von ihm erlebten, lang in Gedanken getragenen, woran er sich gemessen, gespiegelt, gebildet hat, wovon er einen Auszug, mit seinem Talent verschmolzen, in sich niederlegte, und was er nun erst mit dem eigensten Namen zu bezeichnen fähig geworden ist. Hier ist vieles uns vorgerufen,

was wir längst kannten, und nie so tief begriffen, so rein beleuchteten; vieles auch so ausgedrückt:

— — — — daß sich ein Jeder
Gleiches getraut, und gar viel schwitzen, umsonst sich bemühn wird,
Gleiches wagend.

Und wenn der erste Theil sich in kindlichem Gewühl fast nur frohsinnig dahinspielte, und eine bunte Europäische Welt, ohne ihre Großheit und Bedeutung zu verlieren, sich um den Knaben wie aus geöffneten Bilderkästchen und von den Gläsern einer Zauberlaterne aufregte: so empfindet hier der Leser das sittlich merkwürdigere Treiben und Wallen des Jünglingsalters; die tiefer aufflammenden Ansprüche und Fähigkeiten; den schwankenden Gang des nach würdiger Bestimmung sich sehnenden Neulings; den Sturm eines frischen Herzens, welchem alles bedeutend ist, und nichts genügt; das bald mehr will, bald zu viel findet; das in den Fesseln der Menschlichkeit umhergezogen wird, wohin es nicht mag, und ringt, wohin es nicht darf; das sich und die Welt verkennt, vergöttert und verachtet; kurz das tragische Epos und die epische Tragödie eines lebenslustigen, und doch immer mit sich und dem Leben entzweyten poetischen Gemüths, dessen Urbilder, verschieden abgestuft und geeigenschaftet, in der Wirklichkeit eines kultivirten Zeitalters umherschwärmen, und die Leiden und Freuden desselben, doch die ersten vorzüglich, so lange mehren helfen, bis der irre Geist zum Bewußtseyn zu kommen anfängt. Denn zur gründlichen Ruhe gelangen, ach! die allerwenigsten, weil sie den einzigen Weg verschmähen.

Zweytens. Der Dichter entwickelt hier sein eignes poetisches Naturel, die Form seines Genies, in seinen Selbstbeschauungen, in den Wirkungen der Dinge auf ihn, und in der Schilderung seiner Geistesversuche und Gewohnheiten. Man erlaube uns ein Paar bekannte Schulausdrücke zu gebrauchen, weil die Sache damit am leichtesten abgethan wird. Göthe ist eigentlich lyrischer Mensch von der ernstern und weitumblickenden Art. Er ist aber dabey höchst merkurialisch, d. i. aller Gestalten fähig, sie mit klarem Leben aufzunehmen und wiederzugeben geschickt. Die von Kindheit auf ihn um-

gebende Fülle und Mannigfaltigkeit von wissenschaftlichen, künstlerischen und gesellschaftlichen Einflüssen, zwang ihn vollends dies letztere zu werden, wenn es nicht in seiner glücklichen Natur, seiner Offenheit und Empfänglichkeit, seiner beweglichen Phantasie schon lag. Er ist zum Tragischen vorzüglich geneigt; aber kein rein entschiedener Tragiker. Er ist so wenig allein zum komischen als allein zum epischen Dichter geboren. Das Plastische seiner Werke ist ihm weniger natürlich (sonst wäre er vermuthlich auch ein großer Zeichner geworden), als vielmehr durch frühe Bildung eingeimpft und durch Kunstumgang forterhalten, und konnte vermöge seiner gefühlvollen lyrischen Lebendigkeit, verbunden mit männlichern Bemerkungen über den Unterschied der Künste, nie steif und starr bey ihm, nie zum Fehler, sondern nur zur Tugend werden; und daher, nämlich von lyrischer Sänftigung und Herz, kommt es, daß wir darin stets das Zarte und Innige an ihm bewundern, und zwar frey von matter Tändeley und Süßlichkeit, welchem sein tragischer Ernst und männlicher Verstand widerstrebte. Keineswegs sind alle seine Werke, groß und klein, von gleicher poetischen Kraft; es wäre eine wunderliche Forderung; aber er verläugnet sich selten. Wir sind nicht der Meynung, daß in einer Kunst, welche unter allen die wandelbarsten Mittel und Werkzeuge hat, ein vorzüglicher Künstler nicht auch viel Alltägliches hervorbringen könne. Der Verirrungen in der Wahl der Stoffe nicht zu gedenken. Auch hat mancher Dichter stärkere und größere Ideen ausgesprochen, als er; aber kaum einer hat, bey so viel Originalität und origineller Verarbeitung des Empfangenen, so allgemein zum Herzen geredet, ohne sich im mindesten falscher Hülfsmittel zu bedienen. Denn Göthens Kunst ist äußerst ächt und gründlich. Da, wo seine Vorwürfe zu mißbilligen sind, erweckt er eben deswegen um so größern Verdruß; denn er schlägt damit unmittelbar an den innern Sinn; und da dieser die reinsten Anforderungen macht, so mag er seiner schönen Kunst kaum glauben, daß sie sich willig dazu hergegeben habe. Seine Beobachtungsgabe, welche allem einen Spiegel darhält, worin es sich fangen muß, gehört zu den größten, ausführlichsten. Daher seine ausnehmende Wahrheit; durch die Macht der Sprache das Treffende, durch

tragische Würde das Ergreifende. Sein Liebliches ist auserlesen; seine Schauer sind weniger gewaltig, als durchdringend. Denn sie sind empfunden und beobachtet. Bekanntschaft mit allen Ständen und Menschen, Wissenschaften, Künsten, Bestrebungen und Träumen der Menschheit bey einem außerordentlichen Gedächtniß, hat ihm zu allgemeiner Empfänglichkeit eine Allgemeinheit von Materialien angeeignet, in deren Vertrieb und Ausstreuung er sich gefällt, er überall selbst und doch wieder wahrhaft die Sache ist. Umgang mit der vornehmern Welt hat ihm überdem, was man Welt in besserm Sinne nennt, gegeben. Mangel an Ausdauer in einzelnen Studien hat sein vielseitiges Wesen nur noch vermehrt, oder vielmehr begründet, indem er sich einen entschädigenden Auszug von allem für seine innere Kunstwerkstätte verschaffte, und nur in Einer Kunst ein volles Ausharren bewies. Alles aber hat er, ächtlyrisch, mit seiner Individualität verglichen, aus ihr herausgesehen, ohne Schaden für das Object, weil ihr nichts fremd war. Denn das wahre Dichtergenie ist ein Hellsichtiger, der eine kleine Welt in sich trägt, und ahndet, was ihm nie gezeigt worden ist. Göthens munteres Behagen an der Außenwelt und seine Wandelbarkeit in deren Liebhaberey sind epische Elemente; sein launiger Muthwillen ist die Wurzel des Komischen. Man vergleiche mit dem bisher Gesagten das oben gelieferte Excerpt von S. 163 ff., und was er ferner S. 176 sagt: „Denn da uns das Herz immer näher liegt, als der Geist, und uns dann zu schaffen macht, wenn dieser sich wohl zu helfen weiß: so waren mir die Angelegenheiten des Herzens immer als die wichtigsten erschienen. Ich ermüdete nicht, über Flüchtigkeit der Neigungen, Wandelbarkeit des menschlichen Wesens, sittliche Sinnlichkeit, und über alles das Hohe und Tiefe nachzudenken, dessen Verknüpfung in unserer Natur als Räthsel des Menschenlebens betrachtet werden kann. Auch hier suchte ich das, was mich quälte, in einem Lied, einem Epigramm, in irgend einem Reim loszuwerden, die, weil sie sich auf die eigensten Gefühle und auf die besondersten Umstände bezogen, kaum Jemand anderes interessiren konnten, als mich selbst.“ Endlich über das Didaktische und Epische in ihm, als väterliche und mütterliche Erbstücke, äußert er sich S. 571

also: „**Mir war von meinem Vater eine** gewisse lebhafte Redseligkeit **angeerbt**; von meiner Mutter die Gabe, alles, was die **Einbildungskraft** hervorbringen, fassen kann, heiter und kräftig **darzustellen**, bekannte Mährchen aufzufrischen, andere zu **erfinden** und zu erzählen, ja im Erzählen zu erfinden." — Wie **aber das** Zusammenströhmen unendlich vieler Bildungsmittel **uns** in **Erstaunen** setzt, welche sich unserm Dichter von Kleinem **auf theils** zudrängten, theils neugierig von ihm ergriffen **wurden**; wie dadurch das abergläubische Rühmen von einer **bedürfnißlosen** Wunderkraft des Genies zu Schanden wird, **obschon** sie eine große Wahrheit, nur nach Umständen, und nicht **in diesem** Zeitalter ist, wo überdem der Dichter so viel **Bildung** erwerben, als Talent besitzen mußte: so wundern wir **uns** zugleich über die unglaubliche Weichheit, Bildungsfähigkeit, Bestimmbarkeit, Veränderlichkeit und Neigung zum **Verirren** an diesem so kräftigen Manne, deren Grund jedoch eben in jener allempfänglichen Art zu suchen ist, welche wir nicht besser als mit dem Namen der **Merkurialität** zu benennen wissen. Der Inhaber dieser Natur wird zwar nie sich selbst verlieren, wenn er sich behalten will, und immer wieder auf klare Puncte kommen, die ihm Freude und Ehre bringen; kann aber auch nie fertig werden, und fällt sogar **öfters zurück**, wenn er nicht mit heldenhafter Ermannung und **Unterwerfung** aller niedern Reize lediglich dem Sonnenpuncte zueilt, wo allein Friede und ewiges Genügen ist. Denn wo der Geist seinen Ursprung findet, ist allein keine Schwärmerey; sondern wo er nicht zur dauerhaften Ruhe kommen kann. Und hier treffen wir

Drittens auf den sittlichen und religiösen Theil dieses Werks; wobey wir mit unsern Aeußerungen in der ersten Recension bloß zufrieden zu seyn Ursache haben. Gern übersehen wir, da wir nicht mürrisch und lieblos richten wollen, sondern loben das Lobenswürdige, und prüfen und unterscheiden, als Zugehör des jugendlichen Sinnes, und als Momente der dichterischen Laufbahn, dieses und jenes Erotische. Nur sofern es einladend ist, verdient dergleichen Unterdrückung; wir haben auf der andern Seite nichts dagegen, daß der Dichter so ehrlich ist, sich uns zu geben wie er war. Ueber-

haupt zeigt er sich allerwärts als der Grade, Rechtliche, Unpartheyische gegen sich und Andre, als der wahrheitliebende Mann. Und niemand wird die edeln moralischen Maximen verkennen, die der Verf. auch in diesem Buche niedergelegt hat. Was aber die religiösen Stellen betrifft, so kommen sie zum Verwundern und zum Vergnügen aller gründlichen Gemüther so häufig vor, daß man zuweilen glaubt, die Lebensbeschreibung eines angehenden Gottesgelehrten zu lesen, Bestätigung genug für unsre Behauptung, daß dem Verf. das Höchste der Dinge auch das Wichtigste, und die Berücksichtigung dieses menschlichen Grundtriebs ein ganz eigenes Bedürfniß ist und bleibt; mit welchem wir ihn gleichwohl, da wir vieles dahin gehörige an ihm ehren und lieben, mit nichten alles gutheißen, auch noch jetzt in unentschiedenem Kampf erblicken. Wenn nun der Biograph diesem Theil seiner Lebensbeschreibung selbst so große Aufmerksamkeit widmet, was ist billiger, als daß wir ihm folgen und ein Gleiches thun? Unstreitig wird er, der Freund folgerechter Unterhaltungen über ehrwürdige Gegenstände, es uns am wenigsten zum Tadel anrechnen, und wird, wenn er dieses liest, unsrer Bitte Gehör geben, uns nach Gelegenheit ferner eben so freygebig mit demjenigen zu beschenken, was den Zug unsrer innigsten Neigung zu seinem Herzen ausmacht. Göthe hatte das Glück in einer durchaus christlichen, an Gottes Wort und Erlösungswerk haftenden Zeit des protestantischen Deutschlands geboren und auferzogen zu werden, wo auch die Absonderung von der kirchlichen Gemeinschaft nur wiederum aus religiösen Beweggründen entsprang, welche noch einen größern Eifer, als der gemeine war, bezeugten. Noch als er Leipzig mit Fleischern und dessen geistreicher Gattin bezog, und sie Abends in Auerstädt mit einem vornehmen Ehepaar zusammentrafen (S. 68), verrichteten diese einander fremde Menschen aus dem gelehrten und höhern Stand gemeinschaftlich ein stilles Tischgebet. Man bemerke, wie viel dieser kleine Sittenzug im Vergleich mit unsern Gewohnheiten sagt, wo man den Welternährer um so gewisser vergißt, als man sich schämt, kindlich zu zeigen, daß man seiner gedenke. Göthe zeichnet uns beyläufig jene Zeit, ihren Ton, ihre Spaltungen, ihre Fortschritte und Abschwei-

fangen, auf eine denkenswürdige Weise; wer könnte sich dieser Dinge so vorurtheilsfrey erinnern wollen, und sie so richtig nennen, wie er? Aber die ungemeine Beweglichkeit und Gestaltbarkeit seines Geistes, die bey viel ernstlichem Willen auch mancher bloßen Wahrscheinlichkeit gern ein haltbares Interesse abgewinnt, die durchdringend und schöpferisch auch aus dem Wahn Aechtes zu scheiden, und zum behaltenswerthen Stoff umzuarbeiten aufgelegt ist; kurz: diese ehrliche dichterische Toleranz, mit unzerbrochener, nur verfeinerter Sinnlichkeit vereinigt, und von den nöthigen Kenntnissen nicht überall umschränkt, hat Göthens Glauben an das Ueberirdische, und sein Streben darnach, auf den Wellen des Zeitlaufs mit hinabgetragen, und ihn der Verirrungen des letztern theilhaftig gemacht. Daher denn der nothwendige Widerspruch in dem, was Göthens Herz und Gemüth von göttlichen Dingen spricht, und was seine kritisch gemachte Vernunft an den Tag gibt. Er ist bald geistlich, bald weltlich, bald fromm, bald leichtfertig, und zeigt unter so männlichen vollendeten Fähigkeiten hier eine fast verwilderte. Wenn er S. 14 sagt: „Des Sokrates Schüler schienen mir große Aehnlichkeit mit den Aposteln zu haben, die sich nach des Meisters Tode sogleich entzweyten, und offenbar jeder nur seine beschränkte Sinnesart für das Rechte erkannte" — so möchte man fragen: wo jenes Apokryphon aufgezeichnet sey? und wo sich hier die Beschränktheit offenbare? — — Der Verf. traut in solchen Fällen zu sehr seinem guten Gedächtniß, wo doch tägliches Wiederlesen kaum der Sache genug thut. Es läßt sich mit gemilderter Beziehung auf unsern Schriftsteller anwenden, was er S. 137 von einem andern sagt: „Man verzieh dem Autor, wenn er das, was man für wahr und ehrwürdig hielt, mit Spott verfolgte, um so eher, als er dadurch zu erkennen gab, *daß es ihm selbst immerfort zu schaffen mache.*" — Und diese innere Gährung ist heilig, und ehrwürdiger, als die abgeschlossenste Kritik, die fertig zu seyn meint, und nur sich selbst von der Wahrheit abgeschlossen hat. Den großen Weg des Unheils, den die protestantische — nicht Confession, sondern gelehrte Theologie nahm, zeichnet G. S. 144 ff.: „Auf diesem Wege mußten die Theologen sich zu der sogenannten natürlichen Re-

ligion hinneigen, und wenn zur Sprache kam, in wiefern das Licht der Natur uns in der Erkenntniß Gottes, der Verbesserung und Veredlung unserer selbst zu fördern hinreichend sey, so wagte man gewöhnlich sich zu dessen Gunsten ohne viel Bedenken zu entscheiden. Aus jenem Mäßigkeitsprincip gab man sodann sämmtlichen positiven Religionen gleiche Rechte, wodurch denn eine mit der andern gleichgültig und unsicher wurde. Uebrigens ließ man denn doch aber alles bestehen, und weil die Bibel so voller Gehalt ist, daß sie mehr als jedes andre Buch Stoff zum Nachdenken und Gelegenheit zu Betrachtungen über die menschlichen Dinge darbietet: so konnte sie durchaus nach wie vor bey allen Kanzelreden und sonstigen religiösen Verhandlungen zum Grunde gelegt werden. Allein diesem Werke stand — noch ein eigenes Schicksal bevor" u. s. w. Indem er hier der Angriffe gegen die Inspiration gedenkt, fährt er von der Bibel fort: „Ich für meine Person hatte sie lieb und werth: denn fast ihr allein war ich meine sittliche Bildung schuldig, und die Begebenheiten, die Lehren, die Symbole, die Gleichnisse, alles hatte sich tief bey mir eingedrückt, und war auf eine oder die andre Weise wirksam gewesen. Mir mißfielen daher die ungerechten, spöttischen und verdrehenden Angriffe." u. s. w. Wer wird nicht aufmerken auf dieses vortreffliche Geständniß des Verfassers? Gern möchte man es wie eine einsame holde Blume ausheben, und auf einem freyen Beete retten, damit es nicht vom Unkraut der Meynungen erstickt werde. Doch hier schließt sich ein merkwürdiger Umstand an, für dessen Beleuchtung kaum ein schicklicherer Raum zu finden wäre, als der Verf. uns eröffnet. Unsre Zeit, voll des drängenden ewigen Bedürfnisses, hungrig und durstig nach Heil, zumal unter den zermalmenden Schlägen des äußern Geschicks, aber von übergewaltiger Sinnlichkeit an Augen, Ohren und allen Gliedern gebunden, eilt, nach einer Auslegung, welche sie wider Geschichte und Menschenverstand für Protestantismus ausgibt, in ihren Gebildeten mächtig dem sogenannten Katholicismus zu, d. i. einem Kirchenthum, welches um so mehr wahre Christen und fromme Lehrer in seinem Schooße trägt, als sein Gebiet weit reicht, aber aus der Einfalt der ersten Kirche und ihren Wunderkräften zur bekannten Form, welche den Abgang der letztern vergessen machen sollte, in Römischem Style sich verartete. Kein ächt christliches Mitglied dieser Confession, die jetzt auf ungleich besserm Weg ist, wird unsre Worte der Härte beschuldigen; und wir schweigen vorsätzlich von jenen Mißbräuchen, ohne die keine Reformation, welche wieder aufs Wesentliche trieb, nie zum Ausbruch gereift worden wäre. Der Grund

jener Erscheinung liegt nahe. Der gute Jüngling und junge Mann ist immer religiös. Vollherzig, mit allem phantastischen Zauber der schönen Künste am Gemüth aufgebildet, mit aller Reizbarkeit des Tags begabt, ohne Menschenkenntniß, ohne geübte Unterscheidungskraft, ohne zureichende Gelehrsamkeit, zu unkräftig und irr, um mit dem Geiste der Wahrheit selbst eine unmittelbare Befreundung zu wagen, tritt er in die Welt; er sieht seinen innern Menschen von den ihm etwa zunächst stehenden Lehrern, die auch Protestanten zu seyn glauben, verlassen; sie geben ihm Zweifel für Wahrheit, Nichts für Alles; eine kirchliche Außenseite, die ihm unerwecklich scheint, kommt hinzu; er gibt sich die Zeit nicht, bessere Leitsterne zu suchen, und glaubt nichts übrig zu haben, als daß er, um das peinigende Räthsel seines Herzens zur Auflösung zu bringen, wie er irrig spricht, in den Schooß der Kirche zurückkehrt. Der Gang älterer Menschen ist dem ähnlich; vielleicht sehnen sie sich nur noch etwas mehr nach Sichtbarkeit der Kirche und Gemeinschaft der Glaubigen. Wohl geschieht es, daß, je redlicher der Uebergegangene es meint, er desto gewisser endlich auf die Wahrheit selber trifft; durch eine sinnliche Krümme, die er wählte, wird er von der Gnade, die ihn wählt, zum Uebersinnlichen geführt, das in jenem sichtbaren Gefäß wie in allen behalten ist. Vielleicht noch eigensinnig aus menschlicher Schaam, seinen überflüssigen Schritt zu vertheidigen, ist er doch forthin weder petrisch, noch paulisch, noch apollisch; sondern er ist ein Christ geworden — miraturque novas frondes et non sua poma. Die gesegnete Toleranz, welche die Liebe auch in Absicht auf die wohlthätige Verschiedenheit äußerer Confessionen für das erste Gebot erklärt, kommt ihm zu Statten, daß sein frommer Mißgriff weiter keine üble Folgen für ihn hat. Aber er hat bey dem allen ein böses Beyspiel von der Methode gegeben, wie man das Unwesentliche für das Wesentliche ergreift, und lockt Nachfolger, welche auf gleiche Weise durch die steinerne Thür und die Gewölbe eines andern Hauses am leichtesten in jene freye Regionen glauben gelangen zu können, wo Gott, im Geist und in der Wahrheit angebetet, selber der Tempel ist. Und in diesen Ton stimmt auch Göthe, der sinnreiche Deuter des Wahren und Halbwahren, nachdem er anderwärts der Vernunftkritik gehuldigt, wenigstens erklärungsweise ein, und empfiehlt S. 178 ff. von Seiten menschlichen Bedürfnisses und sinnlicher Vernäherung des Uebersinnlichen dasjenige, wovon sich eben so leicht die zweckwidrige Seite historisch und psychologisch hervorwenden ließe. Er hebt die Sacramente, als wesentliche Theile des Kirchenthums, in ihrem begeisternden

sittlichen Einfluß hervor, und entscheidet: der Protestant habe zu wenig Sacramente. Indessen hat Niemand als der Mißverstand irgend einer christlichen Kirche alle und jede Sacramente — man muß aber wohl, nach Sprache und Erkenntniß, wissen, was dieses Wort sagen will — und vornehmlich die Wahrheit streitig gemacht, daß die uns in Christo gegebene Religion ein großes Sacrament ist, das sich in unzählige andre zergliedert, und dem wahren Christen aus allen Confessionen durch sein ganzes Wesen, Thun, Denken, Empfinden und Leiden hindurch, seine unendlichen, ewig lebenden Kräfte und Absichten mittheilt. Allein diese innere Religion des Herzens kann von dem Augenblick an, und in all denjenigen Stücken, sich mit der äußern Kirche nicht mehr als vollkommen Eins ansehn (s. S. 181), wo sie Verfall und Mißbräuche wahrnimmt (in welcher Kirche es auch sey) und sich unvermögend fühlt, ihr reines Ideal von Kirchenthum in die Wirklichkeit herauszupflanzen. Sie erträgt alsdann mit göttlicher Duldung das unvollkommene Mittel, das auch ihr zur ersten irdischen Stufe einer himmlischen Gesinnung wurde, und bleibt im Aeußern, wo ihr Mensch geboren ist. Sie sucht, wo es angeht, an jenem Mittel zu bessern, zu veredeln, damit es leichter, kräftiger, schöner vermittle, und gebraucht allerdings zur Erweckung des Herzens auch die Reize der Phantasie, die unaussprechlich wichtig für die Religion ist; erwartet aber die ganze Erfüllung dieses ihres Wunsches nur von einer Zeit, wo das Unsichtbare sich von selbst ins Sichtbare herauskehren, zwischen dem Widerstrebendsten Friede und aller Fehde ein Ende seyn wird. Inzwischen sucht sie der innern Sacramente, ohne Verwerfung der äußern, in stets wachsender Stärke theilhaftig zu werden. Sie läßt sich mit Wasser und Blut von dem taufen, der da kommt mit Wasser und Blut, und einen Brunn aufthut, welcher in das ewige Leben quillt; sie erhält die Firmung des wahrheitzeugenden Geistes; sie genießt das wahre Brod vom Himmel gekommen, nicht ohne das bußfertige Herz in täglicher Beichte dem Allwissenden zu öffnen; sie schließt eine bräutliche Ehe mit dem Erhabensten, den Himmel und Erde hat, von welcher das geheime Verhältniß der Geschlechter ein heiliges Sinnbild ist; sie empfängt die Weihe eines königlichen Priesterstandes, und das Oel der Barmherzigkeit auch in die Wunde des Todes. Sollten wir hier nicht eins seyn mit dem, was G. ahndete, ohne es unter dem poetischen Duft erreichen zu können? Sollten wir hier nicht mit dem wahren Katholicismus vollkommen eins seyn, und er mit uns? Aber sollte des Dichters eigener Mißgriff ihm nicht offenbar werden, wenn er z. B. die willkührliche Erklärung

wieder liest, die er der Feyer des heil. Abendmahls in der römisch-katholischen Kirche aufzwingt (S. 183)? „So — kniet er hin, die Hostie zu empfangen; und daß ja das Geheimniß dieses hohen Acts noch gesteigert werde, sieht er den Kelch nur in der Ferne, es ist kein gemeines Essen und Trinken, was befriedigt, es ist eine Himmelsspeise, die nach himmlischem Tranke durstig macht.“ Ist wohl diese ferne Allegorie eine kirchliche Lehre? Uns dünkt, die Katholiken lehren, wer den Leib empfange, empfange auch das Blut; Einige behaupten sogar, die eingestaltige Ertheilung sey nur ein Zufälliges, das die leichteste Abänderung vertrage. Daß es ein Späteres ist, wissen wir ja wohl sämmtlich. — Wenn ferner der Verf. bey Gelegenheit seiner hermetischen Jugendstudien sich ein cabbalistisch-mystisches Religionssystem erbaut, das von Rechts wegen den Anspruch machen muß, durchgreifend, allgütig, und mit allen möglichen wahren Systemen Eins zu seyn — denn es kann überall nur Ein wahres System höherer Wahrheit geben — so hat derselbe hiebey vieles sehr schön gesehen, noch schöner gesagt; aber wir wissen nicht, ob in diesem System, selbst als abgesonderter Erscheinung, ihm alles unbedingt zugestanden werden möge. Daß dem Lucifer als Erstgeschaffenen von nun an die ganze Schöpfungskraft übertragen worden, und von ihm alles übrige Seyn ausgehn sollte, und daß er seine unendliche Thätigkeit bewiesen, indem er die sämmtlichen Engel erschaffen habe (S. 331) — das hat unsers Wissens kein rechter Cabbalist oder Theosoph jemals behauptet; er würde ein solches Verlangen für den Hochmuth Lucifers erklärt haben. Vortrefflich aber spricht der Verf. etwas vorher, wo er zu Langers Umgang einleitet S. 291, unten: „Die christliche Religion schwankte zwischen ihrem eigenen Historischpositiven und einem reinen Deismus, der, auf Sittlichkeit gegründet, wiederum die Moral begründen sollte. Die Verschiedenheit der Charaktere und Denkweisen zeigte sich hier in unendlichen Abstufungen, besonders da noch ein Hauptunterschied mit einwirkte, indem die Frage entstand, wie viel Antheil die Vernunft, wie viel die Empfindung an solchen Ueberzeugungen haben könne und dürfe. Die lebhaftesten und geistreichsten Männer erwiesen sich in diesem Fall als Schmetterlinge, welche ganz uneingedenk ihres Raupenstandes die Puppenhülle wegwerfen, in der sie zu ihrer organischen Vollkommenheit gediehen sind. Andere, treuer und bescheidener gesinnt, konnte man den Blumen vergleichen, die, ob sie sich gleich zur schönsten Blüthe entfalten, sich doch von der Wurzel, von dem Mutterstamme nicht losreißen, ja vielmehr durch diesen Familienzusammenhang die gewünschte Frucht erst zur Reife bringen.“ Wäre

nun der Charakter des Verf. nicht in diesem Stück jederzeit eben so schwankend als gierig gewesen: so würde das glühende Interesse seines Herzens sich nothwendig unter den vielen, auch körperlichen Aufforderungen zur Uebergabe und zur Beständigkeit im Ergriffenen, in die Zufriedenheit des Besitzes und steigenden Wachsthum aufgelöst haben. Dagegen ist es merkwürdig, wie nach den heiligen Stunden, mit Langern am Rande der Verwesung gefeyert, eben dieser Kranke, noch krank, der Meisterin Klettenberg wieder so viel Vergebliches zu thun geben kann. Indessen erklärt sich die Sache durch das Bekenntniß S. 305. „Nun hatte ich von Jugend auf geglaubt, mit meinem Gott ganz gut zu stehen, ja ich bildete mir, nach mancherley Erfahrungen, wohl ein, daß er gegen mich sogar im Rest stehen könne, und ich war kühn genug zu glauben, daß ich ihm einiges zu verzeihen hätte. Dieser Dünkel gründete sich auf meinem unendlich guten Willen, dem er, wie mir schien, besser hätte zu Hülfe kommen sollen. Es läßt sich denken, wie oft ich und meine Freundin hierüber in Streit geriethen, der sich doch immer auf die freundlichste Weise und manchmal, wie meine Unterhaltung mit dem alten Rector, damit endigte: daß ich ein närrischer Bursche sey, dem man manches nachsehn müsse." Wir vergessen hiebey nicht, das Gewesene vom Jetzigen historisch zu unterscheiden, und haben uns auch über das Letztere schon mehrfach geäußert. Gleicherweise wird nach dem trefflichen Umriß des Klopstockischen Messias ein gleichsam entschuldigendes Wort angehängt, wobey wir gern den Vorwurf übernehmen möchten, es lieblos auf das Dogma zu deuten (S. 451). „Der himmlische Friede, welchen Klopstock bey Conception und Ausführung dieses Gedichts empfunden, theilt sich noch jetzt einem Jeden mit, der die ersten zehn Gesänge lies't, ohne die Forderungen bey sich laut werden zu lassen, auf die eine fortrückende Bildung nicht gerne Verzicht thut." Wenigstens ist die Bemerkung zweydeutig. Denn was das Artistische betrifft, so wollen wir dem Verf. nicht widersprechen. Die geistliche Bildung aber muß, wie er selber anderwärts will, als Blume der Wurzel entsteigen, ohne sich von ihr zu trennen; so wächst sie unsterblich fort, und bringt Blumen und Früchte ohne Zahl. Sie muß, ohne eine Umschränkung zu vertragen, weil sie unendlich ist, der Bildung jener sich selbst bildenden Menschen im Wesentlichen gleich seyn, deren der Verf. S. 380. 381 mit Achtung erwähnt, und die unstreitig das beste Theil erwählt haben.

JMO.

No. 7. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

Lehrbuch der civilistischen Litterairgeschichte, vom Professor Ritter Hugo in Göttingen. Berlin, bei August Mylius 1812. XII und 427 S. 8.

Auch unter dem Titel:

Lehrbuch eines civilistischen Cursus, vom Professor Ritter Hugo in Göttingen. Sechster Band, welcher die civilistische Litterairgeschichte enthält. Berlin, bei August Mylius. 1812.

Gewiß verdient Herr Prof. Ritter Hugo den Dank aller gelehrten Civilisten für sein Unternehmen, die civilistische Litterärgeschichte zu bearbeiten, und seine Ansichten und Bemerkungen über einen so wichtigen, und das Rechtsstudium selbst so vortheilhaft unterstützenden, Zweig der Civilrechtsgelehrsamkeit, auch den Gelehrten außerhalb Göttingen mitzutheilen. Jede Erscheinung dieser Art muß besonders in unsern Tagen für den Verehrer des Römischen Rechts erfreulich seyn, eines Rechts, das, seiner innern Vortrefflichkeit wegen, auch bey allen Mängeln, die es, wie jede andere menschliche Gesetzgebung, hat, noch immer allen Stürmen getrotzt hat, und ganz gewiß ewig trotzen wird. Rec. ist lebhaft überzeugt, daß keine Macht im Stande ist, die Römische Gesetzgebung auf immer, und mit der Wurzel auszurotten. Wird man sie, angereizt von Männern, die Einfluß auf die Verfassungen der Staaten, aber entweder die Kraft, oder den Willen nicht haben, tief in ihre Geheimnisse einzudringen, auch noch so lebhaft verfolgen, so wird doch diese Verfolgung nie von langer Dauer seyn. Das große Räthsel wird immer dieses bleiben, eine bessere Gesetzgebung an die Stelle der Römischen zu setzen. Nie wird es an Männern fehlen, welche unpartheyische Vergleichungen, in Zeiten, wo der Geist der Neuerung sich bereits gelegt hat, anstellen werden; und das Resultat dieser Operation wird dem Römischen Rechte immer nur neue Anhänger und

Verehrer verschaffen. Bey weitem die meisten, wichtigsten und am tiefsten liegenden Wahrheiten hat die Römische Gesetzgebung aufgedeckt, Wahrheiten, die unveränderlich und ewig sind, und eben darum die Grundlage jeder Gesetzgebung seyn und bleiben müssen. Schon in dieser Hinsicht muß diese Gesetzgebung also immer, in den Augen aller Vernünftigen, eben so angesehen werden, wie jeder gebildete Gelehrte die Classiker des Alterthums ansieht, als bleibendes Denkmal der Kraft des menschlichen Geistes, als Inbegriff der Erfahrungen von Jahrtausenden, und als erhabenes Muster für alle Zeiten. Wo ist eine Gesetzgebung, die, in Hinsicht auf die ungeheuere Summe der wichtigsten Wahrheiten, welche man in der Römischen Gesetzgebung findet, sich auch nur von weitem mit dieser messen könnte, und nicht, in ihren glänzendsten Parthieen, eben diese als Quelle und Muster anerkennen müßte? Tausend Erfahrungen haben bewiesen, daß, wenn jemand eine Sache, die bereits aufs Beste ausgeführt worden ist, von Neuem darstellen und verändern will, er nichts Vorzügliches hervorbringen könne; und eine Sache, die nicht höher emporsteigen kann, fällt ihrer Natur nach zurück. Die großen Wahrheiten gehen nicht ins Unendliche. Sind sie einmal entdeckt und Besitz in genommen, so haben wir keine andere Parthey zu ergreifen, als diese, uns aus ihrem Besitze nicht verdrängen zu lassen. Keine neuere Gesetzgebung darf es wagen, an den Grundwahrheiten des Römischen Rechts zu rütteln; thut sie es doch, so trägt sie den Keim ihrer eigenen Zerstörung in sich. Dieses haben auch die neuesten Gesetzgeber sehr wohl eingesehen; und eben deswegen haben sie ihre Werke auf dem unerschütterlichen Römischen Boden weislich aufgeführt. Die süßen Hoffnungen der vielen Verächter des Römischen Rechts, die in dessen Geheimnisse nicht eingeweiht sind, wurden durch dieselbe Gesetzgebung vereitelt, von der sie die Erfüllung ihrer Wünsche erwarteten, und noch neuerlich konnte man, bey Ankündigung der Eléments du droit civil Romain, selon l'ordre des Institutes de Justinien, par J. G. Heineccius, traduits en Français par J. F. Berthelot, die merkwürdige Stelle lesen: „Le droit civil Romain vient de recevoir du Gouvernement l'hommage, que lui avoient rendu tous les gou-

vernements éclairés. On l'enseignera spécialement dans nos écoles; ce sera encore pour nous la raison écrite, et le principe, ou le développement du Code civil des Français.“

Was Herrn Prof. R. Hugo's Arbeit selbst betrifft, so geben wir hier Rechenschaft von dem Eindrucke, den diese auf uns gemacht hat, und wir geben unsere Gründe an. Sind diese für Andere nicht überzeugend, so wollen wir gerne glauben, daß unser Urtheil nicht richtig ist. Mehr kann von keinem Kritiker gefordert werden.

Von einem Gelehrten, der, wie Hr. R. Hugo, wahre und unwidersprechliche Verdienste um die Römische Rechtsgelehrsamkeit und Litterärgeschichte schon längst sich erworben hat, der vieljähriger Rechtslehrer in Göttingen ist, und der, wie er in der Vorrede selbst sagt, schon so oft und so lange über die civilistische Litterärgeschichte Collegien gelesen hat, läßt es sich schon im Voraus erwarten, daß man in einem Lehrbuche der civilistischen Litterärgeschichte von ihm nicht nur keine Trivialitäten, sondern sehr viele schöne und treffliche Bemerkungen, die ihm theils seine Lectüre, theils sein eigenes Nachdenken darbieten mußten, antreffen werde. Diese Erwartung hat auch der Verf. nicht getäuscht. Er hat, mit Benutzung der besten Schriften, manche Irrthümer berichtiget, viele wissenswerthe Dinge, die man in andern Lehrbüchern der civilist. Litterärgeschichte nicht findet, vorgetragen, und besonders, was seine Arbeit von den Arbeiten seiner Vorgänger unterscheidet, auf manche Veränderungen in dem Geiste des Studiums und in der Verfassung der Lehranstalten aufmerksam gemacht. Und wenn gleich auch, mit Benutzung des Buches des berühmten Doctors der Sorbonne, Jean de Launoy, de Scholis celebrioribus à Carolo Magno exstructis, der Antiquitates academicae von Hermann Conring, mit Goebels gelehrten Noten, wovon die beste Ausgabe durch Heumann zu Göttingen 1739. 4. besorgt wurde; ferner der großen Menge von Schriftstellern, welche die Geschichte einzelner Universitäten in Europa geschrieben haben, und vorzüglich der Schriften der Rechtsgelehrten der verflossenen Jahrhunderte selbst; endlich der vielen größern und kleinern Werke, welche

in dem Catalogus Biblioth. Bunauianae Tomo I. Vol. I. p. 917 sq. in dieser Beziehung angeführt sind, die Bemerkungen des Verf. unendlich reicher hätten ausfallen können: so kann doch Alles nicht auf einmal geschehen, und der Verf. wird später diese Lücken selbst auszufüllen wissen.

Auch findet man bey ihm weit mehr Schriftsteller angeführt, als bey Herrn Haubold; aber auch bey ihm fehlt noch eine ungeheure Menge guter und vorzüglicher Civilisten, die mit eben so viel, und oft mit noch mehr Recht, als andere von ihm angeführte, eine Stelle in seinem Buche hätten ansprechen können; wobey nicht zu leugnen ist, daß Hr. Haubold oft eine bessere Auswahl getroffen hat. Hr. Hugo nimmt in seine civilistische Litterärgeschichte eine Menge Juristen auf, die Hr. Haubold aus guten Gründen nicht aufnahm; und Rec. vergißt, bey dieser Behauptung, nicht, daß Letzterer Institutiones juris romani litterariae, ersterer aber ein Lehrbuch der civilistischen Litterärgeschichte schreiben wollte. Nimmt der Verf. das Wort: civilistisch ganz allgemein, und bloß im Gegensatze von Staatsrecht, so hat er viel zu wenig, nimmt er es aber eingeschränkter, so hat er viel zu viel Schriftsteller in sein Lehrbuch aufgenommen. Ja auch im ersten Falle gehören Daniel Paräus (§. 206.) mit seiner Lehre von dem Widerstande gegen die Obrigkeit, Regner Sixtin (§. 211.) mit seinem Buche über die Regalien, Rümmelin mit seinem Buche über die goldne Bulle (§. 214.), Johann Hortleder mit seiner Schrift über den Schmalkaldischen Krieg (§. 216.), Melchior Goldast mit seinen Folianten (§. 216.), Londorp mit seinen Acta publica zur Geschichte des dreyßigjährigen Krieges (§. 216.), Theodor Graswinkel mit seinen Vindiciae maris liberi (§. 220.), Georg Buchanan mit seinem Jus regni apud Scotos (§. 228.), der Jesuit Joh. Mariana mit seinem Buche de rege et regis institutione (§. 234.), der Kardinal Bellarmin, als redlicher Verfechter der Rechte des Pabstes (§. 236.), Arumäus, Daniel Otto, Reinking, Hippolithus a Lapide, Lampadius, Klock mit ihren staatsrechtlichen Schriften (§. 259.), die im §. 278. angeführten Staatsrechtslehrer, der Stadt-

schreiber Lünig mit seinem zwölf Folianten starken Reichsarchiv (§. 304.), und noch viele andere von dem Verf. genannte Schriftsteller offenbar nicht in die Litteratur des Civilrechts, sondern in die des Völker- oder Staatsrechts. Auch hat der Verf. in sein Lehrbuch gute, mittelmäßige und schlechte Schriftsteller unter einander aufgenommen; ja man findet darin selbst einen Petrus Rebuffus, Rebhahn, Ungepaur, Zaunschliffer, die Hommel (Litteratura juris §. 145.) mit vollkommenem Rechte unter die Plebejer rechnet, und wovon der erste auch von Dumolin (Sur la Coûtume de Paris Tit. I. n. 106.) mißhandelt wird. Wenn Rec. alle Schriftsteller anführen wollte, die der Verf. in seinem Buche vergessen hat, und die doch eine ehrenvolle Stelle darin ansprechen könnten, so müßte er sehr viele Seiten mit bloßen Namen anfüllen. Inzwischen will er nur diejenigen nennen, die ihm zunächst einfallen. Er vermißt nämlich ungerne folgende Namen, die er, ohne chronologische Ordnung, anführt: C. A. Rupertus, der gelehrte Philologe und Geschichtsforscher in Altorf, der für die Rechtsgeschichte mehr leistete, als die meisten Juristen vor ihm; Diodor Tuldenus, Professor in Löwen; Paulus Picus, Alciati's Lehrer, der, wie Letzterer, den Responsis der Italienischen Rechtsgelehrten den Krieg angekündiget hat; Tiberius Decianus, der die Responsa gegen jene heftigen Angriffe, in einem merkwürdigen Buche, vertheidigte; Sylvester und Peter Aldobrandini; Clarus Sylvius; Richard Vitus; Joseph Cyrillo, Professor in Neapel; die beyden Payen von Avignon; die Portugiesischen Juristen Pet. Barbosa, Arius Pinellus, Emanuel Acosta, Caldus Pereyra; den Italiener Julius Clarus, einst ein gefeyerter Name; den Niederländer Joh. a Someren; den Spanier Pichardus, der den größten Institutionen-Commentar schrieb, übrigens die kindische Schwachheit hatte, sich von Andern die Vorrede zu seinen Büchern schreiben zu lassen; die Franzosen Joh. Copus und Pet. Costalius, aus dem XVI. Jahrhundert, wovon Ersterer schon im Jahre 1535 ein sehr gutes Buch de fructibus schrieb, und Letzterer von Vielen, die nach ihm kamen, geplündert wurde; Ipho, als der

einzige unter die Heiligen versetzte Jurist; die beyden Dänen, Pet. Stacthius und Nicolaus Cragius (in der Ausgabe seiner Annales Danici von 1739 findet man Nachrichten von seinem Leben); Raoul Fournier, der Sohn des Guillaume, dessen rerum quotidianarum libri VI. auch in Otto's Thesaurus stehen; Berenger Fernand, Professor in Toulouse, einst das Orakel der Französischen Practiker; Pet. Loriotus, einst Professor in Bourges, Valence und Leipzig; Joh. Majoretus, von Toulouse, und Professor daselbst, bekannt durch seinen Commentar über die Institutionen; der Spanier Pet. de Valasco et Medivilla, der ein Buch schrieb: Rixae et implacabiles concertationes Caji et Proculi, aliorumque veterum juris auctorum. Salamanticae 1625. 4.; Stephanus Bodeus, der einen guten Institutionen-Commentar schrieb, der 1555 zu Paris bey Nivelle in Fol. erschienen ist; Nicol. Burgundus, von Enghien, zuerst Advokat in Gent, dann Professor in Ingolstadt, zuletzt Rath des Gerichtshofes von Brabant, durch mehrere gute Schriften bekannt; Joh. Buteon, aus der Dauphine', dessen mathematisch juridische Schriften zu Lyon 1559. in 4. herausgekommen sind; Jac. Caimus, von Modena, Professor in Padua, durch seinen Folianten Variae lucubrationes. Patavii 1654. sehr berühmt; die Niederländer C. O. Boeckelen und Paul. Busius, an welchen letztern Lipsius einen merkwürdigen Brief geschrieben hat (Lipsii Epistolae p. m. 142.); Julius a Beyma; Hen. Brouwer; der Römische Professor Duni, durch seinen Streit mit J. H. Böhmer, und durch sein Buch über den Ursprung und Fortgang der bürgerlichen Verfassung in Rom; der Neapolitaner F. A. Grimaldi durch sein sehr gutes Buch de Successionibus legitimis berühmt; Pet. Franc. Linglois, von Besançon, durch seinen Commentar über die 50 Decisiones. Antwerpiae 1622. fol. bekannt. Er war Advokat in Besançon; vier Jahre vor ihm, nämlich 1618, ließ Merille seinen Commentar über die 50 Decisiones zu Bourges drucken; aber Linglois kannte ihn nicht; wenigstens sagt er in der Praefat. ad lectorem, daß er von allen Interpreten keinen kenne, der die 50 Decisiones „sigil-

latim et ex professo" commentirt habe. Da auch anzunehmen ist, daß Lingloïs mehrere Jahre an seinem Werke gearbeitet habe; da er, in der Dedication an die Spanische Infantin, Isabella Clara Eugenia, selbst bemerkt, daß sein Werk lange bey ihm verborgen gewesen sey, und da man auch aus dem Werke selbst deutlich sieht, daß der Verfasser Merille's Werk weder gekannt, noch benutzt habe, so müssen wir annehmen, daß beyde Gelehrte zu gleicher Zeit auf denselben Gedanken gekommen seyen, und keiner von dem Andern etwas gewußt habe; was bey allen interessanten Materien immer zu wünschen wäre. Wilhelm van der Muelen, bekannt durch seinen Commentar über Grotius Werk, und durch seine Exercitationes in tit. D. de just. et jur. et historiam Pomponii de origine juris, sollte gar nicht fehlen. Joh. Ferrarius, mit dem Beynamen Montanus, ein Hesse, Rath und der erste Professor der Jurisprudenz, und der erste Rector bey der im Jahre 1527 errichteten Universität in Marburg, ist dem Rec. um so merkwürdiger, weil er, außer Zase, aus der ersten Hälfte des XVI. Jahrhunderts keinen Deutschen Juristen kennt, der so gut, so kurz, so elegant und so frey von den häßlichen Fehlern der Bartolisten geschrieben hätte. Seine adnotationes in IV. institutionum libros, und sein Commentarius ad tit. D. de regulis juris zeichnen sich besonders aus. Jene kamen zuerst in Marburg 1532 und 1536 heraus, und wurden sogleich in Paris ap. Simonem Colinaeum 1533. 8. und in Lyon 1532, und später wieder 1537 und 1544 nachgedruckt; dieser erschien zuerst in Marburg 1536, und wurde sogleich in Lyon 1537 und später 1546 wieder aufgelegt. Von jenen besitzt Rec. selbst die Pariser Ausgabe von 1533, und von diesem die Lyoner von 1537, was er deswegen anführt, weil er diese Ausgaben weder bey Lipenius, noch sonst irgendwo angezeigt findet. Ferrarius hatte in seiner Jugend die Gottesgelehrsamkeit, die Medicin und die Rechte studirt, bey welchem letztern Fache er blieb. Charles Dumolin, der in der Regel von den Deutschen Juristen seiner Zeit sehr nachtheilig sprach, nannte den Ferrarius einen „vir excussi judicii." Er starb ein Jahr vor Duaren, 1558, und gehört in dem Lehrbuche des

Verf. in den §. 211., wo er den Reihen der dort angeführten Marburger Juristen in doppelter Hinsicht, einmal als frühzeitiger trefflicher Deutscher Rechtsgelehrter, und dann als der erste Professor der Jurisprudenz auf der im Jahr 1527 neuerrichteten Universität Marburg (J. A. Hartmann D. qua Academia praesens Marburgensis eadem cum anno 1527 instituta ostenditur. Marb. 1738.) mit allem Rechte führen sollte. — Dem Franzosen Louis Malquyt, dessen zu Paris 1626 herausgekommenes schönes Buch: Vera non simulata Ictorum philosophia, Gundling hundert Jahre später zu Halle wieder neu auflegen ließ, hätte auch eine Stelle in des Verf. Lehrbuche gebührt. — Aus dem XVI. Jahrhundert wären auch noch die Niederländer Jacques Typot, Pet. Peckius und Pierre Corneille de Brederode (unter dem Namen Brederodius bekannt) anzuführen gewesen. Typot, gebürtig von Diestem, einer Stadt in Brabant, studirte die Rechte in Italien, ging nach Wirzburg, von da nach Schweden, wo ihn Glück und Unglück trafen, von da (1595) an Kaisers Rudolph II. Hof, der ihn zu seinem Historiographen machte; † zu Prag 1602. Schriften: Historia Gothorum; de Monarchia; de Salute Reipublicae; de Justo, sive de legibus etc. — Peck's theoretisch practische Schriften über mehrere wichtige Materien des Civilrechts waren immer sehr geschätzt, auch erhielt der Verf. eine ehrenvolle Stelle in der zu Paris erschienenen Academie des Sciences et des arts; und Brederode's Thesaurus Sententiarum, von Mobius bereichert, war stets der treue Achates der Practiker. Die Italiener Mascard, Mantica, Merlinus, Negusantius, Turretus, Fachinäus, welcher letztere auch in Ingolstadt Professor war, Vizzanius aus Bologna, dürfen in des Verf. Lehrbuche um so weniger fehlen, da sie über mehrere Materien Hauptbücher geschrieben haben. Ventura Coecus, Professor in Bologna, hat eine Catalexis in L. 2. D. de Orig. jur. Bononiae 1563. 4. geschrieben. Von dem Neapolitaner Jacobus Gallus haben wir: Clariores juris Caesarei apices. Neapoli 1629. 4., und Brenkmann ertheilt diesem Rechtsgelehrten die größten Lobsprüche (Diss. de republ.

Amalphitor. §. 37.). Nicolo Tortorelli, von Foggia, Advokat in Neapel, berühmt durch sein Buch: Degli antichi Giureconsulti Romani. In Napoli 1736. 4. ist auch vergessen, und sogar sein Landsmann Giustiniani hat ihn übersehen. Alexander Turamini, aus Siena, ist um so merkwürdiger, weil er sich vom Anfange an zur guten Schule des Connan, Duaren, Baron, Doneau, Viglius, Cujas hielt, und nicht mit dem Strome seiner Zeit schwimmen wollte, wo man es dem Marianus Socinus, nach Pasquier, zum Verdienste anrechnete, daß er nicht soviel Zeit mit den schönen Wissenschaften verdorben habe, als Alciatus. Noch ein Jahr vor seinem Tode, der 1605 erfolgte, stritt er in Ferrara, in einer Rede, mit bewunderswürdiger Offenherzigkeit für die Französische Schule, gegen die Bartolisten seines Landes. In seinen Schriften vergleicht und stellt er immer das positive mit dem Naturrechte zusammen. Du Bosquet, der Herausgeber des Psellus, Carl Ruinus, Alziati's Lehrer, der sich oft bitter beklagte, daß die Richter so häufig gegen seine responsa sprächen, Arn. Joh. Corvinus und sein Sohn Arnoldus, François de Roye, Vinc. Cabot, Franc. Davydargnte, Joh. Superior, Joh. Brechäus, H. C. Campanus, Professor in Dole, Pet. Belojus, Claude David, Padilla, Nic. Fernandez de Castro, Jac. de a Lande, Franc. de Petris, D. Laurentius a Santajana et de Bustillo, G. Prousteau, Pet. Joh. und Claude Chifflet, Puga et Feyoo, Aezema, Ajala, Avellanus, Pet. Burgius, Gabr. Catianus, Joh. Chr. Christius, Christoph. Colerus, Jac. Constantinäus, Cäsar Costa, Ant. Guib. Costanus, Hieron. Elenus, Ferandus Adduensis, Marius Arcas, Antonius Lescurius, Sam. Fermat Joh. Filleau, Val. Guil. Forster, Gab. de Gast Franc. Marsius Gordonius, Hieron. Groslot, Ed. Heuryson, Constantius Landus, Detlev v. Langebeck, Georg Lopez Madera, Pet. Martresius, Marcus Vetranius Maurus, Nieto, Thomas Pyllon, Pet. Perrenon, Pet. Poncetus,

Hr. Hugo hat in seinem ganzen Buche nicht einen einzigen ordnungsmäßigen Büchertitel, und er scheint sich diese Nachlässigkeit, die man auch in seinen übrigen Schriften, mit Ausnahme seines Index edit. font. Corp. jur. civ., bemerkt, zum Gesetze gemacht zu haben. In keinem Werke ist die tumultuarische Anführung der Schriftsteller zu loben; aber in einem litterärhistorischen Werke ist sie besonders unangenehm. Man muß bey Hrn. H. Buche immer wieder andere Bücher bey der Hand haben, um nur die Titel zu wissen. Es ist uns gewöhnlich, daß wir Sachen, die uns ganz geläufig und gar zu bekannt sind, so kurz als möglich, und selbst mit Nachlässigkeit anführen; aber man muß nicht übertreiben; denn kein Kenner läßt sich täuschen, und er glaubt nicht mehr, als er glauben kann, und sein Urtheil nimmt sehr oft die entgegengesetzte Richtung. Vom §. 24. bis zum §. 37. lies't man nichts, als Namen, und man bekommt keinen Titel zu lesen; man muß, wenn man genauer seyn will, immer schon hier sogleich andere Bücher zu Rathe ziehen, um nur den Titel bestimmt zu erfahren. Und so geht es durch das ganze Buch fort! Welches die bessere, die neuere Ausgabe eines Buches sey, ob es auch in einer größern Sammlung, und in welcher stehe, davon erhält man nie Nachricht. Aber bey Hrn. Haubold findet man es immer; und die Kenner, denen ihre Zeit werth ist, wissen es zu schätzen, wenn es auch übrigens durchaus nicht schwer für sie seyn könnte, die Sache mit Aufwand von Zeit selbst zu finden. Hr. R. Hugo sagt zwar, daß er recht fühle, daß er zum eigentlichen Litterator verdorben sey (s. Vorrede S. X); allein Rec. glaubt, daß er sich hier Unrecht thue, und daß er, durch seinen index edit. font. Corp. jur. civ., sich als genauen und mühsam-fleißigen Litterator so sehr legitimirt habe, daß, wenn er dieses in andern Schriften nicht ist, man nichts anderes glauben kann, als daß er es hier nicht seyn wolle.

Einem weitern Vorwurfe kann auch dieses Lehrbuch schwerlich entgehen, nämlich dem, daß es die Bücher, aus denen es seine Sachen nimmt und nehmen muß, fast nie, oder da nicht nennt, wo es sie nennen sollte. So wie das ausschweifende Anhäufen der Schriftsteller, ein sicheres

Zeichen des verdorbenen Geschmackes ist, eben so ist die Karg-heit der Gelehrsamkeit eine der vornehmsten Ursachen des Verfalles der Wissenschaften; und so wie jeder von natürlichem Verstande geleitete Gelehrte bey Lesung von Schriften, welche mit langweiligen Citaten überladen sind, einen unerträglichen Eckel empfindet, eben so endet auf der andern Seite auch der Leser, der sich gern unterrichten möchte, und jene Schriften lies't, worin man, unter dem Deckmantel eines philosophischen Styls, unverständliche und räthselhafte Sachen findet, gewöhnlich das Buch, ohne viel mehr zu wissen, als er zuvor wußte, und ohne einmal zu wissen, wo er sich nach besserer Belehrung hinzuwenden habe. Wenn man die geschätztesten Schriftsteller aller Nationen, einen Rapin, Bossuet, Fenelon, Fleury, Mabillon, Dupin, Rollin, Dubos, einen Abbé Racine, Barthelemy, Montesquieu, Bayle, Muratori, Mazzuchelli, Beccaria, Filangieri, Bandini, einen Hume, Robertson und Gibbon, in ihren verschiedenen Werken, aus der heiligen und profanen Gelehrsamkeit, ohne allen Nachtheil für die Gleichförmigkeit und Flüssigkeit ihres Styls, zur rechten Zeit und am rechten Orte, die Schriftsteller zu Bestätigung und Erläuterung ihrer Gedanken anführen, den Studirenden die Bahn zu jenen reinen Quellen der Litteratur und aller gründlichen Wissenschaft öffnen und erleichtern, und auf diese Art mehr Mannigfaltigkeit und Reichthum in ihre Schriften bringen sieht: so haben wir in diesen berühmten Namen nicht nur für immer ehrwürdige Muster der Nachahmung, sondern wenn auch der Eine oder Andere diese großen Männer in die Classe der Pedanten stellen wollte, so wird doch ganz gewiß der größte Theil der guten Gelehrten mit der Belegung dieses Titels zufrieden seyn, und ganz gern den Werth des philosophischen Geistes der unfruchtbaren Dunkelheit aller jener Schriftsteller überlassen, welche die positiven Wissenschaften gern nach Art der metaphysischen und mathematischen Aufgaben behandeln möchten. Glaubt derjenige, welcher in positiven Wissenschaften keine Schriftsteller citirt, seinen Lesern glauben machen zu können, daß er nur aus den Quellen selbst, und aus seinem eigenen Kopfe Alles schöpfe, so irrt er

gewiß sehr; nur Unwissende wird er überreden können, den Kenner nie. Dieser weiß zu gut, wie man studirt, und wie jeder studiren muß; und je mehr Verstand er einem Schriftsteller zutraut, desto weniger kann er auch von ihm glauben, daß er sich, aus eitler Anmaßung, von selbst und ohne Grund und Noth, um einige Jahrhunderte, und in die Kindheit der Wissenschaft zurückgestellt, und daß er diejenigen großen Männer unbenutzt gelassen habe, welche längst vor ihm eben diese Quellen mit so viel Kraft, Umfassung, Scharfsinn und Glück bearbeitet haben, daß ihm selbst, in Vergleichung mit dem, was diese geleistet haben, nur noch sehr wenig zu thun übrig bleiben kann. Warum sollte man sich also den Schein von etwas geben wollen, das, wenn es Wahrheit wäre, uns, statt Ruhm und Ehre, nur gerechten Tadel zuziehen könnte, und der größte Fehler wäre, den man begehen könnte? Die großen Choryphäen der civilistischen Gelehrsamkeit haben schon längst bey weitem das Meiste und Wichtigste entdeckt; und das Verdienst der Neuern besteht meistens nur darin, daß sie unter den verschiedenen Meynungen und Theorieen über irgend einen Gegenstand eine auswählen, und höchstens mit einigen neuen Gründen, die selbst übrigens ihnen meistens wieder von den Aeltern an die Hand gegeben werden, unterstützen und bestätigen. Alle civilistischen Schriften, welche in unsern Tagen herausgekommen sind, und welche man für die besten der neuern Zeit hält, beurkunden die Wahrheit dieses Satzes nur allzu sehr. In Lehrbüchern über eine Wissenschaft vollends kann der Natur der Sache nach nur der bey weitem kleinste und unbedeutendste Theil in neuen Dogmen bestehen, und die Kürze, zu der die Compendien verpflichtet sind, macht schon an und für sich Vieles dunkel. Warum will man also nicht redlich diejenigen nennen, die uns bey dem Schreiben unserer Bücher geleitet, und aus denen wir das Beste darin genommen haben? Warum wollen wir nicht die kurzen und dunkeln Sätze unserer Compendien durch schuldige Anführung der Schriftsteller aufhellen, aus denen wir geschöpft haben, da es kein sichereres, unfehlbareres und für jeden Leser angenehmeres Aufklärungsmittel, als eben dieses, geben kann, wodurch dieser zugleich auf dem kürzesten Wege in den Stand gesetzt wird, ein richtiges Urtheil über den Werth oder Unwerth eines vorgetragenen Satzes zu fällen? Warum will man dem wißbegierigen Leser geflissentlich diesen angenehmen Dienst versagen, wodurch er, ohne daß das Buch um mehr als einige Bogen stärker würde, über jeden wichtigen Satz, der bey andern Schriftstellern vollständig mit allen Gründen und unendlich besser entwickelt ist, als er in dem kurzen Paragraphen des

ungen Compendiums entwickelt werden konnte, den besten Commentar zur nähern Aufklärung, zur bessern Prüfung zum richtigern Urtheile und zur klarsten Ueberzeugung erhalten würde? Hat der Lehrer und Schriftsteller diese schönen Zwecke nicht, so ist es ihm bey seinen Büchern mehr um sich selbst, als um die Leser, zu thun; und er muß bey diesen nothwendig in den Verdacht fallen, daß er ihnen geflissentlich die Mittel, seine Sätze richtig zu verstehen und zu beurtheilen, entziehe; daß es ihm Freude mache, wenn sie sich über seine Sätze in nuce, die er aus der vollständigen Ausführung eines nicht genannten berühmten Schriftstellers extrahirt und räthselhaft hingeworfen hat, Sätze, die mit Anführung dieses Schriftstellers sehr leicht zu verstehen wären, ohne Anführung desselben aber, wie meistens alle Extrakte, entweder unverständlich, oder wenigstens zweydeutig sind, die armen Köpfe zerbrechen; daß er, durch Verschweigung seiner Quellen, sich einen verschanzten Hinterhalt machen wolle, um über diejenigen, die ihn angreifen, und seine geheimen Vertheidigungsmittel nicht kennen, immer mit Vortheil herfallen und ihre Angriffe zurückschlagen zu können, und daß er überhaupt mehr scheinen wolle, als er wirklich ist. Der wahre Gelehrte muß sogar den Schein meiden, als wolle er seinen berühmten Vorgängern den Ruhm ihrer Entdeckungen rauben, und er ehrt ihr Andenken am schönsten dann, wenn er beym Vortrage wichtiger Wahrheiten sie als die Entdecker derselben nennt. Ulrich Huber lobt es mit Recht an Lyklama, seinem Landsmanne, daß er „alienissimus à more hujus seculi nimium frequente et pudendo, describendi alienas et pro suis audacter venditandi cogitationes" gewesen sey; und Gebauer sagt sehr schön (Narratio de Henrico Brenckmanno p. 95): „Sedulo sane cavi, ne prudens sciensque vel unam voculam Brenckmannianae industriae et laudi subtraherem."

Auch ist es auf jeden Fall eine nicht sehr delikate Forderung, wenn ein Schriftsteller, sey er, wer er wolle, von dem lesenden Publikum verlangt, daß es seinen Sätzen, ohne allen Beweis, gleichsam als Orakelsprüchen, blindlings glauben und trauen soll. Jeder Schriftsteller ist schuldig, den scharfsinnigen Leser, der immer die sichersten Denkmäler aufsucht, um das Gelesene anzunehmen und zu glauben, auf dem kürzesten Wege in den Stand zu setzen, sich nach seiner Wahl davon überzeugen zu können, ohne sich bey den bloßen Worten und Versicherungen des Schriftstellers beruhigen zu müssen, der, wie jeder Mensch, Irrthümern aller Art ausgesetzt bleibt, mißverstehen und hasardiren kann, was er will. Niemand kann

verlangen, daß man ihm aufs Wort glaube, und jeder, der zuhört, kann verlangen, daß der, welcher spricht, das, was er vorträgt, beweise. Dieser Beweis kann nun entweder so geführt werden, daß man die Gründe für einen Satz selbst, oder daß man die Schriftsteller anführt, bey denen die Gründe bereits entwickelt sind. Jener Beweis schickt sich für ausführlichere Abhandlungen, dieser für Compendien. Wer weder das Eine, noch das Andere thut, erlaubt sich eine nicht zu rechtfertigende Anmaßung, erschwert ohne Noth den Lesern ihre Arbeit, bringt sie um ihre edle Zeit, welche sie besser anwenden könnten, vermindert und vernichtet seinen Credit bey ihnen, und macht sie am Ende so verdrießlich und ärgerlich, daß sie entweder seine Bücher ungelesen ganz auf die Seite legen, oder nur mit dem größten Widerwillen lesen, ihnen eine nur geringe Aufmerksamkeit schenken, und die Zeit und den Augenblick nicht erwarten können, wo sie wieder getrennt von ihnen sind, und sich wieder einem redlichern, regelmäßigern und ihre Wißbegierde mehr befriedigenden Schriftsteller überlassen können. Wenn man von der doppelsinnigen Pythia oft getäuscht wurde, so verläßt man ihren Tempel gern; man horcht nicht mehr auf ihre zweydeutigen Aussprüche, und geht wieder in die Akademie!

Auch tadelt es der Verf. selbst (§. 248.) an Domat, daß dieser, in seinem Werke, weder D'Espeisses, noch irgend einen andern Autor, nenne.

— Video meliora proboque, deteriora sequor. —

Einem weitern Vorwurfe wird dieses Lehrbuch auch wohl schwerlich entgehen können, einem Vorwurfe, der auch die übrigen Schriften des Verf. trifft, und der die Schreibart, die Manier und den Ton desselben angeht. Der Styl des Verf. liebt das Einfache, Natürliche und Fließende nicht, er weicht von dem gewöhnlichen Style der ältern und neuern Klassiker und auch unserer besten juristischen Schriftsteller ab, erhält den Leser immer in einer unangenehmen Spannung, ermüdet ihn, macht ihn stets unzufrieden mit sich selbst, läßt ihn ohne Beschwerlichkeit von einer Stelle zur andern nicht fortrücken, neckt und hält ihn überall in seinem Gange auf, bringt ihn um viele Zeit, martert ihn ohne Noth, überläßt sich nicht selten, statt zu untersuchen, einem minder beschwerlichen Pyrrhonismus, geht immer nur auf das Ungewöhnliche, Auffallende, Pikante, auf das Räthselhafte in Sache und Worten aus, sucht immer nur, so zu sagen, die Quintessenzen auf, und wird dadurch geziert, gezwungen und dunkel.

(Die Fortsetzung folgt.)

No. 8. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

Lehrbuch der civilistischen Litterärgeschichte vom Prof. Ritter Hugo in Göttingen.

(Fortsetzung der in No. 7. abgebrochenen Recension.)

Rec. ist überzeugt, daß gerade der Verf. am wenigsten nöthig hätte, seine Bücher mit diesem unächten Schmucke einer falschen Gelehrsamkeit aufzuputzen, zu dem gewöhnlich nur diejenigen ihre Zuflucht nehmen, die zu arm sind, um in einem soliden Aufzuge erscheinen zu können. Der Verf. hat zu viele Realitäten, als daß er nöthig hätte, nach Mitteln zu greifen, die tief unter seinen Talenten stehen. Auch weiß Rec., daß selbst die wärmsten Verehrer des Verf. dieses zu allen Zeiten lebhaft an ihm getadelt haben; und gewiß hat er sich schon längst mehr damit geschadet, als er glaubt. Man schiebt ihm Motive unter, die Rec. nicht für wahr hält, die aber, wenn sie es wären, nicht ehrenvoll für ihn seyn könnten. Würde der Verf. in einem weniger gesuchten und weniger dunkeln Style schreiben, und würde er zu rechter Zeit und am rechten Orte die Quellen anführen, aus denen er schöpft, gewiß er würde seine glücklichen litterärischen Erfolge nach der Anzahl seiner Werke zählen. Die Schriften des Verf., so wie sie sind, sind alle nur entweder für seine Zuhörer, denen er, im mündlichen Vortrage, die Räthsel derselben gelöst hat, oder für diejenigen, welche die Quellen kennen, und die Bücher besitzen, aus denen er schöpft, oder endlich für diejenigen, welche eine Materie ex professo studiren und das kleinste Detail derselben kennen, verständlich; für alle Andere bleiben sie dunkel und beschwerlich, weil man fast keinen einzigen Paragraphen fließend weglesen kann. Daher kommt es auch, daß selbst mehrere sehr gelehrte Professoren des Civilrechts in Deutschland, die Rec. kennt, kein einziges Buch des Verf. besitzen, ja nicht einmal lesen wollen; und, bey dieser Stim-

mung, läßt sich vielleicht nicht ohne Grund prophezeihen, daß die Werke des Verf., so wie sie sind, kein hohes Alter erreichen, und daß höchstens ein anderer lichtvollerer Gelehrter späterhin das Beste daraus nehmen, und in einem deutlichern, fließendern und angenehmern Style, unter Anführung der Quellen und Schriftsteller, welche benutzt wurden, vortragen werde.

Ein Schriftsteller und Lehrer kann seinem Publikum, das sich nicht bloß mit ihm allein zu beschäftigen hat, nicht zumuthen, so viele Zeit auf die Enthüllung seiner Räthsel zu verschwenden; er ist schuldig, so klar als möglich zu schreiben, so klar, daß ihn, wie Johann Campegius von Bologna, ein Jurist des XV. Jahrhunderts, und Jason's Zeitgenosse, zu sagen pflegte, selbst die Ignoranten verstehen können. Sehr merkwürdig ist auch die, wohl etwas zu starke Sprache, welche der große, schon bejahrte Cujas nur fünf Jahre vor seinem Tode, im Jahr 1585, in einer Rede, die er zu Bourges hielt, gegen die dunkeln Professoren führte: „Idem quoque, sagte er, in doctore nostro requiro, ut nihil unquam tradat obscure in jure, et ut tradat patefacta ratione, clare et perspicue. Quo enim mihi juris interpres, nisi sit in eo, quod in poëta Aristoteles exigit, ut res palam ante oculos ponat, et in bono lumine? Quid enim σκοτεινοὶ illi Heraclito similes, nil nisi cruces atque tormenta? Quid item turpius, quam id ipsum esse obscurum, quod in eum solum adhibetur usum, ne sint cetera obscura? Ab his nebulis nebulonibusque dicti sunt procul dubio nodi juris, dicta legum aenigmata!" Unsere Nachbarn jenseits des Rheins haben uns schon oft genug, wegen unserer gelehrten Dunkelheit, ausgelacht, und schon im XVI. Jahrhundert tadelten sie es an ihrem hochverehrten Landsmann Dumolin, daß er seinen Styl nach dem der Deutschen Schriftsteller gebildet habe, — „qui rendent leurs écrits obscurs et quelquefois même inintelligibles, pour y vouloir affecter une trop grande érudition."

Gibbon und Spittler scheinen auf die Schreibart des Verf. entscheidenden Einfluß gehabt zu haben; in den

Schriften dieser beyden Gelehrten scheint man das Modell des Styls des Verf. zu erkennen. Aber jede Nachahmung bleibt immer hinter dem Original zurück, und kann zwar die Fehler, aber nicht die Tugenden desselben erreichen; und dann ist Spittler kein Gibbon, und selbst Gibbon wird, eben seines gesuchten und minder einfachen Styles wegen, einem Hume und Robertson mit Recht nachgesetzt. Diese beyden großen Schriftsteller sind auch gedrängt und reichhaltig; aber sie sind zugleich so klar und durchsichtig, und führen die Quellen, woraus sie schöpfen, immer so redlich an, daß sie dem Leser nichts zu wünschen übrig lassen. Der Verf. scheint seinen Styl auf den in Deutschland wenigstens seit einiger Zeit ziemlich gemeinen Geist des Jahrhunderts berechnet zu haben. Denn leider hat sich der Mysticismus in unsern Tagen selbst in die schöne Litteratur eingeschlichen, und es ist wirklich so weit gekommen, daß von vielen Idioten, welche ihren Geschmack durch die Classiker der alten und neuen Zeit noch nicht fixirt haben, diejenigen über die Achsel angesehen und verlacht werden, welche nicht dunkel und unverständlich schreiben; aber Rec. freut sich wenigstens, daß er die mystischen Schriften immer für die Pest der Litteratur gehalten hat, und er findet eine tröstende Beruhigung in dem Glauben, daß der Geschmack für das dunkle Andeuten ein Rausch sey, der nicht lange dauert, und dessen man sich schämt, sobald er vorüber ist.

Der Verf. wird ohne Zweifel sagen, er supplire und helle in dem Collegium Alles auf, und seine Lehrbücher seyen nur für seine Zuhörer bestimmt, für welche es sogar vielleicht besser sey, wenn ihnen die Sachen im Buche selbst nicht ganz faßlich dargestellt werden, um sie an ein schärferes Nachdenken und an eine straffere Spannung der Seelenkräfte bey der Repetition anzuhalten und gleichsam dazu zu zwingen. Allein abgerechnet, daß dieses Motiv immer den Schein hätte, als wäre es dem Grundsatze nicht vorausgegangen, so glaubt Rec., daß ein Buch, das auf die Leipziger Messe kommt, auch für das übrige Publikum geschrieben, und nicht bloß für die Studenten in Göttingen bestimmt ist. Sodann sieht er nicht ein, warum man auch den Studenten das ohnehin schon schwere Rechtsstudium nicht auf jede Art zu erleichtern trachten sollte.

Wenn man ihnen die Sachen auch noch so klar vorträgt, so bleiben doch immer noch nur zu viele Schwierigkeiten und unübersteigliche Hindernisse, in einer so verwickelten und so viele Kenntnisse voraussetzenden Wissenschaft, für sie übrig, an denen sie ihre Kraft und ihren Scharfsinn genug üben können. Der talentvolle und fleißige Zuhörer bedarf keiner künstlich herbeygeführten Schwierigkeiten, um nachzudenken und seine Seelenkräfte anzuspannen, und man beraubt ihn unnöthigerweise einer Zeit, die er nützlicher anwenden könnte; und der minder fähige und minder fleißige Student wird eher von dem soliden Studium des Rechts verscheucht, wenn er seine einer immerwährenden Spannung unfähigen Geisteskräfte unaufhörlich und auch da anstrengen soll, wo man ihm die Anstrengung ersparen könnte. Auch waren die besten Compendienschreiber der ältern und neuern Zeit, und selbst die Vorgänger des Verf. auf der Universität zu Göttingen, nie der Meynung, daß man in den Lehrbüchern und Compendien die Schwierigkeiten geflissentlich vermehren soll, um die Aufmerksamkeit und das Nachdenken der Zuhörer zu schärfen. Alle ihre Schriften dieser Art sind so klar und faßlich als möglich, und an den Compendien von Georg Ludwig Böhmer wird gerade diese Klarheit in den Begriffen und Worten mit dem größten Rechte hauptsächlich gepriesen. Der Verf. selbst ertheilt (§. 378.) diesen Böhmerschen Compendien ihr gebührendes Lob, und doch wie weit sind nicht die Lehrbücher des Verf. von der edeln und schönen Einfalt derselben entfernt? Ist einmal der richtige und kürzeste Weg entdeckt, warum will man diesen nicht auch einschlagen, und warum soll man einen längern und langweiligern suchen, nur um einen besondern zu haben? Böhmer's Lehrmethode ist die beste, weil sie in der Natur der Sache liegt, von klaren Begriffen ausgeht, diese, ohne alle gelehrte Umschweife, deutlich und hell entwickelt, weiter verfolgt, daraus wichtige und durchsichtige Wahrheiten zieht, die für jeden Verstand zugänglich sind, und diese immer entweder mit Gesetzstellen für minder schwierige Sätze, oder mit Schriftstellern für diejenigen Sätze belegt, die zwar auch in den Gesetzen liegen, aber ohne Hülfe derer, welche ihre Muße und ihren Scharfsinn auf die Erklärung derselben verwendet

haben, nicht so leicht von allen Lesern begriffen werden könnten. Eben deswegen wurde und wird über Böhmer's Compendien auf allen Universitäten gelesen, eben deswegen werden diese von allen Verständigen, ohne irgend eine Ausnahme, hochgeschätzt; und man kann mit Gewißheit behaupten, daß sie dieses glückliche Schicksal nicht gehabt hätten, wenn ihr würdiger Verfasser sie nach Art des Hrn. R. Hugo geschrieben hätte.]

Soviel im Allgemeinen über das vorliegende Buch. Rec. will nun, theils zu Bestätigung dieser allgemeinen Betrachtungen mit einzelnen Beyspielen, theils zu Berichtigung und Erläuterung, theils zum Lobe mancher einzelnen Sätze des Verf., auch etwas in das Detail der 422 §§. gehen, aus denen das Lehrbuch besteht.

In der Einleitung, die aus 41 §§. besteht, trägt der Verf. mehrere Sachen vor, die man in den bisherigen Lehrbüchern der civilistischen Litterärgeschichte nicht findet, die Manchem zum Theil unbedeutend scheinen können, die es aber in der That nicht sind. Dergleichen Kleinigkeiten werden oft im Studium selbst sehr bedeutend, und man muß sie, wenn man gut fortkommen will, eben so gut wissen, als die wichtigsten Sätze. Im §. 3. spricht der Verf. von den Familiennamen mehrerer Civilisten, die man gewöhnlich nur unter ihrem Lateinischen Namen kennt. Man könnte, statt der angeführten, viele andere Beyspiele geben, wo es noch schwerer ist, aus dem Lateinischen den Familiennamen, oder umgekehrt, herauszubringen. So hieß z. B. Antonius Bengeus — Bengy, Aegidius Hortensius hieß Desjardins, Celsus Hugo Dissutus hieß Decousu, Joh. Galli hieß Le Coq; und sehr wahrscheinlich vermuthet der Verf. an einem andern Orte (Civilist. Magazin III. Bd. 4. Heft. S. 440), daß Adrianus Pulvaus in seinem Vaterlande Poudreux geheißen habe. S. 3 Note 1) fragt der Verf.: Wie hieß Gutherius? Erst im §. 243. S. 227 steht die Antwort: Gouttiere, mit der Bemerkung, daß dieser Name erst spät von Bayle aufgedeckt worden sey. Verschiedener ist wohl noch kein Name geschrieben worden; Goutier, Guthier, Gutières, Goutière, Gouthier Guthièrres,

Guthièrre, Gouthièrre. Diese 8 verschiedene Namen geben ihm seine Landsleute selbst. Der Verf. schreibt aber den Namen doch nicht richtig, und wie ihn Bayle (Dictionnaire historique et critique, Tome II. Edit. Amstel. 1740. p. 811. col. 1. note 114.) angibt; denn Bayle schreibt Goutiere, der Verf. hingegen Gouttiere. Auch in den Lettres choisies de Mr. Bayle, Tom. II. Roterd. 1714. p. 709 steht folgende Bemerkung: „J'ai rencontré depuis peu dans l'Histoire de Bresse de Guichenon le nom françois de cet écrivain. C'est Goutiere. Il étoit grand Humaniste, et illustroit par là plusieurs passages du droit.“ S. 3 Note 6. fragt der Verf.: Welcher Name ist der wichtigste bey Viglius Zuichemus ab Ayta Frisius? Er läßt diese Frage unbeantwortet, aber da er ihn gewöhnlich Zuichem nennt (s. das Register S. 427 §. 41. §. 110. Note 3. §. 112. §. 121. Note 8. §. 124. Note 1. §. 125. im Texte und in der Note 1. §. 148. Note 1.), so scheint er diesen für den wichtigern zu halten. Dieses ist aber nicht richtig; denn der wichtigere und der Familienname ist ab Aytta, weil der Vater des Viglius sich bloß Folcardus ab Aytta, ohne den Beysatz Zuichemus, nannte. Viglius war also der Vorname, ab Aytta der Familienname, Zuichemus ist ein Beysatz von dem Orte Zuichem, wo, nach Martiniere, Viglius gebohren, und der, nach Andern, zugleich ein altväterliches Familiengut war; und Frisius wurde er von der Provinz Friesland genannt, worin Zuichem liegt. Martiniere nennt ihn daher richtig, nach seinem Vor- und Zunamen, nur Viglius ab Aytta. Auch sein Landsmann, Ulrich Huber, hält den Namen ab Ayta für den wichtigern und Familiennamen (Opera minora et rariora. Trajecti ad Rhenum 1746. 4. p. 126) und den Beysatz Zuichemus nur für einen Beysatz, der den Geburtsort bestimmen soll; so wie er an demselben Orte und in derselben Linie den Joachim Hopper Snecanus, von seinem Geburtsorte Sneek, nennt. Die Geschichtschreiber übrigens, wie Bentivoglio, Watson und Andere, nennen ihn gewöhnlich nur mit seinem Vornamen Viglius, nie aber nennen sie ihn Zuichemus. So wenig man bey Rofredus den Beysatz Beneventanus, bey

Pet. Gregorius den Beysatz Tholosanus, bey Theodorus Adamäus den Beysatz Sualembergius, bey Hopper den Beysatz Snecanus für den wichtigern Namen halten kann, eben so wenig darf man auch den Beynamen Zuichemus bey Viglius ab Aytta für den wichtigern halten. — Daß auch die Vermögensumstände nicht selten auf die litterarische Wirksamkeit Einfluß haben, wie der Verf. §. 5. bemerkt, ist nur allzuwahr. Alciati wollte das ganze Corpus juris glossiren; aber der Krieg schmälerte seine Einkünfte; er mußte advociren und Gutachten stellen, und so unterblieb diese nützliche Arbeit (s. Alciati Epistola Francisco à Turnone inscripta opp. Tom. I. praefixa p. 2). Die Armuth ist eine Krankheit, von der die Gelehrten selten geheilt werden; auch die Juristen konnten dem bekannten Joh. Pierio Valeriano manchen Beytrag zu seinem Buche: de infelicitate litteratorum liefern. — In dem Satze, daß die Aenderung der Grundsätze der Schriftsteller oft sehr bemerkenswerth sey, (§. 10.) lieferte wohl in neuern Zeiten der Baron von Hontheim das merkwürdigste und auffallendste Beyspiel. — Wenn der Verf. S. 8 §. 13. Note 3. sagt, sehr oft werde Fattorini statt Sarti unrichtigerweise genannt, so ist hiebey zu bemerken, daß man eigentlich bey dem Werke: de claris Archigymnasii Bononiensis Professoribus beyde, Sarti und Fattorini, zugleich nennen sollte; denn der erstere starb, ehe er auch nur den ersten Theil vollendet hatte, und der letztere mußte auch in diesem eben deswegen noch an sehr vielen Orten nachhelfen. Uebrigens nennt der Verf. (S. 33 Note 5.) selbst den Fattorini statt Sarti.

Sehr richtig fängt der Verf. im §. 39. eine eigene Periode in juristischer Hinsicht mit Polizian an, ungeachtet Coras (Miscellanea) behauptet, er habe von dem Römischen Rechte nichts verstanden, und ungeachtet auch Alciatus mit einer gemachten Geschichte dessen Ignoranz, als Rechtsverständiger, glaubwürdig machen wollte. — Von §. 42. bis §. 88. benutzte der Verf. beynahe immer Sarti's und Fattorini's bereits angeführtes Werk, ohne es übrigens viel zu nennen. Man sieht überall, daß es der Verf. emsig studirt, und fast allein zum Grunde gelegt hat. Dieses Werk ist als der beste

Commentar zu den fragmentarischen und oft dunkeln Stellen des Buches anzusehen. Wo vom §. 42. bis §. 88. eine Stelle räthselhaft ist, da darf man nur dieses Werk nachschlagen; man findet da immer dasjenige hell und deutlich vorgetragen, was in dem Buche des Verf. dunkel ist. Sarti's und Fattorini's Werk geht aber nur bis zu Dinus Mugellanus, also bis zum §. 88. des Lehrbuches. Von hier an muß sodann Tiraboschi zu Hülfe genommen werden. S. 16 §. 31. spricht der Verf. von Diplovataccius und Panzirollus. Es ist an sich ganz gleichgültig, ob man einen Schriftsteller mit seinem vaterländischen oder mit seinem Lateinischen Namen nennt; aber da der Verf. in der Regel immer das erstere thut, so erfordert es die Gleichförmigkeit, daß es überall geschehe. Deswegen sollte Diplovatazzi, Panzirolli, Alciati (S. 16 und S. 106), Sigone, Gentili (S. 30 und 128. S. 164. 190. 191), Ferretti, nicht Ferret (S. 102), Pietro Vettori, statt Petrus Victorius (S. 127 §. 140.), Aldo Manuzio (S. 127 §. 141.), Matheo de Afflitto (S. 90 §. 113.), Aymar du Rival, statt Aymar Rivallius (S. 146 §. 166.), Baron, statt Baro (S. 178), Casaubon, statt Casaubonus (§. 194.), Broe statt Broeus (S. 229), Giusephe Toscano Mandatorizzo, statt Toscani Mandatorizzi (S. 335 §. 349.), Gentien Hervet, statt Gentianus Hervetus (S. 120), Boyer oder Bouerry, statt Boerius (S. 108), Rousard, statt Russard (S. 158), Roncagallo, statt Ronchegallus (S. 91), Justel und Voel, statt Justellus und Voellus (S. 236) u. s. w. in dem Lehrbuche stehen. — Gegen §. 46. Note 2. S. 31 ist zu bemerken, daß schon vor Mosheim und Spittler, und sogar gleich unmittelbar nach Erscheinung des berüchtigten Buches des Alex. Macchiavelli, im J. 1726 dieses in Italien selbst große Widersacher gefunden habe, und daß, auf Macchiavelli's Bitte, der Doctor Giuseppe Pozzi di Jacopo, ein munterer und spaßhafter Mann, eine nicht ernstlich gemeinte Vertheidigung des Calendarium verfaßt habe. Fantuzzi kannte wohl schwerlich Spittlers Abhandlung, wenigstens

zitirt er sie nirgends. — Wenn der Verf. (S. 31 Note 3.) bemerkt: „Von dem Anfange des zweyten Bandes des Werkes: de claris archigymnasii Bononiensis professoribus, ist nichts in den Buchhandel gekommen; es existirt aber wenigstens ein Exemplar davon in Deutschland," so weiß Rec. nicht, wozu diese Bemerkung nützen soll, und warum der Verf. nicht lieber geradezu gesagt hat, wo es existirt. Dieses ist gerade, als wie oft Leute sagen: Ich weiß eine Neuigkeit, aber ich sage sie nicht! Lieber nichts als so gesagt! Warum die Neugier Anderer vergeblich reizen? Warum eine Sache als wichtig behandeln, die es nicht ist, und die man, ohne alles Nachdenken, bloß historisch, entweder durch Lesen, oder mündliche Tradition, erfährt? Diese Bemerkung des Verf. erinnert an den casus unus des §. 2. I. de Actionib., worüber sich schon so viele Gelehrte die Köpfe zerbrochen haben, und wegen dessen dem Tribonian schon so viele Vorwürfe gemacht worden sind. — Gegen S. 33 Note 5. ist zu bemerken, daß Fattorini und Sarti von der Geschichte mit den zu Amalfi von den Pisanern gefundenen und von Lothar II. bestätigten Pandekten doch deutlich genug sprechen, indem diese gleich auf der 2. Seite §. 3. eine fabula genannt wird. — Der §. 48. ist in einem höchst beschwerlichen Style abgefaßt; Rec. glaubt nicht, daß irgend Jemand, dem dieser §. vorgelesen wird, seinen Inhalt würde fassen können. — Bey §. 56. Note 1. S. 43 hätte Sarti Tom. I. p. 52. §. 10. angeführt werden sollen; denn so, wie die Note steht, müssen diejenigen, welche Sarti's Werk nicht kennen, glauben, der Verf. habe diese Entdeckung gemacht. Allein auch Sarti ist nicht der erste Entdecker; denn schon Duck (de auctorit. jur. civ. p. m. 359. et 360.) hat eben so interpungirt; und auch Terrasson (Histoire de la jurisprudence romaine p. 429) bemerkte, daß Selden den Rogerius mit dem Vacarius verwechsele. — Im §. 56. bemerkt der Verf., daß das Compendium des Vacarius über das Römische Recht nicht bewiesen sey. Sarti ist zwar allerdings (Tom. I. p. 54) dagegen; aber seine Gründe sind nicht stark genug, um den Glauben an das Chronicon Normannicum zu vernichten. Das Breviarium, oder die Excerpti de codice et digestis

novem libri, wovon die Normannische Chronik spricht, existirten ganz gewiß, was auch Sarti dagegen sagen und für Zweifel und Hypothesen erheben mag. Rec. beruft sich, und zwar, soviel ihm bekannt ist, „zuerst auf ein Dokument, das alle diese Zweifel auf einmal vernichtet, nämlich auf die Mantissa de libro rarissimo, Bibliotheca Ant. Augustini, Tarraconensis Antistitis, die Gebauers Narratio de Hen. Brenckmanno. Goettingae 1764. 4. angehängt ist. In dieser Mantissa steht (S. 197 Nro. 380.) folgendes Buch, als in der Bibliotheca manuscripta latina A. Augustini befindlich: „Incerti auctoris breviarium, sive excerpta ex enucleato jure Digestorum et Codicis, pauperibus Anglicis destinata, ac novem libris comprehensa. Regulae juris. Liber in membranis annor. CD. forma folii." Dieses ist nun ganz zuverlässig dasselbe Buch, von dem die Normannische Chronik spricht. Wenn nun ihre Angabe von der Existenz desselben richtig ist, warum sollte die Angabe von dem Verfasser desselben weniger glaubwürdig seyn? Und wenn, in der Bibliotheca manuscripta A. Augustini, der dort befindliche Codex auf ein Alter von 400 Jahren, im Jahre 1586, wo diese Mantissa zu Tarragona gedruckt wurde, geschätzt worden ist, so fällt dessen Verfertigung gerade in das Jahrhundert und in die Zeiten, wo Vacarius, nach der Normannischen Chronik, lebte; und also wird eben dadurch die Angabe dieser Chronik, auch in Absicht auf den Verf. des Breviarium, noch weiter bestätiget. — Die Bemerkung, welche der Verf. im §. 65. gegen die große Menge von Zuhörern des Albericus macht, hat keinen hinreichenden Grund, weil nach Odofredus, die Scholae S. Ambrosii, in denen Albericus las, ampla conclavia prope S. Ambrosii ecclesiam waren, ubi ab antiquiori tempore populi Bononiensis conventus haberi solebant, et à magistratibus urbanis jus dicebatur, antequam Bulgari aedes ad id fuerint delectae (Sarti et Fattorini Tom. I. P. I. p. 62 §. 2.). — Bey Azo (§. 68.) wäre auch noch zu bemerken gewesen, daß zu seinen Zeiten die sogenannten Concurrentes oder Antagonistae entstanden sind, von denen wir in den Schriften der ältern Italienischen Juristen so vieles lesen, die so oft den Wetteifer,

Neid, Haß und Sturz berühmter Professoren verursachten, diesen recht eigentlich zur Qual und zum Aerger beygegeben waren, ihren Fleiß und Eifer immer in der unangenehmsten Spannung erhielten, und ihnen sehr oft ihr langes Ansehen, ihren alten Ruhm, ihre Ruhe, Ehre, und das ganze Glück ihres Lebens raubten. Ein solcher Concurrens mußte mit dem Professor in derselben Stunde und über denselben Text lesen. Nach der Lection trat er mit ihm auf den öffentlichen Kampfplatz, in Gegenwart aller Zuhörer von beyden Theilen, und disputirte mit ihm über die in der Lection abgehandelten Artikel und Streitfragen. Hier suchte er nun mit allen Stacheln seines Scharfsinns und Witzes auf den Professor zu stechen, diesem eine tödtliche Wunde um die andere beyzubringen, ihn, mit allen Kunstgriffen der Dialectik, aus der Fassung zu bringen und in die Enge zu treiben, mit seltenen Texten zu überraschen, mit ganzen Colonnen von Authoritäten zu belagern, kurz mit allen Waffen der höhern und niederern Seelenkräfte, der schwerern und leichtern Gelehrsamkeit, selbst der Arglist und Chikane, gegen ihn Sturm zu laufen, und ihn dem Gespötte, dem Gelächter und der Verachtung eines jugendlichen und muthwilligen Auditoriums preis zu geben. Diese Disputationen waren gelehrte Hatzen, zu denen sich auch der würdigste und gravitätischste Professor primarius, zur großen Belustigung des jungen juristischen Anfluges, nolens volens hergeben, und wobey er sich sehr häufig prostituiren lassen mußte. Die muthigern Concurrenten erlaubten sich nicht selten die ausschweifende Freyheit, Texte zu erdichten und herabzulesen, die nirgends existirten, nur um den Primarius in eine augenblickliche Stockung zu bringen, und die ehrerbietigen Schüler ermangelten in solchen kritischen Augenblicken nicht, ihren Lehrer aus vollen Hälsen auszulachen. Die ruhigsten und gelassensten Primarii, welche, nach ihrem Naturell, nur zu einem stillen und sanft hinfließenden Leben Hang hatten, mußten sich Gewalt anthun, aus den Schranken ihrer Natur mit Gewalt hervorbrechen, ihren Charakter verleugnen, sich mit dem größten Widerwillen in das ganze Meer von Cabalen, Kniffen und Chikanen stürzen, in dem der unruhige Kopf, wie in seinem Elemente, lebt, und, bey den sanftesten Ge-

müthsanlagen, sich trotz den händelsüchtigsten und zänkischsten Menschen, trotz den tollsten Brauseköpfen, benehmen. Sie mußten sich erniedrigen, Partheyen unter den Studenten zu bilden, und diese selbst mit Gelde auf ihre Seite zu ziehen trachten. Der Sieger wurde meistens von den Studenten, wie im Triumphe, nach Hause begleitet. Diese Sitte wurde von Italien auch nach Frankreich verpflanzt, und Bartolus (ad L. 1. §. divus etc. n. 12. D. de var. et extraord. cogn.) spricht von einem solchen gelehrten Kampfe, der zu Toulouse zwischen dem Professor primarius, Guilielmus a Cunio, und seinem Concurrens, Beltrandus de Monte-Faventino, nach dem Jahre 1340 Statt hatte. Aber in Italien hielt sich diese Sitte weit länger. Sehr oft endigten sich diese gelehrten Fehden mit Injurien von beyden Seiten, manchmal sogar mit Thätlichkeiten. Den Carolus Ruinus, der doch schon vorher einen ehrenvollen Kampf mit dem gefürchteten Jason in Padua bestanden hatte, jagte einmal sein Concurrens, Franciscus Parmensis, bloß durch ein sanftes Lächeln, so sehr in die Hitze, daß er in den heftigsten Zorn ausbrach, und sich allen Ausschweifungen einer zügellosen Rede ohne Scheu überließ. So wie sich gemeiniglich die Unverschämtheit des Lebens unvermerkt auch den Werken der Schriftsteller mittheilt, so waren oft auch die Schriften jener Zeiten der Abdruck jener unanständigen Kämpfe. Mancher Primarius, der in der Disputation von seinem im Ganzen minder geschickten Concurrens, durch einen glücklichen Einfall, oder einen listigen Kunstgriff, in die Enge getrieben wurde, suchte sich nachher, in einer Schrift, zu rächen, und die verbissene Wuth gegen seinen Gegner auszulassen. Ganz gewiß waren die Nachtheile dieser Sitte größer als die Vortheile; eben deswegen kam sie auch allmählig außer Gebrauch. — In die zweyte Periode von Irnerius bis Accursius gehören auch noch Jacobus Columbinus, der berühmte Feudist, der Engländer Stephan Langton, der Franzose Guy Foucaut, nachher Pabst Clemens IV., und der, durch mehrere geschätzte Schriften bekannte, Pabst Innozenz IV. — Von §. 75. bis 83. stehen sehr gute allgemeine Betrachtungen über die dritte Periode, von Accursius bis Bartolus,

meistens aus Sarti's und Fattorini's Werke genommen. Diese Periode zeigt uns herumirrende Professoren, welche ansehnliche Summen, aus den Beyträgen ihrer Schüler, ziehen. Die lustige Stelle des Odofredus (S. 56 Note 2.) ist aus Sarti T. I. P. I. p. 150 Note a) entlehnt. Wenn der Verf. hier behauptet (§. 75. Note 2.), das Verhältniß zwischen lectio ordinaria und extraordinaria in der dritten Periode, sey jetzt nicht mehr ins Klare zu setzen, und es sey wohl nicht dasjenige, wie nachher zwischen einem Publicum und Privatcollegium gewesen, so ist Rec. nicht dieser Meynung, weil es sich bestimmt beweisen läßt, daß, auch in der dritten Periode, lectio ordinaria und extraordinaria sich bloß dadurch unterschieden, daß diese von den Zuhörern bezahlt werden mußte, jene hingegen nicht. Schon die Stelle des Odofredus, welche Sarti und aus diesem der Verf. (S. 56 Note 2.) anführen, leidet schlechterdings keine andere Erklärung; aber noch viel deutlicher erklärt sich derselbe Odofredus hierüber an einem andern Orte, nämlich in Proëmio Pandect. in princ. n. 11. Was den Zweifel betrifft, den der Verf. hierbey äußert, daß nämlich die Lehrer keine Gehalte hatten, so wußten sich die Professoren recht gut und schlau zu helfen; denn von Irnerius an, dem seine Nachfolger recht gerne folgten, lasen die Professoren der Irneriusschen Schule öffentlich und umsonst nur über das Digestum vetus und den Codex; die andern und zwar die bey weitem wichtigeren Theile, nämlich das infortiatum und novum, erklärten sie privatim und gegen Bezahlung. Dieses sagt Odofredus ausdrücklich Comment. ad L. ult. D. de divort. num. ult. und es ist bekannt, daß dieser Rechtsgelehrte den Ursprung und die Beschaffenheit der Irneriusschen Schule, deren letzter Sprößling er selbst war, am besten von Allen kannte, und daß wir beynahe Alles, was wir von ihr wissen, nur durch ihn wissen. Auf diese Art zwangen die Professoren ihre Schüler auf indirecte Weise, ihre Privatcollegien zu besuchen, und jeder Student war genöthiget, dem Professor eben so gut zu opfern, als wenn er publice gar nicht gelesen hätte. Denn welcher Schüler hätte nur einen Theil, mit Hintansetzung der zwey andern Theile der so hoch verehrten Digesten, hören

wollen? Und was lag dem Professor daran, wenn er für das Privatcollegium recht gut bezahlt war, was, wie wir wissen, geschah, ob er für das Publicum über das vetus etwas oder nichts erhielt? Er war für das letzte schon in dem ersten, wo nicht dem Namen, doch der Sache nach bezahlt. Wer weiß, ob nicht aus bloßem Eigennutz die Eintheilung und Absonderung in Digestum vetus, infortiatum et novum so lange und so religiös beybehalten worden ist. Auch wissen wir nicht, ob die Professoren der Irneriusschen Schule, so lange sie keine Gehalte vom Staate hatten, nicht wenigstens andere Vortheile genossen, die sie mit einem Publicum, das sie umsonst lasen, gerne vergalten. Auf jeden Fall fanden sie in dem großen Ansehen und der Ehre, die von ihrer Stelle auf sie selbst zurückfiel, verbunden mit dem Rechte, auch Privatcollegien zu lesen, und, mit diesen, den Beuteln der Studenten zuzusetzen, eine reichliche Entschädigung dafür. Das Infortiatum mußte ihnen besonders ein wichtiger und lieber Name seyn, weil er die Grenze bezeichnete, wo sie, auf dem großen Wege der Digesten, anfingen, auf Rechnung der Studenten zu reisen. Wenn Odofredus, in seiner Ankündigung, drollig genug sagte: Extraordinarie non credo legere, quia Scholares non sunt boni pagatores, so war dieses eine weder ernstlich abgefaßte, noch ernstlich gemeinte Drohung, bey der er darauf rechnen konnte, daß sie ihre Wirkung nicht verfehlen, daß die Studenten in sich gehen, und, um seines Unterrichts nicht beraubt zu werden, das Honorar entweder anticipiren, oder den geschätzten Lehrer wenigstens vollkommen sicher stellen würden. Non credo legere ist weit weniger als: non legam; jenes ist, so zu sagen, eine Einladung zu Persuasorien; und welche Persuasorien die sichersten seyen, gab Odofredus durch sein angeführtes Motiv deutlich zu erkennen. Hätte er aber auch seine Drohung ausgeführt, so wissen wir ja nicht, ob er nicht in Umständen war, die ihm wohl erlaubten, eine solche Probe zu machen, oder ob er nicht auf irgend eine andere Art eben so viel, als durch ein privatum verdienen konnte. — Bey der dritten Periode hätte auch bemerkt werden können, daß schon in diesen Zeiten die Subtilitäten und Neuerungen die Manier waren, wodurch sich ein

Professor vor dem andern auszuzeichnen suchte, daß diese Herrn mit einander oft auf eine nicht sehr würdige Art wetteiferten, ja daß sie sich manchmal selbst so weit vergaßen, ihre Hörsäle auch mit ihren Bedienten anzufüllen. — Daß Accursius, wie der Verf., der gemeinen Meynung gemäß, im §. 83. behauptet, sich spät zur Rechtsgelehrsamkeit gewendet habe, ist nicht nur sehr unwahrscheinlich, sondern auch bestimmt unrichtig, und durch zwey glaubwürdige und sehr alte Schriftsteller des XIV. Jahrhunderts, nämlich den Philippus Villanius und Domenicus Bandini, widerlegt. Sarti hat, aus einem handschriftlichen Codex der Barberinischen Bibliothek, einen Auszug aus dem Villanius (Tom. I. P. 2. p. 202.), und, aus einer Vaticanischen Handschrift, einen Auszug aus Bandini (T. I. P. 2. p. 205.) gegeben, welche dieses außer Zweifel setzen; und er selbst, auf diese großen Authoritäten gestützt, und die gemeine und unwahrscheinliche Meynung für eine Fabel erklärend, sagt bestimmt (T. I. P. 1. p. 137 et 138. §. V.) von Accursius: „A prima aetate literis se dedit, et mira temporis brevitate artes liberales didicit. Mox ad jus civile se contulit in tenera adhuc aetate, à quo Studio nnnquam deinceps discessit." — Cynus von Pistoja (§. 88.) ist ein als Rechtsgelehrter und Dichter gleich merkwürdiger Mann. Noch vor Bocaccio, nämlich zu Dante's Zeiten, schrieb er Gedichte, welche verdienten, selbst von Petrarca, der ihn gleichsam als seinen Lehrer ansah, gelobt zu werden. Er lebte, studirte und lehrte zu Bologna die Rechtsgelehrsamkeit, und wurde in Rom Beysitzer Ludwigs von Savoyen, der daselbst Senator und gleichsam Stellvertreter des Kaisers Heinrich VII. war. Der §. 88. ist ein auffallendes Beyspiel eines gesuchten und absichtlich dunkeln Styls. „Cinus aus Pistoja, über dessen Verhältniß zu Petrarca und Boccaz bey Panzirol (Panzirolli) ein höchst unhistorisches Gemählde, und seitdem noch ein Betrug von Doni vorkommt. Er starb 1336 oder 1341." So lautet der ganze Artikel von Cynus. Was kann ein solcher Artikel in der Seele des denkenden Lesers zurücklassen? Wozu diese geflissentliche Unverständlichkeit! Warum sollen sich die Leser ohne alle Noth die Köpfe zerbrechen? Wo

sollen sie erfahren, in was Doni's Betrug bestand? Warum sollen sie eine Sache errathen, die der Verf. kurz vorher vielleicht selbst nicht wußte? Warum verweis't der Verf. nicht redlich auf Tiraboschi (Tom. V. p. 263), woraus er die ganze Sache genommen hat? — In der Note 1. zum §. 88. kommt sogleich wieder ein ganz ähnliches Manoeuvre vor. Diese Note lautet wörtlich so: „Er (Cinus) wird oft bey einer Stelle aus Cajus angeführt, die er aber von Jacobus a Ravanis hatte, und dieser hatte sie wahrscheinlich nur aus Boëthius." Was soll abermal dieses Räthsel von Anmerkung? Warum will der Verf. abermal die guten Leser rathen, und im ganzen Cajus suchen lassen, wo er sie doch nur mit zwey Worten auf die, sonst nur mit der größten Mühe zu findende, Stelle verweisen konnte? Warum gibt er sich die Miene des Urhebers dieser sehr richtigen Bemerkung? Warum sagt er nicht redlich, daß sie einzig und allein dem gelehrten Schulting angehört, aus dem er sie genommen hat? Wie weit bescheidener, anspruchsloser, redlicher, deutlicher, schöner, und sogar noch weit kürzer sagt hier der vortreffliche Haubold (Institut. jur. rom. litter. §. 24. nota c.): „De Cajo ex Cino restituto vid. Ant. Schultingius Ipd. Antej. p. 54?" Mit diesen wenigen Worten weiß Jeder sogleich Bescheid; Jeder weiß sogleich, wo er sich weiter unterrichten kann, während die Leser des Lehrbuches des Verf. mit unerträglichem Zeitaufwande alle die vielen Noten zu Cajus durchblättern müssen, um eine zwar richtige, aber nicht sehr wichtige Bemerkung zu finden. Offenbar hat auch nur die Haubold'sche Note den Verf. zu der seinigen veranlaßt; aber, weil er die Bemerkungen Anderer nie mit ihren Worten wieder zurück gibt, und weil sein Styl das Natürliche nicht liebt, so hüllte er die schöne Einfalt der Haubold'schen Note in eine gesuchte Dunkelheit, wobey man nicht umhin kann, stets an das Quintilianische: „qui, ut aliquid novi afferre videantur, etiam meliora mutant" zu denken. —

(Die Fortsetzung folgt.)

No. 9. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

Lehrbuch der civilistischen Litterärgeschichte vom Prof. Ritter Hugo in Göttingen.

(Fortsetzung der in No. 8. abgebrochenen Recension.)

In die dritte Periode gehören auch noch Oldradus de Ponte, Schüler des Dinus, Guilielmus de Mandagot, Verfasser des VI. Buches der Dekretalen, und die fünf Professoren zu Toulouse, Jacobus de Arenis, Guilielmus de Montelauduno, Gencelinus, Lucas de Penna, Guilielmus de Cuneo. — In der Charakteristik der vierten Periode, von Bartolus bis auf Polizian (§. 91.), hätte vorzüglich bemerkt werden sollen, daß, neben der Dämmerung in der alten Litteratur, in dieser Periode, zugleich jene eckelhaften dialectischen Streitigkeiten, Unterscheidungen und Weitschweifigkeiten, und kurz alles das, was die schönen Geister an die Thüre des Tempels des Geschmackes verweisen, aufgekommen sind, und zum großen Schaden des gründlichen Studiums des Römischen Rechts, nur allzulange die schöne Wissenschaft dieses Rechts verunstaltet und verwirrt haben. Der Ursprung jener unzähligen und unnützen Fragen, welche die Schule beschäftigten, die Wissenschaft zu einer unfruchtbaren Casuistik herabwürdigten, und jene unermeßlichen Bände hervorbrachten, welche sie in den folgenden Zeiten so verächtlich gemacht haben, muß vorzüglich in dieser Periode gesucht werden. Vielleicht könnte man behaupten, daß Mangel und Ueberfluß an Büchern zugleich zur Weitläufigkeit der Werke der scholastischen Juristen dieser Periode beytragen konnte. Diese traten auf die Schaubühne der gelehrten Welt, um zu einer Zeit, wo die Bücher, in Vergleichung mit den spätern Zeiten, noch selten waren, eine allzubedeutende Rolle zu spielen. Sie glaubten Alles sagen zu müssen, weil die meisten Leser, die keine oder nur sehr wenige Bücher hatten, Alles

neu war; sie wollten als Vielwisser, Entdecker und scharfsinnige Dialectiker angesehen seyn, sie besaßen das große Geheimniß nicht, nur das Wichtige auszuheben, sie sagten zuviel, und wurden fade, schwülstig und eckelhaft. In Vergleichung mit den frühern Zeiten hingegen, und namentlich in Vergleichung mit dem Zeitalter von Irnerius bis Accursius, waren nun schon sehr viele Bücher ihrer Vorgänger in ihren Händen, und, mit diesen, bereits eine Menge controverser Rechtssätze und Meynungen der Doctoren im Umlaufe. Diese gaben ihnen Gelegenheit zu langwierigen Untersuchungen und zu wieder neuen Meynungen, die sie eben so breit, und mit eben den langweiligen Umschweifen darlegten, durch die sie dazu gekommen sind. Wenn die Schriftsteller der frühern Periode nur selten und mit wenigen Worten Andere citirten, so fing jetzt schon Bartolus an, Authoritäten mit reicherer Hand auszustreuen, und seine Nachfolger wußten bald kein Ziel und Maß mehr zu beobachten, sie führten ganze Lastwägen von Allegaten herbey, und verschanzten die gemeinsten und unbedeutendsten Plätze mit einer ungeheuern Wagenburg von Citaten. Sie erklärten nunmehr nicht sowohl die Gesetze, als vielmehr bloß die Meynungen ihrer Vorgänger; die Gesetze waren von der Last der Meynungen unrühmlich niedergedrückt, und von dem dichten Staube bedeckt, den die Schule und die Heerden von Meynungen der Doctoren erregt hatten. — Die Note 1. zu §. 94. (S. 73) ist abermal auf gesuchte Art dunkel. Sie lautet so: „Auch gegen Laurentius Valla soll die Lex quinque pedum (c. 5. C. 3. 39.), die schon viel früher bey Abelard (wahrscheinlich einer Verwechselung mit Bailardus) vorkommt, gebraucht worden seyn. Er habe sich darauf berufen, mancher Jurist verstehe die Usucapion nach den XII Tafeln nicht.“ Was sollen die Leser mit dieser Note, die sie nicht verstehen können? Warum gefiel es dem Verf. nicht, ihnen eine unnöthige und unnütze Mühe durch ein kleines Citat von einer Linie, etwa nur durch: Alciat de 5. ped. praescript. liber. n. 1. et 77. (In opp. T. III. p. 596 et 605) zu ersparen, und, zum richtigen Verstande der Parenthese, Sarti Tom. I. P. 1. p. 49. §. 1. anzuführen, aus dem diese genommen ist? Warum der Verf. im

§. 100. Note 3. (S. 79) den so verdienten Hommel deswegen über die Achsel ansehen will, weil er kurz über den theologisch-juridischen Proceß des Bartolus gesprochen hat, weiß Rec. sich nicht zu erklären. Dieser Proceß ist eine so auffallende und ärgerliche Erscheinung in der gelehrten Welt, daß man noch jetzt mit dem wahren Motiv des Verf. nicht recht im Reinen ist, daß man nicht weiß, ob man ihn als die Wirkung einer ausschweifenden oder zerrütteten Einbildungskraft, oder der Spötterey und Irreligion des Verf. ansehen soll, und daß man nicht begreift, wie ein Schriftsteller des XIV. Jahrhunderts es wagen durfte, ein so unanständiges Buch zu schreiben, worin die ehrwürdigsten Namen mißbraucht und dem Teufel entgegen gestellt werden, um den Lesern den Civilproceß zu erklären; worin Maria heidnische Gesetze citirt, um das menschliche Geschlecht gegen die Angriffe des Satans zu verwahren, und worin gegen die gemeinsten Begriffe so sehr angestoßen war, daß der böse Feind erst im Jahre 1311 zur ewigen Verdammniß verurtheilt wurde. Wenn sehr berühmte Gelehrte, ein Bayle, Marchand, und auch der Advokat Terrasson, nebst noch vielen Andern, noch von Niemand darüber getadelt wurden, daß sie weitläufige und umständliche Untersuchungen hierüber angestellt haben, so wird man dem verdienten Hommel wohl auch eine kleine Octavseite verzeihen, die er diesem Gegenstande gewidmet hat. — Die Anmerkung über Baldus (§. 101.), daß das Geld, welches dieser Jurist mit Fideicommissen verdient haben soll, noch neuerlich zu Anspielungen auf Juristen gebraucht worden sey, muß abermal für alle diejenigen dunkel bleiben, welchen die Schrift, woraus dieser übrigens ganz unwichtige Umstand entlehnt ist, zufälligerweise nicht zu Gesichte kam. Mancher Professor, der über des Verf. Lehrbuch lesen wollte, müßte, wenn er auf diese Stelle käme, und von seinen Schülern gefragt würde, wo jene Anspielungen gemacht worden seyen, ohne weitere Umstände verstummen, und seine ganz nicht unrühmliche Ignoranz gestehen. Auch gehört so eine Anmerkung gewiß nicht in einen §. eines Lehrbuches der civilistischen Litterärgeschichte; Hr. Haubold würde sie, nach seinem feinen gelehrten Tacte, ganz gewiß nicht einmal nur in einer Note

aufgenommen haben. — Baldus muß übrigens am Lesen und an dem Professors-Leben eine Freude wie keiner gehabt haben; denn er sagte (in Proëm. Dig. §. Itaque etc. n. 9.): „Legum doctores in omni loco et omni tempore felices sunt.“ Aber Panzirolli war nicht dieser Meynung; denn er setzte unmittelbar dahinter: „Quod an verum sit, ipse viderit!“ — Im §. 103. sagt der Verf. von Christophorus de Castiglione: „Er wird als ein Neuerer genannt, aber worin bestand dies?“ Die Antwort ist: Darin, daß er, nach einer Menge unrühmlicher Juristen, welche die Meynungen und Erklärungen ihrer Vorgänger höher als die Gesetze selbst schätzten, nur jene studirten und diese vernachlässigten, und, was die nothwendige Folge davon war, die falschesten und thörichsten Sätze derselben ohne Prüfung annahmen, von Hand zu Hand weiter gaben, und selbst in die Praxis einführten, wieder der erste und hauptsächlichste Doctor war, der, mit Hintansetzung jener albernen, gemeinen und hochverehrten Meynungen, sich bloß wieder an die Gesetze selbst hielt, diese nach ihrem wahren Sinne und aus andern Gesetzen zu erklären suchte, keine erdichtete, sondern nur solche Grundsätze zu Entscheidung schwieriger Rechtsfragen anwendete, welche in den Gesetzen selbst gegründet waren, alle jene divinatorischen Distinctionen, Limitationen, Ampliationen und Ausnahmen von der Regel, wovon es in den Schriften seiner Vorgänger wimmelte, aus den seinigen verbannte, eben darum den gemeinen Meynungen der Juristen vor ihm, bey jeder Gelegenheit, den Krieg ankündigte, und, weil er viel Scharfsinn besaß, dafür eine Menge neuer Meynungen und neuer Spitzfindigkeiten aufstellte, die vor ihm keiner auf die Bahn gebracht hatte. Weil er glücklicherweise, an Raphael Fulgosius, Raphael Cumanus und Paulus de Castro, drey berühmte Schüler hatte, die auf der neuen Bahn ihres Meisters mit Glück fortwanderten, und wovon die beyden erstern von Jason (ad L. 1. D. de pact.) öffentlich beschuldiget werden, daß sie die Schriften ihres Lehrers unter sich getheilt, und seine Entdeckungen unrechtmäßigerweise sich zugeeignet haben, so mußte auch noch der Glanz der Schüler, was immer der Fall ist, auf den Lehrer Strahlen zurückwerfen;

so konnten selbst die Neuerungen seiner Schüler, besonders wenn Jason's Beschuldigung richtig war, als sein eigenes Werk angesehen, und so verdiente er mit Recht, ein Neuerer genannt zu werden. Ohne Zweifel hat diese nämliche Stelle des Jason, der nicht lange nach Castiglione lebte, den spätern Juristen hauptsächlich Anlaß gegeben, diesen Rechtsgelehrten einen Neuerer zu nennen, ohne seine Schriften selbst zu kennen. Sie lautet wörtlich so: „Contrariam opinionem et quidem probabiliter tenuerunt subtiles moderni, Raphael Fulgosius et Raphael Comensis, et ante eos fuit opinio subtilitatum principis, D. Christophori de Castiglione, eorum praeceptoris, cujus novas opiniones saepe sibi adscribunt." Jason müssen wir, sowohl wegen des Zeitalters, in dem er lebte, als wegen seiner eigenen Fähigkeiten, für einen competenten Richter in diesem Streite halten, und, auf seine Treue und Glauben, darf nun Castiglione, von allen Juristen und für alle Zeiten, ein Neuerer genannt werden, oder es gibt wenig historische Wahrheiten mehr in der Welt. — Wenn der Verf. im §. 103. von Raphael Fulgosi und Raphael Raimondi, oder da Como spricht, und nicht das gewöhnlichere Fulgosius, Comensis, Raimundus wählt, so harmonirt es nicht recht, wenn er nicht auch Bartolo, Baldo, Minucci, Accorso, Saliceto, Bonamici, Bonifazio de Bonoconsiglio, Bulgaro, Calderini, Pacio, Robortelli, u. s. w. schreibt. — Bey Jason (§. 108.) wäre besonders auch zu bemerken gewesen, daß er, selbst nach Alciatus Urtheil, etiam in literis latinis longe praestans war. Ein possirliches Schauspiel muß es gewesen seyn, als er im J. 1499 zu Pavia vor dem König Ludwig XII. vor fünf Cardinälen und einer großen Menge anderer ausgezeichneter Personen, in einem Kleide von Goldstoff las, und die wichtige Thesis, gegen mehrere Antagonisten, vertheidigte, daß die Ritterwürde, welche Jemand wegen Tapferkeit im Kriege von seinem Fürsten erhalte, auch auf die Kinder übergehe. — Die Note 3. zum §. 107. hätte abermal mit dem Schriftsteller belegt werden sollen, aus welchem sie genommen ist. — Bey §. 111. Note 2. ist zu bemerken, daß die Klagen der Practiker

und Barbaren gegen die Humanisten zu allen Zeiten gehört worden sind, ja daß jene auch noch in unsern Tagen wenigstens im Stillen über diese seufzen. Wie könnte es auch anders seyn? Keiner will im Alter gestehen, was er in der Jugend vergebens erlernt hat; Jeder sieht durch seine eigene Brille, und die Eigenliebe der Menschen geht so weit, daß sie selbst die Tugenden, die sie nicht besitzen, an Andern eher für Fehler zu halten, als sich eigene Mängel einzugestehen geneigt sind. — Wenn der Verf. im §. 115. von Marcus Mantua sagt: „Er starb 1582, und wenn er wirklich über 90 Jahre alt wurde, so konnte er freylich den 60jährigen Ceras als einen ziemlich jungen Mann schildern" und dabey wieder, nach seiner Gewohnheit, weder den Autor nennt, aus dem er das 90jährige Alter des Mantua erfuhr, noch den Schriftsteller, bey welchem Zweifel über sein und des Ceras Alter erhoben worden sind: so ist dies abermal eine, die Manier des Verf. ganz charakterisirende, Affectation, die um so mehr zu tadeln ist, weil sie auch in der allereinfachsten und unwichtigsten Sache von der Welt, wobey es sich der Mühe nicht verlohnt, nur eine Minute Zeit zu verlieren, nach Dunkelheiten und Räthseln hascht. Denn kein Professor ist hier im Stande, den status controversiae klar einzusehen, wenn er nicht vorher, mit unnützem Aufwand von Zeit und Mühe, dem Autor nachgespürt hat, aus dem die Bemerkung genommen ist; und einer Menge Leser, welche die Quellen des Verf. nicht kennen oder nicht besitzen, muß die Sache stets ein Räthsel bleiben, das sie nie lösen können. Es ist unbegreiflich, wie der Verf. in dergleichen Dingen etwas suchen mag, wozu auch nicht die geringste Kunst erfordert wird, und womit ihm jeder gelehrte Jurist, wenn er wollte, und nicht von einem richtigern Sinne geleitet wäre, nicht hundert- sondern tausendweise aufwarten, und ihn in die größte Verlegenheit setzen könnte. Was würde denn der Verf. dazu sagen, wenn er z. B. Sätze der Art in einem Buche finden würde: „Daß die berühmten Römer, welche den Pflug nach dem Commandostabe führten, deswegen kein so großes Lob verdienen, zeigt vortreflich Bougainville." „Daß die erdichteten Historien darum Romane genennt werden, weil die Römische Geschichte

die Geschichte aller übrigen Nationen an großen Heldenthaten sehr weit übertraf, hat Dodwell bewiesen." „Daß ein keusches Indisches Frauenzimmer um keinen andern Preis, als um einen Elephanten, zu einer Ausschweifung gebracht werden könne, hat ein berühmter Griechischer Geschichtschreiber behauptet." „Daß das Römische Recht in Italien nie ganz außer Gebrauch gekommen sey, hat am besten und mit vielen Documenten ein Italiener in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts bewiesen." „Eine periodische Zeitschrift, die in Frankreich geschrieben wurde, erzählt eine so großmüthige, außerordentliche und rührende Handlung des Verfassers des Esprit des Loix, daß ein gefühlvoller Leser sich dabey der Thränen nicht enthalten kann." „Schon im J. 1558 ist in Poitiers ein Compendium des Civilrechts geschrieben worden." „Der Buchhändler Rossi hat, in der Vorrede zu einem geschätzten juristischen Werke, das im J. 1770 in Italien in Lateinischer Sprache zum zweytenmale gedruckt wurde, mit sehr guten Gründen die Nachtheile der Fideicommisse aus einander gesetzt." Was würde der Verf. zu dergleichen Sachen sagen? Er mache nur mit diesen Beyspielen, die Rec., so wie sie ihm zunächst in die Feder kamen, niederschrieb, seine kleine Probe, und er wird finden, daß er auch nicht ein einziges dieser 7 Räthsel lösen kann. Und so wollte ihm Rec. täglich zu Hunderten aufgeben, und absichtlich hat er in dieser Kritik noch viele Sachen nicht mit Authoritäten belegt, die der Verf. nicht leicht wird finden können. In der Note 3. zu §. 118. (S. 95) hätte der Verf. den Titel von Hommels biographischem Verzeichnisse anführen sollen; denn hundert Leser werden nicht wissen, daß seine Effigies Ictorum in indicem redactae darunter verstanden sind, und gewiß zuerst in seiner Litteratura juris vergeblich nachsuchen. Uebrigens haben auch schon Denis Simon und Taisand den Poliziano unter den Rechtsgelehrten aufgeführt. — Wenn der Verf. im §. 122. behauptet, Alciat habe in seinem Leben wohl nie den Cujas nennen hören, so zweifelt Rec. sehr hieran, und er ist vielmehr vom Gegentheile überzeugt. Cujas las zum erstenmale im Jahre 1547 über die Institutionen, und er wurde

sogleich berühmt, man versprach sich sogleich viel von ihm, und man bewunderte vorzüglich die Klarheit seines Vortrages, die immer das Erbtheil der hellen Köpfe ist. Dieses sagt Pasquier (Oeuvres T. II. p. 568), der zugleich bemerkt, daß er selbst dieser ersten Lection des grossen Mannes angewohnt habe. Rec. besitzt ferner ein seltenes, aber unbedeutendes Buch, nämlich die Epistolarum legalium, in quibus varii juris articuli continentur, libri tres von Johannes Raymundus von Toulouse, die im J. 1549 zu Lyon in 8. herausgekommen sind, worin Cujas in der Dedication, die der Verf. an diesen richtete, schon den 2. August 1549 und fünf Jahre vorher, ehe Cujas etwas geschrieben hatte, vir doctissimus et decus hujus aetatis genannt wird. Da nun Alciat erst im J. 1550 in Pavia starb, und da zwischen Toulouse und den Universitäten in Ober-Italien, durch die Studenten aus Frankreich, welche auf diese gingen, stets eine Verbindung unterhalten wurde, so ist es nicht wahrscheinlich, daß Alciat, der gewiß nicht weniger, als die Professoren gewöhnlich, auf seine Collegen auf anderen berühmten Universitäten, und namentlich auf der berühmten Universität eines Landes, in dem er selbst mehrere Jahre als Professor lebte, neugierig war, vom J. 1547 an bis 1550 nichts von einem Professor sollte gehört haben, der gleich bey Eröffnung seiner öffentlichen gelehrten Laufbahn sich berühmt machte, und, was wohl zu merken ist, auf einer Universität, wo damals nur die Sekte der Bartolisten und Barbaren die herrschende war, denselben Weg eingeschlagen, und dieselbe Lehrart zu der seinigen gemacht hatte, wodurch er selbst vor den meisten Juristen seiner Zeit sich so vortheilhaft ausgezeichnet hat. Wenn der Verf. in den Zusätzen und Berichtigungen (S. 397) sich verbessern will, und bemerkt, daß es im §. 122. eine Verwechselung des Todesjahres von Alciat mit den drey Andern sey, daß dieser den Cujas wohl nie habe nennen hören, so versteht Rec. entweder diese Erläuterung nicht, oder die Sache ist nicht richtig. Denn aus der unrichtigen Angabe des Todesjahres des Alciat (1558), die man im §. 122. findet, konnte die Behauptung des Verf. unmöglich entstehen, weil die richtige Angabe (J. 1550) diese Behauptung noch weit eher recht-

fertigen und wahrscheinlich machen könnte. Hält also der Verf. seine Behauptung im §. 122. in den Berichtigungen und Zusätzen S. 397 selbst für unrichtig, so kann sie dieses nicht aus dem von ihm angeführten, sondern sie muß es aus einem andern Grunde seyn. — Bey §. 127. ist zu bemerken, daß Boërius in der Geschichte nicht sehr bewandert gewesen seyn müsse; denn er glaubte, die Longobarden seyen Könige gewesen, welche aus Sardinien nach Italien gekommen seyen. — Bey §. 105. Note 1. ist anzuführen, daß Maccioni's Dissertationen nicht zu Pisa, sondern zu Livorno herausgekommen sind. Selbst die Dedication an den Marchese Don Michele Imperiali Simiana ist nicht von Pisa, sondern von Florenz aus geschrieben. — Bey Viglius im §. 131. hat der Verf. auf das schätzbare Werk von Papendrecht aufmerksam gemacht, dessen, so wie seines Verfassers auch Reitz (Praefat. ad Theophilum §. 30.) rühmliche Erwähnung thut, und das der Aufmerksamkeit des Hrn. Haubold entgangen ist. — Ranconet (§. 134.) hieß Aimar de Ranconet. Nach des Präsidenten de Thou Behauptung hat besonders Duaren aus de Ranconet's zerstreuten Papieren vieles sich zugeeignet, und in seine Schriften übergetragen. — Viglius (§. 131.) ist auch deswegen merkwürdig, weil er zuerst die Basiliken angezeigt hat, wovon nachher Gentien Hervet zwey Bände, die er von Agustin erhalten hatte, zu Paris 1557 Fol. herausgegeben hat. — Ob der Verf. S. 62 §. 82. Note 1. wohl daran that, eine Englische Stelle aus Hume anzuführen, weiß Rec. nicht. Soviel ist gewiß, daß von den dermalen lebenden Juristen kaum der sechste Theil diese versteht. — S. 125 Note 3. gibt der Verf. gegen Ladvokat, Taisand und Hrn. Haubold, welche Amelbeuren als Löwenklau's Geburtsort nennen, Coesfeld im Münsterschen an. Er kann Recht haben; aber es war abermal seine Schuldigkeit, seinen Grund und seine Quelle anzugeben, und, so lange er dieses nicht thut, kann man ihm, auf sein bloßes Wort, nicht glauben. — §. 140. Scaliger hieß im Französischen de L'Escale. — Bey §. 149. können die Schriften von Brunquell de jurisprudentia per reformationem emendata, von Fried. Frisius

de Ictis, qui reformationem Lutheri adjuvarunt. Lips. 1730, und Heineccius de Ictis reformationi ecclesiae praeludentibus mit Vortheil benutzt werden. — §. 152. Denis Simon (Tom. I. p. 229) sagt von Oldendorp: „Il passe sans contredit pour le premier Jurisconsulte d'Allemagne." Aber mit allem Rechte ist Terrasson (Histoire de la jurisprudence romaine p. 388.) dagegen. Sein sogenanntes Naturrecht, dessen der Verf. als des für das älteste gehaltenen, erwähnt, ist nichts als ein ganz mageres Skelet des Pandectentitels de jure nat. gent. et civ., das nur 24 Duodezseiten zählt, und das mit nicht mehr Recht für ein Compendium des Naturrechts angesehen werden kann, als alle die vielen Commentare der Rechtsgelehrten vor Oldendorp über jenen Pandectentitel, von denen sogar die meisten diesen Titel weit vollständiger und besser, als dieser, erklärt haben. Rec. besitzt dieses unbedeutende Werkchen selbst. — §. 158. Mynsinger ist auch darum ein nicht gewöhnlicher Mann, daß er, nachdem er schon zu Dole und, unter Viglius, zu Padua studirt hatte, und bereits verheyrathet war, noch Schüler des Zasius wurde, und mit seiner Frau nach Freiburg ging, um unter diesem berühmten Rechtslehrer noch weiter zu studiren. Dieser Aufzug mit der Frau muß den andern Studenten eben so angenehm gewesen seyn, als dem Zasius, für dessen Gelehrsamkeit er das größte Compliment war. — §. 161. Bey Hoppers ist zu bemerken, daß dieser von Viglius das 30. — 42. Buch der Basiliken erhalten hatte, und daß Cujas diese wieder von Hoppers erhielt, der in Madrid als Chevalier 1576 gestorben ist. — §. 162. Dem Räwärd gibt der Verf. das Jahr 1533 als Geburtsjahr, Saxe (Onomast. Tom. III. p. 394) und Hr. Haubold nennen das J. 1534, und in dem Speculum Jacoborum. Lips. 1811. p. 11 wird das J. 1535 genannt. Welche Meynung ist nun von diesen dreyen die richtige? — §. 166. Wer Tiraqueau nur aus seinen Schriften kennt, sollte nicht glauben, daß dieser Jurist in seinem Aeußern einer der größten Elegans seiner Zeit war. Es existirt ein Holzschnitt von ihm, wo auf seinen Wangen mehrere Schönpflästerchen angebracht sind, womit der eitle Mann, nach Art der Damen,

die Schönheit seines Gesichtes heben und noch höher steigern wollte. Seine Schriften sind zu weitläufig; er schweift immer aus, und die Hauptsachen werden in Nebensachen bey ihm ersäuft. — Pratejus, von dem im §. 166. die Rede ist, hieß im Französischen Pardoux Duprat, nicht Prat. Seine Jurisprudentia media, die der geschickte G. Rouille in Lyon 1561 herausgab, war, ehe Otto sie seinem Thesaurus einverleibte, ein seltenes und sehr gesuchtes Werk. — §. 168. Connan hieß im Französischen François Connan, Sieur de Coulon et de Rabestan. Von Hotman, Duaren und Turamini werden seine Werke sehr hoch gehalten, von Andern verachtet; so verschieden sind die Meynungen der Gelehrten! Der unpartheyische Leser, den keine Leidenschaft über die Linie treibt, wird in seinen Werken sehr viel Gutes, und manchmal selbst vortreffliche Sachen finden. — §. 173. Die Anmerkung gegen Roaldes, womit dieser sehr gelehrte und zu seiner Zeit allgemein geschätzte Mann verkleinert werden soll, hält Rec. für sehr übel angebracht, und ohne Zweifel wurde sie nur gemacht, um ein facete dictum des Cujas an den Mann zu bringen, für das sonst kein schicklicherer Platz vorhanden war. Wenn der Verf. so gewiß ist, daß Roaldes keiner der vier Civilisten seines Vornamens (Franciscus) ist, von welchen Cujas nur einen einzigen schätzte, so kann er diese Gewißheit nicht aus eigener Ueberzeugung und aus der Einsicht der Werke dieses Rechtsgelehrten haben; denn bekanntlich haben wir kein einziges Werk von ihm, und, wie de Thou berichtet, gab er auch nie eines heraus. Aber er kann sie auch nicht durch die Zeugnisse seiner Zeitgenossen vom Hörensagen haben, weil bey diesen nur eine Stimme über seine großen Kenntnisse und Gelehrsamkeit ist. Cujas, Hotman und Pithou schätzten ihn sehr hoch. Der Letztere dedicirte ihm sein Werk über die Westgothischen Gesetze; Cujas nannte ihn omnis antiquitatis reconditae locupletem penus, und, was mehr als Alles für seine großen Kenntnisse beweis't, Cujas und Hotman, die sich über die Erklärung der L. frater à fratre. D. de condict. indebit. nicht vereinigen konnten, compromittirten, nach Teissier (additions sur les éloges des hommes

savans, tirés de l'histoire de Mr. de Thou) auf seinen Ausspruch; und auch Sainte Marthe (Gallorum doctrina illustrium elogia L. II. p. 161) ertheilt ihm die größten Lobsprüche. Woher will also der Verf. seine Gewißheit haben? und welche Gegengründe will er vorbringen, wenn Rec. behauptet, daß es, aus den angeführten Gründen, und namentlich aus der entschiedenen Hochachtung, die Cujas für seine Kenntnisse hatte, sogar in hohem Grade wahrscheinlich sey, daß gerade er von den vier Franzen derjenige gewesen sey, den Cujas hauptsächlich und allein geschätzt habe? — §. 177. Das Umständlichste und Wichtigste, das über Bourges geschrieben worden ist, und zugleich am meisten in ein interessantes Detail geht, sind die kleinen Schriften von Nicolas Catherinot, wovon die neuen Herausgeber der Bibliothek des P. Lelong ein Verzeichniß gaben, das sich auf die Zahl von 130 belauft, die größtentheils die Geschichte und Gesetze von Berry zum Gegenstande haben, dabey aber höchst selten sind. Für die Universität Bourges ist wohl unter diesen dasjenige Werkchen das interessanteste, das den Titel hat: Scholarum Bituricarum inscriptio, das zu Bourges im J. 1672 in 4. herausgekommen ist. Diese Schrift enthält ein Lob der Universität, und ein Verzeichniß der juristischen und medicinischen Professoren, so wie eine Menge interessanter Dinge, die man sonst nirgends findet. In einem andern Werkchen: Le Calvinisme de Berry. Bourges, 1684. steht S. 4 bey dem J. 1553 folgende interessante Stelle: „En ce tems les professeurs de Bourges étoient fort suspects d'hérésie. Voici leurs noms, avec leurs gages, par curiosité. François Duaren 920 livres, François Balduin 550 livres, Hugues Doneau 230 livres, Nicolas Bouguier 100 livres, Charles Girard 150 livres, Jean Rabbi 140 livres, André Levescat 160 livres, Antoine Le Conte 45 livres, Henry Eduard (Es sollte heißen Eduard Henry) Ecossois 45 livres. Cette proportion n'est ni géometrique ni arithmetique, mais burlesque; parceque le mérite des uns et des autres n'étoit point encore assez connu." Eben so merkwürdig ist folgende kleinere Stelle, die kurz nach dem J. 1557 vorkommt: „On

disoit en ce tems des Antecesseurs de Bourges: Donellus theologatur, Cujacius furatur (wahrscheinlich hatte dieses auf die Basiliken Beziehung), Contius crapulatur, Bouguerius feriatur." Offenbar kommt, bey dieser Schilderung, Leconte am schlimmsten weg, und das Schlimmste für ihn ist dabey dieses, daß eine solche Eigenschaft ohne hinreichenden Grund nicht leicht erdichtet wird. Diese zwey Stellen sind auch in einem neuern Werke excerpirt; aber Rec. nennt dieses nicht, um den Verf. gleichfalls eben so suchen zu lassen, wie er seine Leser immer suchen läßt. — Im §. 179. Note 1. sagt der Verf. der Bugnerius, dessen Rousard, in der Dedication an L'Hopital erwähne, sey ein ganz Unbekannter. Er ist es nicht; es ist derselbe Nicolas Bouguier, von dem Catherinot in den zwey eben angeführten Stellen zweymal spricht, den Alciat in seinem Emblema XI. mit seinem Bildnisse und sieben Lateinischen Distichen, Anulus, in seinem Gedichte, mit vier Hexametern, und Duaren mit einer merkwürdigen Rede verewigte, die er den 15. December 1551 bey dessen Aufnahme zum Professor in Bourges hielt, an deren Ende er ihm große Lobsprüche ertheilt. Man darf ihn nicht mit Jean Bouguier verwechseln, der Parlamentsrath in Paris war, und von welchem ein Recueil des Arrests vorhanden ist, wovon die erste Ausgabe im J. 1622 und die zweyte vermehrtere im J. 1629 erschienen ist. Alciat und Anulus nennen den Bouguier auf Lateinisch Bugerius, Duaren hingegen Buguerius. Wenn Rousard Bugnerius schrieb, so ist dieses entweder eine Eigenheit desselben, oder ein Druckfehler, und aus einem u wurde ein n gegen seine Absicht. — Bey §. 181. bemerkt Rec., daß Leconte noch im Jahre 1566 in Bourges über die Institutionen las. Dieses weiß er aus einem Exemplare der Institutiones juris civilis, Franc. Accursii glossis illustratae. Lugduni, apud Antonium Vincentium 1559. 8. das er besitzt, das ursprünglich einem Deutschen Baron, Eurich von Sickingen, gehörte, der im Jahr 1566 bey Leconte in Bourges über dieses Buch ein Collegium hörte, und in welches der Besitzer vom Anfange bis zu Ende eine Menge Randnoten schrieb, die Leconte seinen Schülern in

die Feder dictirte. Gleich im Prooemium der Institutionen findet sich folgende Randnote: „Praeceptor meus, Antonius Contius, in praelectione harum institutionum, in haec verba: Germanicus, Alemanicus, Sequentia glossavit etc.“ Leconte las also über die glossirten Institutionen, und in dem Collegium erklärte er seinen Schülern den Text und die Glosse. Wo er mit dieser einverstanden war, da lobte er sie, wo er anderer Meynung war, entwickelte er seine Gründe kurz und gut. Die neuere Litteratur der Humanisten supplirte er immer, besonders aber benutzte er, bey seinen Erklärungen der Gesetze, die Institutionen des Cajus, Ulpians Fragmente, des Paulus receptae sententiae und den Theophilus. Von Schriftstellern führt er häufig Alciat, Ferrarius, Oldendorp, Baron und Andere an. Daß das Lesen über den Text und die Glosse auf die Art, wie Leconte las, unendlich lehrreicher und umfassender seyn, und solidere Juristen bilden mußte, als wie heutzutage das Lesen über Compendien, wo man oft das Wichtigste dessen nicht erfährt, was man wissen sollte, hält Rec. wenigstens für ausgemacht. — Im §. 181. Note 1. fragt der Verf.: „Warum machen die, welche, nach der Analogie von Horaz und Properz, durchaus Cujaz sagen wollen, aus dem Lateinischen Namen: Contius, nicht den Deutschen: Conz?“ Rec. antwortet: weil es in Deutschland viele gibt, die Conz heißen, aber keine Contiusse sind. Dies ist der einzig wahre, und zugleich ein sehr richtiges Gefühl für Schicklichkeit verrathende, Grund des Unterschiedes. Würden die Namen: Horaz, Properz gemeine Deutsche Namen seyn, den unbedeutende oder wohl gar verächtliche Menschen führten, gewiß würde man jene berühmten Dichter des alten Roms in Deutschland nie so genannt haben, wie man sie jetzt gemeiniglich nennt. Auch bemerkt Rec. noch weiter, daß es einem Deutschen, der den Lateinischen Namen Cujacius nicht französiren, sondern germanisiren will, ohne allen Anstand, und mit demselben Rechte erlaubt ist, Cujaz zu sagen, mit dem man Horaz, Properz, Lukrez, Laktanz, Prudenz, Fulgenz, Aesop, Apoll, Herodot, Herodian, Hesiod, Homer u. s. w. sagt. Auch kann

der Verf. um so weniger etwas dagegen einwenden, wenn er es auch gleich schon mehrmalen gethan hat, da er ja selbst im §. 88. §. 91. und S. 70 Note 3. aus dem Italienischen Boccaccio immer Boccaz macht, und hierzu durchaus nicht mehr Recht hat, als die, welche Cujaz schreiben. — §. 187. Demochares, oder Mouchy ist auch ein in der Französischen Polizey nicht unwichtiger Name; denn sein Eifer gegen die Calvinisten trieb ihn so weit, daß er, um diese aufzusuchen und aufzuspüren, geheime Miethlinge besoldete. Diese wurden Moucharts, nach dem Namen ihres Herrn, genannt, und dieser Name blieb in Frankreich bis jetzt den Polizeyspionen. — Der §. 165. zeichnet sich abermal durch eine gesuchte Dunkelheit aus; denn man weiß nicht, worauf sich die Note 1. bezieht, und der Verf. verweis't in dieser im Allgemeinen bloß auf Melanchton's loci communes, und überläßt es den Lesern, in diesen mit Zeit und Mühe zu suchen, was er selbst auf einem kürzern Wege in einem Schriftsteller gefunden hat, den er nicht nennt. — §. 190. Bey Cujas scheint der Verf. den Hauptcharakter übersehen zu haben, der diesen großen und ersten Civilisten aller Zeiten vorzüglich auszeichnet. Denn wer sollte es glauben, daß der unterscheidende Charakter des Verf. von so großen und zahlreichen Bänden seine erstaunliche Kürze ist? Dieses Urtheil muß von allen denen bekräftiget werden, welche seine Werke studiren werden. — Die Note 1. zu §. 240. ist auch wieder so dunkel, daß nur wenige Leser sie verstehen werden. Es wird nämlich von den beyden Doctoren der Sorbonne, Arnaud und Nicole simpliciter, und ohne das Buch zu nennen, aus dem es genommen ist, gesagt: „Von ihnen kommt das „on" her, welches sich auch bey ihrem Freunde Domat findet." Ist dieses nicht wieder eine recht absichtliche Dunkelheit? Welches on kommt von den beyden Doctoren der Sorbonne her? Warum machte es der Verf. nicht mit zwey Wörtchen deutlicher? Warum sollen die Leser nur immer rathen und suchen? Es ist ja doch auch diese Notiz wieder eine rein historische, die der Verf. nicht durch Nachdenken, sondern durch irgend ein Buch erfahren hat. Rec. hat, um sich recht zu überzeugen, ob diese Dunkelheit nicht vielmehr

subjectiv als objectiv sey, und ob er dem Verf. nicht Unrecht thue, namentlich diese Note zwey sehr gelehrte Männer, und die zugleich große Litteratoren und scharfsinnige Köpfe sind, lesen lassen, und sie haben ihm erklärt, daß sie nicht wissen, was der Verf. damit wolle. Rec. glaubt aber, daß derselbe das on für je meine, wo man nämlich sagt: On a fait, statt: j'ai fait. Aber er gesteht, daß er seiner Sache nicht gewiß ist, und daß er nicht darauf wetten möchte, daß er Recht habe. — Was der Verf. im §. 243. über François Broe (so hieß er im Französischen) bemerkt, ist ein ächter Pendant zu seiner oben angeführten Bemerkung über Noal-des. Um etwas anzubringen, das er für spitzig hält, ist er hier, wie dort, ungerecht, und läßt sich zu schiefen und unrichtigen Urtheilen verleiten. Trotz der Vergleichung des Rechts mit einem Kleide oder einem Stücke Geld, war Broe ein sehr gelehrter und scharfsinniger Mann, der einen der allerbesten Commentare über die Institutionen schrieb, unter die vorzüglichsten Juristen und Professoren seiner Zeit mit Recht gerechnet wurde, und in denselben zwey Abhandlungen, die der Verf. zu seiner Herabsetzung anführt, so viele gute, ausgesuchte und manchmal selbst vortreffliche Sachen vortrug, daß er gar wohl die Ausländer damit hätte locken können. Meerman, dessen gelehrte Urtheile doch gewiß mehr Gewicht haben, urtheilt auch ganz anders über Broe. Er sagt von ihm: „Elegantissima sunt et argumenti valde singularis bina haec opuscula Franc. Broëi (Analogia juris ad vestem, et Parallela legis et nummi), qui eruditissimo ad Institutiones Justiniani commentario inter celeberrimos suae aetatis Ictos nomen adquisivit, quique omni bonarum literarum adparatu instructus fuit, ad illustrandam Jurisprudentiam." Ein anderer berühmter Kritiker aus Spanien sagt von ihm: „Multa in Franc. Broëi Commentario exponuntur adcurate et erudite, et brevis totius juris Chronologica historia, quae praemittitur, legi meretur."

(Der Beschluß folgt.)

No. 10. Heidelbergische 1813.
Jahrbücher der Litteratur.

Lehrbuch der civilistischen Litterärgeschichte vom Prof. Ritter Hugo in Göttingen.

(Beschluß der in No. 9. abgebrochenen Recension.)

Ueberhaupt aber hat Rec. schon viele gefunden, die Broe gelobt, aber noch keinen, der ihn herabzusetzen gesucht hätte; und er selbst hat sich schon so oft, in seinem eigenen Studium, von der Vortrefflichkeit des Broeschen Commentars über die Institutionen zu überzeugen Gelegenheit gehabt, daß es ihm wehe that, ein so ungerechtes Urtheil über einen Mann zu lesen, den er selbst immer verehrt hat und verehren wird. Wo sind denn die Männer, die heutzutage einen solchen Commentar geschrieben hätten, oder schreiben könnten? Und wenn heutzutage, auf vielen Universitäten des In- und Auslandes, die Ausländer oft durch weit unbedeutendere Schriften der Professoren gelockt werden, warum sollten sie nicht auch durch Broe's auf jeden Fall bedeutendere Werke haben gelockt werden können? Was Broe, in jenen zwey Vergleichungen, vorträgt, zeugt offenbar von Gelehrsamkeit und Kenntnissen mancher Art. Verräth er aber, in den Titeln jener Schriften, weniger Geschmack, so hat Forcadel für seine verschiedenen Schriften noch weit geschmacklosere und abentheuerlichere gewählt, und doch nimmt der Verf. diesen in Schutz (§. 173.), während er den Broe herabsetzt, ohne Zweifel deswegen, weil die gemeine Stimme gegen Forcadel und für Broe ist. — Wenn Jemand den §. 245. lies't, der Fabrot's Werke noch nicht aus eigener Einsicht kennt, so muß er glauben, dieser gelehrte Mann habe fast keine Verdienste um die Rechtswissenschaft; denn alle seine Schriften werden nur getadelt, nichts wird an ihnen gelobt. Meerman, Reitz, Otto, und alle, welche Fabrot genau kennen, denken anders über diesen berühmten Gelehrten; auch Peiresc, jener

berühmte Mäcen aller Gelehrten von Verdienst, so wie der Präsident Du Vair, der Fabrot nach Paris zog und ihm einen Gehalt von 2000 Livres verschaffte, so wie alle Gelehrten seiner Zeit, waren ganz anderer Meynung. Seine tiefe Gelehrsamkeit und seine außerordentlichen Kenntnisse in dem Römischen und Canonischen Rechte waren allgemein anerkannt. Es ist nicht zu leugnen, daß man allen Fabrotschen Ausgaben fremder Werke viele und große Fehler vorwerfen kann, weil der gelehrte Mann zu arbeitsam war, und weil — pluribus intentus minor est ad singula sensus; allein dessen ungeachtet bleibt Fabrot immer ein großer Mann, und wir wären sehr zu beklagen, wenn wir seinen Theophilus, seine Basiliken und seine Ausgabe von Cujas, bey allen Fehlern, durch welche diese Werke verunstaltet sind, nicht hätten. Ein berühmter Kritiker sagt von ihm: „Fabroti judicium fuit egregium, eruditio stupenda" und Reitz, ein gewiß sehr competenter Richter, nennt ihn Magnus vir, mit der Bemerkung, daß er ihm diesen Namen nicht εἰρωνικῶς, sondern serio gebe, cum ob diffusam lectionem et eruditionem, tum ob juris rom. summam peritiam, nec contemnendum judicii acumen. Fabrot's Namen wird ewig leben, so lange die Römische Rechtswissenschaft leben wird. Wenn viele Gelehrte, die vor und nach ihm gelebt haben, schon längst der Vergessenheit übergeben seyn werden, wird sein unsterblicher Name den Rechtsgelehrten, Antiquaren, Geschichtschreibern und Philologen noch immer theuer seyn. — In der Note zum §. 249. hätte der Verf. sagen sollen, wo der Pariser Professor Daragon seinen Beweis geführt habe; denn wie viele werden in Deutschland dieses erfahren können? Daragon führte diesen Beweis in seinem Avertissement, das an der Spitze des „Droit public de la France, ouvrage posthume de l'Abbé Fleury, publié avec des notes par J. B. Daragon, professeur en l'Université de Paris. Paris 1769. 2. Vol. in 12." steht. — §. 260. Sehr ohne Grund wird hier Hilliger's Buch über Doneau herabgesetzt. Wegen der reichen Litteratur, die Hilliger, mit dem größten Fleiße, aus den berühmtesten Humanisten seiner und der Vorzeit, bey jedem wichtigen Satze angeführt hat, ist sein

Werk zu allen Zeiten in Deutschland, Frankreich, Holland, Spanien, Portugall und Italien nach Verdienst geschätzt worden, und wird stets um so mehr geschätzt werden, weil man sehr häufig ganze Stellen aus Werken darin excerpirt findet, die heutzutage sehr selten sind. Richtiger, als der Verf., urtheilt ein scharfsinniger Kritiker des Auslandes über Hilliger, wenn er von seinen Noten zu Doneau sagt: „Notata eruditissima, et selectae bibliothecae vicem praestare possunt" und Vinnius, der sich, durch seine allgemein beliebten und geschätzten quaestiones juris, so berühmt machte, hat in diesen meistens nur die Noten des Hilliger benutzt, und oft nur abgeschrieben, ohne seinen Mann zu nennen. Hievon könnte Rec. viele Beweise geben. Daß Hilligers Styl in dem Auszuge selbst schwerfällig, eisern und dunkel ist, kann nicht geleugnet werden. — Bey Schilter (§. 268.) ist sein seltenes civilistisches Buch: Herennius Modestinus. Argent. 1687. 4. vergessen, das übrigens 24 Jahre später von Brenkmanns Diatriba de Evrematicis. Lugd. Bat. 1711. 12. übertroffen worden ist. — Wenn der Verf. im §. 275. bemerkt, daß man oft vergesse, wie mannigfaltig Leibnitz von Anfange an zur Rechtswissenschaft gehörte, und wie erhebliche Bücher er auch theils über die jurist. Methode, theils über das Staatsrecht geschrieben habe, so weiß Rec. von solchen, welche in der juristischen Litteratur auch nur ein wenig bewandert sind, Niemand, der dieses vergäße. In allen gangbaren juristischen litterärgeschichtlichen und bibliographischen Büchern, bey Struv, Taisand, Terrasson, Hommel, König, Nettelbladt, Lipen u. s. w. steht Leibnitz als Jurist, und seine juristischen Schriften werden von mehreren von diesen vollständiger als von dem Verf. aufgezählt. Seine Nova methodus discendae docendaeque jurisprudentiae ex artis didacticae principiis, die in neuern Zeiten in dem Thesaurus jurisprudentiae juvenilis. Neapoli 1754 et 1756. 2. Vol. 8. wieder abgedruckt wurde, nennt übrigens Hommel „juvenilis admodum, eaque philosopho, nedum Icto, adeo indigna, ut Christ. Wolfium mirer, in ea iterum edenda operam perdidisse; und von seiner Ratio Corporis juris reconcinandi; nachdem er die Ordnung derselben ange-

führt hatte, bemerkt er: „Praeclarus ordo, si Diis placet!" Diejenigen, welche Leibnitz als Juristen nicht kennen, werden aber ganz gewiß auch viele noch bekanntere und berühmtere Juristen nicht kennen, als Leibnitz ist. — §. 280. Brummer starb nicht im J. 1661, sondern im J. 1668. Als er in diesem Jahre von Paris nach Lyon reisen wollte, ertrank er in einem Flusse. Sein Buch de lege Cincia kam zuerst in Paris in demselben Jahre heraus, in dem er ertrank, und war dem berühmten Französischen Staatsminister Colbert dedicirt. Er war so glücklich, der Schüler des Reinesius zu seyn, der, durch Colbert's Verwendung, Ludwigs XIV. Freygebigkeit rühmen konnte. — §. 282. Oiselius hat das Beste in seinen Noten dem Aleander entwendet, und Reinold behauptet, daß er auch die Collectaneen des Saumaise geplündert habe. Demnach war er doch wenigstens ein geschickter Corsar! — §. 290. Die Bemerkung, daß unter Friedrich Wilhelm kein Professor einer Preußischen Universität Erlaubniß erhielt, eine Stelle auswärts anzunehmen, als wenn allenfalls ein Paar recht große Grenadiere statt seiner zu haben waren, hätte auch wieder Hr. Haubold gewiß nicht in ein Lehrbuch der civilistischen Litterärgeschichte aufgenommen. — §. 287. und §. 288. ist Thomasius sehr gut geschildert, und seine Verdienste um die Rechtswissenschaft sind sehr richtig beurtheilt. — §. 296. Ludovici's Schriften waren, nach Gundlings Behauptung, zu ihrer Zeit so hochverehrt, daß man sie selbst den Werken des Cujas vorzog. So eigensinnig, sonderbar und unbegreiflich ist oft das Schicksal der Schriftsteller; aber auch Ludovici beweis't, daß das Glück, wenn es nur eine Caprice für einen Schriftsteller hat, nie zu lange bey ihm verweilt. — §. 297. Heineccius ist ohne Anstand derjenige Deutsche Jurist, welcher im ganzen Auslande und in ganz Europa für den ersten und berühmtesten gehalten wird, und Rec. glaubt auch, daß er diesen Ruf verdiene, weil er keinen andern weiß, der ihn mit mehr Recht ansprechen könnte. Heineccius, der sich mit dem Lesen der besten juristischen Schriften genährt hatte, besonders mit dem der Werke des Cujas, vereinigte, in seinen gelehrten Werken, nicht nur

die wichtigsten Beobachtungen derselben, sondern fügte auch meistens seine eigenen Betrachtungen bey, die immer interessant sind. Die neuern Französischen Rechtsgelehrten selbst sagen, daß, nach den Werken des Cujas, die des Heineccius am nothwendigsten seyen; und sie bemerken, daß man jene nicht so fortlaufend lesen könne, wie diese, weil Heineccius darin alle Theile des Rechts auf die ersten Elemente zurückführe, und deswegen, als ein wahrhaft classischer Schriftsteller, gelesen und studirt werden müsse. In einem neuern Französischen Werke wird Heineccius auteur clair, ingénieux, profond et distingué dans toute l'Europe genannt, qui livre à découvert les secrets du droit romain, et révèle à une étude de six mois ce qu'on auroit cherché laborieusement pendant dix années. Sehr wahr ist auch, was Camus (Tom. I. p. 316) von ihm sagt: On prétend, qu'aujourdhui en Allemagne l'autorité d'Heineccius décroit un peu, parceque quelques jurisconsultes, qui sont venus après lui, ont fait mieux, en profitant de ses recherches. Ein deutlicher Beweis seiner Klarheit und Vorzüge liegt darin, daß Gibbon, bey dem 44. Kapitel seiner Geschichte, ihn zum Führer wählte, und durch ihn beynahe allein in den Stand gesetzt wurde, als Laye eine Abhandlung über das Römische Recht zu schreiben, die jedem Civilisten Ehre machen würde. Dies ist unstreitig das größte Lob, das man dem Heineccius sagen kann. In Paris wird noch immer über ihn gelesen, und kein späteres Compendium irgend eines andern Deutschen Juristen hat und wird ihn sobald verdrängen können. — §. 325. Noodt hatte die Originale der Römischen Rechtswissenschaft fleißig gelesen, so wie die classischen Autoren des Alterthums, mit deren Hülfe er jene aufhellte. Dieses bemerkt man an seinem reinen Style, der aber, weil er zu gedrängt ist, für alle diejenigen schwer zu verstehen ist, welche mit der Schreibart des Tacitus und Plinius nicht vertraut sind. In seinem Buche: de jure summi imperii et lege regia, das auch Barbayrac ins Französische übersetzt hat, stellt er Grundsätze eines ausschweifenden Republikaners auf, und man stößt nicht selten auf Stellen, über deren Kühnheit man erstaunt, und die des

heftigsten Jacobiners würdig wären. — §. 343. Für die Antiquitäten, welche besonders auch den gelehrten Juristen interessiren, ist hier vorzüglich zu bemerken Johann Arbuthnot, wegen seines classischen Buches: Tabulae antiquorum nummorum, mensurarum et ponderum pretiique rerum venalium, das Daniel König aus dem Englischen ins Lateinische übersetzt, und zu Utrecht im J. 1756 in 4. herausgegeben hat. König hat aber geirrt, wenn er dieses Werk dem Carl Arbuthnot, dem Sohne des Johann, auf dem Titelblatte, zuschrieb. Der Vater, Johann, war der wahre Verfasser, und überließ seinem Sohne, Carl, nur das Honorar des Buchhändlers. Offenherziger, als Arbuthnot, hat noch kein Schriftsteller gestanden, daß es ihm, bey der Herausgabe seines Buches, hauptsächlich nur um das Honorar zu thun gewesen sey. Das Werk erlebte zwey Auflagen in England. Zwischen der ersten und zweyten gab der gelehrte D. Georges Hooper, Bischof zu Bath und Wells, Untersuchungen über die alten Maaße der Athener, Römer und Juden in London 1721 in 8. heraus. Arbuthnot selbst ertheilt diesem Buche, in der zweyten Auflage seines Werkes, die größten Lobsprüche; aber sein eigenes Buch ist doch das bessere und geschätztere. — §. 349. Das für den Juristen wichtigste Werk des scharfsinnigen und witzigen Abbate Galiani wären wohl seine „Grundsatze des Natur- und Völkerrechts, aus den Schriften des Freundes des Mäcenas gezogen," wenn sie gedruckt wären, was leider nicht der Fall ist. Dieses Buch müßte um so interessanter seyn, weil Niemand mehr, als Galiani, den Horaz studirt und durchdrungen hatte, den er auch ins Französische übersetzte, welche Uebersetzung aber auch noch ungedruckt ist. Unter so vielen ernsthaften Werken, die er nach und nach herausgab, schrieb er auch im J. 1775 eine Oper: Il Socrate imaginaro, die von einem großen Tonsetzer in Musik gesetzt wurde, und in der ganzen Welt bekannt ist. Diese Oper war eine beißende Satyre auf einen damals noch lebenden und functionirenden Neapolitanischen Minister, der Himmel und Hölle gegen dieses Werk des Witzes und der Tonkunst bewegte. Der eingebildete Sokrates durfte auch, auf königlichen Befehl

eine Zeitlang nicht mehr gegeben werden; allein das Publikum und der König selbst hatten eine so große Freude daran, daß der Befehl bald wieder zurückgenommen wurde, und nun mußte der königliche Minister es sich gefallen lassen, als eingebildeter Sokrates, nolens volens die Bühne zum zweytenmale zu betreten, und sich von einem zahlreichen und muthwilligen Publikum noch mehr ausspotten zu lassen, als das erstemal. Galiani starb zu Neapel im J. 1787. Es wäre zu wünschen, daß sein Erbe, Herr Azzaroti, seine vielen kostbaren Manuscripte, die Galiani selbst, in einem Briefe, an Madame d'Epinay in Paris, vom 13. Dezember 1770 aus Neapel schrieb, aufzählt, und in deren Besitze Herr Azzaroti sich befindet, allgemein bekannt machte. — §. 352. Den hier angeführten Italienischen Rechtsgelehrten der letzten Periode sollten auch Mazzei, Mangieri, Arcasio, Fea, Ferrante, Pagano, und noch viele andere, beygegeben werden. Mazzei, geboren zu Paola in Calabrien im Jahr 1709, war berühmter Advokat in Rom, wo er 42 Jahre lebte, und 1788 starb. Er schrieb drey geschätzte Schriften: 1) De matrimonio conscientiae, vulgo nuncupato: accedit Diss. de matrimonio personarum diversae religionis. Romae 1771. 2) De legitimo actionis spolii usu Commentarius. Romae 1773. 3) De aedilitiis actionibus libri tres. Romae 1786. 4. Mangieri, Professor in Neapel, gab Elementa juris civilis. Neapoli 1766. in zwey starken Octavbänden, und Praelectiones ad Pandectas. Neapoli 1767. 1780. 1781. et 1782. in fünf Bänden in 8. heraus. Von Arcasio, Professor in Turin, haben wir 8 Bände Commentarii jur. civilis. Augustae Taurinorum 1780. et 1782. 8. Fea ist durch seine Vindiciae et observationes juris. Romae 1782. 8. so wie durch mehrere antiquarische Schriften, Ferrante, ehemals Advokat, nunmehr Justizminister in Neapel, durch sein Buch: della Legge Remmia. Napoli 1780. 8. berühmt. Joseph Anton Bruni, Professor in Turin, schrieb einen starken und großen Quartband Dissertationes in jus civile. Augustae Taurinorum 1759. und der Neapolitanische Professor, Franz Saverio Bruno, sechs starke Octavbände Elementi del dritto civile, wovon,

nach dem Tode des Verfassers, eine neue Auflage im J. 1804 zu Neapel erschienen ist. Einer der berühmtesten Civilisten der neuern Zeit, der als Schriftsteller und Lehrer, als feiner Theoretiker und geübter Practiker gleich geschätzt war, und der wohl von allen Civilisten nicht nur von Italien, sondern überhaupt von allen Ländern, in der neuesten Zeit, das Meiste geschrieben hat, ist der Neapalitanische Professor, Joseph Pascale Cirillo, geboren 1709, † 1776. In den Jahren 1737. 1738. 1740. und 1742. gab er einen weitläufigen Commentar in vier Bänden in 4. über die Institutionen heraus, den im Jahre 1756 in zwey Octavbände zusammenzog, welche er im J. 1785 von dem Abbate Gio. Selvaggi ins Italienische übersetzt wurden. Im J. 1745 ließ er einen Quartband Institutiones Canonicae, und zwey Jahre früher, im Jahre 1743 hatte er Betrachtungen über Muratori's Traktat: Dei diffetti della giurisprudenza romana drucken lassen, die dem Marchese Tanucci dedicirt waren. Er schrieb Commentare de conditionibus et demonstrationibus, de legatis et fideicommissis, de vulgari et pupillari substitutione, de jure adcrescendi, de pactis et transactionibus, de rescindenda venditione, de donationibus, de jure fisci, die aber erst nach seinem Tode von dem Professor des Criminalrechts, Don Michele Leggio im Jahr 1781 herausgegeben wurden. Er gab einen Codex legum Neapolitanarum in zwey Quartbänden, und der Advokat Domenico Brascale in Neapel gab nach seinem Tode 1780 zwölf Quartbände Allegazioni di Giuseppe Pascale Cirillo heraus. Außerdem ließ er vom J. 1730 — 1754 fünf Reden, im J. 1773 und 1774 zwey Leichenreden drucken. Er gab die Vindiciae secundum Cujacium adversus Merillium des Domenico Gentile, mit einer gelehrten Vorrede, so wie das Werk des Girolamo Muzio Giustonopolitano: Battaglie per la lingua Italianos, mit einer Vorrede und vielen Anmerkungen heraus. Cirillo war auch Dichter. Er schrieb im J. 1738 La contesa delle Muse, im J. 1740 das Drama: Le nozze di Ercole e di Ebe. Eine Menge anderer Poesieen von ihm sind in andern Sammlungen zerstreut; die einen starken Band geben würden. Im J. 1744

gab er auch die Poesieen des Franz Lorezini, mit einer Vorrede und dem Leben dieses Dichters heraus. Er hinterließ noch viele juristische, antiquarische, historische Abhandlungen und Comödien, die noch ungedruckt sind. — Der Abbate Antonio Genovesi, gleichfalls ein Neapolitaner, geboren im J. 1712, † 1769, ist als Theolog, kritischer und Moralphilosoph, als philosophischer Jurist und Staatsökonom gleich berühmt. Durch seine Schriften und mündliche Lehren ward er der Vater der politischen Oekonomie in Italien. Franz Mario Pagano, gleichfalls ein Neapolitaner, geboren in der Mitte des 18. Jahrhunderts, war der würdigste Schüler des Genovesi, Freund und Vertrauter von Grimaldi und Filangieri, und einer der vorzüglichsten Köpfe des neuesten Italiens und der neuesten Zeit. Nachdem er im 25. Jahre Advokat in Neapel geworden war, wurde er einige Jahre später Professor des Criminalrechts daselbst. Hier zeichnete er sich sogleich vor allen seinen übrigen Collegen aus. Sein Hörsaal war der besuchteste von allen, weil von seinem Catheder lichtvolle Grundsätze, erhabene und glänzende Gedanken, neue und reiche Ansichten und weitgreifende Lehren flossen. Seine vielen Schüler trugen diese einleuchtenden und wohlthätigen Grundsätze in die Säle der Richter, und bald wurde, in allen Tribunälen, Pagano's Name eine ehrwürdige Authorität. Die erste Frucht seiner philosophischen Betrachtungen war sein Criminal-Proceß, ein merkwürdiges Buch, worin er die Reform eines Systems, voll der häßlichsten Mißbräuche, ausdachte, und Mittel an die Hand gab, wie es einzurichten wäre, daß nicht die fehlerhafte Einrichtung der Gerichte mit der Bestrafung der Schuldigen auch den Unschuldigen aufopfere. Dieses Werk ist ein würdiger Pendant zu Beccaria's berühmten Buche, und es erhielt nicht nur die Lobsprüche der größten Gelehrten von Europa, sondern auch von der Französischen Nationalversammlung eine sehr ehrenvolle Erwähnung. Die politischen Versuche, die auf dieses erste Werk folgten, müssen jedem unbefangenen Leser eine hohe Idee von dem schöpferischen Geiste des Verfassers geben. Man muß darin den erhabenen Denker, den in der alten und neuen Litteratur vollendeten

Gelehrten, und den großen Politiker bewundern, der würdig ist, neben Machiavelli zu stehen. Dieses Werk liefert ein Gemählde des Ursprungs, Fortgangs und Verfalls der menschlichen Gesellschaften. Es ist eine einfache Geschichte, aber nach einer ganz neuen Zeichnung; es ist nicht die Geschichte des Volkes von Athen, oder von Lacedämon, oder von Rom oder Carthago; es ist die Geschichte des menschlichen Geschlechts. Dieses Werk ist zugleich in einem männlichen und kraftvollen Style geschrieben; es zeichnet sich nicht durch eine blumenreiche, sondern gründliche Beredsamkeit aus, die nicht in Worten, sondern in Sachen besteht; und die Blumen der Litteratur sind nicht blindlings und unordentlich, sondern mit Kunst und Vorsicht ausgestreut. Dieser große Mann, zugleich einer der edelsten Menschen, starb einen unwürdigen und gräßlichen Tod. In jener nicht sehr weit von uns entfernten Zeit, wo über Neapel ein Trauerflor gezogen war, wo Tod und Schrecken dieses schöne Land verheerten, und wo so viele beredte Zungen unter des Henkers Händen verstummten, wurde auch Pagano, unschuldig von einem Niederträchtigen angegeben, in einen Kerker geschleppt, wo er dreyzehen Monate schmachtete, und seine Abhandlung über das Schöne schrieb, wieder befreyt, flüchtig nach Rom und Mailand, von dem Französischen General, der Neapel eroberte, wieder zurückberufen, zum Mitgliede des provisorischen Regierungsausschusses ernannt, Verfasser der Constitution der neuen Republik Neapel, abermals eingekerkert, zum Galgen verurtheilt, und den 6. October 1800 hingerichtet. — §. 354. Voltaire gab sich alle Mühe, des Präsidenten Henault's Werk (Abrégé chronologique de l'histoire de France) vortrefflich zu finden; aber d'Alembert fand es nur nützlich und bequem. Die berühmte Madame du Deffand verlangte von d'Alembert, daß er, in dem Discous préliminaire zu seiner Encyclopädie, dieses Buches des Präsidenten Henault erwähnen möchte. Aber d'Alembert bemerkte ihr, daß ihm dieses unmöglich sey, parceque dans un ouvrage destiné à célébrer les grands génies de la nation, et les ouvrages, qui ont véritablement contribué au progrès des lettres et des sciences, je ne dois pas parler de

l'Abrégé chronologique. C'est un onvrage utile, j'en conviens, et assez commode, mais voilà tout en vérité: c'est là ce que les gens de lettres en pensent; c'est là ce que l'on en dira, quand le président ne sera plus (Oeuvres de d'Alembert Tome 14. p. 321). — Auch von dem Baron von Grimm wird der Advokat Joh. Nic. Moreau, wegen seiner Bibliothèque de Madame la Dauphine, hart mitgenommen, in der ganz neu herausgekommenen Correspondance littéraire, philosophique et critique, adressée à un souverain d'Allemagne depuis 1770 jusqu'en 1782 par le Baron de Grimm et par Diderot. Paris 1812. (Tome I. p. 403 — 405). Dem Biographen der beyden Pithou, dem Advokaten Grosley, geht es darin gleichfalls nicht besser. Grimm sagt von Grosley's Reisebeschreibungen von England und Italien, daß sie enthalten — observations triviales et bourgeoises, de froides et mauvaises plaisanteries, und noch weiter bemerkt er: „L'ignorance a ses gradations, comme la science. Il y a des ignorances d'honnêtes gens et des ignorances de laquais. Celles de Mr. Grosley sont de la même espèce." — §. 357. Auch über die öconomistischen Philosophen macht sich Grimm in seiner Correspondenz sehr oft lustig. — Im §. 363. verdienen auch Olivier und Pastoret eine rühmliche Erwähnung. Jean Olivier ist durch seine Analysis philosophica civilis doctrinae. Romae 1777. 4. durch seine Principes du droit civil romain. Paris 1786. 2. Tomes. 8. so wie durch sein Buch: Sur la réforme des loix civiles. Paris 1786. 2. Tomes. 8. und Pastoret durch seine, von der Academie des inscriptions et belles-lettres im Jahr 1784 gekrönte Preisschrift über die Frage: Quelle a été l'influence des lois maritimes des Rhodiens sur la marine des Grecs et des Romains, et de l'influence de la marine sur la puissance de ces deux peuples. Paris 1784. durch seinen: Moïse considéré comme législateur et moraliste. Paris 1788. und durch seine, von der Französischen Academie den 25. August 1790 gekrönte Preisschrift: des lois pénales. Paris 1790. 2. Vol. 8. rühmlich bekannt. — §. 380. Von Selchow erhielt schon im Jahr 1764 von dem Italiener

Migliorotto Maccioni ein großes Lob; er nannte ihn: „il dottissimo signor Cristiano de Selchow, celebre professore di Gottinga, á cui molto devono gli studiosi della giurisprudenza, della quale é particolare ornamento." — Im §. 312. Note 1. gibt der Verf. eine interessante und noch wenig bekannte Nachricht von dem berühmten Dänischen Etatsrathe Johann Jacob Moser, aus den Papieren des Kanzlers Justus Henning Böhmer in Halle, die recht auffallend beweis't, wie viele Widerwärtigkeiten und Kränkungen die größten und von der Nachwelt verehrtesten Gelehrten in ihrem Leben erfahren, wie unrühmlich und unscheinbar sie oft ihre gelehrte Laufbahn eröffnen, wie gerade ihr anfängliches Mißgeschick, indem es ihren Ehrgeiz und Eifer reizt, ihr größtes Glück wird, wie sie, mit einem festen Willen und großer Kraft ihr Ziel verfolgen, allmählig alle ihre Zeitgenossen überflügeln, und von der allein unpartheyischen Nachwelt allein mit Ehrfurcht genannt werden, während die Namen aller derer längst der Vergessenheit übergeben sind, die bey ihren Lebzeiten rühmlicher begonnen, aber unrühmlich geendet, und vielleicht den Mann der Nachwelt, in ihrem thörichten Eigendünkel, tief unter sich gesetzt und verachtet haben. — §. 418. Von dem großen Nutzen der systematischen Vorträge im reinen Römischen Rechte konnte sich Rec. nie überzeugen; und wenn er, mit Uebergehung mehrerer wichtiger Gründe, die er anführen könnte, nur von der gegenwärtigen Zeit, wo die systematischen Vorträge an der Tagesordnung sind, in die Zeiten zurückblickt, wo secundum ordinem institutionum, Pandectarum et Codicis gelesen wurde, so findet er nicht, daß jetzt gründlichere Juristen, als ehemals, gebildet werden. Die großen Civilisten der verflossenen drey Jahrhunderte wurden nicht nach systematischen Vorträgen gebildet, und welche Rechtsgelehrte der neuern Zeiten, die darnach gebildet wurden, können wir ihnen an die Seite stellen? Rec. will damit durchaus die systematischen Vorträge nicht verwerfen; er schätzt sie vielmehr, wenn sie gut ausgedacht sind, sehr hoch, und glaubt, daß sie dem Verstande des Verfassers immer große Ehre machen; aber er glaubt, daß man ihren Nutzen gewöhnlich zu hoch taxire, und daß sie,

nach einer Erfahrung, die wenigstens schon so alt ist, daß man sich ein Urtheil erlauben darf, nicht fähig seyen, gründlichere und berühmtere Juristen hervorzubringen, als die nicht systematischen, die uns die größten Civilisten geliefert haben, die noch immer unerreicht geblieben sind. Ueberhaupt glaubt Rec., daß die heutige Civilrechtsgelehrsamkeit im Ganzen tief unter der ehemaligen Französischen, in ihrer schönsten Periode, stehe, und er ist, aus zwey Hauptgründen, vollkommen überzeugt, daß jene glänzende Periode nie wieder zurückkehren werde. Einmal ist in dieser das Wichtigste schon entdeckt worden, und weil die wichtigen Wahrheiten nicht in das Unendliche gehen, so müssen die Nachkommenden hinter den Vorhergehenden nothwendig weit zurückbleiben. Sodann muß gerade die Leichtigkeit der Erstern, sich der Entdeckungen der Letztern zu bedienen, sie nachzuahmen, und von ihnen zu entlehnen, ein Hauptgrund seyn, warum die Spätern, in ihren Werken, unter den Frühern bleiben. Diese Bemerkung ist von großer Wichtigkeit, um von dem Vorzuge Rechenschaft zu geben, den wir so oft dem einen vor dem andern Schriftsteller beyzulegen schuldig sind, und die überdies noch die auffallende Erscheinung erklärt, warum gerade diejenigen, welche mehrere und größere Vortheile, etwas zu lernen und sich auszuzeichnen, zu besitzen scheinen, und auch in der That besitzen, gewöhnlich mit weniger Nutzen lernen, und bey weitem nicht so berühmt werden. Denn der glückliche Erfolg ist immer der Größe der überwundenen Schwierigkeiten angemessen.

Rec. bricht hier den Faden dieser vielleicht zu lang ausgesponnenen Critik mit Gewalt ab. Hochachtung für die Talente und Kenntnisse des Verf., die er mit tief empfundener Wahrheit, und mit guter und großer Ueberzeugung, weit über seine eigenen, viel geringeren, setzt, Liebe für die Wissenschaft selbst, und, um ganz offenherzig zu seyn, auch ein wenig eigenes Interesse konnten ihn allein zu einem so weitläufigen Discurse verleiten. Einem Schriftsteller, für dessen Verdienste er weniger Hochachtung hätte, würde er nie so viele Seiten gewidmet haben. Die Liebe für die Wissenschaft bestimmte ihn, Mängel und Gebrechen zu rügen, wodurch diese selbst, wenigstens nach seinem Glauben, verunstaltet

wird; und sein eigenes Interesse besteht darin, weil er nichts so sehr wünscht, als die den Sachen nach höchst schätzbaren Schriften des Verf. frey von jenen Mängeln lesen zu können. Diese Mängel betreffen den Vortrag, die Schreibart, die Form, den Ton und die Manier, Dinge, die der Verf. ändern kann, sobald er nur will, und wobey nicht Rec. allein, sondern alle Verehrer der gelehrten Eigenschaften des Verf. eine größere Regelmäßigkeit sehnlich wünschen. Rec. tritt also, durch Rügung dieser Mängel, nicht einmal den wahren Verdiensten des Verf. zu nahe, weil jene nur auf die Form und nicht auf die Sache sich beziehen, und weil es nur von dem Willen des Verf. abhängt, jene nach Belieben abzuändern. Thut er dieses nicht, so ist Rec. lebhaft überzeugt, daß er für den größten Theil seiner Leser unverständlich bleiben, daß er sie ohne Noth um viele Zeit bringen, daß er sie mißmuthig und verdrießlich machen, und für seinen eigenen Ruhm bey der unpartheyischen Nachwelt am wenigsten sorgen wird. Er schließt mit folgender vortrefflichen Stelle des eben so vortreff. d'Alembert: „L'obscurité est le plus grand vice de l'élocution, soit qu'elle vienne du mauvais arrangement des mots, soit qu'elle vienne d'une trop grande briéveté. Comme on n'écrit que pour se faire entendre, la première chose, à la quelle on doit songer, c'est d'être clair. Il faut, dit Quintilien, non seulement qu'on puisse nous entendre, mais encore qu'on ne puisse pas ne pas nous entendre. La lumière dans un écrit doit être comme celle du soleil dans l'univers, laquelle ne demande point d'attention pour être vue."

Lehrbuch der gerichtlichen Medicin. Zum Behuf academischer Vorlesungen und zum Gebrauch für gerichtl. Aerzte und Rechtsgelehrte entworfen von Adolph Henke, der Arzneikunde und Wundarzneikunst Doctor, Professor der Medicin an der königl. bairischen Universität zu Erlangen, der physikalisch medicinischen Societät daselbst zeitigen Secretair, und einiger gelehrten Gesellschaften in Teutschland, Rußland und der Schweiz Mitgliede. Berlin 1812. Bei Julius Eduard Hitzig. X und 358 S. in 8.

Handbuch der gerichtlichen Arzneiwissenschaft zur Grundlage bei academischen Vorlesungen und zum Gebrauche für ausübende gerichtliche Aerzte von Dr. C. F. L. Wildberg, herzogl. mecklenb. strel. Hofrathe, Stadt- und Districtsphysicus und practischem Arzte zu Neu-Strelitz, und mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede. Berlin bei W. Dieterici 1812. VII und 429 S. in 8.

Die gerichtliche Arzneywissenschaft lehrt uns, wie wir die aus Beobachtung und Erfahrung hergeleiteten Grundsätze der Naturwissenschaft und der Heilkunde zur Aufhellung und Entscheidung zweifelhafter Rechtsfragen anwenden sollen, und ist in dieser Hinsicht keine in sich selbst geschlossene Wissenschaft, sondern ihre Beschaffenheit hängt von dem jedesmaligen Zustande der ihr zum Grunde liegenden Wissenschaften ab, und sie wird daher in eben dem Grade vollkommener, als jene beyden Wissenschaften selbst an Vollkommenheit gewinnen. Diese beyderley Wissenschaften aber gründen sich bloß auf Erfahrung und Beobachtung, und gewinnen von dieser Seite ihre schätzbarsten Bereicherungen, welche die sogenannten Bereicherungen, Vermehrungen und Vollendungen derselben auf dem Wege der Speculation weit hinter sich zurücklassen; und in dieser Hinsicht ist es namentlich für gerichtliche Arzneywissenschaft, welche dem keine speculative Wagesätze und Phrasen, sondern lauter positive Grundsätze suchenden Richter bey Entscheidung gewisser Rechtsfälle an die Hand gehen soll, ein sehr erwünschter Vortheil, wenn Naturwissenschaft und Heilkunde auf dem Wege der Empirie an Vollkommenheit gewinnen. Dieses gilt aber namentlich von unsrem Zeitalter, wo, abgesehen von den mancherley ephemeren Systemen und sogenannten Philosophieen, die wie ein herrschender Genius epidemicus auf die wissenschaftlichen Arbeiten mancher Naturforscher und Aerzte einen unverkennbaren Einfluß äußern, demungeachtet der Männer nicht wenige sind, die, dem Einflusse jenes Genius epidemicus durch die Festigkeit ihres Charakters widerstehend, auf dem zwar schweren, aber segensvollen Wege der Erfahrung und Beobachtung der Summe unserer Kenntnisse im Fache der Naturwissenschaft und Heilkunde täglich neue Wahrheiten hinzufügen. Durch die wohlthätigen Bemühungen dieser verdienstvollen Männer gewann seit einem

Jahrzehend sowohl Naturkunde, als auch Medicin so manche Bereicherung ihrer Wahrheiten, und eine reichhaltige Quelle von Bereicherungen und Berichtigungen älterer Grundsätze öffnete sich hierdurch auch für die gerichtliche Arzneywissenschaft; manche ihrer Lehrsätze erhielten hierdurch eine neue Berichtigung, manche eine größere Festigkeit, manche, nunmehr als irrige erkannt, wurden mit bessern richtigern vertauscht.

Diese Bereicherung, Berichtigung und Verbesserung unserer gerichtlichen Arzneywissenschaft brachte nun auch das Bedürfniß neuer Lehrbücher hervor, nachdem die seither gebräuchlichen Lehrbücher derselben der sich immer mehr ausbildenden Wissenschaft nicht mehr ganz anpassend waren, und Referent freut sich in dieser Hinsicht hier zwey neue Lehrbücher der gerichtlichen Arzneywissenschaft nennen zu dürfen, welche, von den Händen zweyer sehr verdienstvollen Deutschen Aerzte uns geschenkt, in der Litteratur der in Deutschland gebornen und ausgebildeten Wissenschaft einen ehrenvollen Platz einnehmen.

Beyde Werke sind als vollständige Lehrbücher der gerichtlichen Arzneywissenschaft wegen der Ausführlichkeit und Reichhaltigkeit, womit die darin vorkommenden Gegenstände abgehandelt sind, keines kurzen Auszugs fähig, weswegen Referent sich genöthigt sieht, nur einige allgemeine Bemerkungen über dieselben hier mitzutheilen.

In beyden Werken sind die neuesten Entdeckungen und Erfahrungen im Fache der Naturwissenschaft und Heilkunde mit großem Fleiße benutzt, die einzelnen Gegenstände der gerichtlichen Arzneywissenschaft gehörig deutlich und zweckmäßig von einander unterschieden, die mancherley Wege zur Entscheidung und Aufhellung der dem gerichtlichen Arzte vorkommenden Fragen genau und lehrreich angegeben, die einzelnen Fälle, deren Erörterung Gegenstand der gerichtlichen Arzneywissenschaft ist und werden kann, ausführlich auseinandergesetzt, und die Behandlung derselben ist mit hinreichender Deutlichkeit angezeigt und mit der reichhaltigsten Litteratur belegt. Ueberdies findet auch der Anfänger in beyden Werken nicht nur eine zwar kurze, doch lehrreiche Darstellung der geschichtlichen Momente dieser Wissenschaft, sondern zugleich eine höchst faßliche Einleitung, und man möchte sagen Einführung in dieselbe als einen Theil der gesammten Staatsarzneywissenschaft.

Referent glaubt in diesen kurzen Bemerkungen die Verdienste zweyer Werke hinreichend ausgesprochen zu haben, deren ersterem überdies noch eine gewisse Eleganz des Vortrags, letzterem ein ausführliches Sachregister eigen ist.

No. 11. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen übersetzt von Wilhelm Carl Grimm. Heidelberg, bey Mohr und Zimmer. 1811. XL u. 545 S. in 8. (5 fl.)

Wie dem Entdecker einer wüsten Insel, der durch einen Schiffbruch auf sie verschlagen, viele Jahre auf ihr allein zu leben sich genöthigt sieht, und nachdem er durch Schicksal oder Zufall einige Zeit von ihr entfernt, neugierig endlich wieder in die liebgewonnene Heimath zurückkehrt, und jetzt plötzlich hier eine Hütte, oder ein Haus, dort einen schimmernden Palast aufgeführt sieht, freudig erstaunt, dies kleine, so lange öde gebliebene Land so schnell bevölkert, und auch von andern geschätzt und angebaut zu sehn, so angenehm und froh war die Verwunderung des Rec., als er durch vorliegendes Werk und die mannigfaltigen neuesten Notizen, welche dasselbe enthält, belehrt wurde, wie das Fach der Nordischen Litteratur von mehreren, besonders von dem Verf. des gegenwärtigen Werks, mit einem so schönen Enthusiasmus ergriffen, und mit einem, nach der Kürze der Zeit berechnet, kaum glaublichen Fleiße angebaut werde. Wie die Nachschrift beurkundet, so sind wir zu der zuversichtlichsten Hoffnung berechtigt, in Kurzem sogar die Hauptwerke dieser Litteratur, namentlich die Edda und sämmtliche Sagen nebst allen darin enthaltenen Liedern der Vorzeit (Werke, woran so manche tiefgelehrte Kenner des Nordens manches Jahrzehend gearbeitet, und erst einen kleinen Theil trotz kostspieliger Aufopferungen und Ermunterungen verstorbener und lebender Mäcens, eines A. Magnäus und Suhm, zu Tage gefördert haben) halbjährig paar und paarweise (wie sonder Mühe und Kosten) vorgeführt zu sehn.

Auch muß Rec. aufrichtig bekennen, daß die Freude, einen Wunsch, das alte Kjempe-Visebog hier nicht nur vollständig übersetzt, sondern sogar mit philologischer Kritik behandelt,

mit historischen Einleitungen und Erklärungen versehen, und bald zu der Einen Sage den Schlüssel, bald den Widerspruch einer andern gehoben; bald Dunkelheiten der Geschichte durch die Sage enträthselt, und im Ganzen einen so reichen Zuwachs von poetischem Stoffe uns angeeignet zu sehen, in dem ersten Augenblick die Pflicht der kritischen Prüfung unterdrückte, so wie sie auch schon durch die Einrichtung des ganzen Buches einigermaßen erschwert war.

Indessen hat bey kälterer Ansicht dieser Bearbeitung und bey flüchtiger Vergleichung der Originale sich bald gezeigt, daß der Kritik gleichwohl noch manches, und zum Theil sehr ernstliches zu erinnern übrig bleibt.

Wir haben daher die Anordnung und Uebersetzung der Kjempeviser selbst, die Ansicht des Verf. in seiner Vorrede, und den Werth seines Commentars über einzelne Stücke am Schlusse des Werkes einer umständlichen Prüfung unterworfen, deren Resultat folgendes ist.

Da ein Nyerup, der sich schon vor 27 Jahren in seinen Folkehange, die als zweytes Heft der Levninger af Middel-Alderens Digtekunst zu Kopenhagen (1784. 8.) herauskamen, als kritisch-litterarischen Kenner der Dänischen Volkslieder beurkundet hat, in Verbindung mit einem Abrahamson, dem Veteran der Dänischen Aesthetiker, Sprachkenner und Alterthumsfreunde, dessen ersteren treffliche Ansicht seiner vaterländischen Volkslieder längst aus seinen ästhetisch-kritischen Bemerkungen über das Lied vom schönen Midel in Gräters Bragur, 3. Band (Leipzig, bey Gräff, 1794.), S. 292 u. s. w. uns Deutschen bekannt geworden ist, und einem Rahbek, der in seinen frühesten Jahren bereits unter den Dichtern des Vaterlands genannt wurde, und durch seine Poetiske Forsog (Kiöbenhavn, 1794. 8.) sich als lyrischen, und vorzüglich als Liederdichter ausgesprochen, und sowohl in seinen Danske Tilhkuer, als in dem gemeinschaftlich mit Nyerup herausgegebenen Bidrag til den Danske Digtekunsts Historie, udedragne af Forelåsninger, holdne over dette Aemne, i Vintren 1798—1800. ved Professorerne Nyerup og Rahbek, (Beytrag zur Geschichte der Dänischen Dichtkunst, als Auszug aus den, über diesen Gegen-

stand in den Wintern 1798. bis 1800. von den Professoren Nyerup und Rahbek gehaltenen Vorlesungen) Kiöbenhavn (Copenhagen) 1800. u. f. sich als einen für alle Zweige der frühern und spätern Dichtkunst mit hohem Eifer hingegebenen Litterator ausgewiesen hat — eine kritische Ausgabe dieser Kjempe Viser oder vielmehr Danske Viser der gelehrten Welt versprechen; so ist es kaum begreiflich, wie Hr. Gr. eine solche litterärisch und ästhetisch-kritische Ausgabe der alten Dänischen Volkslieder nicht lieber abwarten wollte (zumal da das Nonum prematur in annum wohl bey keiner poetischen Arbeit nöthiger scheint, als bey einer solchen), und uns seine Uebersetzung aus einer so unkritischen, wie diese unstreitig ist, zu geben vorzog. Wir nennen hier Hrn. Nyerup zuerst, welcher nicht vielleicht (wie in diesen Jahrbüchern, 4. Jahrgang 4. Heft. April, S. 369 gesagt ist), sondern ganz gewiß und schon seit langer Zeit zu einer Ausgabe sich vorbereitet, indem aus Gräters Bragur 3. Band S. 311 durch Herrn Professor Rahbeks Nachricht solches bereits seit 17 Jahren außer Zweifel ist; außerdem hat Herr Prof. Nyerup, Bibliothekar der königlichen, und früher der Suhmischen Bibliothek, dem daher ein Reichthum von Materialien seit vielen Jahren zu Gebote stand, die Wahrheit dieses Versprechens bereits durch eine merkwürdige Probe (s. unsere Jahrb. 1811. Nr. 24.) begründet. So willig wir auch zugestehen, was Herr Grimm S. 429—431 behauptet, daß der Etatsrath Gram in einem autographum der königl. Bibliothek, welches Hr. Nyerup schon in seiner Vorrede zu den obgedachten Levninger angeführt, und nur Hr. Grimm vollständig mitgetheilt hatte, zu hart urtheilt, wenn er die Kjempe Viser unter dem Titel: „dieser ganze Kram von Altenweiberzeug" abfertigt, und Thomas Bartholin sie geradezu „putidissimas et triviales cantilenas nennt, omni prorsus luce indignas, cum ne instar quidem antiquitatis prae se ferant, ad colos (durch einen Druckfehler steht bey Hrn. Grimm color) aniles heri aut nudius tertius infelici vera compositae; — so hat doch, was den kritischen Werth dieser Syv. Wedelschen Ausgabe der Kjempe Viser betrifft, selbst ein Nyerup, den Hr. Grimm

gewiß nicht den Hrn. Gram und Bartholin gleich stellt, in seiner Vorrede zu den Levninger udgivet af det Kongelige Bibliotheks Haandskrifter, Andet Hefte, (S. 8 von Anfang der Vorrede an gezählt) folgendermaßen geurtheilt: „Nimmt das Publikum diese beyden kleinen Proben mit Beyfall auf, so wird sich vielleicht ein Sandwig oder Wandal dadurch zu einer neuen vermehrten kritischen Ausgabe des ganzen Kämpferliederbuchs bewegen lassen, da es nicht gerade unserer Litteratur zu besonderer Ehre gereicht, daß diese Monumente des Mittelalters bloß in dieser erbärmlichen, unansehnlichen, von Druckfehlern angefüllten, und ohne wahre Kritik veranstalteten Ausgaben, wie diejenigen sind, die wir haben, zu lesen sind, von Anders Sörensen Wedels Ausgabe an, bis zu der neuesten, von Nicolaus Christian Hopffnern 1764. gedruckten!" — Auch Suhm urtheilt nicht glimpflicher über diese zusammengeraffte Sammlung Dänischer Volklieder (s. dessen gesammelte Schriften, S. 76, wo er sagt: „nach dem Inhalt der Niflunga Saga sind unsre meisten Kjempeviser geschmiedet, doch mit dem Unterschied, daß Italienische und Deutsche Begebenheiten darin so vorgestellt werden, als ob sie in unserm Norden geschehen wären. Jeder verständige Leser kann daraus leicht abmerken, wie wenig diese Kjempeviser in unsrer Geschichte Hülfe leisten, und wie schlimm es ist, daß so brave Männer, wie Wedel und Syv., so viele Zeit und Mühe auf sie verwendet haben."

Eben so schlimm, wenn nach ein Paar Jahren eine kritische Ausgabe der Kjempeviiser wird erschienen seyn *), sagt man vielleicht, war es, daß Hr. Grimm auf die alte unkritische so viele Zeit und Mühe verwendet hat.

Unstreitig aber verdient eine solche Uebertragung auch so den Dank des Deutschen Publikums, und wir sind keineswegs gesonnen, Hrn. Grimm deswegen zu nahe zu treten.

Es fragt sich jetzt nur, wie Hr. Grimm dieses Unternehmen ausgeführt hat. Unsers Erachtens gibt es hauptsächlich

---

*) So eben lesen wir in Idunna und Hermode, daß dies bereits geschehen ist.

dreyerley Arten Uebersetzungen, Eine, die bloß das Wort wieder gibt, damit, wenn sie zur Seite steht, man recht genau merken kann, cujus generis, numeri, casus u. s. w. oder cujus modi, temporis, personae es im Original ist, kurz, nach Art der Schüler-Exercitien in der strengen Syntaxi convenientiae. Eine andere, die sich nicht sowohl nach dieser grammatischen Originalität, als nach dem Sinne richtet, und eine dritte, der es bloß um den Geist zu thun ist. Die zweyte nämlich will uns nicht in den einzelnen Worten der Sprache unterrichten, sondern in den Gedanken, und die dritte nicht in der Form jedes einzelnen Gedanken, sondern in der Wirkung des Ganzen, die sie auf gleiche oder doch auf ähnliche Weise hervorzubringen strebt.

Hrn. Grimms Uebersetzungen gehören weder in die erste, noch in die dritte Classe, sondern in die zweyte, doch streifen sie nicht selten an der erstern, nie aber an der dritten.

Tadeln ist keine Kunst, wendet jeder Schriftsteller, jeder Künstler ein, mach du's besser. — Diese Einwendung gilt von jedem ersten Versuche, und wir streiten daher mit keiner dieser Arten, wir nehmen sie vielmehr alle, eben als erste Versuche und Vorarbeiten mit gebührendem Danke an. Allein es gibt unter der Anzahl dieser von Hrn. Grimm übersetzten Lieder doch einige, die schon von Deutschen Schriftstellern übertragen waren, und eine Vergleichung mit diesen seinen Vorarbeiten muß den Ausschlag geben, ob sich Hr. Grimm bestrebt hat, und ob es ihm geglückt ist, es besser zu machen oder nicht.

Ein berühmteres Lied unter diesen Dänischen Volksgesängen gibt es unter uns nicht, als die Jungfraun auf Elvershöh. Erst hat uns Gerstenberg, dann Herder, dann Haug damit bekannt gemacht.

Man höre also:

Gerstenberg.

(S. Briefe über die Merkwürdigkeiten der Litteratur 1. Sammlung, S. 110)

Ich legte mein Haupt auf Elvers Höhe; meine Augenlieder sanken: Da kamen zwo Jungfern, sich mit mir zu unterreden.

Die Eine streichelte meine weißen Backen, die Andere lispelte mir ins Ohr: Steh' auf, munterer Jüngling, und erhebe den Tanz!

Steh' auf, muntrer Jüngling, und erhebe den Tanz: Meine Jungfrauen sollen die schönsten Lieder dir singen.

Die eine, so reizend über alle ihres Geschlechts, hub ein Lied an, der brausende Strom hielt inne, und floß nicht mehr, die kleinen Fischchen, die in der Fluth schwammen, spielten mit ihren Verfolgern.

Alle kleine Fischchen der Fluth spielten und hüpften; alle kleine Vögel des Waldes zwitscherten durch die Thäler.

Höre, du munterer Jüngling, willst du bey uns verweilen, so wollen wir dich die Runen und Charakteren lehren.

Ich will dich den Bären binden lehren, und der Drache, der sich auf Golde lagert, soll vor dir weichen.

Sie tanzten hin, sie tanzten her auf der Höhe: aber der Jüngling saß, und stützte sich auf seinem Schwerte.

Höre, munterer Jüngling, wenn du uns nicht antwortest, so wollen wir dir mit Schwert und Messer das Herz aus dem Leibe reißen.

Da krähte der Hahn! zu meinem Glücke! Ich wäre sonst nie von Elvers-Höhe gekommen.

Jedem jungen Dänen, der nach Hofe zieht, will ich rathen, niemals auf Elvers Höhe zu schlummern.

So übersetzte Gerstenberg schon 1766, mithin vor 43 Jahren, und man muß gestehen, unerachtet die Uebersetzung in Prosa abgefaßt ist, und dem Ohre durch keine prosodische Kunst schmeichelt, daß der lyrische Schwung, der im Originale lebt, und das zauberhafte Colorit keineswegs dem Verf. entgangen ist.

Zwölf Jahre darauf in des trefflichen Herders Volksliedern, Leipzig 1778., die mit Recht Stimmen der Völker heißen, erschien (1. Th. S. 152) eine neue Uebertragung dieses Volkslieds, herzlich und schön, aber auch holzschnittmäßig, wie man es von Herdern gewohnt ist. Sie lautet also:

Elvershöh.
ein Zauberlied.
Dänisch.

Ich legte mein Haupt auf Elvershöh,
Mein' Augen begannen zu sinken,
Da kamen gegangen zwo Jungfrau'n schön,
Die thäten mir lieblich winken.

Die Eine, sie strich mein weißes Kinn,
Die zweyte lispelt ins Ohr mir:
Steh auf, du muntrer Jüngling! auf!
Erheb', erhebe den Tanz hier!

Steh auf, du muntrer Jüngling, auf!
Erheb', erhebe den Tanz hier!
Meine Jungfrau'n soll'n dir Lieder singen,
Die schönsten Lieder zu hören.

Die Eine begann zu singen ein Lied,
Die Schönste aller Schönen;
Der brausende Strom, er floß nicht mehr,
Und horcht den süßen Tönen.

Der brausende Strom, er floß nicht mehr,
Stand still und horchte fühlend,
Die Fischlein schwammen in heller Fluth,
Mit ihren Feinden spielend.

Die Fischlein all' in heller Fluth,
Sie scherzten auf und nieder,
Die Vöglein all' im grünen Wald,
Sie hüpften, zirpten Lieder.

„Hör' an, du muntrer Jüngling, hör' an,
Willt du hier bey uns bleiben?
Wir wollen dich lehren das Runenbuch,
Und Zaubereyen schreiben.

Ich will dich lehren, den wilden Bär
Zu binden mit Wort und Zeichen;
Der Drache, der ruht auf rothem Gold,
Soll schnell dir flieh'n und weichen."

Sie tanzten hin, sie tanzten her;
Zu buhlen ihr Herz begehrt,
Der muntre Jüngling, er saß da,
Gestützet auf sein Schwert.

„Hör an, du muntrer Jüngling, hör an:
Willt du nicht mit uns sprechen,
So reißen wir dir, mit Messer und Schwert,
Das Herz aus, uns zu rächen.“

Und da, mein gutes, gutes Glück!
Der Hahn fing an zu kräh'n.
Ich wär sonst blieben auf Elvershöh,
Bey Elvers Jungfrau'n schön.

Drum rath ich jedem Jüngling,
Der zieht nach Hofe fein,
Er setze sich nicht auf Elvers Höh,
Allda zu schlummern ein.

So Herder! Uebrigens bemerkt er in dem Inhaltsverzeichniß, daß der Zauber des Originals unübersetzbar sey. Es mag, aber daß wenigstens ein ähnlicher Zauber hervorgebracht werden kann, scheint uns Haug in seiner trefflichen Bearbeitung desselben Liedes (s. Epigrammen und vermischte Gedichte, 2. Bd. Berlin 1805. S. 393) bewiesen zu haben, das zugleich unter den Meisterstücken der lyrischen Dichtkunst nicht übersehen zu werden verdient:

Elvershöh.
Nach dem Dänischen.

Mich wollte süßer Schlaf
Auf Elvershöh umfangen.
Da kamen lieblich und zart,
Zwey Mädchen, nach Feenart
Mehr schwebend als gegangen.

Die Eine schmückte mich
Mit ihrem Myrtenkranze.
Die zweyte lispelte traut
Mit herzbeschleichendem Laut:
„Mein Jüngling! Auf zum Tanze!“

Die Eine spielte mir
Mit sanfter Hand am Kinne.
Die zweyte faßte mich frey,
„Wohlauf, mein Tänzer! Herbey!“
Und sang ein Lied der Minne.

Mit allen Sternen schien
Der blasse Mond zu lauschen.
Kaum hauchte die Nachtigall;
Der Strom hielt mitten im Fall,
Der Sturm vergaß zu rauschen.

O Wonnemelodie!
Mit ihren Feinden spielten
Die Fische so wohlgemuth
In monddurchschimmerter Fluth,
Und Felsen, Bäume fühlten.

Gelobe, muntrer Fant!
Uns Jungfrau'n dich zu weihen.
Hör unsern Gegenverspruch:
Dann lernst du das Runenbuch
Und alle Zaubereyen.

Du sollst den wilden Ur
An seid'nem Fädchen lenken,
Sollst Drachenbezähmer seyn,
Und Gold und Edelgestein,
Worauf sie ruh'n, verschenken.

Sie huben lockend an
Im Tanze sich zu drehen.
Ihr Blick und Wesen verklärt!
Gelehnt auf's ruhige Schwert,
Kalt, schweigend blieb ich stehen.

Komm, schöner Jüngling, komm!
Du zögerst? — Wirst du sprechen?
Verachte nicht unser Gebot,
Sonst muß dein plötzlicher Tod
Uns, die Verschmähten, rächen.

Sie baten, zürnten, schrie'n —
Zwey Dolche blinkten — Wehe!
Gottlob! da krähte der Hahn.
Sonst war's um mein Leben gethan —
O meidet Elvers Höhe!

Welchen von diesen drey Vorgängern nun Hr. Grimm übertroffen habe, muß die Vergleichung mit seiner eigenen Uebersetzung zeigen. Hier ist sie:

oder der Nacht ihm zugehört, und selbst in seiner Jugend manches herzliche Lied aus inniger Seele mit gesungen hat, konnte sich bey dieser ganz a priori gefaßten, aber eben darum auch sehr verunglückten Kunstreglung nicht enthalten, zu lächeln! — So geht es dem Gelehrten am Pulte!

Man höre Hrn. Gr. (l. c.): „Es findet sich nämlich in den Dänischen Liedern nur ein zweyfacher Hauptrhythmus. Erstlich die Strophe, die aus zwey langen Zeilen besteht, die reimen, und wovon jede sieben bis zehn Hauptaccente hat, in der Mitte aber einen Abschnitt. Der Rhythmus ist ganz los zusammengehalten (was soll das heißen?), und bewegt sich in der größten Freyheit ꝛc. Späterhin wird sich dies Sylbenmaaß immer fester gesetzt haben, wie es am ausgebildetsten (!!) erscheint in der Elfenhöh ꝛc."

„Zweytens die Strophe, die aus zwey kurzen Zeilen von vier bis sechs Accenten besteht, die keinen Abschnitt haben, reimen, männlich oder weiblich, und in mannigfachem dactilischen, trochäischen und jambischen Rhythmus abwechseln."

Das Wahre an der Sache ist, die Strophen der zweyten Gattung sind wirkliche Disticha, z. B. in dem Lied von des Königs Tochter in England (man sehe Kjempeviiser, (S. 450):

6.

Og ned | til bu | ret hungan | ger hen |
Der föd | de hun | en sön | saa ven. |

7.

Hun tog | det barn, | svöbte det | i lün |
Og lag | de de det | i forgyl | dte skrün. |

8.

Hun lag | de derhos | viet salt | og lius,
For det hav | de ey vä | ret i | Guds Huus. |

Und wie man sieht, ohne im mindesten neue Kunstausdrücke für ihr Metrum erfinden zu dürfen, es sind nichts anders als vierfüßige Jamben, mit denen Anapäste und Spondäen, ja wohl zuweilen auch ein Paeon quartus (◡ ◡ ◡ —), abwechseln, wobey es denn auf ein oder ein Paar kurzgebrauchter Längen dem, um die Regeln der Kunst, wie überall, nicht sehr verlegenen Volke eben nicht ankommt. Z. B. in eben diesem Liede:

∪ ∪ ∪ — ∪ ∪ — ∪ —
4. Str. Det lid | de fast at for | re tiv' u | gers dag

∪ ∪ ∪ — | ∪ ∪ — ∪ —
5. Str. Den Jóm | fru tager o | ver sig kaa | ben blaa,

Dies ist das ganze Geheimniß von den vier bis sechs Accenten, wovon Hr. Gr. spricht, und was eigentlich nicht an dem ist; denn unter den Accenten versteht er nicht, wie etwa Klopstock, den Redeton, sondern jede lange, zwischen den kurzen sich heraushebende Sylbe. Allein Hr. Gr. muß dergleichen Lieder nie von dem Volke haben singen hören; denn die vierte und fünfte Strophe haben um deswillen, daß sie an Sylben überfließen, darum nicht einen einzigen Vocalton der Melodie weiter, und Hr. Gr. stellt sich es gewiß ganz irrig vor, wenn er glaubt, daß die erste Zeile der vierten Str. statt aus vier, aus fünf oder gar sechs Accenten (welches wir andern Füße heißen) bestehe, und so müsse gelesen werden:

∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪ — ∪ —
Det lid | de fast | at for | re tiv | i u girs dag.

Eben so ist es mit den Liedern der ersten Gattung. Sie sind wirkliche Tetrasticha, nur daß der erste und dritte Vers des Reims entbehren können. Sehr viele dieser Lieder aber reimen auch den ersten und dritten Vers, wie z. B. S. 483:

De legte guldtavel ved breden bord (ausgesprochen bor)
I glaede og lyst med alde,
De fruer tvende med aere stor,
Saa underlig laegen mon falde.

Manchmal reimen sogar die zwey ersten und zwey letzten Verse mit einander, wie z. B. in dem Liede von der Königin Berngerd S. 214:

6. Hvor skul | le vi | saa me | get Staal faa,
Vi kun | de baade Land | og Vand beslaa:
Min kjaere Jomfru J fare i Mag,
Over | der vil el | lers kom | mestoer Klag.

Wieder in andern sind der erste und dritte Vers bald gereimt, bald nicht gereimt, wie z. B. in IV. 17. (nach dem Original citirt) S. 452:

1. Str. De Röver vilde stiele gaa,
Saa langt i fremmede lande (ausgespr. lanne)

Saa stale de bort den Konges b a r n,
Den Jomfru heed Skiön A n n a.

Hier reimen nur der zweyte und vierte Vers, wie auch in Str. 3. 5. 6. 7. 12. 13. 14—26., hingegen in 2. 4. 8. 9. 10. 11. dann wieder 27. u. s. w. reimen alle vier wechselnd, so daß man offenbar sieht, es ist gar keine Regel in der Sache, (zumal da auch öfters der 2te und 4te Vers nur zur Noth reimen, wie z. B. in dem angezogenen Liede Str. 3. fange und Konge. 4. stamme und haande. 6. frue und trolove u. s. w.) sondern lediglich Zufall. Das Volk bekümmert sich nur um die Sache und den schnellen Ausdruck seines Gefühlten, aber nicht um den Reim. Es will zwar reimen, aber das muß kein Nachdenken kosten; gehts nicht sogleich, so wird auch gestolpert, so gut man kann. Dies ist überall in allen Ländern so gleich, daß man es sogar für eins der sichersten Kriterien des wirklichen Volksliedes annehmen kann. Wo alles nach den Regeln der strengen Kritik geht, das hat gewiß das Volk nicht gedichtet.

Zweytens aber hat er dieses Stolpern selbst wirklich übertrieben. Es gefällt uns an einem Frauenzimmer, wenn sie bey einer gefühlvollen und überdies gebildeten Sprache doch an ihren orthographischen oder kleinen grammatischen Fehlern ihre Weiblichkeit verräth; aber wenn ein Mann den Styl und die Schreibart des Weibes nachahmen will, und sie beynahe in jedem Worte einen Fehler begehen läßt, dann ist es widerlich. Eben diese Widerlichkeit empfanden wir an Hrn. Gr. Uebersetzungen. Sie stolpern zuviel, und wir finden dieses keinesweges durch die Dänischen Originale gerechtfertigt.

In dem gegenwärtigen Liede sind unter 12 Reimen nicht weniger als sieben, mithin mehr als die Hälfte nicht, und der achte durch ein bloßes Flickwort (s o f o r t !) gereimt. Dies heißt sich die Sache leicht machen, und so ist denn wohl begreiflich, wie man etwa in der nämlichen Jahresfrist, in welcher ein anderer Dichter, der das nonum prematur in annum vor Augen hat, kaum Ein Lied zu befriedigender Vollendung bringt, ihrer hundert auf einmal druckgerecht zu machen versteht. Wir wollen den Beweis führen. Das Dänische fängt an:

Jeg lagd mit Hovet til Elver Høy
Mine Øyne de finge en Dvale:
Der kom gangen des toe Jomfruer frem,
Som gierne vilde med mig tale.

Aber wie singt Hr. Grimm?

Ich legte mein Haupt auf die Elfenhöh, meine Augen begannen zu schlafen,
Da kamen gegangen zwey Jungfrau'n heran, die wollten Rede so gern mit mir haben!

Also schlafen und haben muß sich zumal in einer so freyen und weitschweifigen Umschreibung des „tale" (reden) dennoch reimen! Das heißt doch bey einem so schönen Liede, wie dieses, den Leser, von welcher Classe er auch sey, gleich im Anfang abschrecken.

So reimt in der zweyten Strophe der Däne: Øre und røre gut, Hr. Gr. aber flüstern und rüsten schlecht. In der fünften der Däne: rinde und finde, Hr. Gr. rinnen und schwimmen. In der neunten der Däne: Ferd und Sverd, Hr. Gr. Zug und gut, ferner reden, legen, sagen, schlafen u. s. w. Das kann doch unmöglich auch die lieblichsten Dänischen Gedanken dem Deutschen Ohre empfehlen. Und die Beyspiele davon sind durch das ganze Buch zahllos. Man schlage auf, wo man will, da reimt sich: herab und macht, zog und mogt (letzteres Wort S. 247 verstehen wir noch überdies gar nicht), Wald und Schlaf, stark und Wald, lieb und Schild, auf und Braut (alles auf Einer Seite!) oder Kiste und wußte, Leid und neun, Gesicht und mich, Noth und froh, also! und soll! (S. 387) Arm und Karn (Karren). — Doch genug! Weiteres Zeugnisses bedarf es nicht.

Drittens hat Hr. Gr. auch in Hinsicht des Rhythmus nicht immer die gefällige Treue beobachtet.

So singt der Däne in der fünften Strophe:

1 2 3 4
υ — υ υ — | υ υ — | υ — |
De liden smaa Fiske i Floden svam

Hr. Grimm aber:

1 2 3 4 5
υ — | υ — | υ — | υ υ — | υ —
Mit ihren Flossen spielten die Fischlein klein

und macht aus 4 fünf Füße, oder man müßte die zwey ersten als einen einzigen Fuß (◡◡◡—) annehmen, welches wieder zu gezwungen ist.

Eben so in der achten Str. u. s. w. Ja, in Marsk Stig's erstem Lied (S. 382 Kjempeviser, S. 222) hat Hr. Gr. beynahe ein ganz anderes Sylbenmaaß, wenigstens erkennt man das des Originals keineswegs darin.

Merkens ist auch, bey aller übrigen genauen Kenntniß der Dänischen Sprache, die dem Hrn. Verf. gar nicht abzusprechen ist, doch hie und da der Sinn sonderbar verfehlt. So übersetzt er in eben diesem Liede Str. 4.:

> Den eene begyndte en Vise at quaende
> Saa f a u r t over alle Quinde.
>
> Und über alle Weiber s c h n e l l
> Ein Lied hört' ich eine beginnen.

da doch das Wort faurt nicht schnell, sondern schön heißt, und nichts anders als das alte fagurt ist; wie es denn Hr. Gr. selbst kurz zuvor, so wie auch anderwärts richtig durch schön übersetzt. Wollte er hier eine Verbesserung anbringen? So ist sie in der That nicht gerathen. Auch ist in der 10. Str. statt dem hvassen Kniv (scharfen Messer) die Naivität mit dem scharfen Messerlein gewiß nicht zur rechten Zeit angebracht.

Eben diese Fehler, die hier an einem einzigen Liede gezeigt sind, herrschen durch das ganze Buch, denn gleich bleibt sich Hr. Gr. allerdings. Nur einen einzigen haben mehrere der andern noch, der hier nicht anzubringen war, nämlich die sonderbare, und wenn wir es gerade heraussagen sollen, die nachlässige Beybehaltung des Dänischen V in eigenen Namen. Denn welcher Deutsche wird Vonved anders als Fonfed aussprechen? Und hierin erkennt sich doch der Däne in seinem Wonwed gewiß nicht mehr. So schreibt er Vidrich Verlands (Fidrich Ferlands) Sohn statt Widrick Werlands, Sivard (Sifard) statt Siward, Hvitting (Hfitting!) statt Hwitting Danved (Danfed) statt Danwed, Verner (Ferner) S. 130, statt Werner; sogar S. 502 Visserlin, welches beynahe wie Pfifferling klingt, statt Wisserlin u. s. w. Lauter Umstände, die den Genuß dieser Altdänischen Reliquien mit Gewalt stören.

(Die Fortsetzung folgt.)

No. 12. Heidelbergische 1813.
Jahrbücher der Litteratur.

Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen übersetzt von Wilhelm Carl Grimm.

(Fortsetzung der in No. 11. abgebrochenen Recension.)

Uebrigens hat Herr Grimm in allem 122 Lieder übersetzt, aus welcher Menge, und der dabey nöthigen Eile sich allerdings alle obigen Erscheinungen sehr leicht begreifen lassen.

Dessen ungeachtet sind es nicht alle. Denn der erste Theil der Danske Viser enthält 26, der zweyte 55, der dritte 19 (nebst zwey Zugaben), und der vierte und letzte 100, mithin in allem 190, wiewohl ihre Zahl auf dem Titel zu 200 angegeben ist. Es fehlen also in dem gegenwärtigen Werke noch 68 Lieder. Hierüber erklärt sich zwar Hr. Gr. in der Vorrede S. XI mit einigem Grund, aber alle diese 68 Lieder fallen wohl nicht in die nämliche Categorie, und da Hr. Gr. durchaus nirgends poetisch, sondern bloß wörtlich oder höchstens sinngetreu übersetzt, mithin uns keinen poetischen Genuß bereitet hat, so wäre es wahrscheinlich nicht Schade gewesen, wenn er uns in einem Werke, das doch einmal mehr für den Litterator als den Leser, der Vergnügen verlangt, bestimmt ist, auch die übrigen zum besten gegeben hätte. Allein auch der bloße Litterator und Forscher wird ihm die Uebergehung des alten Biarkemál, bey dem sich ohnehin durch Wiederherstellung des wahren alten Geistes aus dem Studium der immer noch bedeutenden Ueberreste des Urlieds ein großer kritischer Scharfsinn und das unzweydeutigste ästhetische Gefühl hätte erproben lassen, nicht wohl vergeben.

Zudem hat sich Hr. Gr. beynahe aller Nachweisungen auf das Original überhoben, womit wir keineswegs die neue Classificirung dieser Lieder in Heldenlieder und Balladen tadeln, mit der aber die Nachweisung gleichwohl vereinbar, und eben

deswegen, weil die Ordnung des Originals nicht beobachtet ist, um so unerläßlicher war.

Aber auch Syv's historische Einleitungen zu jedem Liede sind durch den Anhang, der einen historischen Excursus über das Ganze enthält, keineswegs ersetzt. Denn die Fabel der 24 Heldenlieder zwar ist vollständig commentirt, aber von den Balladen und Mährchen sind ihrer 58 ohne Erklärung geblieben.

An den Excursen selbst, die allerdings einen rühmlichen Beweis von des Hrn. Verf. großer Belesenheit und weitgreifender Forschung ablegen, fanden wir bey ruhiger Ansicht hauptsächlich viererley zum Voraus zu tadeln: die undeutsche Sprache, die unrichtige Schreibung fremder, besonders skandinavischer Namen, die sonderbaren Citationen und die anmaßenden Urtheile.

So sucht Hr. Gr. darin eine Originalität, daß er das Hülfsverbum ausläßt, wo der Deutsche es durchaus nicht entbehren kann, z. B. S. 440 „daß es nur darauf ankam, ihr Daseyn zu beweisen, nicht daß sie begründet in der Historie; — — — (was?) S. 475 und gering ein? Waffen verschneidet ihn! S. 497 „weil sein Hals so hart wie Stahl," „daß keine Falschheit dabey! (S. 543) S. 498 in Höhle geworfen" statt in eine Höhle u. s. w.

Was ist ferner Vandlothing! Hedinsfied, Gläsir valler? Seit wann sagt man die Ingibiorgu von Upsolum? Ist das erstere Skandinavisch und das zweyte Deutsch? (S. 523)

Wie Hr. Gr. citirt, davon nur einige auffallende Beyspiele: Otto von Freysingen (Lat. Otto Frisingensis) heißt bey ihm Otto Frisingens! (s. S. 432) Joh. Messenius, Prof. der Beredsamkeit und der Rechte zu Upsal, nachher königl. Assessor zu Stockholm, und zuletzt 18 Jahre (Bis novem miser integros per annos!) in Gefangenschaft zu Cajaneburg, wo er auch starb, gab unter vielen gelehrten Werken auch eine Schrift über die fünf ältesten und vornehmsten Schwedischen Handelsstädte Upsal, Sigtun, Skara, Birka und Stockholm heraus, und nannte diese Schrift mit einer Griechischen Zusammensetzung, die sich darauf bezog. Nun

führt Stephan Stephanius in seinen Notis uberioribus zum Saxo Grammaticus S. 158 gelegentlich folgendermaßen an: Prorsus igitur frustanea est opera Johannis Messenii, dum in libello quodam suo, quem Sveopenta protopolin etc. inscripsit, evincat etc. Auch Rec. besitzt diese Schrift eben so wenig als Hr. Gr., und hat sie nie gesehen, vermuthet aber doch, daß von dem offenbaren Accusativ protopolin der Nominativ protopolis heißen müsse. Allein Hr. Gr. findet nicht nöthig, daran etwas zu ändern, sondern schreibt getreulich nach: „Joh. Messenius in seiner kleinen (?) Schrift Sveopenta protopolin! (das Druckfehlerverzeichniß schweigt hievon.)

Auf eine andere Art sonderbar citirt Hr. Gr. S. 425 Suhm II. 179. 185 und so öfter. Wo soll der Leser diesen zweyten Band von Suhm suchen? Rec. besitzt die sämmtlichen Suhmischen Werke, aber nur seine kritischen Vorarbeiten zur Nordischen Geschichte laufen unter der Nummer 1—10., seine Historie af Danmark 1—7. und seine Samlede Skrifter 1—16. — Welche dieser drey Sammlungen meint Hr. Gr. damit? Das läßt sich nicht nur nicht errathen, sondern die Citation paßt nicht einmal, wo man auch nachschlägt. Zufälliger Weise ist nun vier Bogen weiter hinter S. 491 abermals Suhm II. 291 citirt, aber dazu Nord. Fabelzeit gesetzt. Und somit läßt sich nun endlich seine Meynung errathen, aber auch nur errathen! Es hat nämlich Gräter bekanntlich Suhms Historie af Danmark, wo nicht aufgefordert von dem ehrwürdigen Verf., doch mit seinem Wissen und seiner Billigung etwa sechs Jahre nach seinem Tode in einer sorgfältigen Verdeutschung unter dem Titel: Peter Friedrich von Suhm's Geschichte der Dänen. Aus Liebe zu dem Studium derselben und aus Ehrfurcht für ihren Verfasser ins Deutsche übertragen von Fried. Dav. Gräter, Leipzig 1804. bey Heinrich Gräff in gr. 8. herauszugeben angefangen. In dem, über Suhm, als Historiker, sich auf XLII Seiten verbreitenden Vorbericht modificirt Gr. sein Urtheil über diese Suhmische Geschichte der Dänen, S. XXVIII, „daß sie ein wahrer Nekrolog der Regierungen, ein drittes Buch der Könige, ein Speculum regale sey, das, ohne je die Gefahr der Ungnade zu laufen,

die Stelle eines treuen Ministers und eines freymüthigen Staatsmannes vertrete" in Hinsicht der zwey ersten Bände, die bloß die Geschichte der Fabelzeit enthalten, und setzt hinzu: „es möge seyn, daß die Fabel in der Geschichte, eben weil man da nur die strengste Wahrheit erwarte, so lehrreich nicht sey, als sie es in der Sphäre der Kunst zu seyn pflege," allein sie seyen darum nicht minder lesenswerth; denn „sie enthalten eine möglichst-vollständige und möglichst-historische Darstellung der Nordischen Fabelzeit, und müßten in so ferne schon als der gelehrteste Commentar über das fabelhafte Alterthum, und als ein reichhaltiger Anhang zu der, von Dichtern und Künstlern noch lange nicht nach Verdienst gewürdigten Götterlehre des Nordens auch als ein abgesondertes Werk für die Liebhaber und Forscher der Nordischen Vorzeit ein sehr schätzbares Handbuch seyn," daher er ihnen (den zwey ersten Bänden von Suhms Dänischer Geschichte) obigen Nebentitel (Historische Darstellung der Nordischen Fabelzeit) ohne Zweifel mit Recht gegeben habe. Allein Gräter hat bis jetzt nicht mehr als den I. Bd. herausgegeben, und es ist also auch jede Citation, die sich bey diesem Werke mit II. signirt, durchaus falsch. Denn wenn dieser Band gleich in der Verdeutschung in zwey Abtheilungen (weil die Verdeutschung nicht in gr. 4., wie das Dänische Original, sondern in 8. gedruckt wurde, mithin der Band zu dick geworden wäre) gesondert ist, so steht doch auf jeder Abtheilung Erster Band, und wer richtig und genau citiren will, kann und wird daher eine Seite der zweyten Abtheilung nie Suhm II. 195, sondern entweder Suhms Geschichte der Dänen von Gräter I. 2. 195, oder Suhms hist. Darstellung der Nord. Fabelzeit mit gleicher Signatur citiren. Dann erst weiß der Deutsche sowohl als der Nordische Leser, woran er ist.

Was endlich die absprechenden Urtheile betrifft, so kann Rec. nicht umhin, hauptsächlich zwey verächtliche, aber wohl diesen Männern von Hrn. Gr. noch zur Zeit nicht gebührende Seitenblicke zu rügen. Der erste betrifft den allgemein bekannten, von jedem Liebhaber und Forscher des Nordischen Alterthums studierten, und von allen, die ihn studiert haben, mit Dank und Hochachtung, die er auch wahrlich verdient,

genannten Thomas Bartholin; aber Hr. Gr., der ihm ohne Zweifel, falls er sein Buch durchstudiert, und nicht bloß darin geblättert hat, eben so vielen Dank schuldig ist, kann nicht umhin, dasselbe zum erstenmal unter allen Dänen, Schweden, Isländern, Engländern und Deutschen, die seiner gedenken, mit dem Namen eines geschmacklos geschriebenen Buches der Verachtung preis geben zu wollen. In jedem Falle ist das Urtheil etwas schief; denn es kam wohl bey seinem Buche nicht so sehr darauf an, in welchem Geschmack, sondern mit welcher Gründlichkeit er seinen Satz de causis contemtae a Danis adhuc gentilibus mortis durchgeführt hat.

Der zweyte betrifft den ehrwürdigen Suhm. Mit welcher Einbildung mag wohl Hr. Gr. gestraft seyn, um bey seinem ersten Auftreten im Fache der Nordischen Litteratur sogleich auch den verdientesten Manen aller Mäcene und Alterthumsforscher des Nordens mit solchem Uebermuthe entgegen zu treten? Denn Uebermuth ist es doch in der That, wenn Hr. Gr., nachdem er sich auf Suhms Untersuchungen überall gestützt und berufen hat, S. 509, da er das Dänische Volkslied von Hafbur (Habor, Hagbard) und Sigmild mit der Geschichte dieser Liebenden aus dem Saxo Grammaticus commentiren will, sich folgendermaßen erklärt;

„Es folgt hier eine Uebersetzung davon, ein Auszug zum Theil. Auf Suhms Nordische Fabelzeit, wo (I. 234—41) die Sage aus dem Saxo eingerückt worden, konnte nicht verwiesen werden, weil er (Suhm) alles mit seinem matten Styl breit gemacht ꝛc.“

Abgesehen davon, daß Suhm, in der ohne Zweifel richtigen Ueberzeugung, daß Saxo nicht als ein treuer Geschichtschreiber berichtet, sondern alle Erzählungen der Vorzeit mit seiner Phantasie aufgestutzt und erweitert hat, sich absichtlich Mühe gab, wo möglich bloß den historischen Kern aus diesen poetischen Verschönerungen herauszuholen, und in seiner Geschichte auf das Verdienst eines Romanschreibers Verzicht zu thun; abgesehen davon, daß selbst, wenn Suhms Styl in seiner Geschichte der kräftige und blühende, wie er in seinen früheren Schriften war, nicht mehr ist, in welchem Falle es doch von einem Hrn. Gr. mit einiger Achtung zu bemerken

war, so müssen wir gestehen, daß, wenn wir Suhms Erzählung in Gräters Verdeutschung (denn darauf beruft sich ja Hr. Gr. durchaus, niemals auf das Original, das er auch nicht gelesen zu haben scheint) vor die Hand nehmen, dieser ihm angeschuldigte breite Styl neben dem schmalen Styl des Hrn. Gr. sich gar nicht so übel ausnimmt, wie derselbe seinen Lesern vorspiegelt. Doch man vergleiche selbst:

Suhm's Dän. Gesch. von Gräter. 1. Bd. 1. Abth. S. 236.	Grimm's Altdän. Heldenlieder. S. 511.
Um ihn daher desto mehr zu ehren, wurde ihm seine Schlafstätte bey der Königstochter selbst angewiesen.	Dann, um ihn mehr zu ehren, ward ihm seine Schlafstelle in ihrem Bett gegeben.
Die beyden Glücklichen kosteten nun, bezaubert von Liebe und Wollust, ungestört mit einander, und Hagbarth fragte seine geliebte Signe:	Da nun, in dem Genuß gemeinschaftlicher Lust, fragte Hagbarth die Sygne:
„Was wirst du, wenn dein Vater mich auffängt, und der Tod dann mein gewisses Loos ist, (denn ich erschlug seine Söhne, und nun halte ich auch dich, seinem Willen zu Trotz, in meine Arme geschlossen) was wirst du dann, du meine einzige Freude, was wirst du dann thun? mich vergessen, wenn du mich verlierst? dich einer andern Liebe hingeben?	Wenn ich der Gefangene deines Vaters werde, und einem traurigen Tod übergeben, wirst du uneingedenk unsres Bündnisses, deine Liebe einem Andern zuwenden? so mir jenes Schicksal begegnet, hoff' ich nicht, daß er verzeiht, lüstend seine Söhne zu rächen; denn ich habe deine Brüder getödtet, und halte dich nun, ohne sein Wissen und gegen seinen Willen, in gemeinsamer Lust umfangen. Sage, Herzliebste, was wirst du dann thun, wann ich dich nicht mehr, wie sonst, umarme?
Signe erwiederte: Glaube, Geliebter, glaube, daß ich mit dir sterben werde, wofern der häßliche Tod dich in den Hügel legt!	Sygne antwortete: Glaube nicht, lieber Herr, daß ich leben möchte, wenn das Verderben über dich gekommen, oder meine Zeit

Suhm.

Ja, auf welcherley Art du stirbst, sey es durch Krankheit, sey es durchs Schwert, im Meer oder auf dem Lande, so will ich dir nachfolgen! jede andere Liebe ist mir verhaßt, gemeinschaftliche Zärtlichkeit hat uns verbunden, ein gemeinschaftlicher Tod soll uns vereinigen!

Deinen Tod werd' ich selbst empfinden, und den nicht verlassen, den ich meiner Liebe würdig geachtet habe, den, der mir den ersten Kuß gab, der mich zum ersten Mal die Liebe lehrte! Kein Gelübde soll heiliger seyn, wofern je ein Frauenmund Wahrheit sprach.

Grimm.

verlängeren, wenn ein trauriger Tod dich in den Grabhügel geführt! Welcher Tod dich wegnimmt, durch Krankheit, Schwert, in Meeres Abgrund, oder auf dem Felde, ich gelobe einen gleichen zu sterben, daß, wie im Brautbett, ein Tod uns vereinige!

Deines Todes Pein werd auch ich fühlen, und den nicht verlassen, den ich meiner Liebe werth geachtet, der zuerst meines Mundes Küsse genossen, und meinen blühenden Leib. Keine Verheissung soll gewisser seyn, wenn je eines Weibes Wort treu war.

Wenn uns nicht alles trügt, so ist Suhms Sprache die wahre Sprache der Liebe, und mithin der Natur; Herrn Grimm's aber ziemlich verkünstelt, und wenn wir dieser Vergleichung ein Quid tanto dignum etc. vorausgesetzt hätten, möchte wohl nun das Product seiner Verheißungen sehr mager seyn.

Wenn nun aber Hr. Gr. weiter fortfährt, dem Saxo nachzuerzählen, und am Ende gar es wagt, mit Hexametern und Pentametern zu schließen, so verwandelt sich in der That der gerechte Unwille über seine unbescheidene Art zu urtheilen, in eine mildere Empfindung.

Zum Beweise wählen wir hier die vier letzten Zeilen:

— — —
Daß dort Liebe mir aufblüh' (e) heg' ich die sichere Hoffnung

soll ein Hexameter seyn.

— — | — ∪ ∪ | —
Und es wird mir gar bald Wollust gewähren der Tod!
Beid' die Welten fürwahr doch müssen sie immerdar preißen
— ∪ ∪ ∪ ∪
Eine Ruhe des Geists, wie in der Lieb' eine Treu.

Welch' eine Construction! welch' eine Sprache! Kaum wird man sie, ohne seinen Saxo zur Hand zu nehmen, enträthseln können!

Wir kommen nun zu den Excursionen selbst. Nach einer allgemeinen Einleitung, worin Hr. Gr. die Erklärung der Heldenlieder als die Hauptsache dieses Anhangs angibt, bemerkt er, daß die Absicht desselben sey, theils die Original-Einleitungen der Dänischen Ausgabe zu jedem Liede nicht verloren gehen zu lassen, theils auch sie bald zu berichtigen, bald zu ergänzen. Es ist keine Frage, daß Hr. Gr. in dieser Hinsicht größtentheils Wort gehalten hat. Auch liefern seine Bemerkungen in der That viel Neues und Wahres.

Gleich seine ersten Bemerkungen über die drey Lieder von dem Verrath der Frau Grimilde an ihren Brüdern bestätigen dieses Urtheil, und geben einen Beweis, daß der Verf. bereits den Inhalt des Heldenbuchs und der Nibelungen eben so wie den Inhalt der Niflunga-, Wilkina- und der Wolsunga- und Nornagests-Saga, desgleichen auch des Anhangs der jüngern Edda einstudirt hat. Er behauptet, daß diese Lieder mit den vier ersten, d. h. mit dem Deutschen Heldenepos, und der aus Deutschen Sagen entstandenen Wilkina, aber keineswegs mit den rein-nordischen Vorstellungen der Wolsunga rc. übereinstimmen. Rec. besitzt zwar die meisten dieser Werke, hat aber jetzt nicht Muße, sie noch einmal durchzulesen. Er behält sich daher eine nähere Prüfung dieser Angabe, an der er jedoch im Ganzen nicht zweifelt, bevor. Soviel ist ihm noch von ehedem erinnerlich, daß er die gedachten Dänischen Volkslieder selbst einst für Sprößlinge der Deutschen Sage hielt; wobey dessen ungeachtet der Originalität ihres Vortrags und Seyns nichts benommen ist.

Wenn Hr. Gr. in der Note gegen den gelehrten Gram behauptet, daß der Norden den Reim nicht von den Deutschen gelernt habe, so stimmt ihm Rec. vollkommen bey. Das heidnische Deutschland hatte gewiß eben so gut seine Alliteration als Skandinavien, und woher brachten sie wohl die Angelsachsen als eben aus unserm Vaterland? — Ja, Prof. Gräter hat sogar vor einigen Jahren die nicht unwahrscheinliche Hypothese in seinen Programmen hierüber aufgestellt, daß

die verloren geglaubte Prosodie der alten Welt ebenfalls in nichts anders als in der Alliteration und damit verbundenen Vocalen-Correspondenz möchte bestanden haben. Allerdings hat sie auch die von Hrn. Prof. Gley entdeckte und der tausendjährigen Vergessenheit entrissene Evangelien-Harmonie. Rec., dem der Entdecker seine ersten Abschriften des Codex zuschickte, freute sich sehr, eine schon früher darüber geäußerte Vermuthung damals so vollkommen bestätigt zu finden. Aber nicht bloß darin, auch in dem Wessobrunner Fragment offenbart sich das, dem Deutschen Reim vorangegangene Gesetz der Alliteration, und es freut uns, wenn Hr. Gr. bald den Beweis gibt, daß auch in dem Casseler Fragment von Hiltibrat und Hathubrat das nämliche herrsche.

Die zweyte Hauptexcursion betrifft die Sage von der Trojanischen Abkunft der Franken. Mit besonderer Begierde las dies Rec. Gewiß es ist ein interessantes Thema. Aber nach vielem gelehrten Aufwand hat der Kenner nichts Neues gelernt, und für den gänzlich ununterrichteten Leser fehlt es dem Vortrag an logischer Ordnung und Klarheit der Darstellung. Auch sind damit die Meynungen Wendelin's, Schilter's, Eccard's und Suhm's keineswegs widerlegt. Es wäre schon genug, wenn diese vier verschiedenen Meynungen hier nur gründlich wären beleuchtet worden. Wenn S. 432 nicht mit völliger Gewißheit behauptet wird, was Meibom aus dem Magnum Chron. Belg. anführe, daß die Stadt Xanten am Rhein klein Troja genannt werde, so kann Rec. aus dem vor ihm liegenden Chronicon versichern, daß es mit dieser Anführung seine Richtigkeit hat, nur mit dem Unterschiede, daß er nicht Hago von Troja oder Trojanus, sondern Trajanus genannt wird. Die ganze Stelle steht S. 65, und lautet so: Isti duo fratres (Theodericus, prim. com. Hollandiae, de Waltgerus) habuerunt avunculum Hagononem Trajanum, qui in Troja minori (scilicet Xantis) habitavit etc. Auch die S. 335 und 436 aus dem Sigebertus Gemblacencis angeführte Stelle findet sich umständlich in dem Magn. Chron. Belg. S. 9 und 10 und fängt mit den, für Hrn. Grimms Behauptung sprechenden Worten an: Porro originem Regni Francor. hanc esse novimus ex relatu fideli

Majorum, wiewohl sich das freylich nicht bloß auf mündliche, sondern auch schriftliche Ueberlieferung immerhin beziehen ließe.

In der Note **) S. 440 sagt Hr. Gr.: „Diese Sage (oben im Text aber ist von keiner bestimmten Personen-Geschichte, sondern nur davon die Rede, daß die Abkunft der Franken von den Trojanern eine allgemeine und sehr alte Volkssage gewesen sey) ist es, welche Meister Biörn nach Norwegen gebracht; ungenau hat man dieses bisher auf die Wilkina Saga bezogen, es gilt bloß von dieser." Also den Volksglauben einer Abkunft der Franken von den Trojanern hat Biörn nach dem Norden gebracht? Wohl schwerlich; es scheint, hier ist Hr. Gr. selbst ungenauer (im Ausdruck, denn vermuthlich meinte er es anders) als seine Vorgänger gewesen.

Auf diese zwey Hauptexcursionen folgen nun die erklärenden Bemerkungen zu jedem einzelnen Liede. Da gegenwärtige Anzeige die gewöhnliche Ausdehnung einer Kritik schon jetzt vielleicht überschreitet, so wollen wir uns nur auf weniges beschränken.

S. 483. Das Hogna statt Hogni oder Hogne. H. Gr. wird im Verfolg seiner Studien dieses a verwerfen, weil es weibliche Form ist, ob gleich Rec. weiß, und es selbst ehedem dem Ohre zu Gefallen brauchte, daß man allgemein Braga statt Bragi oder Brage sagt.

S. 491. Daß der Name von Wittichs oder Widga's Mutter wirklich in der Völundar-Quida vorkomme, wie Hr. Gr. vermuthet, und daß es nicht Bodilld, sondern Bödwild oder Baudwild heiße, hat sich unterdessen theils aus Gräters Uebersetzung der Wölundar-Quida in Idunna und Hermode, theils aus dem herausgegebenen Texte des Codex Reg. von Herrn Hagen bestätigt, womit wir jedoch nicht Hrn. Gr., der nun eine Abschrift des Cod. selbst besitzt, eine Neuigkeit sagen, sondern bloß den Besitzer seiner Dänischen Heldenlieder zu einer Note veranlassen.

S. 496 hat uns der mordliche Tod nicht sehr gefallen. Nehme doch der Hr. Verf. die Wahrheit und Richtigkeit dieses Ausdrucks noch einmal auf die Wage.

S. 508 ist citirt: (Huon de Bourdeaux. Franz. Volksbuch (?) S. 29. 30). Möchte sich der Verf. doch näher

darüber erklären! Rec. kennt den Huon de Bourdeaux aus den Extraits des Romans de Chevallerie — wird der nämliche Roman in Frankreich etwa, wie bey uns der gehörnte Siegfried und die Heymons-Kinder rc. durch Krämer auf den Märkten, gedruckt in diesem Jahr, verkauft? und versteht Hr. Gr. einen solchen Abdruck darunter?

Was S. 520 von der, zu einem Volkslied gewordenen Thrymsquida gesagt wird, ist nicht uninteressant, aber wenn er am Schlusse bloß die Kjempeviser citirt, sind wir nicht zufrieden. Die Citation ersetzt die Anführung von Syv's eigenen, lehrreichen Worten nicht.

S. 524 und 525 kommen drey Straphen aus der Hervararsaga vor. Man sieht, daß sich Hr. Gr. nicht an die Lateinische oder Schwedische Uebersetzung gehalten, sondern aus dem Skandinavischen Originale selbst hat übersetzen wollen. Es ist diese Probe in der That merkwürdig, indem sie als Bestimmungspunct dient, in welch kurzer Zeit der Verf. und sein gelehrter Hr. Bruder, Jacob Grimm, sich der Skandinavischen Sprache durch eisernen Fleiß und enthusiastisches Studium so weit werden bemächtigt haben, daß sie im Stande sind, das kühne Versprechen am Schlusse dieses Werkes, die noch nicht entzifferten Lieder der Edda zu übersetzen, in wirkliche Erfüllung zu bringen. Denn hier erscheint wenigstens Hr. W. Gr., der Herausgeber des beurtheilten Werkes, in der That noch als Anfänger in jener Sprache. Denn wenn man auch annimmt, daß er nicht die kritische Ausgabe des Magnäanischen Instituts, welches doch zu erwarten ist, zu Grunde gelegt habe, in welchem Falle sich freylich noch mehrere Fehler zeigen, sondern die Verelische (s. jene Sumtibus de Suhm. S. 34. 36. 40. und Verel. ed. S. 70 und 71); so geben doch die vier letzten Zeilen den Ausschlag. Sie heißen:

Þeim gief ec Erni
Esktum brader
Sa mun af blodi
Stuga minn.

Der Schwede übersetzt:

Then stora Örnen
Wardar iag til steek

Mitt blodh thet röda
Skall han och suga.

Herr Grimm aber:

Dem Aar geb' ich
Eine Speise;
So auch mag er von meinem
Blute saugen.

Man sieht unschwer, daß es dem Originale, und nicht der Schwedischen Uebersetzung nachgebildet ist, oder seyn soll; aber es fällt auch plötzlich in die Augen, daß Hr. Gr. die beyden Ausdrücke efstum und Sa' mum nicht verstanden hat, nämlich damals, als er dies schrieb. Daß er jetzt in Vereinigung seines Fleißes mit einem, zu gleicher That gerüsteten Bruder es nicht verstehen sollte, zweifeln wir kaum. Es heißt:

Jenem Adler geb' ich
Die letzte *) der Speisen:
Der wird (sogar) von meinem
Blute nun saugen!

Er hielt das Skandinavische sa' für so! es heißt aber der, und er kannte mit das pronomen demonstrativum, sa', su, þat, noch nicht. Wie es scheint, ein wahrer Beweis, daß wenigstens Hr. W. Gr. bey Herausgabe des gegenwärtigen Werkes (Osterm. 1811.) erst die Skandinavische Sprache zu lernen angefangen hat!

S. 537 zu 87. Klage König Waldemar des II, dum brevis esse laboro, obscurus fio. Wer nicht die Geschichte jener Zeit im Gedächtniß hat, wird durch die räthselhafte Erklärung des Hrn. Gr. statt belehrt, vielmehr irre. Es soll eine Klage Waldemars des II. und doch über Waldemar den III. seyn! Das scheint, dem ersten Anblick nach, ein Widerspruch, weil die Klage Waldemars auch zur Noth als Klage um Waldemar könnte verstanden werden. Auch begreift man auf der Stelle nicht, wie K. Waldemar der II. um seinen anscheinenden Nachfolger, Waldemar den III., klagen kann.

---

*) Oder auch, wie der Schwede übersetzte, efstum zu erni gezogen, dem hochfliegenden Adler werd' ich nun selbst zur Speise.

Es hätte daher Hr. Gr. die Original-Aufschrift in den Kjempeviſern IV. P. Nr. 43. S. 567, wo ausdrücklich steht: König Waldemars des II. Klaggedicht über seines Sohnes Tod nicht abkürzen, und zur Erläuterung, warum dieser vor ihm gestorbene Sohn gleichwohl die Regenten-Bezeichnung Waldemars des III. führt, anmerken sollen, daß dieser Prinz bereits zum König gekrönt war, aber noch vor seinem Vater starb, wie das auch Nyerup zur Deutlichkeit bemerkt in dem 4. Bd. seiner Skildring af Tilstanden i Danmark og Norge, S. 255. Ueberhaupt kommt diese Dunkelheit durch Kürze öfters vor, und man muß zuweilen in der That rathen.

S. 541 zu Nr. 89. Marsk Stig (oder Marschall Stig) und seine Tochter wäre es nicht uninteressant gewesen, die Marmora Danica anzuziehen, wenn gleich die dortigen Data unerweislich, und die von Stigs Töchtern Ode und Ade, wie Nyerup sagt, wirklich apokryphisch sind; denn wenn Marsk Stig schon im J. 1298 starb, konnten seine Töchter allerdings nicht erst 1460 begraben werden.

Auch die Vorrede des Hrn. Verf. kann man von Dunkelheit nicht frey sprechen, und manches ist so allgemein und absprechend gesagt, daß man, wenn man sich nach Beweisen und Thatsachen umsieht, in Verlegenheit ist. Wir wollen es nicht rügen, daß Hr. Gr. meint, es sey Zeit, die Aufmerksamkeit endlich auch auf die Poesie des Nordens zu lenken, welche doch schon längst durch Gerstenberg, Denis, Herder und Gräter darauf gelenkt war. Wenn er aber behauptet, „daß es meistens nur die Mythologie gewesen sey, die man aufgesucht habe, oft nur, um ihr eine Ungerechtigkeit anzuthun, und sich nach Beweisen für eine Ansicht umzusehen, die sie im Voraus für eine Nachahmung der Griechischen und Römischen ausgab, und welche kritische hieß," so verstehen wir entweder nicht, was Hr. Gr. damit sagen will, oder es ist ein Vorwurf, der entweder nicht gegründet, oder hieher nicht passend ist. Denn unsers Wissens (abstrahirt von den Schriftstellern des Nordens selbst) kennen wir in Deutschland bis jetzt keinen, der sich ex professo mit der Erörterung und Darstellung der Nordischen Mythologie beschäftigt hätte, als Gräter. Dieser streitet aber sogar gegen Vergleichungen mit

Menge Beyspiele belegen. Allein er will nur bey einem einzigen stehen bleiben. Wir vergleichen das bekannte Jägerlied in zwey Abdrücken, welche kaum 20 Jahre aus einander sind: Es blies ein Jäger wohl in sein Horn (s. Herder von Deutscher Art und Kunst, dessen Volkslieder, Stimmen der Völker, und Gräters Bragur und Arnim's Wunderhorn).

Schon in der dritten Strophe fangen beyde Abdrücke (Recensionen? Hr. Gr. bedient sich immer dieses vornehmen Ausdrucks bey solchen Fällen, und wir können nicht umhin, auch das gelegenheitlich zu rügen. Verdienen denn wohl solche leichtsinnige Achtlosigkeiten des Volks, solche willkührliche, oft verstand- und sinnlosen Abänderungen einen Namen, welchen man den, mit hoher Gelehrsamkeit und Kritik bearbeiteten Textausgaben eines Wettstein und Griesbach, eines Ernesti und Heyne zu geben pflegt?) — Abdrücke also — schon in der dritten fangen sie an abzuweichen, auf folgende Art:

Früherer Abdruck.	Er schwung sein Hütchen wohl über den Strauß
Späterer.	Der Jäger ritt wohl durch einen grünen Busch
Fr.	Es sprung ein schwarzbraun Mädgen heraus
Sp.	Da sprang ein schwarzbauns Mägdlein heraus,
Fr.	Hob sa sa sa, dra, ra, ra, ra
Sp.	Denn Hopsasa, denn Vallerallera, rc.

5. Strophe.

Fr.	Deine grosen Hunde, die thun mir nichts,
Sp.	Deine großen Hunde, die beisen mir *) nicht,
Fr.	Sie wissen meine hohe weite Sprünge noch nicht
Sp.	Sie kennen meine hanette Sprünge noch nicht. rc.

*) Offenbar nur der Fehler eines Sächsischen oder überhaupt Nördlichen Setzers, der den Dativ und Accusativ in solchen Fällen nicht zu unterscheiden wußte.

(Der Beschluß folgt.)

No. 13. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

Altdänische Heldenlieder, Balladen und Märchen übersetzt von Wilhelm Carl Grimm.

(Beschluß der in No. 12. abgebrochenen Recension.)

Doch genug zur Probe. Die hohen weiten Sprünge, von denen sich das schlaffe Gedächtniß nur noch des ho erinnerte, und daraus honette! Sprünge machte, die großen Hunde, die mir nicht beißen, statt mir nichts thun, und der Jäger, der durch einen grünen Busch reiten muß, statt daß er sein Hütchen wohl über den Strauß schwingt, das freylich mit den Gesetzen der Ideenassociation schwer aus dem bloßen Gedächtniß zu restituiren war, zumal da der Strauß selbst schon ein Gedächtnißfehler und eine Verbesserung um des Reims willen für das vermuthlich ältere Strauch zu seyn scheint, — diese wenigen, aus einem unzweydeutigen Beyspiel herausgehobenen Proben der allmähligen Abartung der Volkslieder von ihrer Urgestalt deuten klar genug auf den Weg hin, auf dem man weiter zu schließen hat; und wenn Hr. Gr. überzeugt ist, daß die Idee einer solchen Abänderung gar nicht volksmäßig sey! (S. XIX der Vorrede) so ist es offenbar, daß er das Volk und ihre Lieder noch gar nicht aus eigener Erfahrung kennt, und letztere bloß an dem Pulte zu studiren angefangen hat.

Es klingt freylich prächtig (wiewohl dunkel), wenn Hr. Gr. auf der vorhergehenden Seite (S. XVIII) sagt: „die Volkspoesie lebt gleichsam im Stand der Unschuld, sie ist nackt, ohne Schmuck, das Abbild Gottes an sich tragend; die Kunst hat das Bewußtseyn empfangen, sie kann den Muth nicht mehr haben, ihren Gegenstand hinzustellen, wie er ist, sondern er muß umkleidet werden. Es ist darüber kein Streit, man muß es empfinden, aber diese Kleidung ist es, die wir in den Gesängen der Edda finden, dieses Gemessene, Runde. Dadurch wird nicht gesagt, daß sie nicht auch sehr einfach seyn

können, noch wird über den Rang zwischen beyden abgeurtheilt; wenn wir die Volkslieder wegen der Gewalt und der Wahrheit lieben, mit welcher sie das Leben und das Größte des Lebens nah vor uns hinstellen; so sehen wir in den Kunstgesängen alle Kräfte der Menschheit gesteigert, die Helden idealer und zu den Göttern gerückt!“ (Und nun zum Beweis eine Vergleichung der Thrymsquida mit dem Dänischen Volkslied von dem Tord von Meeresburg!)

Wahrlich ein großer Aufwand von schimmernden Gedanken, um einen verkehrten Schluß zu machen. Denn man darf nur die Thrymsquida in Gräters bekannter Verdeutschung in den Nordischen Blumen lesen, und dann diesen Tord von Meeresburg in gegenwärtigem Werke, wenn man sich überzeugen will, daß in dem letztern nicht das Größte des Lebens vor uns hingestellt, noch weniger aber das Abbild Gottes darin erkenntlich, sondern daß es vielmehr von dem Göttlichen nicht bloß zu dem Menschlichen, sondern zu einer wahrhaft pöbelhaften Verunstaltung herabgesunken ist. Das läßt sich auch begreifen, denn wenn man annimmt, daß das Eddische Lied höchstens in das achte Jahrhundert zurück zu datiren sey, (welches in Vergleichung mit den Liedern des Thiodolfs von Hwin, die doch zum Theil einen großen Theil Künstlichkeit mehr verrathen, wohl nicht zu gewagt ist) das Dänische Volkslied aber in das 16te Jahrhundert setzen, so liegt gerade ein Zeitraum von acht hundert Jahren mitten inne. Bedenkt man nun, wie in obigem Beyspiel nicht bloß die hohen weiten Sprünge in dem kurzen Zeitraum von 20 Jahren schon zu honetten Sprüngen geworden sind, sondern man sich auch die Freyheit genommen hat, nicht bloß Ausdrücke, sondern Umstände zu verändern, und aus dem Hütchen schwingen über den Strauch schon ein Reiten durch den Busch zu machen, so läßt sich denn wohl auch begreiflich finden, wie in einem 40 mal längeren Zeitraum nur einige Hauptstriche des alten Gemäldes geblieben, die schönsten Mittelzüge aber nebst dem ganzen antiken Colorit verwischt sind.

Nur ein Paar Züge zur Probe:

Eddische Erzählung
nach Gräters Uebersetzung S. 94.

Hinweg flog Locke
Das Federgewand rauschte,
Bis er hinauskam
Aus der Götter Grenzen,
Und hineintrat
Ins Riesenland.

Thrym saß auf einem Hügel,
Der Riesen König!
Er schnürte den Hunden
Das Goldband um,
Und seinen Pferden
Strich er die Mähne.

Thrym.

Wie stehts bey den Göttern?
Wie stehts bey den Geistern?
Warum kommst du allein
Ins Riesenland?

Locke.

Unheil bey den Göttern!
Unheil bey den Geistern!
Hast du des Donnerers
Hammer versteckt?

Thrym.

Ich habe des Donnerers
Hammer versteckt
Acht Meilen unter der Erde!
Niemand soll ihn
Wieder erhalten,
Bringt man mir nicht
Freya zur Frau.

Diese Züge haben sich nun in achthundert Jahren nach und nach in dem Dänischen Volkslied nach Hrn. Grimms Uebersetzung S. 142 auf folgende Art verändert und verwischt:

Das war Locke der Diener,
Der setzte sich ins Federkleid
So flog er in das Norden Gebürg,
Ueber das salzige Meer so weit.

Und mitten in dem Burghofe
Da achselt' er sein Kleid,
So ging er in den hohen Saal
Vor den garstigen Tölpel ein.

Willkommen, Locke, du Diener,
Willkommen, bist du hüben?
Wie steht es auf der Meeresburg?
Und wie stehts im Lande drüben?

Wohl steht es auf des Meeresburg,
Und wohl stehts im Lande drüben.
Tord hat verloren den Hammer sein,
Drum bin ich kommen herüber.

Tord seinen Hammer nicht wieder kriegt,
Du kannst die Wort' ihm sagen,
Fünf und funfzig Faden tief
Liegt er in der Erde begraben.

Tord seinen Hammer nicht wieder kriegt,
Das sag' ich frey zu dir:
Ihr gebt denn Jungfrau Fridlefsborg
Mit all' Eurem Gute mir.

Der schöne Homerische Zug, wie der Riesenkönig, auf dem Hügel sitzend, seinen Hunden mit eigener Hand das Goldband umschnürt, und seinen Pferden die Mähnen streicht, ist hier bereits gänzlich verloren gegangen. Eben so auch andere treffliche Stellen dieser Art, wie Freya ob dem unwürdigen Antrag erzürnt, und alle Götterwohnungen unter ihr erbeben, und das große blitzende Kleinod zerspringt; wie dann die Felsen krachen, und flammend die Erde brannte, als Thor, der Sohn Odins, auf seinem Wagen nach Jötunheim fuhr! — Was kann man aber wohl einem Volkslied, dessen altes, wahrhaft schönes und mit erhabenen Zügen ausgestattetes Urbild man glücklicher Weise neben sich hat, unter solchen Umständen für einen Werth beylegen? poetischen? keinen. Hätte es wirklich eigenen poetischen Werth, so wäre es wahrlich nur Zufall,

und würde dieser Werth den Werth des Urbilds übersteigen, ein Wunder! Um wie viel weniger noch läßt sich ihnen ein historischer Werth beylegen? Handgreiflich hat man es ja, daß aus dem Donnergott Thor ein Ritter Tord (oder Tor) von Meeresburg, aus dem Thursenkönig Thrym ein Tölpel (Dän. Tosse, offenbar aus Thurs entstanden) Graf, und endlich aus der Göttin Freya eine Jungfrau Fridlefsburg geworden ist. Da suche man nun in der Geschichte nach dieser Fridlefsburg, und nach dem Tölpel und dem Tord! Alles Suchen und Forschen ist vergeblich, und wohl kann es in dieser Hinsicht einem Gram, und Suhm und Bartholin, die solche heillose Entstellungen der Geschichte und selbst der ältesten Sagen in diesen Volksliedern gewahr wurden, keineswegs verdacht werden, wenn sie diesen ganzen Kram, als unnütz für die Geschichte, keiner weitern Beachtung würdig halten zu müssen glaubten. Ja, es läßt sich kaum bergen, daß wohl auch die hierin enthaltenen Lieder von Grimhild ꝛc. zur Erklärung und Würdigung der Eddischen Lieder über diese alten Heldenabentheuer kein größeres Gewicht haben mögen, als das Volkslied von Torn zur Erklärung der Thrymsquida, wiewohl eine Zusammenstellung dieser Art nichts desto minder von hohem Interesse seyn kann. Abgesehen indessen von allem historischen Werth, und denjenigen Stücken, die noch schwache Wiederklänge aus den Tagen der grauen Vorzeit, auch eben deswegen keine von dem Volke ursprünglich gedichtete, sondern nur durch seinen Leichtsinn und seine Vergessenheit verdorbene und entstellte Lieder sind, so haben doch auch diese Wiederklänge noch einen Werth, indem sie theils unwiderlegliche Beurkundungen von der ehemaligen Existenz eines Urbilds sind, theils uns doch noch manche Ahndungen der ursprünglichen Schönheit und manche Hauptstriche des Alterthums durch Jahrhunderte herüber gerettet haben.

Auch in dieser Hinsicht verdient das Werk des Hrn. Gr., dessen Verdienst um das Dänische Kjempevise-Bog durch alle bisher vorgetragenen Einwendungen und Rügen keineswegs kann geschmälert werden, in der Bibliothek jedes Forschers der Vorzeit und jedes Freundes der Kunst und des Schönen zu stehn. Er hat uns zuerst durch seine mit Fleiß, Sprach-

und Sachkenntniß gemachten Uebersetzungen das Verständniß desselben geöffnet, und uns zu ihrem Genusse vorbereitet. Dafür gebührt ihm der Dank seiner Zeitgenossen, und wird ihm hiemit auch von dem Rec. mit der aufrichtigsten Wahrheitsliebe dargebracht.

T.

Christliche Kirchengeschichte von Dr. Anton Michl, Kön. Bayr. geistl. Rath und öffentl. Lehrer des Kirchenrechts und der Kirchengeschichte zu Landshut. I. Bd. Zweyte verm. und verbess. Aufl. München 1812. 596 u. XVI S. in 8. II. Bd. Zusätze zum ersten enthaltend. 1811. 440 S. in 8.

Man muß sich sehr wundern, in der verbesserten Auflage dieses für ein Hauptcollegium auf einer berühmten Universität bestimmten Lehrbuchs noch so viele antihistorische Ansichten und andere unläugbare Fehler zu finden. Es ist Rec. Pflicht, auf einige derselben, und dadurch auf die Nothwendigkeit einer genauen Revision, die zum Theil eine wohl vorbereitete Umarbeitung werden müßte, aufmerksam zu machen.

Daß Jesus zur geeigneten Zeit als Messias erschienen sey, soll nach S. 21 auch dadurch erwiesen seyn, daß die Juden keinen König aus ihrem Stamme mehr hatten, Antigonus aus den Maccabäern der letzte, und Herodes ein Idumäer, ein Fremdling gewesen sey. Soll immer noch die Stelle, daß das Scepter nicht von Juda entwendet werde, auf den Messias bezogen werden, so ist darin offenbar vom Stamm Juda, nicht von den Juden als Nation die Rede. Vom Stamm Juda aber war das Scepter schon weggekommen, da die Maccabäer, in Johannes Hyrcanus, Könige wurden. Denn diese waren vom Stamm Levi. Wäre also des Verf. Argumentation über die Schicklichkeit der Erscheinung des Messias zum Grund zu legen, so hätte dieser ungefähr 130 Jahre früher, ehe Johannes Hyrcanus, der Maccabäische Levite, das Scepter nahm, auftreten müssen. Schon von dort an war wirklich das Scepter von Juda's Stamm entwendet. Der Historiker darf Chronologie und Geschichte nicht nach der Dogmatik umformen!

Die Erzählung von der christl. Donnerlegion unter Antoninus Pius verwirft S. 37, behauptet aber, Dio und mehrere Auctoren, auch die Antoninische Säule zu Rom stellen ihn, den Antonin, selbst, als den Jupiter pluvius dar. — Die Auctoren sagen hievon kein Wort. Auf der Säule ist ein Regengott, aber nicht Antonin, als solcher, dargestellt. S. die Kupferabdrücke von dieser Säule, bey Fabretti. vgl. Baumgarten Examen Miraculi legionis fulminatricis contra Woolstonum. Halae 1740. 4.

Der Osterstreit wird S. 54 so vorgetragen, als ob die Frage gewesen wäre, ob die Christen ihr Opferfest am vierzehnten Monde oder am Sonntage nach dem vierzehnten Monde feyern sollten. Aber, wie man an oder nach dem „vierzehnten Monde" Ostern halten könne, wird niemand begreifen. Die Frage betrifft den vierzehnten nach dem Neumond. — Hier nennt der Verf. schon die Röm. Bischöfe Anicet, Victor, Stephan ꝛc. jedesmal Päbste. Der Historiker kann doch nichts daran ändern, daß damals, z. B. in Cyprians Briefen, der Röm. Bischof noch keinen andern Titel hatte, als jeder angesehene episcopus.

In der bekannten Stelle des Justinus von der Eucharistie Apolog. I. §. 65. 66. erlaubt sich der Verf. das Wort opfern einzuschieben, wovon im Texte keine Rede ist. Hr. M. übersetzt: worauf wir Brod und Wein mit Wasser, opfern. Der Text sagt: Alsdann wird dem Vorsteher der Brüder Brod und ein Becher Wasser mit Wein gemischt dargereicht (προσφέρεται, affertur, nicht offertur). Der Lateinische Fleury, welchen der Verf. in der Note anführt, hat für ποτήριον, Becher, sogar vini et aquae sacrificium eingeschoben. Sollen denn aber auch in unsern Zeiten noch dergleichen piae fraudes fortgesetzt werden? Noch mehr: Justin sagt: Wir nehmen die Eucharistie nicht als gemeines Brod, nicht als gemeinen Trank. Vielmehr, wie, durch einen Logos Gottes, Jesus Christus, unser Heiland, Fleisch geworden ist, und Fleisch und Blut wegen (ὑπὲρ) unsers Heils gehabt hat, so, sind wir auch gelehrt worden, daß die Nahrung, aus welcher unser Fleisch und Blut nach der Umänderung (der Verdauung) κατὰ μεταβολὴν genährt werden,

wenn sie durch Gebet und das von ihm kommende Wort, λόγος ὁ παρ' αὐτοῦ, gesegnet ist, auch Fleisch und Blut jenes fleischgewordenen Jesu sey. So Justin. Der Verf. behauptet, Justin stimme ganz genau mit der Lehre von der Transsubstantiation überein. Und doch erklärt Justin, daß die Symbole der Eucharistie eine Nahrung seyen, durch welche unser Fleisch und Blut durch Transmutation genährt werden. Auch glauben viele Kirchenväter, daß eben dieselbe in den Leib der Christen verwandelte Nahrung diesem zur Auferstehung geschickt mache. Daran also, daß die substantielle Eigenschaft jener Symbole, körperlich nahrhaft zu seyn aufhöre, dachte Justin noch nicht; er dachte vielmehr das Gegentheil. Was thut aber Hr. M.? Er, der Historiker, läßt die Stelle: aus welcher — bis: genährt werden, ganz weg (S. 61), und fügt alsdann sogleich bey, daß dieses schätzbare Document so genau mit der Lehre seiner Kirche übereinstimme; ungeachtet überdies Justin nicht sagt, daß Brod und Wein Jesu Leib und Blut irgend werde, sondern daß die Symbole dieses seyen, weil Christus gesagt habe: dies ist mein Leib, ist mein Blut! Justin hielt sich vorsichtig an Jesu Wort, ohne irgend ausdeuten zu wollen, in wiefern und wodurch Brod und Wein in der Eucharistie Leib und Blut Christi sey. Soll denn nun eine Ausdeutung, welche notorisch erst im Mittelalter zur Kirchenlehre canonisirt worden ist, und welche selbst Gregor VII. lange Anstand nahm, gegen Berengar als Kirchenlehre auszusprechen, — soll und darf eine solche Auslegung den Historiker auch in unsern Zeiten noch verleiten, in Lesebüchern für angehende Theologen die Texte des heiliggepriesenen Alterthums mit der Kirchendogmatik durch Auslassungen in Harmonie zu setzen und durch Einschiebsel, wie opfern statt darbieten, umzuändern?

Dagegen erlaubt sich aber auch Hr. M. (S. 38) unsern so partheylosen Lessing unter die Feinde der christlichen Religion zu rechnen. Auch wird, wo irgend von einer freymüthigen Untersuchung die Rede ist, gewöhnlich die Andeutung gemacht, daß „der Protestant Semler" (S. 36) „die Protestanten Ernesti, Leß, Herder rc." (S. 26)

dieselbe gewagt hätten. Allerdings ist dies gerade protestantisch, ungebunden von irgend einer vorgefaßten Meynung oder Auctorität jede mögliche Hypothese in ihrer vollen Stärke, in ihrer größten Wahrscheinlichkeit zu betrachten, weil sie, wenn ihr nicht ihr volles Recht angethan wird, nicht mit Wahrheitssinn geprüft, nicht entschieden angenommen oder verworfen werden kann. Aber, um ihrer Meynungen willen, Texte des Alterthums durch Auslassungen und Einschiebsel umzuwandeln, dies haben Lessing, Ernesti ꝛc. nicht gewagt; dies zu wagen haben sie auch aus ihrem Protestantismus keinen Anlaß genommen, keinen darin gefunden!

S. 62. „Die Taufe war anfangs nur von dem Bischofe, weil die Firmung mit der Taufe verbunden war, jedoch mit dessen Erlaubniß auch von Priestern oder Diakonen, und im Nothfall sogar von Layen ertheilt." — Anfangs nur von dem Bischofe? Und doch hatte selbst Korinth, da Clem. Romanus jenen Brief der Röm. Gemeinde (nicht eines Röm. Bischofs) an die Korinthische Gemeinde dahin schrieb, noch keinen über die Presbyters erhobenen, einzelnen und eigentlichen Bischof! Er nennt nur *ἐπισκόπους* (im Plural) *καὶ διακόνους*, so daß ihm *ἐπίσκοποι* und *πρεσβύτεροι* noch Synonyma sind.

Aus Herders Adrastea 1. St. S. 123 werden S. 76 die energischen Worte angeführt: „Im Christenthum gibt es keinen Klerus. Die Menschheit (die Gesammtheit aller herzlichen Verehrer Gottes) ist der erwählte Theil Gottes, kein ausschließender Stand. Vertilgt soll der Name, wie der Unbegriff, werden. Denn beyde sind Reste der Barbarey, den nützlichsten Ständen verächtlich." Hr. M. findet dies unbegreiflich. Die Lehrer, sagt er, der Historiker, wurden bald Bischöfe, bald Priester genannt, und führt dabey Act. 20. V. 17. und 28. an. Was aber sagt die Beweisstelle historisch? Die Presbyters, die Aeltesten, werden auch Episkopen, Aufseher, genannt, weil sie, aber sie alle, und nicht bloß Einer unter ihnen, dieses bey der Gemeinde waren. Darf nun der Historiker angehende Theologen in die Meynung versetzen, als ob Presbyter, senior, durch Priester zu übersetzen,

und mit ἱερεύς, sacerdos, damals synonym gewesen sey? oder als ob der allen Presbyters gegebene Beyname, Episkopos, damals den Begriff eines Bischofs der spätern Zeiten angedeutet habe.

S. 79 sagt: „Da die Protestanten den Röm. Primat gerne umgeworfen hätten, zugleich aber die deutlichen Dokumente (?) des Alterthums nicht wegläugnen konnten, kamen einige aus ihnen auf den verzweifelten Einfall: Petrus sey niemals zu Rom gewesen u. s. w. Die bösen Protestanten! Aber der genaue und partheylose Historiker würde, statt dieses polemischen Tons, seinen angehenden Theologen vielmehr dies gesagt haben, daß die Protestanten nicht erweislich finden, Petrus sey als Bischof zu Rom gewesen; daß, wenn sein apostolisches Daseyn zu Rom den dortigen bischöflichen Primat begründen sollte, Antiochien den ähnlichen Anspruch auf ein Primat gehabt hätte; daß überhaupt nicht gegen das eigentliche Primat (wenn Bischöfe sind, so muß Einer der Erste unter ihnen seyn!), sondern gegen das Supremat und die Hieromonarchie des Bischofs zu Rom protestirt werde, wie nach dem Eingeständniß des Verf. selbst (S. 55) der heilige Cyprian schon dagegen kräftiger, als wir es wiederholen möchten, sich erklärt hat. Hr. M. erklärt selbst die Isidorischen Decretalien S. 62 für Erdichtungen; und wer kann historisch läugnen, daß das Universal-Supremat und dann der Hierodespotismus des Bonifacius VIII., welchen Frankreich schon unter Philipp dem Schönen zu brechen anfing, rechtlich betrachtet, nur auf der Zeitmeynung ruhte, als ob jene Decrete uralte und ächte Kirchendocumente wären? Diese Prämisse ist längst weggefallen; selbst von allen sachkundigen katholischen Gelehrten ist die vornehmlich durch Protestanten enthüllte pia fraus, als solche, anerkannt; und dennoch sollte das Resultat nicht zu bezweifeln, die Conclusion ohne Prämisse geltend seyn? Die katholische Kirche behauptet zu allen Zeiten die nämliche zu seyn. Sobald der Römische Primat so betrachtet wird, wie ihn, nach allerdings deutlichen Documenten des Alterthums, der heilige Bischof Cyprian annahm, so ist

dieser Streit großentheils geendigt. Die katholische Kirche selbst wenigstens und jeder ihrer weltlichen Regenten kann, sobald die Pseudo-Decretalien nicht nur an sich, sondern auch, wie natürlich, zugleich in ihren Folgen und Resultaten, als das, wofür sie anerkannt sind, behandelt werden, mit Recht nicht in Verlegenheit seyn, wenn, zum Beyspiel, rechtmäßig gewählten Bischöfen von einem Primat, welches nicht ein gebietendes Supremat, nicht Universal-Supremat ist, die Confirmation (was eigentlich bloß Anerkennung der Unität seyn kann) aus temporären Gründen verweigert wird.

Dem Rec. mangelt die Zeit, die Parorame des Verf. weiter fort zu bemerken. Von K. Julian, dessen richtigere Schilderung der Verf. aus Hrn. Prof. Neander's historischem Gemälde über den K. Julianus und sein Zeitalter (Leipzig 1812.) ersehen mag, springt er sogleich auf Muhammed, das heißt, vom J. 360 auf das J. 591. Welche Anordnung der Darstellung! S. 124 versichert, Muhammeds merkwürdigste Grundsätze aus dem Koran ausziehen zu wollen, und gibt sodann an: „Der versprochene heilige Geist sey Muhammed selbst, weil man in der Bibel nicht Parakletus, sondern Periklitus (sic) lesen müsse, welches Wort so viel als berühmt heißt, und in der Arab. Sprache durch das Wort Muhammed ausgedrückt wird.“ Wo stünde dergleichen etwas im Koran? Auch das Mährchen von der fallenden Sucht bey Muhammed wird zweymal wiederholt. S. 123. 129. Nach Muhammed geht der Verf. auf Donatisten, Arianer rc. zurück. Auch in Hinsicht der Sprache hat der Verf. nöthig, dem würdigen Ton getreuer zu bleiben. Z. B. S. 140. „Vom Singen kam es (bey Arius) bald zum Lärmen.“ S. 149. Priscillian wärmte die gnostischen Grundsätze wieder auf, S. 153 die Lehre des Pelagius zu verkleistern. S. 161. Man hörte nicht auf, an dem Hern Jesus zu meistern. Der II. Band enthält theils eine weitere Ausführung einiger Paragraphen des Lehrbuchs, theils die Ergänzung mancher Materie, wie sie Hr. M. ohne Zweifel in seinen Vorlesungen zu geben pflegt. Die Behandlungsart ist die nämliche. Uebrigens fügt Rec. auch mit Ver-

gnügen die Erklärung bey, daß manche Materien historisch richtiger, den Quellen entsprechender, bearbeitet sind.

H. E. G. Paulus.

Ern. Aug. Phil. Mahn, Wildunga-Waldecci, nunc ab Ordinis theolog. Georgiae Augustae Repetentium Collegio, Comm. in qua ducibus quatuor Evangeliis Apostolorumque scriptis distinguuntur tempora et notantur viae, quibus Apostoli Jesu doctrinam divinam sensim sensimque melius perspexerint. Goettingae 1811. 151 S. in gr. 4.

Observationes exeget. ad difficiliora quaed. Vet. T. loca. Auct. E. A. Ph. Mahn. Goetting. b. Dietrich. 1812. 48 S. 8.

Die erste dieser Schriften hat 1809 den Preis bey der theol. Facultät zu Göttingen erhalten. Durch die zweyte erwarb sich der Verf. die philosophische Doctorwürde und die Erlaubniß zu Vorlesungen. Beyde führen ihn unter die exegetisch-gelehrte Theologen als einen Mann ein, welcher bey schönen Sprachkenntnissen und großem Fleiß, verbunden mit einer bescheidenen, aber nach Gründlichkeit strebenden Prüfungsgabe und einer unverkennbaren Empfänglichkeit für das Natürlich-Wahre und Practische, die ihn auch zu einem Freunde Baco's gemacht zu haben scheint, für das Fach der oriental. und biblischen Studien durch vergleichende Darstellung verschiedener Ansichten und durch weitere Verbreitung der besseren Ideen sich vorzüglich nützlich machen wird. Seine Arbeiten beweisen auch durch eine Fülle (bisweilen möchte man sagen, durch einen Ueberfluß) von Litteratur seine Achtung gegen das schon Vorhandene. Der Anfang alles eigenen Wissens ist die Kenntniß und Prüfung der Vorarbeiten. Der sicherste Probierstein, ob ein angehender Gelehrter zu wahren Erfindungen in seinem Fach Talent habe, ist, wenn er in seinen Forschungen öfters mit den besten Vorgängern ungesucht zusammentrifft. Man muß wünschen, daß dem Verf. seine jetzige Anstellung zu Cassel, als Professor am Lyceum, die nöthige Muße und Gelegenheit zu Fortsetzung dieser Studien nicht beengen möge.

Die Preisschrift geht aus von Zügen des Plans, welchen Jesus hatte, bleibt aber doch allzu sehr bey dem bloß Religiös-Moralischen stehen. Jesus will ein Reich Gottes; er will es durch Lehren und mustermäßiges Selbsthandeln begründen; er verbietet sich und andern durchaus alle Gewalt. Nur was aus Ueberzeugung kommt, ist daurend! Aber doch will Jesus nicht, daß dieses Reich Gottes immer nur in einzelnen und bloß innerlich sey. Die Ueberzeugten sollen auch zusammentreten, nach ihrer πίστις in Gesammtheit handeln, dadurch an ihn als Oberhaupt, als einen durch Geist und Wahrheit, nie durch willkührliche Gebote, wirksamen Regenten sich anschließen, und wo möglich sich so ausbreiten, daß seine Kirche ein Staat Gottes, ein Himmel auf Erden, sey.

Die eigentliche Abhandlung stellt drey Sätze auf: 1. Die judaizirende Meynung der Apostel von einem (mit wunderbarer Gewalt gegründeten) irdischen Messiasreich sey durch Jesu Ermordung geschwächt, durch seine Auferstehung wieder erweckt worden (Apg. 1, 6.). Endlich aber haben sie ein bloß moralisches (?), auf Erden beginnendes, im Himmel (und auf der paradisisch verwandelten Erde?) fortdaurendes Gottesreich geglaubt. 2. Jesu Absicht, welche die ganze Menschheit umfaßte, haben sie anfangs nicht durchschaut. 3. Endlich aber Christenthum vom Mosaischen Gesetz trennen und eine gesonderte Gesellschaft für ihre Religion bilden gelernt. Wie der Verf. diese Sätze zu erweisen suche, welche Modificationen dabey zu berücksichtigen seyn möchten, geht über den Raum einer Recension.

Aus der zweyten Schrift geben wir folgende Beyspiele. Der Verf. bestätigt die Schnurrerische Erklärung des בִּפְרֹעַ פְּרָעוֹת Richt. 5, 2. Nach dem Arabischen فرع welches in die Höhe streben bedeutet. Daher فراع Volkshäupter. Auch Rec. pflegt zu übersetzen: Weil sich Häupter unter Israel erhoben, weil das Volk freygesinnt sich gezeigt hat, dafür preiset Jehova! Auch Deut. 32, 42. findet sich die nämliche Bedeutung. (Exod. 32, 25. aber erklärt sich aus einem ganz verschiedenen Stammwort فرغ ausschütten,

leer, kraftlos machen. Dazu kommt, daß مَفْرُوغ etwas Gegossenes und مُفْرِغ den gießenden Künstler bedeutet. Daher zugleich die Anspielung auf das gegossene Kalb. „Mose sah das Volk, daß es wie ausgegossen war (profusum in scelus), weil Aharon es zum Gußbild, fusile, gemacht hatte, zum Scheusal vor den Feinden.) Zu פְּרָזוֹן Richt. 5, 7. 11. vergleicht Hr. M. mit فرز unterscheiden, entscheiden, richten; versteht aber darunter nicht Richter, sondern viros strenuos. Es kann überhaupt das, was sich aussondert, auszeichnet, vorzüglich ist, bedeuten. Vgl. ראשׁ פְּרָזָו Hab. 3, 14. caput eximiorum. Auch ἐκλογή ist oft = ἐκλεκτοί. — Jes. 17, 16. wird נַחֲלָה als Substantiv, aegritudo, von חָלָה angenommen. Collectio frugum erit in diem moestitiae. Zu Jes. 22, 2. wird bemerkt, daß חָלָל öfters nicht den Verwundeten, sondern den Krieger bedeuten müsse. Richt. 20, 31. 2. Sam. 23, 18., wo auch die Alex. στρατιωτας setzte. Der Unterschied ruht auf dem doppelten Cha خلّ ist fidit, transfodit und perfossus est, حلّ aber castra metatus, grassatus est, nach der Grundbedeutung solvit etiam ad commorandum. Letzteres Verbum bedeutet wohl einen der sich niederläßt, sarcinas solvens. Deswegen aber noch nicht: miles. חָלָל ist active transfossor = bellator, passive חָלָל transfossus. Jes. 25, 11. wird עִם אָרְבּוֹת יָדָיו übersetzt: manibus adstrictis seu in pugnum compressis. עם soll in aeternum bedeuten; welches Rec nicht zu erweisen wüßte. Prov. 7, 21. wird רֹב mit رُبّ succus dulcis, fructuum coctione inspissatus, verglichen: inclinavit cum dulcedine et lubricitate sermonis sui. Vergl. Ps. 55 22. Zu Hohesl. 1, 2. Prov. 5, 19. 7, 18. bestätigt der Verf. für דדים die Bedeutung suavia. Wahrscheinlich wäre דודים und דַּדִּים zu unterscheiden. Letzteres ist دنّ lusit. Zu מצנים

Hiob 5, 5. wird verglichen صان recondidit, und als Participium Hiphil übersetzt: abscondentes secum auferunt. יְחִיתַן Habac. 2, 17. hält Herr M. für die dritte foeminine Person des Peal, vergleicht حات insidiatus est, und übersetzt: et vastatio bestiarum, (quae) irrumpent. Chab. 3, 18. wird גִּיל vom heiligen Reigentanz erklärt: saliendo colam Jehovam.

H. E. G. Paulus.

De vi vocabuli κτίσις Rom. VIII, 19 seqq. qua simul locus iste Paulinus explanatur. Auct. M. Gottlob Christ. Grimm, eccl. Kleinwelsbacensis prope Longosalissam pastore. Lips. b. Breitkopf. 1812. 96 S. in 8.

Die Methode der exegetischen Untersuchung in dieser kleinen Schrift ist sehr richtig. Der Verf. sucht durch die Prädicate den eigentlichen Sinn des vieldeutigen Subjects zu bestimmen, und zeigt daneben, gleichsam im Vorbeygehen und ohne Anmaßung, warum nach dieser Vergleichung der Prädicate diese und jene der sonst angenommenen Deutungen des Subjects nicht zuzugeben sey. Gerade durch eben diese Untersuchungsmethode aber scheint auch des Verf. Erklärung ausgeschlossen zu werden. Er deutet κτίσις, aus dem Gegensatz gegen die ersten Christen, die „Erstlinge der Gottessöhne" als Nichtchristen, vergleicht Mark. 16, 1. κηρύξαι τὸ εὐαγγ. πάσῃ τῇ κτίσει, Coloss. 1, 23. κηρυχθεὶς ἐν πάσῃ τῇ κτίσει τῇ ὑπὸ τὸν οὐρανόν, und erinnert an κόσμος als Synonymon. Matth. 13, 18. 1. Joh. 3, 1. Die philologische Möglichkeit dieser Bedeutung ist nicht zu läugnen. Wie aber paßt sie in den Zusammenhang? Vers 19. wird S. 64 so umschrieben: qui carent nomine atque jure filiorum Dei futuraeque salutis promisso (= κτίσις), sperant adeo expectantque conditionem beatam Dei filiis destinatam et asservatam. Kann aber das Prädicat: sie hoffen und erwarten die Seligkeit der Christen, den Nichtchristen zugeschrieben werden? Ein solches Erwarten würde den Glauben voraussetzen, daß die Christen gewiß selig werden. — Vers 20. Non suo arbitrio (ut Christiani, qui mala cum christ. religionis professione conjuncta ἑκούσιοι suscepisse dici poterant) sed per Deum rerum omnium rectorem malis submissi sunt (S. 80), sed Vs. 21. S. 65 sperat ἡ κτίσις, fore ut et ipsa, quamvis sit κτίσις i. e. quamvis filiorum Dei juribus careat, liberetur.

Paulus aber sagt nicht nur liberetur, sondern auch εἰς τὴν ἐλευθερίαν τῆς δόξης τῶν τέκνων τοῦ Θεοῦ. Wie könnte bey Nichtchristen eine solche Hoffnung der Befreyung vom Erdenelend angenommen werden, die sich irgend auf die Befreyung der Christen beziehe? an diese sich anschließe? Der Apostel konnte nicht voraussetzen, daß sie den Christen diesen Vorzug zuschrieben. — Uebrigens zeigt der Verf. so viele Kenntnisse, Darstellungsgabe, Gewandtheit im Lateinischen Ausdruck und Humanität in der Beurtheilung Anderer, daß man seine Klagen über Entfernung von litterarischen Hülfsmitteln nicht ohne Theilnahme lesen kann, und ihm eine seinen Studien angemessene Lage sehr wünschen muß.

H. E. G. Paulus.

Memoria Christiani Gottlob Heynii commendata in consessu reg. Societatis Scient. ad d. XXIV. Oct. MDCCCXII. ab Arn. Herm. Lud. Heeren. Gottingae typis Henrici Dieterich. 22 S. 4.

Herr Heeren, von welchem die zahlreichen Freunde und Schüler Heyne's die verheißene ausführliche Biographie desselben mit Sehnsucht erwarten, schildert hier nur vorläufig mit Ruhe und Klarheit, wie es eines Geschichtschreibers würdig ist, die Verhältnisse des Verewigten zur Universität Göttingen, welche ihm einen sehr großen Theil ihres Ruhms verdankt, besonders aber seine Verhältnisse zu der mit der Universität verbundenen Societät der Wissenschaften, und gibt einen Umriß von seinen großen litterarischen Verdiensten. Die hier mitgetheilten kurzen Nachrichten von dem frühern Leben Heyne's sind zwar im Ganzen den Freunden desselben ziemlich bekannt, sie erhalten aber doch einen eigenthümlichen Werth dadurch, daß der Verf. einen Aufsatz von der eigenen Hand des Verstorbenen über die Schicksale seiner Jugend benutzte, aus welchem S. 5 folgende rührende Stelle mitgetheilt wird: „Ex omni mea juvenili aetate, si eam memoria apud me repeto, nihil prorsus occurrit, quod jucundum memoratu foret. In summa egestate, in penuria omnium commodorum, quae vitam optabilem vel tolerabilem saltem reddunt, nil aliud expertus sum, quam aliorum injurias ac oppressionem.“ Sehr angenehm waren uns die Bemerkungen über Heyne's Verbindung mit Münchhausen, welche auf die zahlreichen in dem Nachlasse vorhandenen Briefe des berühmten Ministers sich gründend, den uneigennützigen Sinn Heyne's gegen früherhin verbreitete Lästerungen des Neides und der Mißgunst rechtfertigen. Auch was über seine Verhältnisse zu Winkelmann bemerkt wird, ist sehr lesenswerth.

No. 14. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

Das heilige Abendmahl, von Dr. Heinr. Stephani, K. Bayr. Kreisschulrath (zu Anspach) des Kön. St. Michael-Ordens Ehren-Ritter, und mehrerer gel. Gesellsch. Mitgliede. Mit 1. Kupfer. Landshut bey Krüll. 1811. 158 S. 8.

Zum Abschied aus seinen Verhältnissen als Kreisschulrath des Lechkreises richtet der Verf. an die katholische Geistlichkeit jenes Kreises, welche als Schulinspectoren mit ihm in Verbindung gestanden waren, diese für die Verbündung aller guten Menschen, als Christen, merkwürdige Schrift mit den Worten: „Die Guten trennt weder Confession noch Schicksal. Sie fühlen sich ewig als Mitglieder jener einzig wahren Kirche, der Unsichtbaren, verbunden. Hier nur erzieht uns diese in verschiedenen Abtheilungen für ihr höheres Reich.“ Eben dieses rege Gefühl der Vereinigung aller Gutgesinnten herrscht in der ganzen Darstellung. Ungeachtet des Verfs. Erklärung der Worte Jesu beym Abendmahl von allen bisherigen abgeht, und seine Beurtheilung der vielfachen Abweichungen von dem Vorbild der Stiftung, alle Confessionen zu einem höheren ursprünglichen Zweck mit Enthusiasmus zurückzuleiten strebt, verfällt er doch niemals in einen polemischen Ton. Wie er sich selbst charakterisirt, daß jene seine Amtsbrüder ihn als einen Mann kennen gelernt hätten, der „nichts so feurig wünsche, als das Ansehen der Religion in der Welt wieder recht wirksam machen,“ so athmen auch diese fünf Aufsätze den Geist der Wahrhaftigkeit und Liebe, in dem Bestreben, durch Gründe zu überzeugen, und zu Befolgung der Ueberzeugung durch lebhafte Darstellung zu rühren. „Alle Systeme von Irrthümern, auch unsre kirchlichen, haben (S. 7) gewisse Centralpuncte, auf welchen ihre Haltbarkeit beruht. An diese setze man den Hebel freymüthiger Untersuchung an, und ihre Massen werden zerstiebend herabrollen und die Sonne der

Wahrheit nicht mehr hindern." — „Die von Jesu angefangene (Colosser 1, 24. 25.) Erlösung des Menschengeschlechts kann (S. 9) nur dadurch zur Vollendung gebracht werden, wenn alle Lehren und Gebräuche der christlichen Kirche mit dem hohen Zweck der (Heiligung oder) Veredlung immer mehr in Harmonie gesetzt werden."

Nach diesen Grundideen erkennt der Verf. in der Feyer des Abendmahls die Absicht einer fortwährenden Bundeserneurung herzlich wahrer Christen für zusammen wirkende Ausübung und Verwirklichung dessen, was im Christenthum das Wesentliche ist. Jesu Worte: Dies ist der (gemeinschaftliche) Kelch des neuen Bundes! scheinen ihn geleitet zu haben. Eben dieser Worte wegen ist auch sonst die Idee, die Symbole des Abendmahls mit Bundessymbolen zu vergleichen, schon öfters aufgefaßt worden. Vgl. Worbs Ueber die Bundes- und Freundschaftssymbole der Morgenländer, zur Erläuterung mehrerer bibl. Stellen. Sorau 1792. Der Verf. thut es auf eine in den Hauptgründen und in der Anwendung eigenthümliche Art.

Fast alle Völker traten mit ihren Göttern durch geschlachtete Thiere in Verbindung, deren einen Theil man durch Feuer den Göttern gab, den andern aber die Menschen in einem gottesdienstlichen Mahl verzehrten. So aß man in Verbindung mit den Göttern, auch noch zur Zeit des Urchristenthums (1. Kor. 10, 11.). Auch die Israeliten hatten in solchen Opfermahlen Verbindung mit dem Altar des Jehovah (ebendas. V. 18.), und der Apostel setzt in jener ganzen Stelle das Mahl des Herrn in Aehnlichkeit mit jener die Gottheit und den Menschen mit einander verbindenden heilig gehaltenen Mahlen. Besonders bey Bündnissen wurden unter mancherley Modificationen, welche der Verf. ausführlich angibt, Thiere zerstükkelt, ihr Blut als Bundesblut gebraucht, wie ausdrücklich bey dem theokratischen Verfassungsbund Jehovahs mit den Israeliten, Exod. 24, 8. vergl. 19, 1—11. das Bundesblut theils, auf die Seite der Gottheit hin, also an den Altar, verspritzt, theils aber in Becher gefüllt und auf die verbündeten Menschen, nachdem sie ihre Einwilligung in das Bundesgesetz gegeben hatten, gesprengt wurde. Alsdann wurde mit

dem Opferfleisch und mit Wein, statt des Bluts, ein Bundesmahl gefeyert. Sogar wurde nicht selten selbst etwas von dem Blute unter Wein gemischt, und auf diese schauerlichste Weise die Verpflichtung zum Bunde auf Leben und Tod übernommen. Ueber diese herzerschütternde Sitte gibt S. 20 die ausdrückliche Bemerkung des Salust Bell. Catilin. c. 22. nicht nur Catilina, da er seine Verbundene vereidete, humani corporis sanguinem vino permixtum circumtulisse, so daß sie davon post exsecrationem alle etwas kosteten, sondern es sey auch, was die Hauptsache ist, eben dieses bey den feyerlichen Weihungen Sitte gewesen, „sicuti in solemnibus sacris fieri consuevit." Dieses letztere, als vorzüglich merkwürdig, hat der Verf. durch die sprechende Abbildung einer schönen Gemme versinnlicht, unter welche eben jene Worte: sicuti . . consuevit gesetzt sind, wahrscheinlich um zu erinnern, daß hier — was ohnehin kein billiger Leser der ganzen Schrift thun kann — nicht an das, was in Catilina's Handlung aufrührerisches war, zu denken sey, wo vielmehr auf die Allgemeinheit jener beschriebenen heiligen Sitte ausdrücklich hingedeutet und sie historisch und antiquarisch bewiesen werde.

Diese allgemeinen Ansichten und Gefühle der Menschen bey heiligen Bundesmahlen, wie sie besonders auch aus Ilias 3, 245—301. und Liv. 1, 24. vollständig zu erkennen sind, waren, schon seit Genes. K. 15. K. 26. K. 31, 46. auch bey den Juden. 2. Sam. 3 20. 1. Kön. 1, 25. Und da Jesus beym Abendmahl den Kelch ausdrücklich einen Kelch des neuen Verfassungsbundes nennt, so kann kein Zweifel seyn, daß er dabey an die alte Bundesverfassung und deren Exod. 24. erzählte Einweihung gedacht habe. Eine ähnliche Consecration seines Verfassungsbundes war also seine Absicht. Wie aber sein Verfassungsbund selbst viel humaner und universeller seyn sollte, als der noch im unvermeidlichen Particularismus von Mose gestiftete, eben so mußte auch in den Symbolen das particularistische, das Paschalamm, weggelassen nnd dagegen etwas allgemein Nöthiges gebraucht werden. Dies war das bey dem Paschamahl vorhandene Brod. Mose hatte Fleisch, ein gebratenes Lamm, zur Hauptspeise des Pascha-

mahls gemacht. Dies war ein Fest sinnlicher Freude über sinnliche Erlösung. Jesu Bundesmahl soll aufs geistige gerichtet, soll so wenig sinnlich seyn, wie möglich. Mose's Bundesspeise, das Lamm, wurde von den Juden der Paschaleib, גוּף הַפֶּסַח, σῶμα τοῦ πάσχα genannt. Einen solchen Paschaleib hatten so eben die Tischgenossen Jesu nebst ihm genossen. Noch lagen Bissen davon vor ihnen, weil das Mahl mit einem solchen Bissen von dem Paschaleib geschlossen werden mußte. Hier nahm Jesus einen Brodkuchen, sprach darüber den gewöhnlichen Dank gegen Gott, zerbrach und gab ihn (nach Hrn. St. Erklärung) mit den Worten: dies ist mein Leib, nämlich mein Paschaleib, = das, was ich statt des Paschaleibs zu nehmen verordne. Der Sinn wäre: dies ist meine Bundesspeise, das universellere, unentbehrliche Symbol der (nicht mehr particularistischen, nicht bloß nationellen) Verbündung und Verbrüderung aller Gutgesinnten.

Allerdings frappirt anfangs dieser Anlaß, mit einemmal in den Worten Jesu nichts mehr von dem eigenen Leib und Blut desselben zu finden. Mit einemmal wäre das *σῶμα* auf das *σῶμα τοῦ πάσχα* zu beziehen. Aber, genauer, wiederholter, uneingenommen betrachtend, wird wenigstens die philologische Worterklärung nichts gegen die Ansicht einwenden, daß Jesus bey den Worten, dies Brod ist mein Leib, gerade dieses gedacht haben könne: das alte *σῶμα τοῦ πάσχα* ist nicht mehr mein *σῶμα*, Brod soll dagegen mein *σῶμα* (sc. *τοῦ πάσχα*) seyn! Ferner: das alte levitische Schlachtopferblut ist nicht „mein“ Blut. In Zukunft soll dieser Wein mein Blut, das Blut des neuen Verfassungsbundes seyn. Er sagt sogar ausdrücklich sogleich in den nächsten Versen bey Matth. und Markus, daß er keinen Paschawein mehr trinke, daß er auf eine neue Weise Wein trinken werde. Das Neue tritt an die Stelle des Alten. So sagte Er bey Joh. 4, 34. Meine Speise ist, daß ich thue den Willen Gottes, und der Sinn ist: statt der Speisen, welche ihr bringet, ist das Wirken nach Gottes Willen mir zur Nahrung. Entscheiden könnte man über die Auslegung, wenn wir die

begleitenden Gebärden Jesu mit hätten ansehen können. Sah er bey dem Wort σῶμα auf das vorliegende σῶμα τοῦ πάσχα? Wer kann dies entscheiden? Aber auch bey der gewöhnlichen Erklärung ist es ebenfalls nur hinzugedacht, daß Jesus bey den Worten σῶμά μου auf seinen Leib gedeutet oder geblickt habe. Daß man sie lange so verstund, beweis't nicht, daß man nicht lange geirrt haben könne. Denkt man sich lebhaft an den Paschatisch hin, wo Jesus mit seinen Jüngern noch lebend saß, so hat es doch seine eigene Schwierigkeit, zu denken: er habe ihnen Brod hingegeben, welches, in irgend einem eigentlichen Sinn, sein — noch als ein Ganzes vor ihnen lebender — Leib seyn sollte!

Hr. St. vereinigt auch die übrigen Stellen des N. T. mit seiner Erklärung. Man konnte späterhin die Symbole Brod und Wein σῶμα χριστοῦ, αἷμα χριστοῦ nennen, insofern er selbst sie seinen Paschaleib, sein Bundesblut genannt hatte. Wer einem jüdischen Opfermahl, זֶבַח שְׁלָמִים, beywohnte, erklärte, wie 1. Kor. 10, 18. sagt, nach damaligen Begriffen sich für einen Theilnehmer an dem Altar; wer den geweihten Becher, das gebrochene Brod der Christen genoß, erklärte sich selbst eben so (V. 16.) für die Theilnahme an dem, was der Herr für seinen (Pascha-) Leib, für sein Bundesblut erklärt hatte, und dadurch für den Vorsatz, ein Tischgenosse des Herrn (V. 21.), ein Gastfreund bey des Herrn Mahl, δεῖπνον κυριακόν (11, 20.), und ein Verbündeter des Geistigen Einen σῶμα Jesu, der Gemeinde, zu seyn (10, 17.). Selbst die letzte offenbar geistig deutende Stelle scheint zu zeigen, daß σῶμα im ganzen Contexte nicht leiblich zu verstehen sey. Eine coena dominica muß doch nicht ein Mahl seyn, wo dominus vel aliquid de domino comeditur; etwa wie Hamlet sagt, Act. IV. a supper, not where he eats, but where he is eaten. Wer dann nach 1. Kor. 11, 21. lieblos und üppig bey einem solchen Christenmahl sich bewies, wer also unanständig und unwürdig das vom Herrn eingesetzte Brod und Wein genoß, der verschuldete sich V. 27. gegen das, was der Herr, statt der Paschasymbole, seine Symbole, sein σῶμα κ. αἷμα genannt

hatte. Er behandelt das, was Jesus sein σῶμα genannt hat, nicht mit würdiger Auszeichnung, οὐ διακρίνων. V. 29. Da Jesus selbst des Bluts noch besonders erwähnt, so würde Er, kann man wohl hinzusetzen, nicht σῶμα, sondern σάρξ, Fleisch, dem Blut parallel gestellt haben (wie Joh. 6, 54. 55.), wenn er an sein eigen Fleisch und Blut gedacht hätte. Der Leib, wie auch im Streit über den Kelch oft bemerkt wurde, würde schon auch das Blut begreifen, wenn von einem belebten Leibe nach der gewöhnlichen Auslegung die Rede wäre.

Rec. hat sich noch die Einwendung gemacht, daß das Paschamahl an sich nicht ein Verbündungsmahl, vielmehr die Festmahlzeit zur Erinnerung an die Erlösung aus Aegypten war. Der Verfassungsbund der Israeliten entstand erst nach dem Auszug. Exod. 24. Allein, daß Jesus an Feyer eines Verfassungsbundes dachte, bleibt durch seine eigene Andeutung: τὸ αἷμά μου, τὸ τῆς καινῆς διαθήκης, worin alle drey Evangelien harmoniren, entschieden. Jesus konnte auch schon auf Gottes Bund mit Abraham Genes. 17, 9. 15, 18. zurücksehen. Er vereinigt Erinnerungs- und Verbündungsfeyer. Aber für das eigentliche, particuläre Erinnerungssymbol, den Paschaleib, setzt Er ein allgemeineres. Uebrigens hat, wie auch S. 56 anzeigt, schon Pfaff in seinen Institutionibus Theologiae dogm. et moralis (Ed. II. 1721.) p. 691 die Andeutung gemacht: Christus hoc sacramentum instituit ad analogiam coenae Paschalis ... Et verba τοῦτο ἐστὶ τὸ σῶμά μου ex phrasi Judaica explicamus: Judaeis enim agnus Paschalis assus, atque in mensa positus olim dicebatur גּוּפוֹ שֶׁל־פֶּסַח corpus Paschatis. Nur die Anwendung, welche Hr. St. hievon macht, war für jene Zeit noch nicht möglich, nicht vorbereitet genug.

Aber auch, wenn diese Anwendung nicht über die philosophische Möglichkeit hinaus erwiesen werden kann, bleibt doch, nach des Rec. Einsicht, alles das, was Hr. St. über die Deutungen der Abendmahlsworte ins Unbegreifliche, und dann über die practisch veredlende Anwendung dieses eigenthümlichen Christenmahls weiter folgen läßt, in gleichem Werth.

Geheimnißvolles kann nichts darin liegen; denn dies, wenn es eine Aufgabe für den Glauben seyn sollte, müßte von Jesus in bestimmten Worten zur Aufgabe, zur Glaubensprobe, gemacht seyn. Oder wußte etwa Jesus weniger, als ein Concilium im Mittelalter und die sonstigen Verff. von Glaubensnormen, die angemessensten Worte für das, was man hier zu glauben habe. Das gewiß ausgesprochene ist, daß seine Handlung auf einen neuen Verfassungsbund sich beziehen sollte. Daß es Erinnerungsmahl an Jesu Aufopferung für eben diesen Bund werden mußte, daß die Christen, so oft sie es als Christen zusammen aßen, in den bittern Gedanken, in den herzerschütternden Ausruf ausbrechen mußten: Sie haben uns den Meister erschlagen! (1. Kor. 11. 26.) dies lag ohnehin in der Natur der Sache. Eben so gewiß ist es, daß Brod und Wein nie Symbole eines Sündopfers waren, daß selbst das Paschalamm zu den frohen Glücksopfern, שְׁלָמִים, nicht in die Classe der Sünd- oder Schuldopfer gehörte, daß also auch bey dem dafür gesetzten Bundesmahl an alles eher, als an ein Opfer für Sünden von den ersten Christen gedacht werden konnte, die als gebohrne Juden mit der Opfertheorie von Kindheit auf besser, als mancher Theologe, bekannt waren. Selbst der Apostel Paulus hat nie von dem Mahl des Herrn eine Anwendung dieser Art gemacht. Die Betrachtung, daß es Bundesmahl sey, bleibt also auf jeden Fall.

Mit schönem Enthusiasmus stellt es denn auch der Verf. als Verbrüderung für ein Gottesreich, für eine mit Gott harmonierende Weltordnung, als Erneurung eines Bundesschwurs für die Verbündung mit allen Gutgesinnten, als das große Familienmahl aller Gotteskinder unter dem Einen, ewigen, heiligen Vater, dar. Er eifert S. 95 darüber, daß es zum Mahl für die große Sünderzunft gemacht sey. „Wie wollet ihr den Menschen je dahin bringen, den mühevollen Kampf für die Tugend zu bestehen, wenn ihr ihm ein äußeres Mittel anweiset, durch dessen Gebrauch er ohne innere Anstrengung den Tugendhaftesten gleich gestellt werden könne?“ Er gibt liturgische Vorschläge darüber, kleidet seine

Ansicht auch in eine Abendmahlsrede ein, welche durchaus zweckmäßig scheint, und verbindet damit passende Gesänge, welche den besten uns bekannten nicht nachstehen. — Alles dieses aber ist, wie es jetzt fast nicht anders seyn kann, auf die großen, gemischten Versammlungen in Kirchen berechnet. Hierdurch wird immer das Bundesmahl auf die bloßen Symbole eingeschränkt. Wie ganz anders mußte es in den noch bessern Zeiten des Christenthums wirken, wenn vertraute Christenversammlungen wirklich ihre coena zusammen aßen, als solche, die sich ihres Christus freuten, nur ihn und seinen Bundeszweck, alles Wahre und Gute, zum Tischgespräch machten, und endlich am Schluß eines solchen ächten Christenmahls höher gestimmt und zu manchen guten Vorsätzen neu erwärmt, ihren Jesus selbst sich vergegenwärtigten, wie er einst, am letzten Abend seiner kaum begonnenen Lebensbahn, des Verraths zum Tode gewiß, aber auch gewiß seines Vorsatzes, daß der Sieg des Guten nur durch Ueberzeugung, nicht durch Gewalt zu bewirken sey, die treubleibende kleine Heerde, wie der alte königliche Priester Melchisedek Genes. 14, 18. durch Brod und Wein zu einem Bundesmahl vereinigte, welches in der Folge eilf Galiläischen Männern die Stärke gab, seine kurze Wirksamkeit für den gebildetsten Theil der Welt unverlöschlich segensreich zu machen. Auch die isolirte Feyer des Bundesmahls in den Kirchen ist allerdings seinem heiligen Zweck so nahe als möglich zu bringen. Es scheint aber doch unvermeidlich, daß sie nur wie ein Symbol der ursprünglichen Einrichtung bleibe. Die Hauptbedingung des Effects wird allein in engeren Cirkeln denkbar seyn, wo wirkliche Christusfreunde als solche einen heiligen Abend feyern, wo der Mund von dem, wovon ihr Herz voll ist, vertraulich überfließt, und, gleichsam Kohle an Kohle gelegt, die Asche der Convenienzen weggehaucht wird. Auch Jesus erwartete das Meiste von kleinen Gesellschaften Gleichgesinnter; wo zwey oder drey solche beysammen wären, wollte er der Tischgenosse, der Inhalt ihrer Tischreden, seyn. Daß alsdann alle dergleichen kleinere Cirkel zu allgemeinen Zwecken des Bundes für alles Gute harmonieren und aus allen Kräften zusammen wirken, deswegen immer auch zugleich eine Kirche überhaupt bilden sollten, ergibt sich aus der Natur der Sache. Geben uns doch die wirksamsten der für ideale Zwecke vereinten Verbrüderungen eben dieses Beyspiel des Wirkens aus kleinen vertrauten Kreisen in die vielfacher zusammengesetzte Gesammtheit."

H. E. G. Paulus.

Ueber Religionsvereinigung. Ein Wort ruhiger Prüfung und ofner (offener) Erklärung als Beytrag zur Sicherung des Friedens in der christl. Kirche. Von Fried. Steudel, Diakonus zu Cantstadt (jetzt zu Tübingen). Stuttgart bey Mezler. 1811. VIII und 223 S. in 8.

Rec. will diese bescheidene, aber standhafte Protestation gegen Erregung eines neuen Unfriedens zwischen der katholischen und protestantischen Kirche, meist durch sich selbst, durch Auszüge ihrer eigenen Worte, charakterisiren, da sie sehr vieles Wahre und Gute, nur bisweilen durch eine verwickelte Periodologie in etwas verdunkelt, darbietet. In Beziehung auf die „Friedensworte an die katholische und protestantische Kirche für ihre Wiedervereinigung" (Sulzbach 1810.) eine Schrift, welche jede Bitterkeit und Lieblosigkeit zu vermeiden vorgibt, will der Verf. ins Licht stellen, daß der Protestant weiß, was er glaubt und warum er es glaubt, daß eben deswegen die Protestanten keine Gründe haben, sich als religiöse Gesellschaft aufzulösen und der katholischen beyzutreten. Er wollte nicht einen andern irre machen in dem, was dieser glaubt, aber darlegen, daß der Protestant keinen Grund habe, in dem, was er glaubt, sich irre machen zu lassen.

Die Friedensworte wiederholen das bekannte Witzspiel, daß man entweder Katholik seyn, oder Deist werden müsse. Wenn die katholische Kirche auch zugestehe, daß in ihr zu einer gewissen Zeit Mißbräuche statt gefunden haben, so sey sie doch die ächte christl. Kirche, und ihr System das einzig consequente christliche. Hr. St. ist so friedliebend, nicht sogleich zu fragen, ob es consequent sey, in einer untrüglichen Lehranstalt Mißbräuche, selbst durch den Repräsentanten der infalliblen Kirche autorisirte Mißbräuche (wie Ablaß um Geld) jemals einzugestehen? Wenn die Geschichte so oft, so unläugbar das Gegentheil von Infallibilität der Kirche documentirt, so wird man eher zu einer andern Antithese gedrungen: daß man entweder Protestant oder Deist seyn müsse! Die untrügliche Kirche, welche den Offenbahrungsglauben sichern soll, ist geschichtlich nicht zu finden. Er muß also entweder rationell gesichert werden, oder müßte er gar nicht zu sichern seyn. Hr. St. erklärt daher mit ruhiger Bestimmtheit: was die protestantische Kirche sey. Sie ist ihm eine Gesellschaft, welche in Gegenständen des religiösen Glaubens als entscheidend nur das Ansehen der Bibel gelten lassen, von deren göttlichem Ursprunge der eigene freye Gebrauch der Vernunft sie überzeuge, und welche sie nur mit Hülfe ihrer eigenen Vernunft erkläre. Durch diesen genetischen Begriff



der protestantischen Kirche ist allerdings gezeigt, daß Protestantismus und Rationalismus nicht einander entgegen, sondern zugleich zu setzen sind. Der Protestantismus ist biblischer Rationalismus. Nur das, was noch allzu vieldeutig ist in des Verf. Ausdruck, daß der Protestantismus in Hinsicht der Religion allein das Ansehen der Bibel gelten lasse, fordert noch genauere Bestimmung. Die Bibel enthält vieles, was nicht zum Wesentlichen der Religion gehört, und auch das zur Religion gehörige gibt sie in einer zur Vollkommenheit fortschreitenden Entwicklung. Das alte Testament enthält auch schon Religionsoffenbahrungen, die aus religiöser Begeisterung entstunden. Im neuen Testament aber schreiten sie zur weiteren Vervollkommnung fort. Die protestantische Kirche nun, wenn sie deutlich erklärt, was sie unter dem Ansehen der Bibel verstehe, erkennt aus vernünftigem Nachdenken, daß alles, was in der Bibel als wesentliche Religionswahrheit geoffenbahrt ist, das vollkommenste und zureichendste unter allen Religionseinsichten ist, die als Offenbahrungen aus religiöser Begeisterung entstunden. Eben deswegen aber muß diese Kirche, außerdem daß sie bey Entdeckung des Ursprungs und des Wortsinns dieser Offenbahrung die eigene Vernunft gebraucht, die nämliche das Göttliche suchende Geisteskraft auch noch dazu gebrauchen, daß sie den übrigen, vielfachen Inhalt der Bibel von dem unterscheide, was innerhalb der Bibel als wesentlich-religiöse Wahrheit aus heiliger Begeisterung uns in Lehren oder Beyspielen vorgehalten wird. Wie richtig unterscheidet auch der ästhetisch-philosophische Scharfsinn Plank's (in seiner Einleitung in die theol. Wissensch. schon 1795.) Bibel und biblisch-geoffenbahrte Religionswahrheit. Er erkennt es als „allgemeine Regel (II. Th. S. 404), daß die systematische Theologie ihre Schriftbeweise nur aus solchen Stellen ziehen solle, von denen es gewiß ist, daß sie eine Belehrung und zwar eine für alle Zeiten bestimmte Belehrung über Religionswahrheiten enthalten;" mit (S. 405) der doppelten Bemerkung, daß „nicht in allem, was von Jesu und den Aposteln herrührt, ein dogmatischer Religionsunterricht gesucht werden darf, daß man aber auch jedesmal sich sehr bestimmter Gründe bewußt seyn müsse, wenn man sich in einem besondern Fall erlauben will, einem exegetisch-wahren Ausspruch Christi oder der Apostel die dogmatische Wahrheit abzusprechen." Wird diese genauere Bestimmung, daß und in wiefern der Vernunftgebrauch des Protestantismus sich nicht nur auf die Präliminarien der Theologie, auch nicht allein auf die Exegese beziehe, sondern überdies auf den Inhalt der Dogmatik selbst, als eines Systems

der wesentlichen Religionswahrheiten, gewissenhaft anzuwenden und consequent durchzuführen sey, vollständig erwogen, so erhellt, daß ächter Protestantismus jederzeit biblischer Rationalismus war und bleiben wird, nie aber in einen bloßen Deismus (in eine alle Offenbahrungsauctorität läugnende Religionsphilosophie) ausarten kann. Die Gottheit führt die Menschen durch zwey Wege zu Religionseinsichten. Entweder ist man, bey den vom Vater der Geister veranstalteten Veranlassungen zur Ueberzeugung, sich des eigenen Nachdenkens und aller Umstände bewußt, wodurch man die Einsicht erreicht; oder wird sie dem Andachtsvollen aus seinem innigsten Gefühl für das Heilig-Religiöse mit Begeisterung offenbar, d. h. so klar und wahr, daß er sich seiner Wirksamkeit dabey nicht bewußt ist. So lange die Geschichte zeigt, daß Gott die Menschen auf diesen beyden Wegen zu ihrer religiösen Erziehung leitete, und so lange es gewiß ist, daß besonders bey der Religion Geist und Herz, Nachdenken und Gefühle vereinigt wirken, einander beleben und berichtigen sollen, eben so lange wird sich die bibl. Offenbahrungslehre nicht vom Rationalismus, und dieser sich nicht von dem Biblicismus trennen. Dieses beydes aber wird Geschichte und Menschenkenntniß immer zeigen; wogegen es Irrationalismus wäre, als Glauben vorzuschreiben, daß auch etwas den anerkannten, unläugbaren Einsichten entgegengesetztes dennoch Offenbahrungswahrheit seyn könne. Und so stimmt auch mit den Grundideen der Stifter des Protestantismus jeder Protestant überein, welcher sich zum biblischen Rationalismus in obigem Sinn bekennt, weil auch Luther, Melanchthon ꝛc., was sie aus der Bibel als Aufgabe des religiösen Glaubens behaupteten, nur wegen der Voraussetzung behauptet haben, daß es dort als wesentliche und andern unläugbaren Einsichten nicht entgegenstehende Religionslehre vorkomme. Sind denn gleich die protestantischen Gelehrten noch nicht über den ganzen Inhalt des biblischen Rationalismus nach jedem einzelnen Theil exegetisch und dogmatisch einig, so ist dies doch nur eine innere Differenz, die bey so verschiedenen Stufen von Vorkenntnissen und Einsichten bisher unvermeidlich, zugleich aber ein Zeichen des geistigen Lebens und Selbstforschens war. Der Unterschied selbst besteht nur darin, daß der Eine mehrere, der Andere wenigere Sätze geoffenbart findet, welche er zum Wesentlichen der Religionsbelehrung rechnen zu dürfen überzeugt ist. Dawider aber, daß irgend etwas, das in der Bibel nicht geoffenbart ist, durch irgend eine in Menschen fortdaurende Infallibilität zur Religionswahrheit, oder auch nur zu einem absolut nothwendigen religiösen Ritus er-

hoben werden könne, stimmen alle Protestanten nur desto kräftiger zusammen, wenn gleich ihr biblischer Rationalismus bey manchem weniger, bey andern vollständiger durchgeführt und wissenschaftlich ausgearbeitet erscheint. Ueber die negierende Stellung des Protestantismus gibt es keine Differenz; aber auch der affirmirende Theil desselben (denn der Vorwurf, daß der Protestantismus nur negierend sey, ist ohnehin abermals ein bloßes Wortspiel!) zeigt sich in allen wesentlichen Puncten weit mehr zusammenstimmend, als die Differenzien es vermuthen lassen mögen, welche in der That nur das, was zur Einkleidung und unter die temporären Begriffe zu rechnen sey, betreffen. Und so, wie dieser affirmirende Theil des Protestantismus für die Religion das Wichtigste ist, eben so bleibt der negierende, die Protestation gegen allen Glaubenszwang, für die Cultur der Menschheit überhaupt höchst wichtig. „Nur dagegen (S. 82) sträubte sich unser ganzes Wesen, wo das Göttliche durch menschliche Zugabe entwürdigt, oder gar verdrängt werden sollte.“ S. 134. „Selbst die Täuschung in der Meynung, man denke selbst, ist noch ehrenvoller und nährender für das Gute, als das demüthigende Wegwerfen seiner selbst, womit man sich unfähig glaubt, auch selbst zu denken,“ d. h. anstatt eines gebotenen Auctoritätsglaubens einen Ueberzeugungsglauben zu haben, welcher allerdings achtbare Auctoritäten auch vergleicht und benutzt, eben deswegen aber z. B weder durch die rohen Producte des Mittelalters sich fesseln läßt, noch bey einem Kirchenlehrer, welcher, wie Augustinus, die Bibel nur lateinisch lesen konnte, richtige Exegese und Anwendung schwerer Stellen erwartet. — S. 135. „Wer jetzt noch dem Christenvolke von einer untrüglichen Lehranstalt vorspricht (die Friedensworte sprechen nach dem Modeton, daß wenigstens das Volk eine solche Religion bedürfe!), der muß, wenn er von dem vernünftigen Theile, selbst der Katholiken, gehört werden will, vorher vielleicht mehr als Einen Folioband schreiben, in dem er alle Data, welche die Geschichte zu dem Beweis, daß sein Forum kein untrügliches ist, an die Hand gibt, als unstatthaft widerlegt.“

Die Friedensworte tragen S. 321 darauf an, daß nicht mehr widrige Vorurtheile aufgewärmt, nicht mehr feindselige Zumuthungen ausgestreut werden sollten. Dennoch geben sie den Wink S. 238, daß die Idee einer unsichtbaren Kirche gegen die Protestanten Besorgnisse von Seiten des Staats verursachen könnten. Aber diese Kirche hat keine unsichtbare Obern, als Gott und Jesus! Eben diese Friedensworte wiederholen auch gegen die Refor-

mation die Vorwürfe von Luthers Leidenschaftlichkeit, und „daß ein Mann, welcher dem gemeinen Mann von Freyheit, den Fürsten von Unabhängigkeit und Einziehung reicher Pfründen, den Klerikern von Aufhebung des Coelibats sprach, sich wohl günstige Aufnahme habe versprechen können.“ Ganz vorzüglich gut hat Hr. St. das Historisch-Unwahre dieser Puncte gezeigt, nach diesem aber auch den wichtigen Unterschied beyder Kirchen in Grundsätzen und einzelnen Dogmen treffend ausgezeichnet. S. 100. „Hat denn er (der Verf. der Friedensworte) nichts gehört von Luthers treuer Vermahnung (1522) an alle Christen, sich vor Aufruhr und Empörung zu hüten? nichts von seiner Schrift gegen die räuberischen und mörderischen Bauern? ꝛc.“ „War es nicht noch 1530 bey den evangelischen Fürsten Gegenstand einer reiflichen Ueberlegung, „ob man dem Kayser mit gutem Gewissen Widerstand thun könne, wenn er gegen einen derselben, um der Religion willen, Gewalt gebrauchen würde?“ (Auch wie sehr Luther selbst dem Krieg entgegen war, weil sein Heldenglaube, daß Gott seine Sache schütze, unerschütterlich blieb, ist bekannt!) Das Secularisiren aber war ohnehin nicht im Geiste der Reformatoren. Luther klagte darüber, daß ein Theil des Adels die Klostergüter an sich reißen wolle (Schröckh N. KG. I, 374), und der Churfürst von Sachsen verordnete (S. 391) selbst, daß alle Einkünfte der geistlichen Stellen und Klöster genau berechnet werden sollten, um Kirchen und Schulen zu versorgen, wozu er, wenn es nöthig sey, noch Geld herzugeben sich erbot. Leider! aber mußte Hr. St. mehrmals anmerken, wie sehr die Friedensworte von dem, was ihr Verf. aus Stellen, die er selbst zur Hälfte citirte, richtiger wissen mußte, geschichtwidrig und vorsätzlich abweichen. Wer sollte den Schluß für möglich halten, welchen er §. 90 macht, daß, weil die Reformation Religions-Uneinigkeiten verursachte, sie alle Schuld der Bartholomäusnächte, angezündeter Scheiterhaufen u. dgl. trage. Waren nicht die Scheiterhaufen längst vor Luther und Huß — aus unträglicher Machtvollkommenheit — angezündet? Mit Wärme spricht überhaupt S. 108 das Unläugbare aus: „Nichts von dem, was Luther (gegen den Katholicismus) als Irrthum bestimmt verworfen hat, hat unterdessen sich als Wahrheit bestätigt, sondern die Macht, welche er heldenmüthig angriff und in Schranken zurückgewiesen sehen wollte, ward wirklich dahin getrieben; seine Grundsätze im Ganzen sind von Millionen als höchste Wohlthat erkannt, durch neue Stützen gesichert, und durch weitere Beleuchtung noch mehr aufgehellt worden.“ S. 125. „Kein (auch nur

historisch-) aufgeklärter Katholik kann läugnen, daß das System des Katholicismus, welches von Luther bestritten wurde, die Aufklärung in gewissen Zweigen der Wissenschaften (außer der Philosophie vornehmlich im Staatsrecht, Kirchenrecht ꝛc.) nicht begünstigen kann, weil seine Existenz und die Heiligkeit derselben durch sie gefährdet würde ... Darum lag Frankreich von jeher im Kampfe mit dem Haupte der katholischen Kirche, und darum lag Kayser Joseph so sehr im Kampfe mit der Hierarchie. Es möchte schwer fallen, den Satz zu bestreiten, daß, was innerhalb dieser Zeit für Aufklärung im Katholicismus geschehen ist, Annäherung ist zu den Grundsätzen der protestantischen Kirche." Wer hat die Unächtheit der Pseudodecretalien gezeigt, wer aber auch von den Folgen dieses nur im Mittelalter möglich gewesenen Products sich entfesselt? Die Friedensworte selbst geben S. 132 den Wink, daß „Rom nicht mehr in seiner alten Lage sey." Sie übersehen dabey die natürliche Gegenfrage: ob die alte Lage mit der Infallibilität der Kirche übereinkam oder nicht? und das Dilemma: ob also diese Infallibilität entweder jetzt oder damals als verletzt erscheine? Sie ziehen aus der veränderten Lage Roms nur die Erwartung (St. S. 83), daß „alle Opfer, die mit der Wesenheit des Christenthums vereinbar sind, gebracht werden möchten." Mit der Wesenheit des Christenthums? Wer aber wird diese bestimmen? Die Exegese und Religionsphilosophie der katholischen oder der protestantischen Kirche?

Der Verf. der Friedensworte setzt, wie er nicht anders kann, das erstere voraus. Denn Untrüglichkeit der Kirche und Primat des Röm. Bischofs als „des göttlich autorisirten Repräsentanten der untrüglichen Kirche" setzt er selbst als die Hauptdivergenzpuncte (S. 146. 187). Die Wesenheit des Christenthums wäre also nur auf jener Seite. Auch sein Vereinigungsplan kommt daher, wie es immer bey zwey Theilen, wovon der Eine im Wesentlichen allein Recht zu haben glaubt, der Fall werden muß, darauf zurück, daß, wenn ein Unionsentwurf von beyden Theilen gemacht, dem Pabst zur Genehmigung vorgelegt, und von diesem mancher aus den kirchlichen Einrichtungen fließende Anstoß gehoben würde, man von den Protestanten Nachgiebigkeit erwarte, wo die Anstände einen Glaubens- und Offenbahrungsgegenstand betreffen." Die Protestanten also müßten ihre Grundsätze, das Wesentliche ihrer christl. Ueberzeugungen, der Katholicismus dagegen einige Ritus und äußere Verhältnisse aufopfern! Hr. St. hat gegen dieses Opfern überhaupt mit großer Klarheit bemerkt, daß sich dar-

über, ob man von etwas überzeugt seyn wolle oder nicht, gar nicht paciscieren lasse. Es ist Pflicht, alle mögliche Mittel zur Ueberzeugung anzuwenden. Wer darf Pflichten aufopfern? Welch ein Begriff von Wahrheit und Religiosität, wenn diese aus gegenseitigem Accordiren hervorgehen sollten! Wegen des Primats zum Beyspiel begehren die Friedensworte §. 123. die Ueberzeugung: daß, weil Petrus von Jesu einen Primat unten den Aposteln gehabt habe, und in Rom gestorben sey, also sein Nachfolger zu Rom ihm auch im Primate folge." Dergleichen Schlüsse würden sodann gebotener Glaube seyn; gegen sie dürfte es dann keine Gegenfrage mehr geben: ob der Vorzug des Petrus nicht ausdrücklich auf individuelle Eigenschaften desselben gegründet wurde? und ob sich diese durch Jahrhunderte herab vermittelst des Sitzens auf dem Stuhl des Petrus vererben lassen? — Der vom Pabst modificirte Vereinigungsplan soll, nach den Friedensworten, „durch den Landesherrn von seiner wünschenswerthen Seite empfohlen, und dem Amte der Prediger Schutz, Unterstützung und besseres Einkommen versprochen werden. Wer aber die Augen geflissentlich schließt, der eignet sich nicht mehr zum Lehramte." Ist es Geist des Christenthums, oder Folge der Erziehung unter einer an das Gebieten gewohnten Kirchenpolitik, welche bey Vorschlägen dieser Art den Urheber dreist genug machen konnte, sie ungescheut vor das Publikum zu bringen? Hr. St. faßt dies alles mit Recht in die Worte zusammen: es soll Glaubenszwang eingeführt werden! S. 120. 122. „So aber jemand (zum Prediger) träte und spräche: Bruder! ich biete dir Ehre und Gewinn; komm, diene meinen Zwecken; da müßte er erwiedern: Es stehet geschrieben, du sollst anbeten Gott, deinen Herrn und ihm allein dienen. Und, wie sehr jener auf das Edle seiner Zwecke sich berufen und durch Worte der Bruderliebe ihn gewinnen möchte, er müßte ihn, weil er durch Anbietung irdischer Vortheile ihn zu gewinnen gehofft hatte, verachten. Und wen wir verachten, dem dienen wir nicht. Noch dienet der Edle dem, von dem er als der Verachtung werth behandelt wird." — Am meisten wundern wir uns über den (brüderlichen?) Wink der Friedensworte S. 25, daß Eigennutz vorzüglich bey protestantischen Geistlichen sich einschleiche, dieser aber und Stolz wider die Vereinigung kämpfe. Konnte der Friedensstifter nicht bedenken, daß sein Wink nur zur Vergleichung zwischen den Vortheilen kathol. und protestantischer Kirchenämter und zwischen den Ehrenstellen eines Cardinals, Bischofs ꝛc. und eines protestant. Consistorialraths auffordere.

Es ist nicht bekannt, daß irgend die protestant. Kirche eine äußere Vereinigung mit der kathol. für Zeitbedürfniß halte.

Der Gedanke von St. scheint daher der natürlichste, diejenigen Katholiken, welche ein solches Zeitbedürfniß einzusehen behaupten, darauf aufmerksam zu machen, wie sie den umgewandten Antrag, durch solche Mittel Protestanten zu werden, aufnehmen würde? Was die Regierungen betrifft, so können sie, wenn gleich der Name Primat noch so milde klingt, doch nicht vergessen, daß er eigentlich ein dirigirendes Supremat in sich schließe, welches nicht nur auf Glaubenseinheit, sondern auch auf viele weltliche Verhältnisse, wie Ehescheidungen, Ehedispensationen, Verheyrathung zwischen Personen verschiedener Kirchenconfession u. dgl. Einfluß habe, und, zwar nicht mehr so, wie in dem gepriesenen Mittelalter, mit Thronabsetzung und Auflösung des Unterthaneneydes, aber doch mit einer auch bürgerlich schädlichen Ausschließung aus der Kirche und von der Seligkeit drohen könne. Und wenn als ein Hauptgrund zur Religionsvereinigung dies angegeben wird, daß auch die kirchliche Gesellschaft, nach dem Beyspiel der Staaten, sich zur Centralisirung der Kräfte neige, so wird der Staats- und Geschichtskundige die Reflexion nicht unterdrücken können: daß dieser Grundsatz auf die Nothwendigkeit einer geistlichen Universalmonarchie (vgl. S. 66) führen müßte, um so mehr als für jene schon einmal ein Versuch im Großen gemacht worden ist, und gegen den Mißbrauch concentrirter geistlicher Kräfte, welche unaufhörlich auf Erziehung und Gewissen Einfluß haben, die weltliche Macht in der Continuation immer unterliegen müßte, wenn sie nicht, durch Gewissensfreyheit und vorurtheilsfreye Geistesbildung der Pluralität, ein gleichfalls geistiges Uebergewicht zu erhalten suchte. Diese wahren Beschützerinnen der Staaten und aller Fortschritte zum Guten aber scheinen uns zuzurufen: Wenn von Verbesserung im Religiösen die Rede seyn soll, so laßt uns nicht ins Mittelalter, nicht in jene frühere Zeit, wo Sinken und Zerfall des Röm. Reichs das Charakteristische ist, laßt uns vielmehr zu Jesus, zu Petrus und Paulus, laßt uns zum Urchristenthum selbst immer mehr zurückkehren! Das Urchristenthum muß doch das seyn, was die volleste Katholicität (Allgemeinheit) verdiente! Und auch im Geiste der protestant. Reformatoren war, wie schon der so ruhig forschende Schröckh im II. Theil der Reformationsgeschichte S. 800 urtheilt, die Wiederherstellung des ächten (uralten), allein gemeinnützlichen Christenthums das, was sie nach allen Kräften wollten. Dieser Geist, diese Tendenz führt zu dem Centralpunct zwangloser, überzeugungstreuer Vereinigung; wo der Obrigkeit, was der Obrigkeit gebührt (Gehorsam zum Staatswohl), Gott aber, was Gottes ist (Verehrung in wahrer Geistigkeit) gegeben wird. H. E. G. Paulus.

No. 15. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

Kosegarten's Dichtungen. Neue Auflage. Erster Band 232 S. Zweiter Band 227 S. Dritter Band 196 S. Vierter Band 231 S. Greifswalde, gedr. bey Eckhardt. 8.

Einem achtungswerthen Theile des Deutschen Publikums, welchem gemüthvolle, erhebende Dichtungen, diese schönen Blüthen eines höheren Daseyns, zusagen, und welches sich nicht durch einige vorlaute Schreier des Tages, die ihm vordemonstriren wollen, was es für Poesie und Nicht-Poesie halten soll, irre machen lassen, wird es erfreulich seyn, zu vernehmen, daß Hr. Kosegarten angefangen habe, seine bedeutendern Dichtungen zu sammeln, zu sichten und zu ordnen. Die bereits vor uns liegenden vier Bände beurkunden es zur Genüge, daß Hr. K. — dessen Dichterberuf nur der Unverstand oder böse Wille verkennen wird, und dem einst Herder und Schiller diesen Beruf willig zugestanden — nur Geläutertes geben wollte; denn überall stößt man auf Besserungen und sorgfältige Feile. Auch in Rücksicht der Metrik hat diese Sammlung unstreitige Vorzüge vor allen bisherigen Arbeiten unsers Dichters. Es kann übrigens nicht die Absicht unsrer Anzeige seyn, die hier gelieferten Dichtungen, deren Werth größtentheils schon entschieden ist, beym Publikum erst einführen zu wollen, sondern nur von dieser Ausgabe der letzten Hand, wodurch Hr. K. sich „am Rande seiner dichtenden Laufbahn einen Denkstein zu setzen wünschte, welcher die Nachbleibenden für eine Weile nach an den Verschwundenen erinnern möchte,“ (S. V. d. Vorr.) wollen wir einen treuen und unpartheyischen Bericht abstatten. Was der Dichter in diesen vier ersten Bänden gab, gehört mehr oder weniger dem Epos an; was er der Lyra anvertraute, werden die vier letzten Bände liefern, deren baldiger Erscheinung wir mit Verlangen entgegen sehen.

Der erste Band enthält die anmuthige ländliche Dichtung: Jukunde, in fünf Eklogen, die man auch nach Vossens Luise und Göthe's Herrmann und Dorothea mit Vergnügen lesen wird. Diese idyllische Darstellung spricht das Gemüth durch edle Einfalt, Zartheit, malerische Schilderungen reizender Gegenden und eine kräftige und harmonische Sprache an. Das Ganze ist sehr gut gehalten, und nur selten thut das durchschimmernde Städtische, Gelehrte oder zu kleinliche Detail mancher Beschreibung dem Rührenden und Naiven Abbruch. Bisweilen hört man auch den Dichter zu sehr selbst in den Personen dieser Idyllen sprechen. Die meisten Charaktere treten indessen lebendig hervor, nur den Liebhaber Jukundens lernt man zu wenig, und fast nur aus seiner Schwester Thekla Schilderung, kennen. Das Vorlesen der Stellen aus dem Plato und einige andere Partieen erinnern zu sehr an gelehrte Kenntnisse, die den Idyllen-Menschen fremd seyn müssen. Der „Bediente, der zu Tisch lud," ist auch nicht idyllenmäßig. Eben so möchte man einige zu gemeine Ausdrücke, wie Unrath merken, blühender Kloß, Kloß des Feldes (für Erde gesetzt), krachen's der Rohrstuhl, ungewöhnliche Wortformen und Provinzialismen, wie: stickele Wände, Gebreite der Schwaden, lauterlich, u. s. w. wegwünschen. Bey aller Sorgfalt, die Hr. K. auf den Versbau gewendet hat, lassen sich doch noch manche Verse nur schwer spondiren, wie z. B. S. 43:

„Welcher ist schön, vornehm, und ein Liebhaber der Mädchen."

Auch kann man wohl nicht sagen: „ein Kind, — das ihn so theuer gekostet." Das „theuer erkaufte Kind" in der vorigen Auflage ist dem Genius der Deutschen Sprache weit angemessener. Absud gefällt uns auch in einem Deutschen Gedichte nicht. „Im gleichen Moment" ist in der letzten Ausgabe auch nicht gut durch „in selbigem Nu" verändert worden. Und warum fehlt in allen Ausgaben die fünfte Bitte im Vaterunser, da der Dichter sich doch sonst so genau an die Worte der Schrift hält? — — Die bey weitem meisten Veränderungen sind jedoch wahre Verbesserungen. Unter andern hieß es in der ersten Ausgabe sonst (1. Ekloge):

Aber es senkte sich das düstre Gewölk, von der Sonne
Scheidendem Strahl mit Gold und Purpur besäumt. Von der See her
Haucht' erquickendes Kühl, und die Wetterfahne des Kirchthurms
Dreht' in den Osten sich, die gewünschte Heitre verkündend.

Jetzt heißt es:

Aber das Wetter verzog. Das Gewölk sank. Fern aus der See her
Hauchet' erquickendes Kühl. Von des Ostwinds Athem gehoben,
Rauschte das Meer, und golden und roth ging unter die Sonne.

Bisweilen ist der Grund der Veränderung nicht ganz klar. So ist in der Zueignung der Ausdruck: begießen und ordnen in den frühern Ausgaben jetzt in säubern und wässern verwandelt. Der „Sänger der hohen Johanna" (Schiller) heißt jetzt: „Der Sänger des Wilhelm Tell." Glücklich, und dem Zusammenhange angemessener, sind dagegen die Worte der frühern Ausgaben (1. Ekl.):

Also sprach sie. Schon eilte der Vater ein Mehrers zu fragen,
Als von Amalrich geführt, Jukunde nahet' und Thekla,

Jetzt so verändert:

Also sprach sie, und schwieg. Auch der Pfarrherr schwieg, denn so eben
Nahten Jukund' und Thekla, geführt vom edeln Amalrich.

Die treffliche Stelle in der 1. Ekl. von dem im Walde eingeschlafenen und aufgeweckten Kinde:

Sanft sie schüttelnd, ins Ohr ihr raunend, den rosigen Mund ihr
Deckend mit glühendem Kuß, gelang es mit Noth ihr, dem Schlummer
Sie zu entreißen. Es schlug das Kind die trunkenen Augen
Träumend zum Himmel empor, erblickte die glänzenden Sterne
Schauerte leis', und bog sich zurück zum Busen der Pathin.

Diese zartempfundne Stelle ist mit Recht in der neusten Ausgabe unverändert geblieben. Kräftig und würdevoll ist die Beschreibung des Gesangs der am Ufer des Meeres versammelten Gemeinde:

— Scholl der Gemeinde Gesang hinauf zum wölbenden Himmel

Voll, stark, prächtig, harmonisch; es scholl in den heiligen Chorpsalm
Laut die Posaune des Meers und des Sturms vielkehlige Orgel.

Vor: und Schlußgesang der Gemeinde und die Predigt des Pfarrers sind des Dichters gleichfalls würdig; doch ist die den Fischern und Hüttenbewohnern beygelegte Kenntniß der Gestirne, des „Sirius, Rigel und Yed, Azimech, Antar, Arktur“ nicht wahrscheinlich. In der 5. Ekl. finden sich S. 199 mehrere glückliche Zusätze, die sich auch in der zweyten Ausgabe noch nicht fanden. In eben dieser Ekloge, worin der Pfarrer einen gehabten Traum erzählt, hieß es sonst:

Liebe Tochter, das Wort, was du im Scherze gesprochen,
Führt mir ein Traumgesicht zurück vor die staunende Seele,
Das ich geschaut heut Nacht, in der süßen Stunde der Frühe;
Aber es war verwischt bis jetzt aus meinem Gemüthe.

Jetzt heißt es besser also:

Liebe Tochter, das Wort, das Sie im Scherze gesprochen,
Führt mir ein Traumgesicht zurück vor die staunende Seele,
Das ich geschaut heut Nacht in der süßen Stunde der Frühe;
Aber es lag verhüllt bis jetzt in meiner Erinnerung.

Nur hat uns die Aenderung des traulichen Du in das höfliche Sie in einer Idylle mißfallen. Noch stehe hier eine der gelungensten Beschreibungen aus der zweyten Ekloge:

Lang schon stand betrachtend also der begeisterte Lehrer,
Anzustimmen gedacht' er so eben den preisenden Frühpsalm,
Siehe, da trat, wie die Frühe so frisch, wie der röthliche Morgen
Blühend, zur Thür herein sein erstgebornes Mägdlein.
Blumen, so eben entblüht, von des Frühthaus Tropfen noch blinkend,
Brachte die fromme Tochter dem blumenliebenden Vater.

Der zweyte Band enthält die Inselfahrt, oder Aloysius und Agnes; eine ländliche Dichtung in sechs Eklogen, die, nach ihrem Inhalte: die Landung, die Betfahrt, die Irrfahrt, die Kreuzfahrt, die Nachtfahrt und die Heimfahrt überschrieben sind. Ein

gefühlvoller Weihgesang: Unserer Königin, steht voran. Hier nur, zur Probe, zwey Strophen:

Fern, wo die dunkle Fluth, dann laut, dann leise,
Am Fuß der heiligen Arkona grollt,
Erklang freywillig dir zu Lob und Preiße
Der stimmreichen Lyra tönend Gold.
Das Lied, das ich ihr abgelauschet habe,
Leg' ich zu Füßen dir, als Opfergabe.

Der Tochter Deutschlands, traun! bleibt ewig theuer
Der süßen Heimat traulicher Gesang.
Klingt doch des Franken und des Wälschen Leyer
So herzlich nicht, als Deutscher Saiten Klang.
Drum widm' ich kühnlich dir, o Hochverehrte,
Das schlichte Lied, das mich die Muse lehrte!

Auch in dieser zweyten ländlichen Dichtung findet man Hrn. K. vertraute Bekanntschaft mit der Natur, hohen Sinn für Religion und Vaterland, und kräftige, malerischschöne, oft redner'sche Darstellungsgabe wieder. Aber auch hier schimmert überall der gebildete Gelehrte durch. Des Verf. bessernde Hand ist auch bey diesem Gedichte nicht zu verkennen. Tiefgefühl und anziehend sind die Mittheilungen der Schiffenden über das Meer, in der 1. Ekloge, S. 20 fg. Der 153. V. ist in der neuen Ausgabe sehr glücklich verändert worden. In der zweyten Ekloge kommt wieder eine Predigt vor, aber Ton und Geist sind doch von der in der Jukunde vorkommenden verschieden. Diese Predigt hat einige ergreifende Stellen. Rührend ist die Schilderung des im Meer versinkenden Vaters Isorens. Die Beschreibung des Bernsteinlandes in der dritten Ekloge hat treffliche Stellen, wiewohl hie und da ein zu gelehrtes Ansehen. Zu den schönern Stellen gehört folgende:

Aloysius stand erstaunend die Wunder der Meerwelt,
Maaß mit prüfendem Blick des Abhangs grausige Tiefen,
Schauete liebend sodann in die weite wogende Ferne,
Trank des ätherischen Stroms mit Wollust; öffnete lechzend
Stirn und Brust dem erfrischenden Hauch, der fern aus dem Abend,
Kräuselnd das Meer, aufsprang, das Haar ihm hob, und der Schläfen

Brand sanftschmeichelnd ihm kühlte. Verklärter stralte das Aug' ihm,
Und zum Unendlichen trug der Geist des Unendlichen Anblick.

S. 107 fg. hat sich der Dichter selbst einen lieblichen Kranz gewunden. Eine malerische Schilderung der untergehenden Sonne kommt S. 110 fg. vor. Die in der 1. Ekloge mitgetheilten Legenden wird man mit großer Theilnahme lesen. Nur wollen uns S. 161 die geschaarten Chöre nicht gefallen; auch sonst fanden wir den Ausdruck geschaart mehrmals bey unserm Dichter. Das Wort gewest st. gewesen S. 165 wünschten wir auch hinweg. Warum nicht?

— — — wie fromm sie war, wie streng' und wie eifrig.

Die Hymne an die Nacht in der 6. Ekloge ist in dem Geiste der Hymnen des Orpheus gedichtet. So gelungen auch der größere Theil seyn dürfte, so hat sie doch einzelne zu pretiöse Stellen, z. B.

Nacht, Vertraute des Herzens, Auslegerin dunkler Orakel,
Mystagogin, Prophetin, Theurgin, Hierophantin —
— — — — — —
Nicht, verstoße mich, Mutter! nicht den, der nie um des Lichtes
Gaukel dir untreu ward — —
— — — — Innig
Einverleibe mich dir; und nimmer ende die Brautnacht!

Zu den gelungensten Stellen gehört in der 5. Ekloge die Schilderung der Zusammenkunft des Aloysius mit der Agnes am Frühmorgen, und die Schilderung dieses Morgens, in der 6. Ekl. die Beschreibung des Sturms u. s. w. Auch diese Eklogen lassen einen wohlthätigen Eindruck in der Seele zurück.

Der dritte Band enthält Legenden, Sagen der kirchlichen Vorzeit. Wenn wir gleich in der Bekanntmachung dieser Legenden nicht das Hauptverdienst des Hrn. K. sehen können, so gestehen wir doch aufrichtig, daß wir die meisten mit Theilnahme und nicht wenige auch mit Rührung gelesen haben. Bey vielen dieser Legenden erinnert man sich der schönen Worte, die einst Herder aussprach: „Das Kreuz hat einst

den Völkern Ruhe gebracht; es stillte Aufruhr, Fehden, Zwietracht, und gebot den Gottesfrieden. . . . Das Grab war ihnen eine Ruhekammer, wo himmlische Geister das erstorbene Saamenkorn zur Aufblüthe eines künftigen ewigen Frühlings bewahrten." . . . „In der Verachtung fanden diese Helden Ruhm, in der Verfolgung Gewinn, in der Mühe Lohn, in der Schwachheit Stärke." Einige von Hrn. K. bearbeitete Legenden nähern sich jedoch zu sehr dem Tändelnden, und entsprechen dem von Herder angegebenen Ideale solcher Bearbeitungen nicht. Eine kurze Uebersicht wird unser Urtheil bestätigen. Auffallend war es uns, hier die Einladung wieder abgedruckt zu sehen, die in der Inselfahrt schon abgedruckt steht: „Blühe Violen allein, u. s. w." Den Anfang der Legenden machte ein herrliches Gedicht: Die Auffahrt der Jungfrau. S. 11 fg., worin uns nur der Ausdruck girren, von der scheidenden Jungfrau gebraucht: „Laute der Sterne nur girrte sie noch mit stammelnder Zunge" gestört hat. Auch konnten wir den Bildern, worin der Sohn (Jesus) als Bräutigam der Mutter (Maria) vorgestellt wird, keinen rechten Geschmack abgewinnen. Außerdem hat uns dieses Gedicht hohen Genuß gewährt. In den sieben Freuden S. 52 fg. hat uns die Reverenz, der vollkommene Ablaß und die Errettung aus des Fegefeuers Glut, nicht gefallen. Nach S. 56 konnte ein Ritter nichts lernen und behalten, als „zwey süße Wörtchen: Ave Maria. Diese waren sein Weidspruch, sein Gebet und — sein Leibfluch —, und nach seinem Tode wuchs eine Lilie aus seinem Grabe, worauf man deutlich und in goldenen Schriften auf jedem Blatt der Blume lesen konnte: Ave Maria. . . . Eines zu sehr spielenden Inhalts ist auch das Unterpfand. S. 58. In der Legende: die Tänzerin. S. 61 fg. tanzt die nach 30 Bußtagen in den Himmel aufgenommene Seele der Tänzerin:

— „mit Sonn' und Mond und Sternen,
Mit den heil'gen Jungfraun, mit der hohen
Gottesmutter, der Gebenedeiten,
Immerdar den hochzeitlichen Reigen."

Johannes auf Pathmos, S. 66 fg. ist eine geistvolle Nachbildung einiger Stellen der Apokalypse. (Den Ausdruck die Sehe, für Sehkraft, wüßten wir jedoch nicht zu rechtfertigen.) So großes Vergnügen uns das Lieben und Leiden der heiligen Agnes im zweyten Bande dieser Kosegartenschen Sammlung gewährte, so wunderten wir uns doch nicht wenig, diesen ganzen Aufsatz im dritten Bande, S. 70—90 nochmals abgedruckt zu sehen. Nur der heiligen Agnes Brautlied, S. 91, und die Trauung der heiligen Agnes, S. 97, sind hier hinzugekommen. Die letzte hat recht eigentlich das Spielende mancher Legende. Margaretha und der Drache, S. 100 fg. Diese schöne Legende gab einst Raphaeln die Idee zu einem seiner sinnvollsten, herrlichsten Gemälde. Hr. K. hat sie mit Geist bearbeitet. Die Legende: der Garten des Liebsten, S. 105, steht auch schon im zweyten Bande dieser Sammlung abgedruckt, gehört übrigens auch zu den Zartempfundenen. Die Jungfrau von Antiochia, S. 110 fg., und das Gebet der heiligen Scholastika, S. 118 fg., zeichnen sich ebenfalls durch Inhalt und Darstellung aus. Minder bedeutend sind: die Milch der heiligen Brigitta, S. 122. Der Ermel des heiligen Martinus, S. 128. Der Brunn des heiligen Gangolf, S. 131. Das Amen der Steine, S. 134. Der Sitz des heiligen Hilarius, S. 136. Der Handschuh der heiligen Kunigunde, S. 128. Die Katze des Eremiten, S. 143. Manche sind unbedeutende Anekdoten oder Dichtungen, an einen Spruch der Schriften angeknüpft, dergleichen man viele ähnliche im Talmud findet, die an Sprüche des alten Testaments angeknüpft werden. Einst betete die heilige Kunigunde vor dem Altare; es war aber gerade keine Zofe da, ihr den Handschuh abzunehmen.

— — doch Kunigunde
Zog ihn aus, und warf ihn sorglos von sich.
Eilig stahl durch eine Mauerritze
Sich ein Sonnenstral herein, und schwebend
Hielt der Sonnenstral der frommen Fürsten Handschuh,
Bis sie dargebracht das fromme Opfer.

Welchen Zweck haben wohl solche Erzählungen? Hier ist die fromme Anwendung:

> Denn dem Herrn nicht nur, auch seinen Heil'gen
> Dienen willig Gottes Elemente!!

Radegunde, S. 139. Diese Legende aus dem Leben der heiligen Elisabeth ist schön erzählt. Einige ältere Chroniken nennen das Mädchen Hildegundis. S. Leben der heil. Elisabeth. (Zürich 1797.) S. 119. 120. Das Gesicht des Arsenius, S. 145 fg. Die Kreaturenliebe des heiligen Franziskus, S. 148. Des heiligen Franziskus Sonnengesang, S. 152. Diese Legenden sind gut erzählt, nur fällt der Inhalt der zweyten bisweilen ins Spielende, und in der dritten ist einigemal hart gegen das Sylbenmaaß gefehlt. So kommt folgende Zeile in einem durchaus jambischen Gedichte vor:

> Feuer, Wasser, Luft und Erde. Lustig ist —

Auch ist das Hebräische Wort Hallelujah, wie fast von allen Dichtern, die es gebrauchen, falsch so scandirt: Hallelujah (u – u –). Zu den vorzüglichsten Stücken dieser Sammlung gehört: Die Brautnacht der heiligen Cäcilia. S. 157 fg. Eben dieses Lob gebührt der darauf folgenden Legende: Die Jungfrau von Nikomedia, S. 163—192. Dieses Stück erschien zuerst einzeln, Berlin 1808., und schildert auf eine rührende Art die standhafte Frömmigkeit einer edlen christlichen Jungfrau. Einfalt der Darstellung, ein frommes kindliches Gemüth, Ernst und Trauer, in harmonischen Trophäen das Herz ansprechend, machen diese Legende zu einer höchst anziehenden Lectüre. Hier nur eine Stelle zur Probe:

> Majestätisch stand indeß und ruhig
> Juliane vor der Richttribune,
> Himmelan gewandt ihr klares Auge,
> Thränen bebten in den langen Wimpern,
> Um die Lippen zuckt ein leises Zürnen,
> Holde Schaam erhöhete der Wangen
> Blasses Roth. Ihr Haar, der Schling' entglitten,
> Floß vollringelnd auf die Schultern nieder.

Nur bey wenigen Stellen stießen wir an, z. B. S. 174:

Doch verhönend sprach und Habsucht heuchelnd
Sie, die habsuchtfreyeste der Jungfrauen —

Dergleichen kleine Flecken kommen jedoch bey so großen anderweitigen Vorzügen nicht in Betrachtung. Hr. K. hat sich durch seine schönen Darstellungen der Blüthen des Glaubens, der Liebe, der Hoffnung, der Ergebung und des frommen Heldensinns den Dank aller fühlenden Herzen erworben, und eine liebliche Dichtung: Die heiligen Jungfrauen, an Irene, S. 193, beschließt würdig diese Sammlung von Sagen der christlichen Vorzeit.

Der vierte Band enthält Sagen der Vorwelt; rügische und ersische Sagen. Zu den ersten gehören drey Gedichte: die Ralunken, das Fräulein von Jarmin und Rithogar und Wanda. Erinnerungen an alte kräftige Heldenstämme, gelungene Schilderungen der großen Nordischen Natur, mit eingeflochtenen Betrachtungen der Hinfälligkeit alles Irdischen und der Unvergänglichkeit des Wahren und Guten, dabey eine kräftige, volltönende, das Herz ergreifende Sprache geben diesen Darstellungen, worin ein dem Ossian verwandter Geist wehet, hohes Interesse. Sie wurden schon bey ihrer ersten Erscheinung mit großem Beyfalle aufgenommen; wie sehr sie jedoch Hr. K. durch eine sorgfältige Feile der Vollendung näher zu bringen gesucht habe, davon findet man beynahe auf allen Blättern Beweise. Wenn der Dichter sonst begann:

Ratow, sey mir gegrüßt im Schimmer der scheidenden Sonne!
Lieblich webet der Schleier des Abends um deine Gefilde.
Deine weißen Mauern sind sanft geröthet. Die Dächer
Feuer im Golde des sinkenden Tags. Es dämmern so schaurig
Deine säuselnden Hain'. Es spiegeln die Wangen des Himmels
Sich in den Fluthen so rosig, die deine Ferse bespülen;

So heißt es nun in der neuesten Ausgabe:

Ratow, sey mir gegrüßt im Schimmer der scheidenden Sonne,
Ratow, wie birgst du so schön am Saum der hallenden Strandbucht!
Höchlich ergötzt mich, o Burg, dich zu schaun im Schleier des Zwielicht!
Deine Zinnen getaucht in des Spatroths flüssiges Mattgold:

Brennend der Fenstern Krystall in der Glut des gesunkenen Lichtballs!
Düfteschauernd die Gärten umher! blaudämmernd die Anhöhen,
Welche die Welle bespühlt der leisegekräuselten Meerbucht! —

Eine rührende Herzensergießung des Dichters, beym Erwähnen der Warne s. S. 26. 27. In dem Gedichte: das Fräulein von Jarmin, S. 51 fg., stößt man fast auf jeder Seite auf die gelungensten Verbesserungen. Nur S. 67 hat uns das überwachete Mägdlein, das sich in den vorigen Ausgaben nicht fand, nicht gefallen wollen. Süßduftend sind die Blumen, die der Sänger Allwiil, S. 84 fg. auf der gefallenen Edelwine Hügel streut. Aus der dritten Sage: Rithogar und Wanda theilen wir, als Probe, den Schluß, nach den neuesten Verbesserungen des Dichters, mit, und überlassen die Vergleichung mit den frühern Ausgaben unsern Lesern;

Hügel des weißen Gesteins, der tausendjährigen Eiche
Grauer Ernährer, du weckst in des Sängers Seele die Wehmuth.
Dämmerung wölkt ihm das Aug', und ihm bebt die Thrän' in den Wimpern.
Nimmer zu trösten vermöcht' er sich; in müßiger Trauer
Würd' er vergehn, ihm würde die Harfe verstummen für immer;
Rauschte die Leier Homers ihm nicht aus den ewigen Lorbern,
Lispelte nicht aus verwitternden Eichen die Stimme von Cona:
„Alles vergeht! Es vergeht der Held und des Helden Denkmal.
„Aber das Lied tönt fort, das warm aus der Brust an das Herz spricht.
„Nimmer verhallt der Gesang, den Phöbos weihet und Braga!“

Die ersischen Sagen sind größtentheils aus fremden Gegenden auf Deutschen Boden herüber gepflanzt, und wir erinnern uns, mehrere derselben in den von Hrn. K. ehemals herausgegebenen Blumen gelesen zu haben, die uns aber jetzt nicht zur Hand sind, um sie vergleichen zu können. Man findet hier: Finan und Lorma. Ein Gesang des Ossian. (Frey bearbeitet.) Diese drey Stücke: die Waffenweihe, die verlornen Kinder und die wiedergefundenen

Kinder — sind anziehend durch Inhalt und Darstellung. Umad und sein Hund. Eine Episode eines größern ersischen Gesanges. Des Barden Abschied. Fla' Innis; die Insel der Seligen. Ein reizendes Gemälde! Die Kildas-Klage. Ossian und Malvina. Ossians letztes Lied. (Frey, im elegischen Sylbenmaaße, übertragen.) Der Schwangesang. Theils in Jamben, theils im elegischen Sylbenmaaße übersetzt. Zum Schluß stehe hier noch eine Probe aus diesen Heldenstimmen:

Dumpf rings schweigen die Felder, wo unsere Schlachten gedonnert;
Aber es redet das Mahl, das uns die Helden gethürmt.
Ossian's Stimm' erscholl. Frohlockend lauschten die Väter.
Komm denn, o Sänger, hinweg! Komm zu den Vätern, o Sohn! —

Ki.

Taschenbuch der Sagen und Legenden, herausgegeben von Amalie von Helwig geb. v. Imhof und Fr. Baron de la Motte Fouqué. Mit Kupfern. Berlin, in der Realschulbuchhandlung (1812.). 188 S. 12.

Lange Zeit wurden Legenden als Erzeugnisse eines verkehrten Sinnes und verkehrten Geschmacks betrachtet; nicht selten wurden sie durch tändelnde Darstellungen, wobey man den Geist dem Spiele mit Bildern aufopferte, dem besseren Theile der Leser widrig. Herder war einer der ersten, welcher auf die reinen Goldkörner, welche sich in dem Legenden-Staube finden, aufmerksam machte, die Züge von Einfalt, Würde und Schönheit hervorhob, die sich in vielen dieser kirchlich-religiösen Sagen finden, und sein Urtheil durch eigene geistvolle Bearbeitungen rechtfertigte. Auch Kosegarten gab uns mehrere gelungene Legenden. Und welchem Gefühlvollen sollte nicht der herzliche, fromme Sinn mancher Legenden, wenn sie uns Glauben, Liebe, Hoffnung und Einkehr in uns selbst mit rührender Einfalt empfehlen, angesprochen haben? Daß viele gegen historische Wahrheit und gegen ächte Sittenlehre anstoßen, und in's Tändelnde und Läppische fallen,

wird kein Unbefangener läugnen. Desto willkommener aber muß uns eine Auswahl des Bessern und eine geistvolle, den frommen Sinn der frühern Jahrhunderte zart auffassende Bearbeitung jener Sagen und Legenden seyn.

In dieser Hinsicht verdient die vorliegende kleine Sammlung ein ausgezeichnetes Lob, und Rec. bekennt aufrichtig, sie mit großem Interesse gelesen zu haben. Schon die vorausgeschickten trefflichen Stanzen der Fr. v. H. erwecken das günstigste Vorurtheil für diese Sammlung, und beweisen, daß die edle Dichterin nicht einer eitlen Mode des Tages fröhnen wollte, sondern nach einem höhern Ziel gestrebt und den geläuterten Geist der Legenden und Sagen rein aufgefaßt habe. Wir können uns nicht enthalten, hier zwey Strophen aus diesem schönen Gesange, als Probe, mitzutheilen:

Und, wie der Sonne voller Schimmer,
Dem Blick ein heißverzehrend Licht,
Durch bunter Scheiben Farbenflimmer
Dem schwachen Aug' sich milder bricht;
So senkt der ew'gen Wahrheit Sonne
Mit schonend leis' umhülltem Strahl
Den Glauben, reich an Ahnungswonne,
Mit Hoffnung in dies Erdenthal.
Da reichen Engel Siegeskronen
Dem Leidenden mit Himmelshuld,
Da fleht der Dulder nicht um Schonen,
Nur um Gehorsam und Geduld;
Da blüh'n aus Wunden Himmelsrosen,
Entbehrung macht die Seelen reich,
Und durch der Leidenschaften Tosen
Schwingt Friede seinen Palmenzweig.

Stiftungsbrief, den Freunden; gleichfalls von Fr. v. H. Die Veranlassung zu diesen gefühlvollen Strophen gab ein treffliches Bild der Maria mit dem Christuskinde, von Francesco Francia gemalt, das sich in der Sammlung der Herren Boissere'e und Bertram zu Heidelberg befindet, und das, als Titelkupfer, hier zum erstenmale gestochen erscheinet. Der rührende Inhalt dieser Strophen wird jedes Gefühl ansprechen; eine Stelle derselben, worin

Trost und Schmerz so hart mit einander verbunden sind, klang tief in dem Innern des Rec. wieder. — —

Wir gehen zu einer genauern Bezeichnung der einzelnen Sagen und Legenden dieser Sammlung über. Das Gebet der heiligen Scholastika, Legende (von A. v. H.). Es war uns interessant, diese Legende, die auch Kosegarten bearbeitet hat, nach der doppelten Bearbeitung zu vergleichen; Hr. K. hat mehr einfach erzählt, Fr. v. H. hingegen das Ganze dichterisch = freyer behandelt. Wir setzen die letzte Strophe, zur Vergleichung, hierher:

Kosegarten.	A. v. H.
Nach dreyen Tagen starb Scholastika Und in dem Augenblick, worin sie starb, Sah Benediktus, einer Taube gleich, Zum Himmel ihre reine Seele schweben. Da schlug das Herz ihm. Eine Stimme sprach: „Die Regel, Abt, ist aller Ehre werth; Doch größre Ehre würdig ist die Liebe!“	Und nach drey Tagen sieht er's schweben, Gleich einer Taube, himmelwärts — Es ist der Schwester reines Leben, Gebrochen, — sonder Angst noch Schmerz. Und eine Stimme läßt sich hören, In Harfentönen mild verklärt: „Werth ist die Regel aller Ehren, Doch mehr noch ist die Liebe werth!“

Die Hülfe der heiligen Jungfrau, Legende (von Fr. v. Fouqué). Eine gut gehaltene Erzählung von der Verirrung zweyer feinsinnigen Menschen, eines Mönchs Albinus und einer Nonne Berma, die ein Wunder der heil. Jungfrau und ihr eigener besserer Geist sich selbst wiedergibt. Die kräftige, schöne Darstellung des uns als Dichter sehr werthen Verfassers entspricht dem anziehenden Inhalte. Einige Ausdrücke, die wir mit andern vertauscht wünschten, wie: „Ich bin den Lebenden wieder geschaart,“ oder Härten, wie wall'nd, werden an dem schönen Ganzen kaum bemerkt. Die Rückkehr der Pförtnerin, Legende (von A. v. H.). Diese anmuthig erzählte Legende, welche Sinnlichkeit, Sünde, Buße und Gnade ganz in der Denkart früher Jahrhunderte versinnlicht, und, als den geläuterten moralisch = religiösen Ideen unsrer Zeit nicht ganz entsprechend, vielleicht ein verschiedenes Urtheil erfahren wird, die jedoch den bewahrten Sinn für das Höhere auch in einer Sünderin sehr glücklich darstellt, wird den Lesern des Taschenbuchs noch aus dem Morgenblatte

bekannt seyn, worin die Dichterin zuerst sie mittheilte. Hier findet man noch ein schönes Kupfer als Beygabe. Adolfs-Eck, Sage (von A. v. H.). Noch führt eine Ruine bey Schwalbach diesen Namen, worauf sich diese sehr gut erzählte Sage bezieht. Auch hierzu ein Kupfer. Der Sanct Elisabethen-Brunnen, Legende (von A. v. H.). Diese schöne Dichtung, worin vier fromme Mädchen sich an dem Elisabeth-Brunnen die Wunderthaten dieser Heiligen erzählen, stand zuerst in dem Göttingischen Musenalmanache vom J. 1803, und wurde gleich anfangs mit verdientem Beyfall aufgenommen. Hie und da ist der Ausdruck glücklich verbessert. Zwey treffliche Kupfer, des Inhalts würdig, zieren diese durch ihren lyrisch-feyerlichen Ton anziehende Legende. Sanct Georg und die Wittwe, Legende (von A. v. H.). In Rücksicht der Darstellung, eine der gelungensten dieser Sammlung. Auch bey dieser Legende findet sich ein schönes Kupfer. Der Siegeskranz, Legende von Fr. v. F. (In Prosa). Wir rechnen dieses schauerlich-anmuthige Nachtstück, worin Leben und Tod so lieblich aneinander gränzen, zu den vortrefflichsten Dichtungen des geistvollen Verf. Eine zarte Idee ist es, daß die Braut den entschlafenen Heldenjüngling mit dem Siegeskranze schmückt. Möge uns der treffliche Dichter, den sein Genius mit Zauberhand zu allen Sagen hinzieht, recht oft mit ähnlichen Gaben beschenken! Das zu dieser Legende gehörige Kupfer ist eines der gelungensten. Das Grab des heiligen Clemens, Legende (von A. v. H.). Rec. las diese zarte Dichtung mit inniger Rührung und Theilnahme, und eine Strophe tönte tief in seinem Herzen wieder. Nachdem das am Grabe des heil. Clemens wieder vom Tode erweckte Kind zuerst erwacht, fragt es seine freudig-staunende Mutter:

„Warum hast du mich wecken müssen?
So lieblich träumt' ich keine Nacht!
Wie süßen Schlummer störst du mir,
Ach, nur ein Stündlein ruht' ich hier!"

Und dann folgt diese schöne Strophe:

So steht im Erdenschmerz befangen
Wohl manche Mutter hoffnungslos;
Und starrt mit traurigem Verlangen
Hinab zum dunklen Erdenschooß;
Indeß das Kindlein, wohlgeborgen,
Vor rauhem Sturm und schwüler Glut
Bis zu des ew'gen Tages Morgen
In kühler Stille harmlos ruht;

Den langen Schmerz, das kurze Glück
Verschläft's, wie einen Augenblick!

Die Nacht im Walde, eine dramatische Sage (von Fr. v. F.). Dies anziehende Nachtgemälde, dessen Tendenz eben so edel als die Ausführung gelungen ist, rechnen wir gleichfalls zu den vorzüglichsten Stücken der Sammlung, wenn wir gleich dem Siegeskranze noch den Vorzug vor diesem Stücke geben möchten. Auch dürfte manchem die Bekehrung Hagenulphs und Windrudens zum Christenthume doch etwas zu schnell von statten zu gehen scheinen. Uebrigens ist die ganze Unterredung Karls des Großen mit Windrude, durch die darin herrschenden ächt-menschlichen Gesinnungen, höchst anziehend. Auch zu diesem Aufsatze gehört ein Kupfer. Der Gang durch Köln, Sage (von A. v. H.). Der Stoff dieses sehr interessanten Aufsatzes ist aus alten Familien-Nachrichten des darin genannten Hauses gezogen. Wir wollen den Inhalt desselben, voll eigenthümlicher Züge, durch eine schlichte, den Geist jener frühern durch Zucht und religiösen Sinn ausgezeichneten Zeit trefflich auffassende Darstellung gehoben, den Lesern nicht verrathen, gestehen aber, daß uns derselbe ein reines Vergnügen gewährte, und manche Erinnerungen an die uns werthgewordene Stadt Köln wieder aufweckte. Den Beschluß dieser Sammlung macht: Die Martins-Wand, Sage (von A. v. H.). Die bekannte Sage von der Verirrung des edlen Habsburgers K. Maximilians I. auf eine ungeheure Felsenhöhe und dessen wunderbarer Errettung wird hier einfach und lebendig erzählt, und diese Erzählung, die einem blinden Sänger in den Mund gelegt wird, überraschte uns um so angenehmer, da wir kurz vorher eine sehr geistvolle Bearbeitung desselben Stoffs von dem zu früh geschiedenen Dichter H. J. v. Collin, unter der Aufschrift: Kaiser Max, auf der Martinswand in Tyrol. 1493. in dessen Gedichte-Sammlung gelesen hatten. Auch bey diesem letzten Aufsatze findet sich ein Kupfer. Noch müssen wir des geschmackvollen Aeußeren der von uns angezeigten Sagen und Legenden mit Ruhm erwähnen. Außer dem schönen, nach Francesco Francia gestochenen Titelkupfer sind die übrigen acht Kupfer sämmtlich nach Zeichnungen des geistreichen Herrn Cornelius aus Düsseldorf, jetzt in Rom, von Lips, Rist und Bolt sauber gestochen. Auch der Umschlag, Sagen und Legenden symbolisch darstellend, ist geschmackvoll. Die Bedeutung dieser Symbole enthüllt ein vor dem Titelblatte stehendes Sonett von Paul, Gr. v. H**.

Ki.

No. 16. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

Illustrazione d'uno Zodiaco orientale del Gabinetto delle medaglie di Sua Maestà, a Parigi, scoperto recentemente presso le sponde del Tigre in vicinanza dell' antica Babilonia, monumento che serve ad illustrare la storia dell' Astronomia ed altri punti interessanti dell' Antichità, da Giuseppe Hager. Milano, dalla stamperia e fonderia di Gio. Giuseppe Destefanis a S. Zeno, num. 534. 1811. 68 S. gr. Fol. ohne die Vorrede und Dedication, mit 4 oder 5 Kupfertafeln.

Unter diesem vielversprechenden Titel lieferte der Herr Bibliothekar Joseph Hager in Mailand ein Prachtwerk zur Erklärung des merkwürdigen Denkmahles, worüber zu derselben Zeit der verewigte Herr Domkapitular Friedrich Hugo von Dalberg einen Aufsatz ausarbeitete, welchen er unter dem bescheidenen Titel: Ueber das Altpersische Monument von Takkesre, eine Muthmaßung (s. Götting. gel. Anz. 1812. St. 86. S. 853 ff.) an die königl. Societät der Wiss. in Göttingen einsandte. Jenes Denkmahl wurde zu Ende des vorigen Jahrhunderts, nach den Versicherungen des Herrn Michaux (s. Millin's Mag. encycl. VI année. T. III. p. 85), am Ufer des Tigris unterhalb Bagdad unter den Ruinen eines großen Palastes, welchen man die Gärten der Semiramis nennt, gefunden, und durch Hrn. Michaux selbst in das Antiken-Kabinett der kaiserl. Bibliothek zu Paris gebracht. Die darauf gegrabenen Figuren und Inschriften mit sogenannten Keilbuchstaben, welche man für einen Beweis seines hohen Alterthums nahm, veranlaßten den Hrn. Millin zu einer Bekanntmachung desselben in seinen Monumens antiques inedits. Tom. I. p. 58—68 (Paris 1802. 4.) auf Planche VIII und IX, mit Bemerkungen von ihm selbst und dem Hrn. de Sacy. Beyde hielten den Stein für einen Persischen Talisman, um das böse Princip zu binden, und seinem

Einflusse auf die heiligen Gebäude, wozu der Stein gehörte, alle Kraft zu nehmen; eine Idee, welche auch der neueste Erklärer Hr. v. Dalberg auffaßte, und aus den Persischen Religionsbegriffen des Dualismus, des Kampfes zwischen dem Guten und Bösen, auf eine Weise zu erläutern suchte, welche seinem Rec. in den Gött. gel. Anz. viel Empfehlendes und Wahrscheinliches zu haben scheint. Derselbe Rec. gesteht jedoch, daß jede Erklärung bloße Muthmaßung bleibe, bis die begleitende Schrift mit Sicherheit erklärt sey. Eben darin fand nun Hr. Abt Lichtenstein eine Art von Trauergesang, welchen der oberste Magier den Persischen oder Sabäischen Frauen bey der Leichenfeyer zu Ehren der jüngstverlornen Männer, Brüder, oder andern Anverwandten, und den begleitenden Klageweibern an einem festlichen Tage vorzulesen hat. Darum bezog er die Abbildungen, worin Hr. Hager die Vorstellung eines der ältesten Thierkreise findet, auf die öffentliche Trauer, welche man alljährlich zu Ehren der Verstorbenen mit heiligen Gebräuchen zu begehen pflegte. S. Tentamen Palaeographiae Assyrio - Persicae, auct. Lichtenstein p. 111 sqq. Beyder Meynungen erregten anfangs allgemeine Aufmerksamkeit, und fanden, wie jede dreiste Behauptung der Gelehrten, welche ihre Erklärungen mit Belesenheit und verführerischen Scheingründen zu unterstützen wissen, ihre Lobredner: man sehe in Hinsicht des Hager'schen Werkes medicinisch-chirurg. Zeitung vom 16. May 1811. N. 39. und den Franz. Moniteur 1811. N. 337. vom 3. Dec. Doch Hr. v. Dalberg hat beyde mit Recht verworfen: denn die Deutung des Herrn Lichtenstein verliert schon durch die Bemerkung, daß er die Inschriften, von welchen er ausging, von der verkehrten Seite las, alle Haltbarkeit; und mit einem Thierkreise hat die ganze Darstellung weiter keine Aehnlichkeit, als daß Thierfiguren den Stein in einem Kreise zu umziehen scheinen. Die Manier des Hrn. Hager in der Erläuterung eines solchen Denkmahles kennt man schon aus frühern Werken desselben, besonders auch aus der Dissertation on the newly discovered Babylonian Inscriptions by Joseph Hager (London 1801. 4.), woraus man in diesem Werke die Babylonischen Backstein-Inschriften, Cylinder und Gemmen mit besondern Bemerkungen

derselben im 12. Kapitel widerholt findet. Unterzeichneter enthält sich daher alles Urtheils über die Art, wie der Hr. Verf. seine Behauptungen zu begründen sucht. Da er den hier erläuterten Stein sowohl, als die zu Paris befindlichen Backsteine aus den Ruinen Babylons, welche Millin im zweyten Bande der Monum. antiq. inedits N. XXIII. p. 263 — 271 bekannt gemacht hat, nicht bloß, wie Hr. Hager, aus unvollkommenen und unzuverlässigen Darstellungen in Kupferstichen und Copien, sondern aus ganz getreuen Abdrücken der Originale kennt, welche früher der Hr. v. Dalberg besaß, jetzt das Museum zu Frankfurt am Main aus dessen Verlassenschaft aufbewahrt; so ist es ihm mehr darum zu thun, seine eigenen Beobachtungen, worauf ihn die genaue Betrachtung der Abdrücke führten, mit den Bemerkungen anderer Erläuterer dem gelehrten Publikum mitzutheilen, und zu glücklichern Erläuterungsversuchen den Grund zu legen, als das Unwahrscheinliche in den Hypothesen des Hrn. Verf., das Uebereilte in seinen Schlüssen, und das unkritische Verfahren in den eingestreuten Etymologieen zu zeigen, welches auch der größte Aufwand von Gelehrsamkeit dem besonnenen Forscher nicht verbirgt. Mit Recht hält es der Rec. in den Gött. gel. Anz. 1812. St. 86. für wenig verdienstlich, die Erklärung eines so dunkeln Denkmahles im Einzelnen zu bestreiten, wenn man nichts Wahrscheinliches an die Stelle setzen könne.

Zwölf Kapitel machen den Inhalt des ganzen Werkes aus; das erste Kapitel beginnt mit der Entdeckung des Steines und mit allgemeinen Bemerkungen über seine Beschaffenheit und Bedeutung. Das zweyte Kapitel beschäftigt sich mit den darauf vorkommenden Figuren; das dritte betrachtet die eine Seite des Thierkreises, das vierte besonders das sechste Zeichen desselben, so wie das fünfte die Wage, über deren Einführung in den Thierkreis sich das sechste Kapitel verbreitet. Das siebente Kapitel, welches den ersten Theil des Werkes schließt, enthält Bemerkungen über die Aegyptischen Thierkreise, welche man in den neuern Zeiten in genaue Untersuchung gezogen hat. Im zweyten Theile hebt das achte Kapitel mit den Winterzeichen an; dann geht der Hr. Verf. im neunten Kapitel zu den Morgenländischen Thierkreisen über, und handelt im zehnten Kap. von den Persischen, Indi-

schen und chinesischen, im eilften von dem Chaldäischen Thierkreise, dessen Vorstellung er auf unserm Denkmahle findet. Am Schlusse wird noch im zwölften Kapitel von den Babylonischen und Persischen Schriftzeichen in Keilform gesprochen. Von den Kupfertafeln, welche das Werk zieren, stellt die erste, nicht numerirte, den Stein in natürlicher Grösse in Aquatinta-Manier, die zweyte und dritte noch besonders die Figuren zu beyden Seiten des Steines, doch nur in mehr oder weniger unrichtigen Nachstichen von Hrn. Millin's Tafeln, dar. Die vierte liefert einen Elagabal-Stein nach einer Medaille des Kaisers dieses Namens, weil der Hr. Verf. nach einer Nachricht Herodians V. 3., derzufolge der Elagabal, ein sehr großer Stein in Kegelform, unten abgerundet, schwarz von Farbe und ein Aerolith war, auch unser Denkmahl für einen Meteorstein erklärt. Die letzte Tafel enthält die schon erwähnten Proben von Babylonischer Keilschrift. Ich übergehe die Bemerkungen über die verschiedenen Thierkreise, womit Hr. Hager seinen Chaldäischen Thierkreis in Harmonie zu bringen sucht, um desto ausführlicher über das erläuterte Denkmahl zu reden.

Hr. Hager scheint den Stein viel zu hoch in das Alterthum hinaufzurücken, wenn er ihn wegen der Keilinschriften für den vermuthlich ältesten Thierkreis hält, den wir in Europa kennen. Der Gött. Rec. bemerkt ganz richtig, daß nicht jedes Denkmahl mit Keilschrift sofort in die Zeit der Achämeniden hinaufgerückt werden dürfe, da diese alte Schriftart eben so weit herab fortgesetzt werden konnte, wie die Hieroglyphenschrift auf dem Stein von Rosette. Der Ort, wo dieses Monument gefunden wurde, läßt kein sehr hohes Alter vermuthen, man müßte es denn aus einer andern Stadt dahin gebracht glauben. Hr. de Sacy machte schon die Bemerkung, daß der Platz, wo der Stein gefunden wurde, das alte Ktesiphon sey, welches erst die Parther stifteten, und bis ins 7te Jahrh. nach C. G. die Residenz der Persischen Könige blieb. Denn wenn man von Bagdad den Tigris hinab 4—5 geogr. Meilen südostwärts reiset, so kömmt man auf eine zu beyden Seiten des Flusses mit Ruinen weit umher bedeckte Gegend, welche die Araber al Madain

oder die zwey Städte nennen, Pietro della Valle viaggi I. Brief 17. Ives Reisen S. 110. Unter diesen Trümmern hat sich noch ein ansehnlicher Palast von Backsteinen erhalten, der von seinem großen Gewölbe, welches von Osten nach Westen durch das ganze Gebäude in einer Tiefe von 150 Fuß, in einer Höhe von 106, und in einer Breite von 85 Fuß, statt der Hauptthüre läuft, bey den Morgenländern Tak-Kesra oder Boden des Kosroes heißt. Dieser Palast liegt auf der Ostseite des Tigris, wie das heutige Bagdad und das alte Ktesiphon, und Abulfeda Geogr. S. 259 macht dabey die Bemerkung, daß der Ort auf Persisch noch immer Thaisafun genannt werde. Die beyden Städte, welche der Name al Modain bezeichnet, sind also Ktesiphon und Koche, nicht das 1—2 geogr. M. höher gelegene Seleucia auf der Westseite des Tigris: denn ein Schriftsteller des 4ten Jahrh., Gregorius von Nanzianz (orat. II. in Julian. p. 303), erzählt, der Stadt Ktesiphon gegenüber liege Koche, eine andere mit dieser durch Natur und Kunst verbundene und nur durch den Tigris getrennte Festung, so daß beyde Eine Stadt zu seyn scheinen. Ist aber dieses der Fall, so darf das Alter unsers Steines nicht zu hoch hinauf gesetzt werden: man müßte denn glauben, daß er zugleich mit den Materialien der Mauern Babylons, welche seit seinem Verfall durch Seleucia's Aufblühen zum Bau der Häuser, Paläste und Städte in diesen Gegenden verbraucht wurden und noch verbraucht werden, nach Ktesiphon gekommen, und so aus frühern Zeiten erhalten sey. Ktesiphon selbst wurde, wie Seleucia, von den Macedoniern angelegt, daher es schon Polybius (V, 45.) kennt: aber es war ein unbedeutender Flecken, bis die Parther Herren des ganzen Landes wurden, und Ktesiphon zum gewöhnlichen Winteraufenthalt wählten, wie Ekbatana zum Sommersitze. Strab. XVI. S. 1079. Unter Verus, dem Collegen Mark-Aurels, nahm dessen General, welcher Seleucia vernichtete, auch Ktesiphon ein, und zerstörte die königliche Burg. Dio Cass. LXX, 2. Aber die Stadt bestand noch bis ins 7te Jahrhundert, da sie das Eigenthum der Arabischen Chalifen wurde, und durch sie ihren Untergang fand. Bagdad, welches 762 gegründet wurde, scheint mehr aus seinen Trümmern als

aus den Steinen des zu weit entlegenen Babylons erbaut zu seyn. Von dem großen Gewölbe, das sich von allen Gebäuden, mit welchen einst die ganze Strecke von El Madain bedeckt war, allein erhalten hat, gibt man einen Persischen König Kosroes, andere einen Europäischen Fürsten oder Cäsar als Stifter an, und läßt es in der Zeit Justinians, auch früher oder später, aus Babylonischen Trümmern erbauen. Seine Römische Bauart, wovon man sonst im Orient nichts Aehnliches findet, verräth einen Baumeister aus den Zeiten der Römischen Herrschaft, sey es nun, daß wirklich ein Römischer oder Griechischer Monarch den Palast bauen ließ, oder daß ein Asiatischer Fürst Europäische Bauleute dazu gebrauchte, wie Kambyses zur Anlage von Susa und Persepolis Baumeister aus Aegypten kommen ließ. Diod. I. S. 43. Hr. Mannert meint daher (Geogr. der Gr. und R. V, 2. S. 404), daß Chosroes, der Sohn des Hormisdas, der zu Ende des sechsten Jahrhunderts durch innerliche Unruhen auf einige Zeit aus seinem Reiche vertrieben in Syrien lebte, und durch Unterstützung der Römer wieder auf den Thron kam, den Palast gebauet haben könne. Aus dem Angegebenen erhellet wenigstens so viel, daß unser Stein nicht weiter herabgerückt werden darf; doch sey der Stein, so alt oder jung er wolle, die Keilinschriften desselben sind, gleich den Hieroglyphen in der Rosettischen Inschrift, eine aus höherm Alterthume beybehaltene Schreibeweise, der zufolge, wenn sie mit den symbolischen Abbildungen darüber in Beziehung steht, auch diese nach ältern Begriffen erläutert werden müssen, wenn sie gleich in viel spätern Zeiten in den Stein gegraben wurden. Fragen wir nun, welches Volkes Begriffe auf diesem Steine zu suchen seyn; so widerspricht sich Hr. Hager selbst, wenn er darum, weil der Stein in Babylonien gefunden sey, die Figuren für einen Chaldäischen Thierkreis erklärt, die Inschriften aber, im Gegensatze der Babylonischen Schreibeweise, als Persisch charakterisirt. Eines andern Widerspruches macht er sich schuldig, wenn er der Unmöglichkeit, die Idee eines Thierkreises auf unserm Denkmahl durchzuführen, mit der Bemerkung entgegen zu kommen sucht, daß die Chaldäer, gleich den Chinesen und Japanern, ihre eigenen

Zeichen und Bilder gehabt haben können, und gleichwohl aus Mangel bestimmter Nachrichten über den Chaldäischen Thierkreis die Lehrsätze und Vorstellungen der Griechen, Aegyptier, Indier und anderer Völker zu Hülfe ruft, um einzelne Figuren des Steines daraus zu erklären, und den Satz zu begründen, daß in Chaldäa oder Babylonien der älteste Thierkreis, wie die ältesten Spuren der Religionen und Sagen, der Wissenschaften und Künste, der Sitten und Gebräuche aller gebildeten Völker, der Aegyptier, Griechen und Römer sowohl, wie der Chinesen, Indier und Perser, zu finden seyen. Hr. Lichtenstein, welcher die Figuren mit einer sabäischen Trauerklage in Beziehung zu bringen suchte, ist ebenfalls nicht frey von dem Vorwurfe, zu viel Fremdartiges unter einander gemischt zu haben. Einen bessern Weg schlugen Hr. Millin, de Sacy und von Dalberg ein, welche sich durch dem Ort, wo der Stein gefunden worden, berechtigt glaubten, ihn für einen auf den Strom und die daran liegenden Gebäude sich beziehenden Talisman zu halten, und nach dieser Ansicht die Abbildungen mit den Lehren der Persischen Religionsbücher in Zusammenhang brachten.

Die Vermuthung, daß der Stein ein Aerolith seyn könne, gründet Hr. Hager auf seine Gestalt und Farbe. Diese ist schwarz auf der Oberfläche und grau im Bruche, jene ovalrund, doch ungleich abgerundet, nach oben spitziger, nach unten bauchförmig gewunden, ungefähr doppelt so breit als dick, und dreymal so hoch. Für einen Meteorstein wäre seine Größe sehr bedeutend: denn seine Höhe beträgt nach Hrn. Michaux's Angaben 48 Centimeter oder anderthalb Fuß, seine größte Breite 32 Centimeter oder einen Fuß, und sein Gewicht 22 Kilogramme oder 44 Pfund. Was aber mit jener Vermuthung streitet, ist gerade das Wesentliche, was Hr. Hager übersah, seine Masse. Hr. Michaux erklärt den Stein für dieselbe Steinart, woraus die Felsengebirge von Farsistan bestehen; und Michaux's Vermuthung, daß er aus dem Innern von Persien in die Gegend gebracht sey, wo die Natur dergleichen Steine nicht erzeuge, ist ein Grund mehr, in seinen Abbildungen und Inschriften Persischen Geist zu suchen. Hr. Michaux hielt den Stein für Basalt, aber Hr.

Millin erklärt ihn geradezu für einen Marmor, wie ihn auch Hr. Hager immer nennt. Hr. v. Dalberg, welcher als Schriftsteller über den Meteorcultus der Alten hier vorzüglich eine Stimme hat, bestreitet schon die Vermuthung des Hrn. Hager, daß der Stein ein Aerolith sey, und bemerkt, daß die chemische Analyse ihn als einen schwarzen bituminösen Marmor darstelle, Chaux carbonatée bituminifère nach Haüy. So wenig die Natur Babylonien mit dergleichen Steinen versehen hat, so häufig findet man sie in jenen Gegenden. Hr. Beauchamp ließ in den Ruinen von Babylon einen schwarzen Stein ausgraben, welcher anfangs ein Götzenbild zu seyn schien, nach seiner Reinigung aber sich als eine gestaltlose Masse ohne Inschrift zeigte, wiewohl er Spuren des Meißels trug. Von derselben Steinart fand er an mehreren Stellen große Blöcke als Ueberreste mehrerer Denkmähler. Zu Brussa, zwey Clieuen südöstlich von Hellah in der Wüste trifft man nach Hrn. Beauchamp's Berichte schwarze Steine mit Inschriften, so wie in al Kadder, in noch weiterer Ferne, marmorne Statuen. Hr. Hager schließt aus dem Gebrauche des höchsten Alterthums, die Götter unter einfachen Steinen und Aerolithen zu verehren, besonders aber aus dem Sonnenbilde der Syrer zu Emesa, daß der Stein als Aerolith der Sonne gewidmet, und daher die symbolische Darstellung an seinem obern Theile eine Abbildung des Sonnenlaufes oder ein Thierkreis war. Dagegen bemerkt aber Hr. v. Dalberg sehr treffend, daß die Ehrfurcht, die man gegen solche heilige Steine hegte, das Eingraben von Figuren und Schrift ausschloß, wie es bey dem kegelförmigen Steine der paphischen Venus und bey dem nach Rom gebrachten Bilde der pessinuntischen Kybele der Fall war. Auch schreibt Herodian dem Syrischen Elagabal keine eingegrabene Figuren zu, sondern nur ἐξοχάς τινας βραχείας καὶ τύπους, kleine Ecken und Grübchen, woraus man seinen himmlischen Ursprung erwies: übrigens war er ein unbearbeiteter Stein (ἀνέργαστος, nicht χειροποίητος). *Unser Stein* dagegen ist *offenbar von Menschen abgeschliffen*, um auf den beyden flachen Seiten mit Figuren und Schrift bedeckt zu werden: denn die Figuren sind erhaben auf vertieftem Grunde, die Inschriften

aber vertieft auf glattgeschliffener Fläche. Seine sonderbare Gestalt kann unser Stein daher auch nicht, wie Hr. Millin meint, dem Abschleifen des Tigerstromes, sondern muß sie irgend einem religiösen Aberglauben zu verdanken haben. Doch hat der Stein mehr die Gestalt eines unförmlichen plattgedrückten Kegels, als einer Pyramide, welche Hr. Millin, wie wir weiter unten sehen werden, durch den Persischen Cultus geheiligt glaubt. Aus den bisherigen Angaben geht hervor, daß der Stein weder ein Aerolith, noch uralt, noch Chaldäischen Ursprungs sey; ob er der Sonne gewidmet, und ein Thierkreis seyn könne, wird die nähere Betrachtung der allegorischen Figuren zeigen.

Die Figuren erfüllen den ganzen obern Theil des Steines, am obersten Ende durch eine querüberliegende Schlange geschieden, welche den Stein in seiner größten Breite umzieht; jedoch nehmen sie auf einer der beyden Hauptseiten des Steines ein doppeltes Feld und doppelt so viel Raum ein, als auf der andern Seite. Nur die obern Figurenreihen sollen einen Thierkreis vorstellen; die untere Figurenreihe der einen Seite soll den Sommer und Winter im Allgemeinen bezeichnen. Die schöne Jahreszeit oder die Zeugungskraft der Sonne werde durch den aufrechtstehenden Phallus oder Lingam neben dem Thiere mit dem Widdermaule, der Winter durch die umgestürzte Pyramide oder den Sonnenstrahl neben dem Thiere mit der Eberschnauze bezeichnet. Hr. Hager ließ sich hier durch die falsche Darstellung der Millin'schen Kupfertafeln verleiten; denn die beyden Thierfiguren des untern Feldes sind sich auf dem Steine selbst vollkommen gleich, und haben mit dem Thiere des obern Feldes, welches Hr. Hager für das Zeichen des Steinbocks oder des Wintersolstitiums erklärt, zwar nicht die Gestaltung, aber doch das gemein, daß sie auf besondern Unterlagen ruhen, die ihnen das Ansehen von blossen Sphinxartigen Beschützern der Altäre geben, durch welche ihr Hintertheil verdeckt wird. Die Bedeckung des Hintertheiles setzt diese Thierfiguren in den Hintergrund, so daß nicht sie, sondern die Altäre des Vordergrundes als der Haupttheil der allegorischen

Darstellung zu betrachten sind. Die besondern Unterlagen stellen diese Thierfiguren als bloße Abbildungen plastischer Kunstwerke dar, welche man, gleich den Fabelthieren in Persepolis, aus den Bestandtheilen dreyer oder mehrerer Thiere zusammensetzte, und unterscheiden sie dadurch von den Thieren, womit die ganze entgegengesetzte Seite angefüllt ist, so, daß sie nicht mit ihnen als Thierkreis in Verbindung gesetzt werden können. Das Thier in der Mitte des obern Feldes erscheint als ein freyes, die beyden andern als gefesselte Thiere: denn jenes kniet nur auf dem rechten Vorderbeine, und hat das linke, aufgerichtet, zur Erde niedergestellt; die Vorderbeine der beyden andern Thiere liegen aber auf den Unterlagen hingestreckt, und scheinen, nach dem Gypsabdrucke zu urtheilen, zusammengebunden zu seyn. Das erste Thier hat die Bestandtheile reiner Thiere nach Persischen Religionsbegriffen, die Beine eines Stieres, den Kopf eines kretischen Widders mit gewundenen Hörnern und einem Ziegenbarte bey geschlossenem Maule, den Hals behaart, den Leib gefiedert mit kleinen Flügeln auf dem Rücken. Die beyden andern Thiere, die H. Hager auf eine unbegreifliche Weise zu Krokodilen umschafft, vergleicht Hr. Lichtenstein nicht unpassend mit geschuppten Hyänen; doch erscheint, die Löwentatzen abgerechnet, alles Uebrige so zusammengesetzt, daß man kein Thier in der Natur von ähnlicher Bildung findet. Die kurzen, spitzigen Hörner stehen völlig senkrecht, wie bey der Antilope, welche man Klippspringer nennt; zu beyden Seiten derselben vertritt lockenförmig gewundenes Haar, desgleichen auch hinten am ganzen Halse hinunter hängt, die Stelle der Ohren. Nach Hrn. Lichtenstein soll der Schmuck des Hauptes keine Hörner vorstellen, sondern eher ein symbolisches Emblem seyn, desgleichen auf den Aegyptischen Denkmählern die Scheitel des Serapis ziert. Der Leib ist schuppenförmig oder gefiedert, die Schnauze vorn gekrümmt, wie die eines Ebers, aber mit einer weit herausstehenden, zweyfach gespaltenen Zunge. Hr. Hofrath Heeren hat in seinen Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt gezeigt, daß solche willkührliche Abänderungen in der Zusammensetzung einzelner Theile ganz in dem Geiste der Kunst des

Persischen Zeitalters waren. Daß auch im Tempel des Belus dergleichen Abbildungen monströser Thiergestalten aufgestellt waren, sagt Berosus in einer mir vom Hrn. Dr. Fiorillo freundschaftlichst mitgetheilten Stelle, in excerptis Alex. Polyhist. ap. Syncellum Chronogr. p. 23 (Script. Byz. T. V. ed. Venet. 1729. fol.), worüber Court de Gebelin Monde primitif. T. IV. (Histoire du Calendrier) p. 482 unter andern sagt, daß sie die Chaldäische Theologie und Cosmogonie darstellen sollten. Hätte Ktesias in seiner Beschreibung Indischer Wunderthiere nicht vieles übergangen, weil es denen unglaublich scheinen würde, die es nicht gesehen hätten; so würden wir vielleicht noch in seinen Fragmenten diese Thiere erklärt finden, wie Hr. Heeren darin den Martichora, den Greif und das Einhorn fand. Am meisten würde auf sie die Beschreibung goldhütender Greife passen, Ctes. Ind. 12, wo sie als vierfüßige Vögel von der Größe eines Wolfes, mit den Beinen und Klauen eines Löwen, mit rothen Federn auf der Brust, und schwarzen Federn auf den übrigen Theilen des Leibes, geschildert werden, wenn diesen nicht Aelian H. Anim. IV, 26. den Kopf und Schnabel eines Adlers gäbe. Zwar erscheint dies Wunderthier, dessen Dichtung sich über ganz Asien verbreitet hat, in verschiedener Gestalt; doch haben unsere Thiere zu wenig von einem Vogel, als daß man sie mit dem Persischen Simurg oder Sirenk vergleichen könnte. Sie mit dem Hrn. v. Dalberg für Bilder guter Genien, Taschters und Behrams, zu erklären, die hier, gleich den Sphinxen in Aegypten als mächtige, wohlthätige Beschützer der Gegend und Bewohner der Gebäude ruhen, verbietet die oben angeführte gefesselte Lage der Thiere. Hingegen das Thier im obern Felde, welches Hr. Millin mit einem Tragelaphos, Hr. Lichtenstein mit einer geflügelten Gazelle, Hr. Hager aber mit dem Steinbock vergleicht, ist nach Hrn. de Sacy's glücklicher Enträthselung, welcher auch Hr. v. Dalberg beystimmt, ein Symbol des thätigsten und wirksamsten Izeds Behram, der nach dem Jescht-Behram Zendav. II. sich unter allerley Thiergestalten offenbart, unter anderen auch, nach Corde 8, unter der Gestalt eines Schafbocks mit reinen Füßen und gebogenen Hörnern.

Nach Hrn. Hager stellt das obere Feld den Himmel, das untere die Erde vor: er irrt aber, wenn er die vier Altäre des obern Feldes für Thürme und Paläste erklärt, welche sich auf die zwölf Sonnenstationen beziehen, die zwey des untern Feldes dagegen für Altäre des Feuerdienstes. *Die Altäre des untern Feldes unterscheiden sich von den Altären des obern Feldes in nichts als in der bedeutungslosen Verzierung der Außenseiten.* Alle haben ein eckichtes Piedestal und eine an den Seiten abgerundete Oberlage; aber im obern Felde theilen vier Säulen den Schaft in drey gleiche, mit willkührlichen Schnörkeln und Strichen verzierte, Felder ab, die Unterlage ist mit drey wellenförmigen Strichen durchzogen, und die Oberlage in fünf Felder mit Kreisen in ihrer Mitte abgetheilt; im untern Felde dagegen ist der Schaft in zwey Felder getheilt, die Unterlage nur mit zwey Schlangenlinien durchzogen, und die Oberlage in sechs Vierecke zerschnitten. *Auf jedem Altare befindet sich aber ein besonderes Symbol:* auf einem die Figur eines Hufeisens oder vielmehr eines Griechischen Ω in der heutigen Uncialform, zu beyden Seiten unten gelockt, und ringsum durch drey Linien in vier Theile getheilt; auf dem andern ein langer und dünner, geschuppter oder gefiederter Hals, der, weil der Kopf durch die Beschädigung des Steines verschwunden ist, einem Baumstamme ähnlich; auf dem dritten und vierten eine parabolisch gestaltete Tafel mit einer Einfassung von allen Seiten, und mit sechs aufwärts gehenden, in der Mitte zusammenlaufenden Adern durchzogen; auf dem fünften eine liegende, dreyeckichte Pyramide gleich einer Räucherkerze, deren Basis im Verhältniß ihrer Höhe nur gering ist; auf dem sechsten endlich ein dreyeckichtes Täfelchen mit Einfassung, gleich den Kreuzen auf den Gräbern ländlicher Kirchhöfe auf einem kurzen Pfahle ruhend. *In diesen Dingen, nicht in den Altären, welche bloß zu heiligen Untergestellen für die Symbole dienen, beruht die allegorische Darstellung, zu deren Enträthselung uns noch die sicherleitenden Vorkenntnisse fehlen.* Sonderbar deutet Hr. Hager die Hufeisengestalt, weil sie einem Griechischen Ω

ähnelt, auf das letzte Zeichen im Thierkreise oder die Fische. Hr. v. Dalberg muß nur den Millin'schen Kupferstich, nicht den vortrefflichen Gypsabdruck, angesehen haben, als er die Verletzungen am Steine für leichte Umrisse von Regenwolken erklärte, welche aus dem flammenden Sterne Taschter (Sirius) nach dem darunterstehenden Gebäude niederfahren, dessen mit Schuppen bedeckter Hals vielleicht Amordad, der Führer Taschters, oder Mithra, also der wohlthätige Genius der Wolke sey. Die parabolischen Gestalten der flachen Tafeln auf dem dritten und vierten Altare verleiteten den Hrn. Hager, diese für Thürme anzusehen, und durch Millin's unvollkommene Darstellung im Kupferstiche verführt, meint er, der eine Thurm stehe nur halb da, um anzudeuten, daß der Scorpion der andern Seite zu dieser, den Winter darstellenden Seite gehöre. *Hr. Millin theilte die Kupfertafeln nach den beyden Hauptplatten des Gypsabdruckes ab; wobey die kleinen Seitenstücke ausfielen, und daher auf der einen Kupfertafel der Schlangenschwanz, die Hälfte der Sternfiguren am obern Rande des einen Altars mit seinem Symbole, so wie die ausgestreckte Zunge des Thieres im untern Felde, verloren ging*, während auf der andern Kupfertafel die Schlange und der Wolf über die Gränzlinien hinausgezeichnet wurden. Das Piedestal der Altäre, welches auf den Kupfertafeln nicht ganz treu dargestellt ist, verbietet es, sie mit Hrn. Hager für Thürme und Paläste, oder mit Hrn. v. Dalberg für Tempel oder Lustsäle zu halten, wenn man auch in den Verzierungen des Schaftes Thüren und Architrave, und in den Verzierungen der Oberlage sogar Aehnlichkeit mit den Triglyphen und Metopen des Griechischen Gebälkes finden möchte. Weit passender und mit der Größe der dahinter ruhenden Thiere weit mehr im Verhältniß stehend erklärte Hr. Lichtenstein alles für Leichenmähler, deren Embleme schwer zu erklären seyn. Nach Eubulus bey Porphyr. de Nymph. antro. Ed. Cantabr. p. 253 sq. heiligte Zoroaster eine Höhle als Bild der Weltordnung durch Mithra gebaut und geschmückt, worin nach abgemessenen Entfernungen von einander Dinge lagen, welche die Elemente und Klimate

abbilden sollten. Dem ähnlich scheinen die Abbildungen der beyden Felder auf der einen Hauptseite des Steines zu seyn. Hr. v. Dalberg fand im untern Felde ein Opfer des Ormuzd angedeutet, und meinte, die liegende Pyramide sey die himmlische Pflanze Hom, vielleicht ein aus dem Holze desselben oder aus Metall bestehendes Opfermesser in dreyseitiger Pyramidelform; oder ein Werkzeug aus Holz zum Anmachen des Opferfeuers durch Reiben; auch die aufrecht stehende Spitze auf dem andern Altar sey ein Messer oder ein Blatt des Baumes Hom. Ganz verschieden davon urtheilten Hr. Hager und Lichtenstein: nach jenem soll auf dem einen Altar eine Pyramide als Symbol des Feuers stehen, auf dem andern eine dreyseitige Pyramide liegen, die einen Phallus oder Lingam darstelle; nach diesem soll auf dem andern Leichenmahle das Gegenstück des Lingam, die Joni oder das Dreyeck der Venus Urania, aufgerichtet seyn, als Emblem der weiblichen Zeugung; auf dem Leichenmahle neben dem Strome liege eine Figur, welche durch die Zeit beschädiget sey, und falls man nach ähnlichen Denkmählern beym Grafen Caylus schliessen dürfe, ursprünglich eine Mumie vorgestellt habe, oder einen Leichnam in Leinwand gewickelt. Allein nichts ist auf dem Originale vollkommener und deutlicher dargestellt, als grade diese liegende Pyramide; dagegen die Pyramidalfiguren am Schafte der Altäre nur auf Millin's unvollkommenem Kupferstiche erscheinen. Hr. Millin findet in diesen Pyramidalfiguren, welche auf dem Originale bloße Vertiefungen in den Feldern zwischen den Säulen sind, etwas Mystisches und Religiöses, den Grundzug aller Keilschrift als Symbol der Sonne, deren Strahlen immer in konischer Gestalt gezeichnet würden, und will deshalb auch das dreyeckichte Täfelchen auf dem letzten Altare für eine aufrechtstehende Pyramide angesehen wissen. Umgekehrt findet Hr. Lichtenstein darin das zweyte Element der zeugenden Dyos und der Keilschrift, deren Grundzug der Pfeil oder männliche Mirrich sey, welcher an der linken Säule dieses Leichenmahles stehe, die Spitze in die Basis geheftet, zur Andeutung des nach dem Tode und der Begräbniß durch neue Zeugung zu erneuenden Lebens. Man sieht, zu welchen Meynungen ein unvollkommener Kupferstich führen kann: der treue

Abdruck des Originales läßt weder einen Mirrich, noch eine Joni, noch einen Lingam oder Phallus über und an den Altären sehen. Eben so wenig kann der Pfeil neben der Abbildung zweyer sich vereinigenden Flüsse, wie Hr. Lichtenstein meint, der viermal geflügelte Mirrich seyn: es ist ein gewöhnlicher Pfeil, auf beyden Seiten befiedert. Nach Hrn. Hager stellen die beyden Ströme zur Bezeichnung des Ortes, wo der Stein ein Gegenstand der Verehrung war, den Euphrat und Tigris vor, und der Pfeil ist Bezeichnung des letztern, weil im Neupersischen Tir sowohl einen Pfeil als den Tigerstrom bedeutet. Zwar findet sich der Pfeil auf der verkehrten Seite; aber was nicht zur Hypothese paßt, wird der Ungeschicklichkeit des Bildners zugeschrieben. Hr. Millin meint, der Pfeil könne den Lauf der Ströme bezeichnen, wie auf unsern hydrographischen Charten. Hr. de Sacy erklärt die Flüsse für eine Abbildung des Wassers überhaupt, oder des Ferakh-Kand oder des Meerpfische insbesondere, die ein Geschenk des Taschter sind, und meint, der Pfeil könne Symbol des Tir seyn, welcher den Taschter begleitet. Hr. Lichtenstein findet in dem zweygespaltenen Strome die Flüsse des Beldal, deren einer die unschuldigen Seelen in die elysischen Fluren, der andere die Verächter der Götter in den Tartarus führe. Hr. v. Dalberg endlich erkennt den Strom für die himmlische Quelle Ferakh-Kand, und den Pfeil für Taschters Pfeil oder ein Bild des Blitzes und des himmlischen Feuers; doch gibt er zu, daß beydes auch den Tiger bezeichnen könne, dessen Name einen Pfeil bedeute. Das Folgende wird aber zeigen, daß in dem auf seine Spitze gestellten Pfeile sowohl, als in der querliegenden Schlange am obern Ende, nichts weiter als eine Begränzung der Figuren, wenn gleich *eine symbolische Begränzung des Symbolischen* zu suchen sey.

Betrachtet man die Inschriften, welche auf beyden Hauptseiten des Steines, in zwey von einander unabhängigen Columnen, unter den figürlichen Abbildungen stehen: so findet man die ganze Schrift von allen Seiten durch Linien eingefaßt, die Columnen von ungleicher Länge auf der einen Seite

durch eine, auf der andern durch zwey parallellaufende Perpendikular-Linien geschieden, und jede Zeile von der andern durch Querlinien abgetheilt. Eben so soll die Schlange nur die Figuren der beyden Hauptseiten von einander scheiden; daher ihr Schwanz gerade so weit herunter reicht, als die Figuren der mit einer doppelten Figurenreihe bedeckten Seite. Was der Schlangenschwanz auf der einen Seite des untern Feldes bezweckt, leistet auf der andern der Pfeil. Die beyden obern Figurenreihen sind nur auf einer Seite durch den Schlangenleib geschieden; auf der andern Seite, wo der Pfeil die untere Figurenreihe begränzt, stoßen sie unmittelbar an einander. Allein die über einander liegenden Schnüre oder Bänder, welche zur untern Begränzung der Figurenreihen dienen, und bey den feyerlichen Abbildungen die Stellen quer durchgezogener Linien vertreten, zeigen wohl dem Schlangenkopfe hinlänglich, daß die obern Figurenreihen beyder Seiten des Steines von einander unabhängig sind. In der unrichtigen Voraussetzung, daß die Schlange den ganzen Stein umziehe, vergleichen Herr Hager und Lichtenstein dieselbe sehr unpassend mit dem Vasughi der Braminen oder mit dem Symbole der Zeit, der Schlange, welche sich in den Schwanz beißt. Herr Millin erkannte die Schlange nach ihrer Gestalt und Größe für eine Art der Riesenschlange, und verglich sie mit der Schlange des Corans, welche den Thron Gottes rings umgibt, was hier jedoch nicht der Fall ist. HH. de Sacy und von Dalberg glaubten in der Schlange den Aschmogh (Asmodi) des Zendavesta zu erkennen, welcher Vermuthung der Mangel der beyden Füße widerspricht, die der Zendavesta dem Aschmogh zuschreibt. *Die Abbildung stellt nichts als eine gewöhnliche Schlange dar*, welche, da sie die Figuren des Steines in zwey Theile theilt, nach Herrn Hager andeuten soll, daß das Jahr den ersten Begriffen der Völker gemäß nur nach Sommer und Winter verschieden sey, den Reichen des Lichts und der Finsterniß.

(Der Beschluß folgt.)

No. 17. Heidelbergische 1813.
Jahrbücher der Litteratur.

Illustrazione d'uno Zodiaco orientale del Gabinetto delle medaglie di Sua Maestà a Parigi, da Giuseppe Hager.

(Beschluß der in No. 16. abgebrochenen Recension.)

Fragt man nun, welche Seite des Steines als die erste gelte, so geht aus der Lage der oben angeführten Schnüre oder Bänder, wovon freylich die Kupferstiche nicht die mindeste Andeutung geben, offenbar hervor, daß die mit gedoppelter Figurenreihe bedeckte Seite die erste sey, was zugleich auch die Richtung des Schlangenkopfes mit zweyfach gespaltener Zunge andeutet. Die letztere Andeutung hat auch Hr. Hager aufgefaßt, nur begeht er, um seinen Thierkreis mit einem Widderähnligen Thiere zu beginnen, den Fehler, die letzte Figur zur ersten zu machen, und umgekehrt, da doch schon die Köpfe aller Thierfiguren die entgegengesetzte Richtung von der Linken zur Rechten verrathen. Hr. Millin folgte dieser Richtung, welche auch die Inschriften zeigen, betrachtete aber die Thiere der Kehrseite früher, als die Gegenstände der doppelten Figurenreihe. Hr. Lichtenstein traf zuerst hierin die wahre Ordnung, indem er Millin's IX. Kupfertafel der VIII. vorangehen ließ, und erklärte ganz richtig die Figuren von der Linken zur Rechten. Doch ließ er sich dadurch nicht bewegen, auch die Inschriften in gleicher Richtung zu lesen, weil daraus, daß die Thiergestalten sämmtlich zur Rechten blicken, eben so wenig die Richtung der Schrift folge, als man auf Münzen immer dieselbe Richtung der Thiere oder Menschenköpfe mit der Inschrift finde. Zwar verkannte er nicht, daß die Inschrift zuweilen über die Gränzlinie zur Rechten hinausgehe; aber er erklärte dies lieber für Schnörkel der Anfangsbuchstaben und überflüssige Züge, so wie den gleichen Anfang mehrerer Zeilen für gereimte Endungen, ungeachtet sich jene Schnörkel nur in der ersten Zeile finden, dagegen aber von

der linksstehenden Columne in die zur Rechten so eingreifen, daß offenbar die rechte Columne später geschrieben ward als die linke. Weil die Thiergestalten der Kehrseite den Altären, welche Hr. v. Dalberg für Gebäude hält, zugekehrt sind; so bezeichnen sie ihm böse Genien oder Divs, welche sich verbunden haben, den Tempeln oder Palästen auf der andern Seite verderblich zu werden. Allein erstlich gehören die beyden Vögel, wenn man sie auch für Raubvögel halten wollte, zu den reinen Thieren; zweytens irrte er darin, wenn er sich die Charfesters als anrückend zum Kampfe gegen die Wohnungen des Lichtes dachte. Dawider streitet nicht nur der Umstand, daß die Charfesters das Ende der Figurenreihe bilden, und also eher ab- als vorwärts ziehen; sondern auch die ruhige Lage der meisten von ihnen, und die Richtung der schützenden Thiere nach derselben Seite, wohin die Charfesters gewandt sind. Hr. Hager verfährt gerade umgekehrt, indem er sich, wie die Sonne im Thierkreise, den Richtungen der Thiere entgegen bewegt, und vom Schlangenkopfe beginnend, dasjenige Seite des Winters oder der Finsterniß nennt, was dem Hrn. v. Dalberg die Lichtseite scheint.

Machen wir mit dieser Seite den Anfang, wie es der Bildner durch die Lage der zur Basis der Figuren dienenden Schnur unverkennbar bezeichnet hat; so sehen wir oben der Schlange zunächst drey scheibenförmige Schilder, wovon das erste, beschädigte, nichts als eine unabgeschliffene, rohe Masse darstellt. Die beyden andern sind durch vierstrahlige Sterne mit einem Knopfe in der Mitte verziert, wovon der eine zwischen sämmtlichen Strahlen ausgehende Lichtflammen zeigt, der andere, auf einem gleichen vierstrahligen Sterne ruhend, wie ein Stern von acht Strahlen erscheint. Herr Millin hält diese runden Schilder für Höfe, welche die Sterne umgeben; allein auf dem ersten, ziemlich dicken Schilde hat, so viel man noch sehen kann, nie ein Stern gestanden. Hr. Lichtenstein meint, die drey Sterne stellen die Deichsel des Wagens am Nordpole vor, als Symbol der Sabäischen Trias, dreyer Obergötter im Morgenländischen Sterndienst. Allein die Schilder haben ein dreyfaches Ansehen, und stellen entweder drey Arten von Sternen, oder dasselbe Gestirn in dreyerley

Beziehungen vor, als rohe und ungebildete Masse oder werdendes Gestirn, halbvollendet mit aussprühenden Flammen, und in vollem Lichte strahlend. Hr. Hager deutet, die rohe Masse ganz übergehend, den einen Stern zum Thron des Paradieses mit vier Strömen, und den andern zum Symbole der finsteren Nacht, statt daß Hr. v. Dalberg den flammenden Stern mit Hrn. de Sacy für den Taschter erklärt, der durch sein Licht die Dive vertreibt. Taschter wird wenigstens im Jescht Taschter Zendav. II. durchaus als ein Stern des Licht- und Glanzblitzes geschildert, und im 6ten Corde mit Behram (dem Planeten Mars) zusammengestellt, welchen Hr. de Sacy auch unter den Sternen des obern Feldes vermisset, wie er ihn in dem unter ihm ruhenden Thierbilde fand. Daß auch in einer der Thiergestalten Taschter verborgen sey, scheint Hr. de Sacy minder glücklich zu vermuthen: denn körperlich erscheint dieser Ized nur in dreyfacher Gestalt, mit dem Körper eines 15jährigen Jünglings, glänzend und lichtweiß, oder eines Stieres mit blitzenden Augen und goldenen Hörnern, oder eines Heldenrosses mit goldenen steifen Ohren und goldenem hochgetragenen Schweife.

Betrachten wir die Figuren der Kehrseite, so ist das erste Thier ein Skorpion, nach Hrn. Lichtenstein ein Bild des Todes; das zweyte ein Falke oder Rabe mit Papageyenschnabel auf einem besondern Gestelle, welches bloß da zu seyn scheint, um den Vogel oberhalb der Skorpionsscheeren in den leeren Raum zu bringen; das dritte ein Huhn, nach Hrn. Hager eine der Isis geweihte Gans oder eine Taube. Hr. de Sacy hält den einen Vogel für den Kehrkas oder Corosch, den andern für den Hufraschmodad oder Peroderesch; dagegen Hr. Lichtenstein den ersten für eine behaubte Lerche auf dem Leichenmahle (ἐπι τυμβίδιος κορυδαλλίς) erklärt, welche auf den Gräbern einsam zu sitzen pflege. Der andere Vogel sey nicht Didus Linn., wie Hr. Millin vermuthe, sondern ein Rabe oder der Corosch, welchen noch jetzt die Brahminen als ein Emblem der abgeschiedenen Seelen betrachteten. Wenn schon bey diesen Thierfiguren die Meynungen so verschieden sind, so lassen sich die beyden zunächst folgenden monströsen Thiergestalten noch weniger bestimmen, weil sie nicht naturhistorisch,

sondern idealisch oder magisch, nach Persischer Sitte, darge- stellt sind. Nur das läßt sich wohl mit Gewißheit behaupten, daß sie keine Bilder des Thierkreises waren. Sie gleichen zweyen Schlangenleibern mit verschiedenen Köpfen: der Kopf des ersten scheint behaart, des zweyten befiedert, und doch hat der erste den Schnabel eines Raubvogels mit einem Kamme und Zähnerachen, der zweyte den weitgeöffneten Zähnerachen eines Säugethieres mit langen gespitzten Ohren, die Hr. Millin und Hager für Hörner halten. Hr. Lichtenstein findet in den beyden Schlangen die Zeichen für die Planeten Mars und Saturn, oder Merkur und Venus, und deutet sie als Kedu und Rahu, κακοδαίμων und ἀγαθοδαίμων. Die schwebende Figur, welche den ganzen Raum über dem Huhne einnimmt, erklärt er für eine mystische Muschel oder einen Hysterolith, das natürliche Idiom des Lingam; Hager für einen heiligen Nachen, das Schiff der Isis oder der Jungfrau zur Bezeichnung des Lichtreiches und Sommer-Solstitiums, wie der Steinbock auf der andern Seite das Winter-Solstitium bezeichne. Hr. v. Dalberg bemerkt dagegen, was auch bey mehreren andern Deutungen erinnert werden kann, daß das Isis-Schiff als ein rein-ägyptisches Bild nicht wohl in einen Cyclus Chaldäischer Mythen passe. Den Beschluß macht ein sitzender Schakal; nach Hrn. Lichtenstein ein Hund, der Sura, welcher den Mithra begleitet, und bey den Parsen den Lebenshauch der Sterbenden auffängt, oder auch ein Wolf als Zeichen des Planeten Merkur, und als Begleiter der Seelen zur Unterwelt und wieder zur Oberwelt; nach Hrn. Hager sogar der Widder, oder den Vorstellungen der Parsen gemäß, das Lamm als erstes Sternbild im Thierkreise. Für die, welche das Thier mehr einem Wolfe als Lamme oder Widder ähnlich finden, bemerkt Hager, um seine Idee von einem Thierkreise nicht aufgeben zu müssen, daß die Brahminen statt des Widders ebenfalls ein Thier ihrer Gegend hätten, welches einem Hunde, Wolfe oder Fuchse gleiche, und daß nach Makrobius die Sonne auch unter dem Bilde eines Wolfes verehrt sey. Beydes beruhet auf nichtigen Gründen: denn nach den Asiatic Researches (s. Jen. A. L. Z. 1812. No. 231.) kennen die Brahminen allerdings den Widder, nur haben sie auch andere

Zeichen und Bilder, die Mondsörter zu bestimmen; und bey Homer bezeichnet das Wort λυκάβας, welches zu der Behauptung des Makrobius Anlaß gab, nicht das Jahr, wie man gewöhnlich glaubt, sondern den Mondeswechsel oder den Monatslauf von einem Neumonde zum andern, worauf noch selbst der Lateinische Name Luna für Lucina hinweiset.

So wenig Grund nach obigem des Verf. Deutungen der Figuren haben, eben so grundlos ist sein Urtheil über die Babylonische Keilschrift. Hr. Hager behauptet nämlich, daß zwar die Persische Keilschrift eine Richtung von der Linken zur Rechten habe, die Babylonische aber perpendicular abwärts nach Chinesischer Schreibweise, so daß die Columne zur Rechten den Anfang mache. Zu dieser Behauptung veranlaßten ihn die bekannten Inschriften auf den Backsteinen und Cylindern, welche er so hält, daß seine Behauptung mit der von mir erwiesenen Zeichenfolge völlig zusammenstimmt. Denn dieselben Inschriften, welche in horizontaler Richtung von der Linken zur Rechten gelesen werden, laufen, als perpendiculare Columnen betrachtet, von der Rechten zur Linken und umgekehrt. Damit man jedoch sich überzeuge, daß Hrn. Hagers Meynung eben so wenig Grund habe, als Chardin's ähnliche Behauptung in Ansehung der Persepolitanischen Inschriften an den Fenstern im Palaste des Darius, so bemerke ich, daß die große Londoner Inschrift in zehen Columnen, worüber ich meine Bemerkungen im Intelligenzblatt der Jen. A. L. Z. 1804. No. 101. bekannt gemacht habe, auf deren erster Columne sich der Inhalt sämmtlicher bis jetzt bekannten Backsteine in kleinen Variationen wieder findet, eben so unwidersprechlich eine horizontale Richtung von der Linken zur Rechten hat, als die Inschrift desjenigen Steines, von welchem hier die Rede ist. Das Unzuverlässige eines Kupferstiches zeigt sich in den Inschriften dieses Steines sowohl, als in den allegorischen Abbildungen; doch hat sie Hr. Millin mit der möglichsten Treue geliefert. Weniger richtig ist der Nachstich bey Hager, wiewohl auch dieser treuer genannt werden kann, als Millin's Abbildungen der Babylonischen Backstein-Inschriften, zu deren Lesung oder Copirung nach den Originalen selbst, wegen ihrer rohen Masse und der vielen beschädigten

Stellen; ein in dieser Schriftart vielfach geübtes Auge gehört. Ich habe die verschiedenen Bruchstücke aller bekannten Backsteine zusammengestellt, und so durch Zusammenhaltung aller Englischen und Französischen Abbildungen gegen neun, in ihrem Inhalte wenig verschiedene Inschriften herausgebracht, zu deren Bekanntmachung in treuen Kupferstichen ich bis jetzt noch keine Gelegenheit fand. Ueber den Charakter der Keilschrift auf unserm Steine habe ich schon in dem Anhange zum ersten Theile von Heeren's Ideen über die Politik, den Verkehr und den Handel der vornehmsten Völker der alten Welt meine Bemerkungen mitgetheilt; hier finde nur noch folgendes Wenige Raum. Der Stein ist an mehreren Stellen beschädigt, wodurch einzelne Lücken, besonders einzelner Keile, in der Inschrift entstehen; hiervon verschieden sind aber die mit Fleiß gelassenen Lücken der Inschrift in den meisten Zeilen, welche daher zu rühren scheinen, weil man nur eine bestimmte Zeichenreihe in jede Zeile bringen, aber auch keine Lücke am Ende der Zeilen lassen wollte. Man dehnte daher bey kleinern Zeichenreihen die Keile, rückte die Schriftzeichen selbst weiter aus einander, oder schrieb auch nur das letzte Zeichen ans Ende der Zeile, indem man den übrigen Raum unausgefüllt ließ. Bey größern Zeichenreihen rückte man die Zeichen nicht nur näher zusammen, und zeichnete sie so klein als möglich, sondern man erlaubte sich auch, über die Gränzlinie der Zeilen hinauszugehen. Das letztere ist jedoch in der ersten Columne, d. h. den darüberstehenden Figuren zufolge zur Linken der mit einer doppelten Figurenreihe bedeckten Seite, nie der Fall; vielmehr enthält bey einer Wiederholung desselben Inhalts die 19te Zeile zwey Zeichen mehr als die 16te, welche man zu Anfang der 17ten Zeile setzte. Aus diesem Grunde kann man die Scheu, eine Zeichenreihe zu unterbrechen, nicht wohl für eine Folge der Interpunction halten, so daß jedes einzelne Zeichen ein ganzes Wort bezeichnete. Für eine Wortschrift ist überhaupt die Verschiedenheit der Zeichen zu gering, und die Wiederkehr, ja selbst unmittelbare Wiederholung gleicher Zeichen zu häufig, als daß man hier keine Buchstaben- oder wenigstens Sylbenschrift vermuthen sollte. Für letztere scheint das Aeußerstcomplicirte mancher Zeichen,

die am Ende der Zeilen isolirt stehen, zu sprechen; wenigstens ist die Verschiedenheit der Zeichen zu groß, als daß man an eine ganz einfache Buchstabenschrift denken könnte, wenn man auch noch so viel Consonanten und Vocalzeichen ins Alphabet aufnehmen wollte. Entweder muß man also eine große Menge von Zeichen als Abkürzungen ganzer Wörter betrachten, wie es in der Persepolitanischen Keilschrift mit dem Königstitel der Fall ist; oder annehmen, daß in der Babylonischen Keilschrift die Vocale mit den Consonanten zu einem einzigen Zeichen verbunden zu werden pflegen. Die dadurch entstehende Menge der Zeichen hindert die Uebersicht, und also auch die Entzifferung sehr; weniger hindern die beschädigten Stellen der Inschrift, da sie sich meistens durch Zusammenhaltung gleicher Stellen ergänzen lassen. So sind in der ersten Columne gerade da, wo der Stein am meisten gelitten hat, die 9te und 10te Zeile mit der 11ten und 12ten bis auf die beyden Schlußzeichen der 9ten und 11ten Zeile sich völlig gleich. Man muß bey solchen Vergleichungen aber äußerst vorsichtig verfahren, da zuweilen bey der Zusammenstimmung aller Zeichen einzelne darunter verschieden sind, die vielleicht auf verschiedene Flexionen deuten. So z. B., um bey der ersten Columne stehen zu bleiben, die 5te Zeile gleicht der 7ten bis auf das 4te Zeichen, welches auf die beyden gleichen folgt; aber nach dem 7ten Zeichen ist die Verschiedenheit bedeutend, wenn gleich die kleine Verschiedenheit im dritten Zeichen vom Ende, welches mit den eben erwähnten beyden gleichen Zeichen übereinstimmt, nur ein Versehen des Bildners scheint. Nimmt man Wiederholungen einzelner Zeichenreihen für Wörter an, so löst sich die ganze Inschrift in Wörter von 2—5 und mehr Zeichen auf, die meistens öfter wiederkehren, längere Zeichenreihen wohl 4, kürzere gar 8 mal. In Hrn. Lichtensteins Erklärung wird man selten dergleichen Wiederholungen auf gleiche Weise erklärt finden; eine Folge der unbeschreiblichen Willkühr, mit welcher ein Drittheil der Keile für überflüssig erklärt, ganze Zeichen, ja Wörter ausgelassen, andere dagegen eingeschaltet, Keile mit Winkeln, und Winkel mit Keilen so vertauscht sind, daß man die Inschrift des Steines in der Enträthselung nicht wieder zu finden weiß. Die bald häufigere,

bald seltenere Wiederholung ganzer Zeilen sowohl, als kleinerer Zeichenreihen, vielleicht auch die heilige Scheu, mit welcher man eine bestimmte Zeichenreihe in jede Zeile brachte, verbunden mit den allegorischen Abbildungen darüber, läßt übrigens vielmehr einen religiösen, als historischen, politischen oder wissenschaftlichen Inhalt vermuthen. Ist vielleicht die Inschrift ein feyerlich geschriebenes Toavid oder Tavis? eine heilige Gebetsform zur Abwendung aller Uebel des Leibes und der Seele, und überhaupt aller Anfälle böser Genien, welche nur ein Mobed oder Priester schreiben durfte. S. Zendav. II. Jeschts Sade's N. LXX — LXXVIII. Dergleichen Toavids enthalten jetzt gewöhnlich die Formel in Pehlewi: „Ich binde diese Uebel durch Feuers-Kraft und Feuers-Schönheit, und Macht des glänzenden Feridun Athvians, durch der Irr- und Standsterne Kraft u. s. f.", und werden vorzüglich am Tage Espendarmad das Monats Espendarmad (den 15. Tag des letzten Monates im Jahre) ausgefertigt, und den Parsen verkauft, um die Dews aus ihren Häusern zu vertreiben, oder sie wenigstens zu binden, daß sie nicht schaden können. S. Zendav. III. Gebräuche der Parsen §. X. Man feyert diesen Tag noch, wie man ihn schon zur Zeit des Agathias beging, welcher Hist. II. p. 59 davon also schreibt: Ἑορτήν τε πασῶν μείζονα τὴν τῶν κακῶν λεγομένην ἀναίρεσιν τελοῦσιν, ἐν ᾗ τῶν τε ἑρπετῶν πλεῖστα καὶ τῶν ἄλλων ζώων ὁπόσα ἄγρια καὶ ἐρημονόμα κατακτείνοντες τοῖς Μάγοις προσάγουσιν, ὥσπερ ἐς ἐπίδειξιν εὐσεβείας u. s. w. Es bleibe jedem seine Meynung frey, aber große Belehrung in astronomischen und historischen Kenntnissen erwarte niemand von der völligen Enträthselung. Hoffnung zu dieser ist jedoch, sobald die Sprache der Inschrift Pehlewi ist, da neuern Nachrichten zufolge W. Ouseley unter andern Merkwürdigkeiten des Orients auch ein Pehlewi-Wörterbuch mitgebracht haben soll.

Grotefend.

Capita Theologiae Judaeorum dogmaticae e Flavii Josephi scriptis collecta. Accessit πάρεργον super Josephi de

Jesu Christo testimonio. Auctore Carolo Gottlieb Bretschneider, Theol. D. et Annaemont. Superintend. Lipsiae 1812. ap. Joh. Ambr. Barthium. 66 S. in 8.

Josephus hatte im Sinn, über jüdische Religonslehren in vier Büchern zu schreiben. Aechäol. 20, 11. vgl. mit I, 1. 2. Leider! ist diese Arbeit nicht auf uns gekommen. Sie würde zwar, da alle Schriften des J. apologetisch für die Juden sind, nicht unpartheyisch, dennoch aber für die Kenntniß vom Zeitalter des Urchristenthums sehr belehrend seyn. Der gelehrte Verf. der „Dogmatik der apokryph. Schriften des alten Testaments" (Leipzig 1805.) macht sich daher ein wahres Verdienst, indem er aus den übrig gebliebenen Werken des jüdischen Priesters und Geschichtschreibers die zerstreuten für die Dogmengeschichte merkwürdigen Stellen in einem gefälligen Lateinischen Vortrag nach dem Inhalt ordnet, und die meisten zugleich mit den Worten des Originals selbst anführt. Die Ausführung ist gedrängt, genau, meist auf ächte historische Auslegungskunst gegründet. Wir erlauben uns einige bey der Durchsicht aufgefallene Bemerkungen.

Contra Apion. I, 8. erklärt bekanntlich, daß die Hebr. Schriften seit Artaxerxes Zeit nicht so glaubwürdig seyen, als die vorhergegangenen, weil die genaue Succession der Propheten nicht gewesen sey. Διὰ τὸ μὴ γενέσθαι τὴν τῶν προφητῶν ἀκριβῆ διαδοχήν. Der Verf. deutet dies davon, daß, nach der alten Meynung, der Geist, welcher den einen Propheten getrieben hatte, übergegangen sey auf den andern. (So begehrte Elisa doppelt so viel Antheil an Elia's Geist, als ein anderer erhalten möchte. 2. Kön. 2, 9). Das Beywort: genaue Succession, scheint aber doch mehr darauf zu gehen, daß, so lange die Prophetenchöre dauerten, der Vorsteher seinen Nachfolger wählte, den er auch salbte, 1. Kön. 19. 15. Hierdurch wurde die Succession ἀκριβὴς eine genaue. Uebrigens zeigt die Stelle, daß auch Josephus die Fortpflanzung (und eben damit die den Nationalzwecken gemäße Redaction) der Nationalgeschichte unter die Geschäfte der Prophetenchöre oder Schulen rechnete. Unter den Makkabäern wartete man, ob je wieder ein so genau autorisirter Prophet aufstehen würde. 1. Makkab. 14, 41.

Contra Apion. l. 2. §. 22. wird Gott beschrieben als μορφήν τε καὶ μέγεθος ἡμῖν ἀφανέστατος. Er sey in Hinsicht der Gestalt und Größe für uns durchaus unsichtbar. Hr. B. aber will, μορφὴ sey hier synonym mit οὐσία. ἐν μορφῇ θεοῦ ὑπάρχων Phil. 2, 6. möge eben daher erklärt werden. Dies ist offenbar unrichtig. In welcher Sprache könnte das Innere, das Wesen, οὐσία, durch einerley Wort mit dem Aeußern, der Gestalt, bezeichnet werden? Auch sagt der Context bey Josephus: keine Materie tauge zu einem Bild von Gott, keine Kunst vermöge ihn nachzubilden. Beziehen sich Materie, ὕλη, und Kunst auf das Wesen? Eine richtigere Parallele folgt in der Note 77. νεανίσκον μορφῇ. —

Wir fassen mehrere Bemerkungen über das, was das Dogma vom Schicksal nach dem Tode betrifft, als einen der merkwürdigsten Puncte in der Dogmengeschichte zusammen. Daß Josephus, der Pharisäer, in mehreren dogmatischen Vorstellungen besonders in dieser Rücksicht von den Pharisäern abgewichen sey, davon haben die von dem Verf. angeführten Beyspiele den Rec. nicht überzeugt. Im 7. Buch vom jüd. Krieg K. 6, 3. S. 981 sagt Jos., die sogenannten Dämonen seyen Geister böser Menschen, welche die Lebenden anfallen, und die, welche nicht Hülfe (durch die Wurzel Baaras und Salomonische Incantationen nach Archäol. 8, 2. S. 257) erhalten, tödten. Nun behaupteten die Pharisäer: „alle Seelen hätten eine „unsterbliche Kraft; unter der Erde aber (ὑπὸ χθονός, im Hades) haben sie Strafen oder Belohnungen, je nachdem sie im Leben Tugend oder Bosheit geübt haben, zu erwarten; und für den einen Theil komme hinzu ewige Kerkerschaft (εἱργμὸν ἀΐδιον προστίθεσθαι), für den andern Theil aber die Leichtigkeit, wieder (in einem Körper) aufzuleben.“ ῥᾳστώνην τοῦ ἀναβιοῦν. Archäol. 18, 1. 3. Da hier den bösen Menschengeistern von den Pharisäern eine ewige Einkerkerung zur Strafe gemacht werde, so schließt der Verf. S. 52. Josephus selbst, welcher diese Seelen noch auf der Erde als Dämonien auf die Menschen wirken lasse, müsse hierin von der Pharisäischen Vorstellungsart abgewichen seyn. Allein die ewige Einkerkerung der Bösen wurde, wie die

körperliche Wiederbelebung der Guten, nicht als etwas sogleich nach dem Kommen in den Scheol erfolgendes angenommen; vielmehr war jene ein hinzukommendes Uebel, welches J. nicht ohne Ursache durch ein προστίθεσθαι bezeichnet. Die Dämonien konnten noch so lange, bis die Einkerkerung hinzukam, als Ursacher menschlicher Krankheiten hier oben von Josephus gedacht werden, ohne daß er von seinem Pharisäismus abwich. Ferner ließen die Pharisäer, zum wenigsten, gewiß die Seelen der Guten in einen andern Körper übergehen, μεταβαίνειν εἰς ἕτερον σῶμα, und dadurch die Erleichterung genießen, daß sie aus dem Schattenland wieder aufleben, ἀναβιοῦν. Darüber bemerkt S. 52 „Quamquam in N. T. Act. 23, 6 — 8. Pharisaei mortuorum resurrectionem expectasse dicuntur, sed ea ad τὸ ἀναβιοῦν et τὸ μεταβαίνειν εἰς ἕτερον σῶμα referri non possunt. Non enim dicit Jos. corpora mortua vitae olim restitutum iri, sed animas redituras esse in vitam; non scribit, animas εἰς τὸ αὐτὸ σῶμα sed εἰς ἕτερον esse transituras; non contendit, hoc simul, una die, esse eventurum, sed animas habere ῥᾳστώνην hoc faciendi, pendere igitur hoc ab animabus ipsis, veniam hanc illis esse datam, während die bösen Seelen im Hades gefesselt bleiben." Dem Rec. scheint das, was Jos. als pharisäisches Dogma angibt, mit der Anzeige des N. T. nicht in Widerspruch gesetzt werden zu müssen. Wer sagt: die Seele geht über in einen andern Körper, der läugnet nicht, daß dieser andere Körper sich zum vorigen, wie ein πνευματικὸν zum ψυχικόν, wie eine neue dem geistigeren Zustand angemessene Frucht zum Saamenkorn (1. Kor. 15, 43. 44.) verhalten, also ein auferstandener seyn möge. Die ῥᾳστώνη τοῦ ἀναβιοῦν aber ist schwerlich von einer den Seelen der Guten überlassenen Freyheit, wieder körperlich aufzuleben, wann sie wollten, zu deuten. Vielmehr ist wohl dies der Sinn: Wenn die bösen Seelen einst den Zusatz (zu ihren vorigen Strafen) erhalten, ewig eingekerkert zu seyn, so erhalten die guten dagegen die Leichtigkeit, von dem öden Scheol befreyt, als körperlich unabhängige [illegible]wirken. Ohne Körper nämlich war, nach der

Vorstellung sinnlicher Menschen, kein volles Gefühl für Freude oder Leid.

Wohin aber, dachte man denn, daß die Seelen der Guten nach dem Tode hinkommen? und wohin sollten sie, mit dem neuen Körper vereinigt, übergehen? Der Essener antwortete: die Seele der Guten geht — ohne Körper — sogleich in einen τόπος οἰκεῖος, in einen Ort, der (künftig) ihre Heimath ist, in das jenseits des Oceans liegende Elysium oder Paradies (vergl. Luk. 23, 43.). In diesem Sinn spricht (B. 7. vom jüd. Kr. 8, 7.) der S. 54. 55 angeführte Eleazar; und auch hier, um dies im Vorbeygehen zu bemerken, geht also Josephus, welcher den Eleazar, zu Massada in der Nähe der Essenischen Wohnungen, als einen Essener sprechen läßt, nicht von dem Pharisäismus ab. Der Sadducäer Raisonnement ließ die Seelen mit den Körpern vergehen. Σαδδουκαίοις τὰς ψυχὰς ὁ λόγος συναφανίζει τοῖς σώμασι. Archäol. 18, 1. 4. Der Pharisäer ließ alle Seelen zuerst in den Scheol gehen. Dort, καθ᾽ ᾅδου (welche Phrase = ὑπὸ χθονὸς S. 51 nicht bloß, wie S. 53 angibt, post mortem, sondern bestimmt in Hade, in sede inferorum, bedeutet) sind Strafen und Belohnungen, also eine Absonderung der Bösen von den Guten (ein anderer Aufenthalt für Abraham und Lazarus, ein anderer für den reichen Prasser, Luk. 16, 22.). Doch schweben oft jene, wie schon nachgewiesen ist, als Dämonien noch auf der Erde. (Diese fürchten nur, zu frühe wieder in den Abgrund getrieben zu werden. Luk. 8, 31.) Späterhin werden die Bösen in dem Scheol confinirt, εἰργμῷ ἀϊδίῳ, die Guten aber in den Himmel versetzt. Wenn Josephus in einer Ermahnungsrede gegen den Selbstmord dieses letztere, ohne des Hades zu gedenken, ausspricht („ἆρα οὐκ ἴστε, ὅτι . . καθαραὶ καὶ ἐπήκοοι ψυχαὶ μένουσι, χῶρον οὐρανοῦ λαχοῦσαι ἁγιώτατον, ἔνθεν ἐκ περιτροπῆς αἰώνων ἁγνοῖς πάλιν ἀντενοικίζονται σώμασιν" von Jud. Kr. 3, 8. 5.), so weicht er auch darin vom Pharisäismus nicht ab. Er nennt nur das eingreifendste Motiv, die einstige Versetzung in des Himmels Reinheit, ohne läugnen zu wollen, daß die guten Seelen zunächst nach dem Tode, in dem Hades, und zwar in dem

paradisischen Theil desselben, eintreffen. Daß alsdann bey der Wiederversetzung in Körper nicht an himmlische, ätherische, sondern an reine, aber irdische Körper zu denken sey, welche sie relicto coelo bewohnen sollten, folgert zwar Hr. Br. aus dem Wörtchen ἔνθεν von dorther. Dies wäre dann aber eine Verschlimmerung ihres Zustandes, welche ihnen keine Mythologie andichten konnte. Der Sinn muß also vielmehr dieser seyn, daß die Seelen der Guten, wenn sie einst in den heiligsten Ort des Himmels versetzt werden, von dorther (oder auch: deswegen) nach manchem Zeitenwechsel auch wieder mit reinen Körpern versehen werden. Nach der Voraussetzung, daß die Seele ohne Körper nicht lebhaft genug empfinde, wurde ohne Zweifel dieses neue Einwohnen in keuschen (unleidenschaftlichen) Körpern als eine Erhöhung der Seligkeit betrachtet und dabey leicht angenommen, daß sodann der Selige überall, im Himmel und auf Erden, fortzuleben vermöge.

Nach all diesem scheint es, daß zwischen den dogmatischen Vorstellungen des Volks, der Pharisäer, und des Josephus selbst kein bedeutender Unterschied zu denken sey.

Ueber die Aechtheit der bekannten Stelle des J. von Jesus Archäol. 18, 3. 3. S. 621, vgl. 20, 9. 1. S. 698 stimmt Hr. Br. mit Houteville (Erwiesene Wahrheit der chr. Religion 1745. S. 275—311) überein. Daraus, daß Justin und andere Apologeten, Tertullian, Origenes jene Stelle gar nicht benutzt haben, folge nicht, daß sie nicht da gewesen sey. Schon Eusebius habe sie, und so alle Handschriften. Der Inhalt sey passend, wenn man nur bedenke, daß in den Worten: ὁ Χριστὸς οὗτος ἦν, der Name Christus nicht dogmatisch zu verstehen sey, sondern als Beyname: „dieser war jener Christus," nämlich der Urheber der Christianer, ὁ λεγόμενος Χριστός. Die bey Josephus am wenigsten zu erwartenden Worte: τῶν θείων προφητῶν ταῦτα καὶ ἄλλα μυρία θαυμάσια περὶ αὐτοῦ εἰρηκότων, seyen nur so, wie die Christen sich auszudrücken pflegten, ausgedrückt. Rec. ist der Meynung: Die Apologeten und besonders Origenes, welcher ctra Cels. I, 47. S. 106 der Würzb. Ausg. die minder bedeutenden Stellen von Johannes dem Täufer und Jacobus, als ἀδελφὸς Ἰησοῦ τοῦ λεγομένου Χριστοῦ

ausdrücklich benutzt, würden auch diese vollständigere Stelle nicht übergangen haben, wenn sie damals so vortheilhaft gelautet hätte, wie jetzt. Josephus aber müßte dem Christenthum äußerst günstig gewesen seyn, wenn sie so, wie jetzt, gelautet hätte; und doch weis't Origenes von ihm, daß er ἀπιστῶν war τῷ Ἰησοῦ ὡς Χριστῷ und (nach Commentar in Matth.) Ἰησοῦν ἡμῶν οὐ καταδεξάμενος εἶναι Χριστόν. Woher hätte Origenes dies vermuthen können, wenn Jos. sich so, wie man jetzt lies't, erklärt hätte. Wenn die mildernde Deutungen des Verf. gelten sollten, so würde ὁ Χριστὸς οὗτος ἐνομίζετο statt ἦν geschrieben, und bey τῶν θείων προφητῶν, ein ὡς φασί, beygefügt seyn müssen. Bis gegen die Zeit des Eusebius hin muß also wohl die Stelle selbst in einzelnen, aber leicht veränderlichen, Worten, gegen die Christen ungünstiger gelautet haben. Wie konnte Jos. die Anhänger Christi als „das Wahre mit Vergnügen annehmend“ τ' ἀληθῆ ἡδονῇ δεχομένους schildern und doch selbst Jude bleiben? Vermuthlich schrieb er τ' ἀλλήθη (vom Sing. ἀλλήθης), und charakterisirte sie als Leute, welche andere Sitten gerne annehmen, rebus novis intenti. Eher hat er Jesus einen στροφὸς oder σύστροφος ἀνὴρ, einen revolutionären Mann, genannt als einen σοφός. Zwischen Origenes und Eusebius Zeit aber schrieben christl. Abschreiber σοφὸς und τἀληθῆ. Unsere Handschriften zeigen uns natürlich keine frühere Lesart. Das folgende: πολλοὺς δὲ καὶ ἑλληνικοὺς ἐπηγάγετο· ὁ Χριστὸς οὗτος ἦν! würde ohnehin etwas unrichtiges enthalten, da nicht Jesus selbst viele Gräcisirende an sich zog. Ich denke, in dieser Stelle sey eine unrichtige Wortabtheilung, und setze ἐπήγαγε τό· „ὁ Χρ. οὗτος ἦν“ d. i. aber auch viele Heiden führte herbey, inducebat, jenes: „der Messias war dieser!“ Dieser Sprachgebrauch des τὸ ist nicht nur bey Luk. 22, 37., sondern auch 1. Kor. 4, 6., und bey Josephus selbst, jüd. Kr. 7, 5. 2. ἐπ' ἀδήλῳ δὲ τό, τι φρόνει. Jener Aufruf, jenes Losungswort der Christen: Der Messias war dieser! ist ähnlich dem Ἰδοὺ ὧδε ὁ Χριστός! Matth. 24, 23.

Durch diese, fast unmerkliche, Aenderungen scheint sich der Text so, wie ihn Josephus geschrieben haben kann, wie sodann die Apologeten und Origenes ihn nicht anzuführen Ursache hatten, wie aber bald darauf die jetzige Textform aus jenem gebildet werden mochte, entdecken und wiederherstellen zu lassen. Auch die einzige, noch übrige Wendung, welche von Josephus nicht erwartet werden könnte, scheint sich zu erklären, wenn man darin eine Parenthese voraussetzt. Er sagte „Auch nachdem Pilatus Jesus mit dem Creuze bestraft hatte, οὐκ ἐπαύσαντο οἵγε πρῶτον ἀγαπήσαντες (ἐφάνη γὰρ αὐτοῖς, τρίτην ἔχων ἡμέραν, πάλιν ζῶν) τῶν θείων προφητῶν, ταῦτα καὶ ἄλλα μυρία θαυμάσια περὶ αὐτοῦ εἰρηκότων, d. i. ließen die, welche ihn zuvor geliebt hatten, (denn er erschien ihnen, als er den dritten Tag erreicht hatte, wieder lebend!) nicht ab von den göttlichen Propheten, als solchen, welche dieses und tausend andere Wunderdinge von ihm gesagt haben sollten. Παύεσθαι wird oft mit dem Genitiv construirt, wie παύεσθαι τῆς ἐδωδῆς u. dgl. m. Daß ein Gekreuzigter nach einiger Zeit doch wieder hergestellt werden könne, mochte Jos. nach der Erfahrung, welche er in seiner Vita S. 1031 selbst erzählt, für glaublich halten. εἰρηκότων kann in dieser Construction auch subjunctive Bedeutung haben. Noch deutlicher wäre dies, wenn angenommen würde, daß vor ταῦτα ausgefallen sey ὡς, welches nach der Endigung des Worts προφητῶν sehr leicht möglich wäre.

Im Ganzen hat diese kleine Schrift ihre Aufgabe rühmlich gelöst. Eine noch schwerere wäre übrig; auch aus Philo die Alexandrinisch jüdische Dogmengeschichte mit ähnlicher philologischer Gründlichkeit darzustellen. Möchte der gelehrte Verf. auch diese Arbeit unternehmen und dafür eben so viel feinen Sinn für Allegorie und religiöse Poesie, als Sprachkenntniß und historische Forschungsgabe, verwenden.

H. E. G. Paulus.

Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten. Herausgegeben von Karl Heinrich Jördens. Sechster Band. Leipzig, in der Weidmannischen Buchhandlung. 1811. VI und 910 S. in gr. 8.

Bey der Anzeige dieses dicken Bandes können wir uns kurz fassen. Er enthält nichts als Zusätze, Berichtigungen und Supplemente von sehr verschiedenem Umfang und Gehalte. Manche sind dem Litterator schätzbar, andre aber sind auch sehr unbedeutend, und wenn Hr. J. fortfahren wird, mit so weniger Strenge und so leichter Hingebung aufzunehmen, was ihm

vorkommt, und sogar manche einzelne Schriften weitläuftig zu excerpiren, so ist das Ende dieses Werkes, dessen gute Seiten wir bey der Anzeige der frühern Bände gewiß nicht verkannt, sondern offen dargelegt haben, kaum abzusehen. Man findet hier ganze weitläuftige Stellen aus andern allgemein bekannten Büchern in extenso wieder abgedruckt, so daß manchmal drey bis vier Urtheile über Einen Mann bunt neben einander stehen. Auch ist jedes einzelne Gedichtchen, welches in eine andere Sammlung wieder aufgenommen wurde, namentlich verzeichnet. Neben manchen unbedeutenden Artikeln kommen auch recht interessante vor, wie Joh. Georg Hamann, Wilh. Heinse, J. M. K. Lenz, Abraham von Sancta Clara, J. Chr. Krauseneck u. a. m. Von Sophie Brentano wünschte man dagegen mehr zu lesen, als man hier S. 586 fg. findet. Die Supplemente liefern, von S. 609 an, zum Theil ausführliche Aufsätze über Ulrich von Hutten, Martin Luther (von S. 654—725!), J. N. Meinhard, G. Schatz, Fr. v. Köpken (ein sehr sorgfältig ausgearbeiteter Artikel), Joh. Joach. Eschenburg. (Unnöthiger Weise ist hier S. 777—782 der ganze Inhalt der Eschenburgschen Beyspielsammlung angegeben! Solche weitläuftige Register, die man häufig bey Hrn. J. antrifft, vertheuern nur das Werk. So ist auch S. 783 fg. das ganze Handbuch der classischen Litteratur, und S. 787 fg. auch die Schrift über W. Shakespeare excerpirt worden, wobey man sogar Shakespeare's Leben im Auszuge findet! Uebrigens sind Eschenburgs zahlreiche Schriften hier mit großem Fleiße zusammengetragen.) J. K. F. Manso. (Zum Theil von Hrn. M. selbst mitgetheilte Nachrichten.) K. H. Heydenreich. (Warum wird der so außerordentlich gerühmte Lehrer Heydenreich's S. 819 nicht auch genannt? Sonst sind die Notizen von H. Leben und Schriften sehr ausführlich.) Karl Philipp Moritz. (Hier wird unter andern auch ein Auszug aus der im Schlichtegrollschen Nekrologe befindlichen — zu streng anatomirenden — Biographie Moritzens mitgetheilt.) Den Beschluß dieses Bandes machen sehr ausführliche biographische und litterärische Nachrichten von Karl Ludw. Fernow. — So sehr wir eine Fortsetzung des angezeigten Werkes wünschen, so können wir doch auch unsern Wunsch nicht bergen, daß Hr. J. künftig das Ueberflüssige ausschließen, und bey der Auswahl der zu bearbeitenden Artikel — was im erstern größern Theile dieses Bandes nicht immer geschehen ist — strenger seyn möge, sonst muß dies Werk zu einer ungeheuren Anzahl von Bänden anwachsen. —

Ki.

No. 18. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

1) Themis, oder Beyträge zur Gesetzgebung von D. Paul Johann Anselm Feuerbach. Landshut bey Krüll 1812. XIV und 328 S. 8.

2) Betrachtungen über das Geschwornen-Gericht von demselben. Landshut bey Krüll 1813. VI und 242 S. 8.

Daß Feuerbach, den, als er noch dem Catheder angehörte, und als er durch theoretische Schriften zu belehren suchte, seine Talente, seine classische Bildung, sein heller, klarer Verstand, sein tiefeindringender Scharfsinn und seine herrliche Darstellungsgabe in so kurzer Zeit zu einem Lieblings-Schriftsteller des Deutschen, juristischen, Publicums erhoben, nun, als Staatsmann, seine Achtung gegen das ihn achtende Publicum dadurch bekundet, daß er ihm in den angezeigten Schriften eine Auswahl interessanter, durch seinen jetzigen Beruf veranlaßter Ausarbeitungen mittheilt, und dadurch ihm gewissermaßen Rechenschaft über sein Thun und Wirken in seinem jetzigen Verhältnisse ablegt, — das ist in der That eine erfreuliche Erscheinung! Da das Publicum ihn auch in diesen Ausarbeitungen finden wird, wie es ihn kannte, so wird der Beyfall, mit welchem diese Geschenke ohne Zweifel aufgenommen werden, Hrn. Feuerbach hoffentlich veranlassen, daß er sein, auf diesen Fall in der Vorrede von N. 1. gegebenes Versprechen, die Themis fortzusetzen, recht bald erfüllen und dadurch sich eben so große Verdienste um das Fach der Legislation erwerben wird, als er sich bisher um das Fach der Jurisprudenz erworben hat. Für den Rec. wird dadurch die Erscheinung dieser Schriften um so erfreulicher, denn er ist mehr, als irgend einer, davon überzeugt, daß in keinem Fache die Deutsche Litteratur so wenig, wie in dem der Legislation, sich mit der Litteratur des Auslands zu vergleichen vermöge, und daß gerade in dem jetzigen Zeitpunct es wahrhaft Noth

thue, die Richtung auf diesen, bisher, aus sehr natürlichen Gründen, vernachlässigten Gegenstand den denkenden Köpfen der Nation nahe zu legen, damit auch in diesem Puncte dem Deutschen Namen die Ehre zu Theil werde, welche ihm gebührt.

N. 1. enthält acht Abhandlungen. I. Betrachtungen über den Geist des Code Napoleon und dessen Verhältniß zur Gesetzgebung und Verfassung Deutscher Staaten überhaupt und Baierns insbesondere. Der Verf. entwickelt hier, wie die Gesetzgebung des Code auf den Hauptideen einer vollkommenen, allgemeinen bürgerlichen Freyheit der Personen, einer vollkommenen Gleichheit der Gesetze für alle Bürger des Staats, einer möglichst vollkommenen Freyheit des Eigenthums und einer absoluten Selbstständigkeit und Unabhängigkeit des Staats von der Kirche in allen bürgerlichen Dingen, als auf ihren eigentlichen Hauptsäulen ruhe, und wie diese Gesetzgebung eine der Französischen im Wesentlichen ähnliche Verfassung des Staats, des öffentlichen Dienstes und insbesondere der Justizverfassung als eine von ihr unabtrennliche Voraussetzung betrachte. Er entwickelt, wie sich in allen diesen Grundideen und Voraussetzungen diese Gesetzgebung in einem wahren Widerstreite mit den Grundideen und den Voraussetzungen der Deutschen Gesetzgebung im Allgemeinen, und insbesondere der Baierischen, befinde, und wie daher ein Staat, welcher den Code Napoleon aufnehmen wolle, ohne ihn in allen diesen Beziehungen zu modificiren, und dadurch in seinem innersten Lebensprincip zu vernichten, sich nothwendig in allen diesen Beziehungen zu einem vollkommenen neuen Leben umgestalten müsse.

Für denjenigen, welcher bisher an der Behandlung der vielfältig ventilirten Frage: über die Aufnahme des Code Napoleon in Deutschen Staaten Antheil genommen hat, enthält diese Ausarbeitung in der Sache nichts Neues, aber auch einem solchen wird dennoch Feuerbachs Darstellung wohl bekannter Gedanken Interesse abgewinnen, und er wird dabey auf manche interessante Nebenerörterung stoßen, welche gerade nicht zu dem allgemein Bekannten gerechnet werden dürfte, wie

z. B. die Erörterung über den Geist des, gewöhnlich so sehr verkannten neuen, Französischen Adelsinstituts. Uebrigens muß man bey dieser Abhandlung nicht übersehen, daß sie schon im Jahre 1808 geschrieben wurde. Wenn man hieran denkt, so gewährt es ein eigenes Interesse, den Verf. schon zu einer Zeit auf dem einzig richtigen Wege zu finden, wo die Ueberzeugung von der Richtigkeit dieses Weges wahrlich noch nicht als Gemeingut betrachtet werden konnte.

Da hier der Ort nicht ist, über die wichtige Frage, welche den Gegenstand dieser Abhandlung bildet, zu debattiren, und da der Rec. überhaupt, aus mehreren Gründen, an öffentlichen Debatten über diesen Gegenstand keinen Antheil nehmen mag, so unterläßt er es, dasjenige vorzutragen, was er sonst wohl bey einzelnen Aeußerungen des geschätzten Verfassers zu erinnern haben möchte, und er unterläßt es daher auch, sich über manche wichtige Nebenäußerung zu erklären, z. B. über die: daß dem Erbadel die Hofämter für immer vorbehalten bleiben sollten, — eine Aeußerung, welche diejenigen wohl schwerlich unterschreiben dürften, die nicht von der Nothwendigkeit einer bürgerlichen Herrschaft des Erbadels, wohl aber von dem hoch bedeutenden Einflusse der Hofämter in dem Leben, wie es ist, überzeugt sind. Gewünscht hätte aber Rec., daß der Verf. die Frage einer genaueren Prüfung würdig gefunden hätte: ob es nicht für einen gegebenen Staat, welchen Nachbarschaft und Politik mit Frankreich verbinden, selbst dann noch von Interesse seyn könne, den C. N. aufzunehmen, wenn er sich auch nicht überall, in Ansehung der Grundideen und der Verfassung, Frankreich assimiliren will, und wenn er auch demnach den C. N. auf eine Modifications-Retorte bringen müßte, wobey sich der größte Theil seines eigenthümlichen Geistes verflüchtigen dürfte? Rec. glaubt dieses aus mehreren Gründen, wovon der paradoxeste wohl der seyn mag, daß er es für eins der größten Uebel hält, welches Deutschland, in seiner jetzigen Verfassung, treffen könnte, wenn jeder Bundesstaat auf den Gedanken käme, sich ein eigenes bürgerliches Gesetzbuch zu schaffen, welches etwas anders, als einen für die Localität modificirten C. N., darstellen sollte.

II. Ueber die Rechtskraft und Vollstreckung eines von einem auswärtigen Gerichte gesprochenen Erkenntnisses. Diese interessante Abhandlung, welche in einem Zeitpuncte, wo die dem Art. 14. des C. N. zum Grunde liegende engherzige, völkerrechtliche Maxime sich manchem Staate empfehlen könnte, als ein wahres Wort zu seiner Zeit betrachtet werden kann, ist ein schätzbares exposé des motifs zu der nachahmungswürdigen königl. Baierischen Verordnung vom 2. Jun. 1811 über den bezeichneten Gegenstand. Es thut in unsern Zeiten wahrhaft wohl, wenn man einen Staatsmann von der Idee einer Völkergemeinschaft unter allgemeinen Gesetzen des Rechts, und nicht von Maximen ausgehen sieht, welche an die Chinesische Mauer erinnern. Rec. ist mit dem Verf. sowohl in dem Grundsatze, als auch in den nothwendigen Modificationen desselben einverstanden, nicht aber eben so mit allen Ausführungen des Details. So ist zwar Rec. ganz der Meynung des Verf., daß man im Auslande gegen den daselbst einen Ausländer beklagt habenden Inländer erlassene Urtheile als vollstreckbar betrachten solle, aber er kann nicht einräumen, daß dieses schon daraus, daß man den Unterthanen gestatte, im Auslande eine Klage zu erheben, mit Nothwendigkeit folge, und er kann dem Verf. nicht beystimmen, wenn er sagt: „ich kenne nur das Dilemma: entweder den auswärtigen Erkenntnissen Vollstreckbarkeit zu gestatten, oder alle Klagen diesseitiger Unterthanen vor auswärtigen Gerichten zu verbieten, und demnach den Art. 14. des C. N. geltend zu machen." Gerade der Art. 14. des C. N. beweis't, daß des Verf. Dilemma nicht nothwendig ist, denn dieser Art. ist zwar auf die Voraussetzung der Unvollstreckbarkeit auswärtiger Sentenzen in Frankreich, aber keineswegs auf ein Verbot der im Auslande zu erhebenden Klagen gestützt. Ein solches Verbot existirt in Frankreich nicht, und würde auch in einem Falle, wo der zu belangende Ausländer nur im Auslande Güter besitzt, höchst thörigt seyn. In einem solchen Falle überläßt man es in Frankreich dem Franzosen, in dem Auslande alle Hülfe zu suchen, welche er daselbst finden kann, und man denkt, in dem Auslande werde man schon durch auferlegte genügende Cautionen pro reconventione et

expensis, dafür sorgen, daß es auch den möglichen Vertheilungen des Klägers nicht an Vollstreckbarkeit fehle. — So ist Rec. zwar darüber noch im Zweifel, ob sich die Staaten gegenseitig eine Universalität des Concursprocesses vermöge allgemeiner Regel zugeben, oder ob sie eine solche Universalität nur auf besondere Staatsverträge gründen sollen; aber darüber ist er nicht im Zweifel, daß der allgemeine Gantgerichtsstand fremder Staaten nicht, wie der Verf. S. 119 meint, das Resultat einer Uebereinkunft in einzelnen Fällen werden dürfe, denn auch völkerrechtliche Maximen dürfen, wenn nicht jura quaesita verletzt werden sollen, nur für folgende Fälle, keineswegs für den einzelnen, jetzt zu beurtheilenden Fall verändert werden. — So kann endlich Rec. unter den Gründen, warum es für die Vollstreckung des auswärtigen Urtheils eines inländischen: placet oder pareatis bedürfe, den zweyten nicht gelten lassen, welcher aus der möglichen Fährdung wohl begründeter Hypothekenrechte durch die Hülfsvollstreckungen in die Substanz unbeweglicher Güter abgeleitet wird. Wäre nur dieser Grund, so würde Rec. ohne Bedenken die Vollstreckung, ohne pareatis, gestatten, denn gegen diese Gefahren muß die Executionsordnung, nicht das pareatis, schützen.

III. Ueber den Wilddiebstahl. Diese Abhandlung ist ein exposé des motifs der bekannten königl. Baierischen Verordnung vom 9. Aug. 1806. Der strenge Tadel, welchen diese Verordnung erfahren müssen, veranlaßte den Verf. zu dieser Herausgabe ihrer Beweggründe. Was ein verständiger Mann zur Rechtfertigung eines solchen Gesetzes sagen kann, das hat er wirklich gesagt, Rec. gesteht aber offenherzig, daß er sich dennoch mit dem Geiste dieser Verordnung nicht auszusöhnen vermag, und er glaubt, daß der größere Theil des denkenden Publicums mit ihm in gleichem Falle seyn werde.

„Wer erweislich mit einem Jagdgewehre Wild angeschossen, oder erlegt hat, soll, er habe das Thier in seinen Nutzen verwendet, oder nicht, folgendermaßen bestraft werden:

1. Wenn er eine angesessene, oder im Staatsdienste angestellte Person, oder ein Jagdbesitzer ist, mit einer Geldstrafe

von 50 — 100 fl., außer dem Ersatze, dem Verluste des Gewehrs und der im §. 18. dem Denuncianten zugesagten Belohnung von 100 fl., wurde die Handlung aber in einem Parke, Thiergarten, oder eingefriedigten Waldung begangen, so soll an die Stelle der Geldstrafe 1 — 2jährige Gefängnißstrafe treten. Im Wiederholungsfalle soll dort an die Stelle der Geldstrafe 1 — 2jährige Zuchthausstrafe, hier aber an die Stelle der Gefängnißstrafe eine Zuchthausstrafe bis zu 3 Jahren treten.

2. Diese letztern Strafen sollen schon das erstemal eintreten, wenn die Handlung von einer andern, als den sub n. 1. genannten Personen begangen wurde."

Rec. will hier nicht den Mangel des Verhältnisses rügen, welchen jeder darin entdecken wird. Daß eine Person aus n. 2. wegen der Wilderey in einer eingefriedigten Waldung nur etwa um ⅓ härter gestraft wird, als wegen einer Wilderey an andern Orten, während bey einer Person aus n. 1. in jenem Falle beynahe eine 10fach härtere Strafe eintrifft, wenn man nämlich, nach §. 10., 10 fl. zu 8 Tage Gefängniß anschlägt. Der Geist des ganzen Gesetzes ist es vielmehr, welchem Rec. den Krieg erklären möchte.

Im Allgemeinen nämlich erscheint es Rec. ein Fehlgriff, wenn man die Wilderey aus dem Gesichtspuncte der Diebstähle ergreifen will. Die Handlung des Diebes erscheint jedem als niederträchtig, die des Wilderers im Allgemeinen nicht. Rec. erklärt sich dieses daraus, daß, einige Ausnahmsfälle abgerechnet, welche denn sehr wohl in einem eigenen Gesetze behandelt werden könnten, der animus lucri faciendi, welcher den Diebstahl charakterisirt, bey der Wilderey entweder gar nicht, oder doch nicht im eigentlichen Sinn vorhanden ist. Die Jagd-Liebhaberey, welche bekanntlich, zumal in jüngeren Jahren, so leicht in Jagd-Passion übergeht, und welche, da sie aus dem Interesse an der Herrschaft der Kunst über die Natur hervorgeht, nicht auf unedler Quelle ruht, ist der Regel nach die Erzeugerin dieser Unordnungen. Sie ist es, die den hitzigen Jäger über seine Gränze hinausführt, und Eingriffe in fremde Rechte bey Menschen erzeugt, welche, unvermögend, sich selbst eine Jagd zu pachten, sehr

gerne ihre Kunst ohne Eigennutz üben würden, wenn ihnen nur ein Jagdberechtigter dieses gestatten wollte. Gerade darum erscheint es Rec. als ein besonderer Fehlgriff, wenn der Verf. die Wilderey mit Jagdgewehr auch nur in irgend einem Puncte mit dem bewaffneten Diebstahle zu vergleichen vermag. Eher möchte Rec. einen ganz entgegengesetzten Gesichtspunct vertheidigen. Ihm scheint es, als ob von den Entschuldigungsgründen, welche dem hitzigen, das vielleicht angeschossene Wild über die Gränze verfolgenden Jäger zur Seite stehen, keiner für die Handlung desjenigen spräche, welcher mit Netzen u. dgl. das Wild in fremder Bahn zu fangen sucht, denn hier ist schon eher animus lucrifaciendi und schmutziger Calcul, welchen man dort nicht zu erkennen vermag.

Freylich kann die Flinte auf eine für die Entdeckenden gefährliche Weise mißbraucht werden, und es fehlt nicht an traurigen Beyspielen, wo es geschah. Aber worin, fragt Rec., liegt hiervon der wahre und entscheidende Grund? In euren harten, unmenschlichen Gesetzen, möchte er antworten. Es ist nämlich die natürliche Folge unverhältnißmäßig strenger Strafgesetze, daß Alles conspirirt, um sie zu umgehen, bis auf den Richter zu, welcher sie handhaben soll. Wer könnte es auch einem Richter verdenken, wenn er sich scheut, einem jungen Menschen, der zum erstenmale in seinem Leben eine Wachtel in fremdem Jagdbezirke schoß, zu 1 — 2jährigen Zuchthause und zur Zahlung von 100 fl. an den Denuncianten zu verurtheilen? Und selbst den Denuncianten werden diese 100 fl. wie ein Blutgeld drücken, und er wird vor seines Gleichen darum als mit einer levis notae macula behaftet erscheinen, weil er aus Eigennutz einem gemißbilligten Gesetze einen Menschen zum Opfer brachte. So werden denn die zu harten Gesetze nur selten angewendet werden, und aus der dadurch gesteigerten Hoffnung, ungestraft dem Vergnügen opfern zu können, wird sich die Zahl der Contraventionen gegen das Gesetz vermehren. Nun aber führt das Unglück für den Contravenienten den Moment der Entdeckung herbey! Da steht nun die entehrende Strafe mit ihrem ganzen scheußlichen Gefolge vor seiner Seele. Er muß die Entdeckung verhindern, und so wird er peinlicher Verbrecher, um nicht als peinlicher

Verbrecher behandelt zu werden. Selbst [die erlaubte Pfändung der Flinte, welche wohl nicht minder, wie die sämmtlichen Privat-Pfändungen, wenigstens gegen nicht unbekannte Personen, abgeschaft zu werden verdiente, ist nicht selten die Veranlassung der aus der Wilderey sich entwickelnden größeren Verbrechen, denn die unnöthiger Weise ausgeübte Privat-Gewalt empört leicht selbst denjenigen, der willig sich der öffentlichen Strafe seiner Fehler unterwerfen würde.

Doch Rec. kann hier diesen Gegenstand nicht weiter verfolgen, er glaubt aber, daß geringere, und zwar, der Regel nach, Geldstrafen, weit bestimmter der Wilderey entgegenwirken werden, als selbst die Todesstrafe, denn diese wird nicht ausgeübt werden, wohl aber jene, wenn sie so gewählt sind, daß sie, bey einem dem Volke gegen die Wildschäden garantirten Schutze, die öffentliche Meynung für sich gewinnen, und schwerlich wird man in einem Lande, welches sich einer solchen milden Strafgesetzgebung erfreut, und welches in der Regel keine Privat-Pfändungen kennt, von gefährlichen Wilddieben hören, schwerlich wird es in einem solchen Lande Leute geben, welche die Wilddieberey als Nahrungszweig treiben, denn in ihm wird sich nicht die Gewohnheit der Wilddieberey erzeugen, welche nur auf der lange ungestraft fortgesetzten Betreibung dieses Handwerks wurzelt.

IV. Ueber die Bestechung der Staatsbeamten. Ein exposé des motifs der königl. Baierischen Verordnung vom 9. Jun. 1807 über den bezeichneten Gegenstand. Jeder wird dasselbe mit Interesse lesen, und den herrlichen Ausführungen des Verf. über die zu erhaltende Heiligkeit und Unbeflecktheit des Staatsdienstes und über die traurigen Folgen einer gutmüthigen Schonung der das Heiligste herabwürdigenden Staatsbeamten gewiß mit Ueberzeugung beystimmen. Ob dasselbe von dem Vorschlage des Verf. gelte, daß man den Staatsdiener und den Bestechenden sich gegenseitig gewissermaßen zu Wächtern bestellen, und zwischen beyden ein heilsames Mißtrauen dadurch gründen solle, daß man auf der einen Seite dem Staatsdiener die Anzeige eines jeden Bestechungsfalls bey Strafe anbefehlen, und sein beschwornes Zeugniß, wenn es nur durch irgend einen Vermuthungsgrund

unterstützt werde, zu vollem Beweise erheben, auf der andern Seite aber dem Bestechenden, für den Fall der von ihm zuerst geschehenen Denunciation, Straflosigkeit, Wiedererlangung seines Geschenks und eine Belohnung von der Hälfte der von dem Bestochenen verwickelten Geldbuße verheißen solle, — darüber möchte Rec. nicht so geradezu entscheiden. Ingeniös ist der Gedanke gewiß, auch fürchtet Rec. keine Nachtheile von dem letzteren Theile des Vorschlags, aber die Erhebung des beschwornen Zeugnisses des Staatsbeamten zu vollem Beweise scheint ihm zu bedenklich zu seyn, und dem Staatsbeamten, welcher, der Regel nach, nur in Hinsicht seiner Kenntnisse und Fähigkeiten, nicht aber in Hinsicht seines Charakters, Prüfungen bestanden hat, einen zu großen Spielraum zur Befriedigung unedler Neigungen darzubieten, indem er, bey der Realisirung dieses Gesetzesvorschlags, keineswegs bloß, wie der Verf. meint, das zu erwirken vermag, daß sein Feind dem Fiscus in den doppelten Ersatz des angeblich dargebotenen Geschenks verurtheilt werde, sondern es vielmehr ihm anheim gegeben ist, vermittelst kluger Benutzung eines scheinbaren Umstandes, die bürgerliche Ehre seines Feindes zu brandmarken, was unendlich viel mehr ist, und was die Rachsucht öfters wohl gerne durch eigene bedeutende Aufopferungen zu erkaufen versucht seyn dürfte.

V. Ueber die Aufhebung der Folter. Eine Abhandlung, welche auch derjenige, der über den Gegenstand derselben schon lange mit sich selbst einig ist, doch mit wahrem Interesse lesen wird, weil sie eine vortreffliche historische Zusammenstellung, und über dir Aufhebung der Folter in Oesterreich selbst bisher unbekannte Notizen enthält, welche der Verf. aus einem handschriftlichen Aufsatze des achtungswürdigen Sonnenfels entlehnt hat.

VI. Ueber die Collision verschiedener in demselben Staatsgebiete geltender Strafgesetzgebungen. In Baiern herrschen nicht mehr als fünf, an Geist und Inhalt verschiedene Strafgesetzgebungen, — ein Zustand, welcher es gewiß für Baiern ganz besonders wünschenswerth machen muß, daß seine Hoffnung auf die Erscheinung des neuen Strafgesetzbuchs bald in Erfüllung gehen möge.

Daß sich aus diesem traurigen Zustande vielfache Collisionen und aus diesen Anfragen der Gerichte erzeugen mußten, war natürlich. Den Anfragen dieser Art verdankt diese Abhandlung ihren Ursprung. Der Verf. entscheidet dafür, daß ein Baierischer Unterthan nach den Gesetzen seines Domicils und, wenn er in verschiedenen Districten domicilirt sey, nach der milderen Gesetzgebung bestraft werden solle. Da die geduldete Verschiedenheit der Gesetzgebungen in einem Reiche nur dadurch einen vernünftigen Sinn erhalten kann, daß man annimmt, der Gesetzgeber habe die verschiedene Nationalität der ihm unterworfenen Völker einer besonderen Berücksichtigung würdig gehalten, so ist diese Entscheidung gewiß die einzig richtige, und es ist gewiß eben so richtig, daß in Ansehung der nicht in Baiern Domicilirten, für welche dieser Gesichtspunct nicht entscheidet, die Gesetzgebung des Orts, wo das Verbrechen begangen worden ist, zur alleinigen Norm für die richterlichen Urtheile erhoben wird. Es gibt noch andere Staaten in Deutschland, in welchen diese schöne Abhandlung von der Gesetzgebung einstweilen zum Muster genommen zu werden verdiente.

VII. Sollen die Criminalprozeßkosten vorgehen der Entschädigungsforderung des Beleidigten? Der Verf. entscheidet, mit Ausnahme der Kosten, welche auf Wiedererlangung und Erhaltung der entwendeten Sache verwendet wurden, sehr richtig für die verneinende Beantwortung.

VIII. Entwurf eines Staatsvertrags über die gegenseitigen Gerichtsverhältnisse zweyer benachbarten Staaten. Dieser Entwurf ist auf die richtigen völkerrechtlichen Grundsätze, welche in der zweyten Abhandlung aufgestellt worden sind, gestützt, und geht in das nähere Detail aller derjenigen Fragen ein, über welche in Ansehung der Gerichtsverhältnisse Collisionen entstehen können. Im Ganzen kann dieser Entwurf recht wohl zum Muster für ähnliche Regulative unter andern Staaten empfohlen werden, obgleich Rec. damit nicht sagen will, daß nicht in einzelnen Puncten manches auch wohl anders bestimmt werden könne. So ist z. B. die Frage: ob die Erbschaftsklage in Ansehung

der in den verschiedenen Staaten gelegenen Immobilien zu theilen sey? in dem §. 15. bejahend entschieden und gewiß sehr richtig, wenn man auch nur in einem der contrahirenden Staaten von dem, nach Rec. Meynung, vorzüglicheren Grundsatze ausgeht, daß die Immobilien nach den Gesetzen des Orts, wo sie gelegen sind, vererbt würden. Wenn aber der Staatsvertrag zwischen Staaten geschlossen würde, welche beyde von dem Rechtssatze ausgehen, daß auch in die Immobilien nach den Gesetzen des Wohnorts des Erblassers geerbt werde, so würde aller solide Grund zu der wahrhaft lästigen Theilung der Erbschaftsklage hinwegfallen, und es würde alsdann viel vorzüglicher seyn, wenn diese Saaten gegenseitig die ausschließende Competenz des Gerichtsstands des Wohnorts des Erblassers für diese Klage, welche ohnehin gewissermaßen gemischter Natur ist, anerkennten.

N. 2. ist zwar ursprünglich auch durch die Amtsarbeiten des Verf. veranlaßt worden, und eben darum schien es dem Rec. zweckmäßig, die Anzeige dieser Schrift mit der Anzeige der in der Themis enthaltenen Berufsarbeiten des Verf. zu verbinden; da aber hier dem Verf. sein amtlicher Vortrag nur als Veranlassung zu einer freyen, wissenschaftlichen Bearbeitung des hoch wichtigen Gegenstands der Geschwornen-Gerichte gedient hat, und da diese Behandlung als eine wahrhaft erschöpfende betrachtet werden kann, so hatte er allerdings sehr gute Gründe, sie, als ein eigenes und selbstständiges Werk, dem Publicum zu übergeben, und dadurch auch für das Interesse derjenigen zu sorgen, welche zwar wohl der Gegenstand dieses Werks, nicht aber gerade eine Sammlung von Arbeiten für die Gesetzgebung überhaupt interessiren sollte. So bescheiden auch der Verf. bemerkt, daß er seinen eigentlichen Plan, den Gegenstand der Geschwornen-Gerichte, in historischer, politischer und criminalrechtlicher Hinsicht, ganz vollständig zu behandeln, nicht habe ausführen können, und daß daher, wie auch der Titel ankündige, seine Absicht vor der Hand nur darauf gehe, Betrachtungen über dieses Thema zu liefern, so ist doch in diesen Betrachtungen wirklich eine so vollständige und, Rec. darf dieses hinzufügen, eine so meisterhafte Behandlung des Gegenstands enthalten, daß folgenden Bearbeitern

schwerlich in einer anderen, als etwa in der historischen Hinsicht, eine fruchtbare Nachlese verstattet seyn dürfte.

Eine solche Behandlung durfte nun ein Gegenstand allerdings in Anspruch nehmen, welcher, neben dem hohen Interesse, welches ein Institut an sich verdient, das von dem freyen Engländer als einer der Hauptpfeiler seiner constitutionellen Freyheit betrachtet wird, dadurch für Deutschland, in dieser Periode der Crisis für die Gesetzgebungen, nothwendig an Interesse gewinnen muß, daß die Jury, von Frankreich aus, nun auch schon für manche Deutschen Länder das Recht eines Eingebürgerten erlangt hat, und daß daher in einem jeden Deutschen Staate, wo dieses zwar noch nicht geschehen, aber denn doch auch die wünschenswerthe Reform des bisherigen Deutschen Criminalwesens nicht mehr zu umgehen ist, es wahrhaft an der Zeit scheint, die Frage: ob man dem Fremdlinge die Gränze schließen, oder ihn auch bey sich freundlich willkommen heißen solle? einer ernstlichen und gründlichen Prüfung zu unterwerfen.

Das: nil admirari war zwar auch in Ansehung dieses Gegenstands den Deutschen sehr nahe gelegt worden, als sie sahen, daß, bey der neuen Criminalgesetzgebungsreform in Frankreich, sich fast die allgemeine Stimme gegen die Beybehaltung der Geschwornen-Gerichte erklärte, und daß, ohne den persönlichen Einfluß des Kaisers, welcher dieses Institut mit einer wahren Vorliebe behandelt, seine Beybehaltung wohl schwerlich würde beschlossen worden seyn; indessen genügen die Französischen Acten zu einer vollkommen erschöpfenden Prüfung der großen Frage allerdings nicht, weil die Gegner der Geschwornen-Gerichte sich fast ganz auf die Erfahrungsbeweise beschränkten, in welchen sich die Verwerflichkeit der revolutionären Jurys freylich auf eine höchst traurige Weise zur Genüge documentirt hatte, bey welchen es aber doch immer noch höchst zweifelhaft blieb, ob man daraus wirklich gegen das Institut selbst etwas folgern könne, oder ob nicht vielmehr alle Schuld auf die unzweckmäßige Einrichtung desselben in dem revolutionären Frankreich falle. Es war daher eine tiefere Prüfung der Sache durch die Französischen Vorarbeiten keineswegs unnöthig gemacht worden, und der Verf. verdient

wahrhaft den Dank des Publicums, daß er sich dieser Prüfung in der Art, wie er es gethan hat, unterzog.

Die in den drey letzten Betrachtungen enthaltene Ausführung, daß die Geschwornen-Gerichte in criminalrechtlicher Hinsicht, d. h. als Mittel für eine richtige, partheylose, der Unschuld ungefährliche, und doch die Schuld nicht begünstigende Ausübung der Criminalgerechtigkeit, bey weitem an Werth hinter gehörig organisirten, aus inamoviblen Richtern zusammengesetzten Collegien zurückstehen, und daß alle theils vorgeschlagenen, theils neuerdings in Frankreich in Anwendung gebrachten Verbesserungsversuche durchaus unvermögend seyen, sie zu einem gleichen Werthe zu erheben, — darf mit Recht eine vollkommen gelungene, keinem Zweifel Raum lassende genannt werden. Dem Rec., welcher immer diese Ansicht hatte, ist, durch die Lectüre dieser vortrefflichen Ausführung, gar manches, was er bisher mehr dunkel ahndete, als sich deutlich dachte, vollkommen klar und deutlich, es ist ihm dadurch seine eigene Ansicht erst zu einer vollkommenen Ueberzeugung erhoben worden, und er glaubt, versichern zu können, daß es den mehrsten Lesern eben so ergehen, und daß in Zukunft über diesen Punct schwerlich mehr eine Theilung der Meynungen statt finden werde.

In politischer Hinsicht dagegen, d. h. als Theil der Staatsverfassung eines Volks und als Mittel, die Freyheit der Nation gegen die Eigenmacht Weniger zu sichern, findet der Verf., in den ersteren Betrachtungen, das Institut der Geschwornen-Gerichte mit dem inneren Geiste einer, wenn auch nur theilweisen Democratie so innig verbunden, daß in solchen Verfassungen man sehr wohl, wie es in England geschieht, annehmen könne, die criminalrechtlichen Nachtheile des Instituts könnten gegen seine politische Vorzüglichkeit, ja gewissermaßen Nothwendigkeit nicht in Anschlag gebracht werden. Nicht so in reinen, wenn gleich constitutionellen Monarchieen! Als Schutzmittel einer politischen Freyheit, welche es hier nicht gibt, kann in diesen Verfassungen das Institut der Jury nicht gedacht werden, es würde daher hier nur als Schutzmittel der bürgerlichen Freyheit ergriffen werden können, wozu ihm denn auch der Verf. zwar die Taug-

lichkeit nicht abspricht, wohl aber behauptet, daß ihm keine vorzüglichere Tauglichkeit für diesen Zweck, als den criminalrechtlich vorzüglicheren Richter-Collegien, zugeschrieben werden könne. In diesem Resultate: daß durch wohl organisirte Gerichtshöfe die persönliche Freyheit nicht mehr gefährdet und nicht weniger gesichert werde, als durch Geschworne, wird jeder aufmerksame Leser der Schrift gerne mit dem Verf. übereinstimmen, wenn gleich Viele, mit dem Rec., Anstand nehmen werden, das Räsonnement des Verf. zu unterschreiben, durch welches er aus der Möglichkeit, daß der Souverän sich über die Schranken der Constitution hinwegsetzen könne, die Fragilität eines in den Geschwornen gesuchten Schutzmittels der bürgerlichen Freyheit deducirt. Dieses ganze Räsonnement würde eben so gut gebraucht werden können, um das in wohl organisirten Collegien von Richtern, welche die Constitution für inamovibel erklärt, gesuchte Schutzmittel der Freyheit für eine morsche Stütze zu erklären, und eben darum wird dieses ganze Räsonnement vollkommen durch die herrliche Ausführung des Verf., am Ende der zweyten Betrachtung, widerlegt, in welcher die Gründe, warum auch reine Monarchieen eine genügende Garantie für die Erhaltung constitutioneller Einrichtungen gewähren, mit Kraft und Salbung zusammengestellt sind.

Wenn nun in reinen Monarchieen das Institut der Geschwornen keinen politischen Vorzug hat, wer könnte dann, bey seinen unbestreitbaren criminalrechtlichen Nachtheilen, auch nur versucht werden, zwischen ihm und dem Institute wohl organisirter Gerichtshöfe zu wählen?

Schatzkästlein des rheinischen Hausfreundes von J. P. Hebel. Tübingen in der Cottaischen Buchhandlung. 1811. 296 S. 8.

Dieses Schatzkästlein wird schon so weit und breit gelesen seyn, daß unsere Anzeige zu spät kommt. Indeß schadet dieses nicht; denn was lobenswerth ist, soll man immer loben und rühmen. Und hiezu haben wir Grund und Ursache.

Denn wir haben dieses Büchlein (so nennen wir es mit dem Verfasser, wegen seines Inhalts und Zwecks, denn nach seinem Umfange kann es wohl ein Buch heißen) Kindern und auch Bauersleuten zu lesen gegeben, und sie haben es sehr gerühmt, und gewünscht, daß mehr solche Bücher seyn möchten. Der Hausfreund weiß aber auch recht lustig und anmuthig zu reden und zu erzählen. Wer sich an seinen Allemannischen Gedichten erfreut hat, erkennt auch in diesem Schatzkästlein seinen Mann wieder. Man siehet, wie er oft unter dem Volke gewesen, und dem gemeinen Mann ins Herz und in die Augen und auf den Mund geschaut hat, und doch dabey ein feiner Mann ist, der zu nehmen und zu geben weiß. Sonst standen diese Lesestücke in dem Badischen Landkalender, gleichsam um die Zeit zu kürzen und zu würzen, wie sie denn in einem Kalender so dürre und langweilig dasteht, oder Einem zugezählet wird, daß man das bey einer Würze und eines Labsals ungern entbehrt. Da hat nun der Hausfreund allerley aus seinem Schatz hervorgeholt, Altes und Neues, und hat es dazu gar nett und lustig aufgestutzt, so daß es Herz und Sinnen leichtlich erfreuet, auch manche gute und schöne Lehre und Warnung giebt, wie es dem Hausfreunde geziemet und wohl ansteher. Er nimmt gleich anfangs einen hohen Flug, und wagt sich unter das Weltgebäude und zwischen die Sonnen und Planeten, aber so hoch er auch schwebt, man erkennt doch immer den alten Hausfreund, und er stellt sich niemals ungebährdig und hochmüthig, und weiß von den Sternen und ihrem Wesen so deutlich zu reden, als ob er sie selber gemacht, oder doch wenigstens unter Aufsicht hätte. Man erkennt leicht, daß er lange Zeit muß den Kalender regiert haben. Indeß bleibt er nicht lange oben, und kommt bald wieder herunter, aber wenn es ihm gemüthlich und dem Leser heilsam ist, sieht man ihn wieder in der Höhe bey den Sternen. Denn läßt er sich hernieder, wo es ihm beliebt, im Morgenlande zwischen Türken und Arabern, oder in einem Gemüse-Garten zwischen Raupen und Kohlpflanzen, in einer Schule, wo er rechnet, oder in einer Schenke, wo er

erzählt, was ihm in den Sinn kommt, und den Zuhörer mehr erfreut, als sein Schöpplein. Es muß Einen dauern, wie der Hausfreund den Kopf und die Hände so voll hat, und man fürchtet, er möchte sich todt reisen und erzählen, ehe das Buch zu Ende ist. Da ist's denn eine große Freude, gleich im Anfange zu vernehmen, daß der Hausfreund auch zwey Gehülfen bekommt, nämlich den Adjunct und die Adjunctin, seine Schwiegermutter. Der Adjunct muß auch sogleich eine Standrede im Gemüse-Garten seiner Schwiegermutter halten, und der Hausfreund kann nun wieder Athem schöpfen, und so lösen sie sich einander ab, und bringen das Buch glücklich und lebendig zu Ende, und werden hoffentlich noch lange fortfahren, Kalender zu machen. Der Adjunct hat auch noch eine besondere Geschicklichkeit, die der Gesellschaft bey dem trocknen Kalender machen, gut zu statten kommt. Nämlich er versteht die Kunst auf dem Blatt zu pfeifen, und dadurch den Hausfreund so in Begeisterung zu setzen, daß dieser sogleich in seiner Weise ein Liedlein beginnet, wie z. E.: Der lieb Gott hat zum Frühlig gseit: Gang, deck im Würmli au sei Tisch u. s. w. Wer hieraus nun das Schatzkästlein noch nicht kennt, mags selber lesen, und das wird ihn nicht gereuen. Vor allen les' es, wer mit dem Volk viel zu thun hat, und das Volk lieb hat. Auch kann man es dem Volke und gemeinen Mann, der etwas lesen will, in die Hand geben, damit er sich in trockner Zeit daran erlustige. Denn ein froher Muth ist doch das halbe Leben. Kinderlehrer und Schulmeister können auch Nutzen daraus ziehen. Abschreiben wollen wir nichts daraus; denn das ganze Büchlein hat uns gefallen, und wir wissen nicht, was wir daraus wählen sollen. Auch ist's gedruckt wohlfeiler, als wenn man's abschreiben wollte. Wir wünschen dem kalendermachenden Kleeblatt am Oberrhein, daß sie noch lange mit den Jahreszeiten und Monden fortgehn und Allerley aus ihrem Schatz hervorlangen mögen.

E. A. K.

No. 19. Heidelbergische 1813.
Jahrbücher der Litteratur.

Plutarchi Chaeronensis Vitae Timoleontis, Gracchorum et Bruti. Animadversionibus instruxit Fridericus Wilhelmus Fabrici, Darmstadiensis. Lipsiae, sumtibus E. B. Schwickerti. MDCCCXII. 180 S. 8.

Herr Fabrici hat nach seiner Versicherung aus keinem andern Grunde diese Biographieen aus den übrigen zur Bearbeitung gewählt, als weil er vorzügliches Wohlgefallen an ihnen gefunden. Einigen Einfluß mag indeß wohl auf seine Wahl die Bredow'sche Sammlung gehabt haben, und da diese in mehreren Schulen mit gutem Nutzen eingeführt ist, so hätte er immer auch den Philopömen, den sie mehr hat, mit nehmen mögen. Nach dem, was der Herausgeber hier geliefert hat, scheint er ein junger Philolog von guten Anlagen, von schätzbarer Belesenheit und von vieler Liebe für sein Studium. Er wird es darum nicht übel deuten, wenn wir ihn zuvörderst im Allgemeinen auf einige kleine Unarten aufmerksam machen, durch die er manchem seiner Leser die Bekanntschaft mit sich etwas verleiden wird. Was soll z. B. das beschwerliche Anhäufen von Citaten in Fällen, die keiner langen Induction von Beyspielen bedürfen, ja bey ganz triviellen Dingen. Die Zeiten von Klotz und Consorten sind, Gott sey Dank, vorüber. So werden S. 117 zu dem bekannten Gebrauch des ἐξὸν nicht weniger als sieben Stellen und sieben Philologen aufgerufen; die Bedeutung von ἀπεγνωκώς wird S. 74 mit 12 Citaten belegt. Und so öfters, wo nicht selten das Eine Citat die andern überflüssig macht, da sie darin stecken. So sorgfältig aber der Herausgeber in der Regel andre zu citiren pflegt, so schlecht sich selbst, z. B. S. 19 ceterum vide infra. Was soll das? vide quae monuimus ad Gracchos; jam alibi hanc rem tetigi S. 17. 37. 122. 131 und S. 15

gar: sic jam supra in Tib. Graich. c. I. habuimus, was erst folgt. Ein seltsames Versehen. Gegentheils vermißt man hin und wieder fremde Citate, z. B. bey der Note S. 89 zu παίδων μηδὲν διαφέροντας, die ihrer Substanz nach aus Wyttenbach zu Phaed. S. 182; S. 11 zu ἀνακαλυπτήριον, die aus Wesseling zu Diod. I. S. 331; S. 55 zu μικρᾶς προφάσεως, die aus Coray entlehnt ist. S. 9 versichert er durch mehr als siebzig Stellen gegen Hermann (ad Viger. S. 760) beweisen zu können, daß ἄλλως τε auch ohne καὶ stehen könne, führt aber keine einzige an.

Nicht minder stöhren in so kurzen, ja kargen Erklärungen des Textes die vielen gelegentlichen Emendationen und Erläuterungen fremder Schriftsteller, die wir noch, zumal bey einem angehenden philologischen Schriftsteller, entschuldigen wollten, wenn sie nicht zu oft mit fast lächerlicher Gewaltthätigkeit durch zwey, drey Mittelglieder, oder nur durch die Nachbarschaft des Buches, des Capitels rc. herbeygezogen würden. Man sehe S. 24 zu διαφέρειν, S. 51 zu φθόνῳ, S. 59 zu καταστηματικὸς, S. 65 zu λιπαρεῖν, S. 112 zu ὑπὸ γήρως u. s. w. In der Eile dieser gelegentlichen Observationen geschieht auch wohl ein schwer zu verantwortendes Unrecht, wie S. 58, wo man liest, daß Wyttenbach (ep. crit. ad Ruhn. I, 14.) die süße Gespannschaft der Musen und Grazien im Euripides nicht zu finden gewußt habe. Diese Unwissenheit muß fortdauern, denn er hat auch an der Spitze seiner Polymathie der angenehmen Syzygie den wüthenden Herkules zum Begleiter zu geben, noch immer nicht für dienlich erachtet. — Die S. 33 getadelte Bemerkung von Tzschucke gehört nicht zu Eutropius, sondern zu Florus II, 2. 25.

Einen wahren Abscheu hegen wir unsrer Seits gegen die Formel, die ungefähr so lautet: Hoc jam dudum conjeceram, postea vidi in idem incidisse. — Diese zweydeutige und erbettelte Anmaßung eines Prioritätsrechtes finden wir zu unserm Leidwesen auch hier, z. B. S. 49. 74. 112. 120, und mit einer eigenen Bescheidenheit widerlich versetzt S. 166. Endlich können wir unser Mißfallen über die auffallend häu-

figen Wiederholungen nicht bergen. Von ἀλύειν wird S. 87 und S. 133 gehandelt, und doch sollte schon zu Timol. c. 14. die Rede davon seyn, von βοᾷν S. 39 und S. 138, von τοῖς βουλομένοις, S. 29 und S. 48 mit demselben Citat, von ἀπὸ S. 83 und S. 117, von λιπαρεῖν S. 65 und S. 122 mit demselben Citat, von ἀλλοκότος S. 91 und S. 158, von τὸ καλούμενον S. 44 und S. 95, wovon doch schon zu Timol. c. 9. oder c. 18. hätte gesprochen werden sollen, von εἷς μόνος S. 17. 73. 81. 99 und 142. Das alles zeugt mehr oder weniger von Eilfertigkeit und von Indiscretion gegen Leser und Käufer. Denn darüber, daß häufig lange Anmerkungen von Henricus Stephanus, Palmerius, Moses du Soul, Coray, Bredow wörtlich eingerückt sind, wollen wir grade nicht rechten, wiewohl dies unsers Erachtens auf dem Titel nicht unbemerkt bleiben sollte. Die eignen Anmerkungen des Herausgebers verbreiten sich weder über die Kritik des ganzen Textes, denn es ist im Durchschnitt der Reiskische; noch über alle Schwierigkeiten der Interpretation; es sind nur beliebige und bisweilen nur zufällige Erläuterungen einzelner historischer oder grammatischer Dinge, oft nur einer Partikel, einer Construction, wobey das Triviale nicht immer vermieden ist. Alles, was man sonst bey einer Ausgabe, zumal für Schulen, zu erwarten pflegt, Einleitungen, Inhaltsanzeigen, Register wird hier vermißt, so daß, was wirklich zum Verständniß des Autors gehört und gereicht, sich auf wenige Blätter zusammenfassen ließ. Daß auch hier strengeren Anfoderungen nicht durchaus Genüge geschehen, wollen wir an einigen Beyspielen zeigen.

Zu Tim. c. 4. wird (aber erst bey Brutus c. I. S. 123) ἀπέδειξεν für ἀνέδειξεν vorgeschlagen. Daß das letztere auch richtig sey, sieht man aus Caesar. c. 37. ὕπατον δ' ἀναδείξας ἑαυτόν. Tim. c. 8. S. 11 soll nach der Meynung des Verf. Plutarch bey der Mythe vom Raube der Proserpina vielleicht an den Euphorion gedacht haben, nach dem Scholiasten des Euripides Phöniss. V. 688. bey ihm ist ja nicht von Sicilien, sondern von Theben die Rede. Eher möchte man die Stelle auf Pindar. Nem. I. 17. vergl. den

Scholiasten ad h. l., beyziehen, wenn nicht die Sage älter wäre, als unsre schriftlichen Denkmähler. C. 12. S. 17 zu Ἀδρανοῦ, „qui (quis) praeter Plutarchum hujus dei mentionem fecerit, equidem non memini.“ Erinnert er sich nicht des Aelian de nat. an. L. XI. c. 20. Auch kommt der Gott auf Sicilischen Münzen vor. Cf. Eckhel Doctrin. num. I. S. 190 und S. 224. Ueber das vorbedeutende Schwitzen der Bildsäulen S. 18 war statt der vagen Anführung des Cicero Wesseling zu Diod. XVII. 10. zu citiren. C. 13. καὶ τὴν αὐτὴν ἀδελφὴν καὶ γυναῖκα. Dafür will der Herausgeber lesen: τὴν αὐτοῦ ἀδελφὴν κ. γ. Sehr unglücklich; dann würde ja sie, die zugleich Schwester und Gemahlin war, zu zwey Personen. Die Lateiner drücken sich eben so aus: Curt. III. 5. illum florem juventae, illam vim animi, eundem regem et commilitonem divelli a se. Bey dem Philistus c. 15. S. 22. bedurfte es bey der Anführung von Bredows Note auch einer Berichtigung desselben. Man begreift nicht, da ja Philistus nicht als Zeitgenosse dieser Begebenheiten von Plutarch dargestellt wird, warum er nach Bredow ein so hohes Alter von 70 — 80 Jahren soll erreicht haben. Allerdings ist es kein anderer, als der so häufig erwähnte Syrakusische Geschichtschreiber. Man vergleiche A. F. Näke Schedae criticae. Halae 1812., der S. 27 eine gelehrte Anmerkung über unsre Stelle macht, sich aber irrt, wenn er eine andere Stelle des Plutarch εἰ πρεσβ. πολ. c. 1. ὥς τις εἶπε Διονυσίῳ auf denselben Philistus bezogen wissen will. Die Note von Wesseling zu Diod. I. S. 644 war ihm nicht gegenwärtig. — Bey den Worten c. 26. S. 37 τὸν ἐπισφαλῶς νοσοῦντα δεῖσθαι τοῦτον τοῦ σελίνου ist zwar die Vulgata mit Recht beybehalten und durch Parallelstellen bestätiget, aber nicht erwähnt worden, daß diese Wiederholung des Pronomen, wie auch Weiske de pleonasmis S. 76 andeutet, jedesmal mit einer gewissen Bedeutsamkeit verbunden sey. Fehlte hier das τοῦτον, so schiene es, als wenn auch die Worte τὸν ἐπισφαλῶς νοσοῦντα zum Sprichwort gehörten. Das Sprichwort lautete aber: οὗτος δεῖται τοῦ σελίνου; das andre ist Erklärung.

Aehnlich schiebt der Deutsche das Pronomen ein. Schiller in den Kranichen des Ibykus:

> Zum guten Zeichen nehm ich euch,
> Mein Loos, es ist dem euren gleich.

Ueber jenes Sprichwort selbst wird man auf Interprett. ad Callimach. T. I. p. 282 ed. Ernesti verwiesen, und findet dort nichts, als unsre Stelle. Besseres würde der Herausgeber finden in Laurent. Beger. Exam. quorundam dubiorum Berolin. 1604. p. 9 sq. und über den anderweitigen Gebrauch des Eppich bey Voß zu Virgil. Ecl. VI. v. 68. Beyläufig gälte es hier die Frage, ob Schiller in jener angeführten Ballade nicht einen Anachronismus begangen, daß er den Fichtenkranz zum Siegeszeichen der Isthmischen Spiele macht. — In demselben Capitel liest man S. 38 zu den Worten ὧν ὁ μὲν τοῖς ὄνυξιν ἔφερε διαπεπαρμένον diese Note: Videtur hic ante oculos habuisse verba Hesiodi ἔργα κ. ἡμ. 187. ed. Br. Wer? der Autor doch nicht, denn dieser bedient sich ganz gewöhnlicher Redensarten, die er gar nicht Umgang haben könnte, also — wohl der Adler, daß einem das Bonmot eines berühmten Gelehrten beyfallen könnte, der bey dem scheuen Pferde in Tacit. Annal. I. 66. die mündliche Bemerkung machte, es habe den Esel in der Anabasis (II. 2. 10.) vor Augen gehabt. Sollte einmal citirt werden, würde Il. XII. 200. 218. XIII. 821. noch bezüglicher gewesen seyn.

Befremdend ist es, daß die Emendation des Dacier Ἰετὰς für Ἱερὰς c. 30. S. 44 darum für unstatthaft erklärt wird, weil das καλουμένας dabey stehe. „Nam quid opus erat, ut hoc adjungeretur, si locus nominaretur, qui in nomine nihil haberet, quod ut verba αἱ καλούμεναι subjungerentur, requireret. Also müßte Achradine c. 18. auch falsch seyn, und es müßte überall, wo das sogenannte dabey steht, in dem Namen etwas Besonderes oder Bedeutendes liegen. Vergleiche doch der Herausgeber seine Citate. Daß in demselben Capitel noch das Verworrene ἀπολογουμένης τῇ Τιμολέοντος εὐτυχίᾳ mit Bredows Anmerkung

gedeckt wird, nimmt uns ebenfalls Wunder. So viel ließe sich dagegen erinnern; hier nur das Eine, daß δίκη dann in zwey Bedeutungen einmal als Strafe zu ἐπετιθεμένης und hernach als Gerechtigkeit zu ἀπολογουμένης genommen werden müßte; daher auch der Uebersetzer genöthiget worden ist, mit einem Worte wie Strafgerechtigkeit ein Abkommen zu treffen. Warum nicht αὐτοῖς ὁμολογουμένας mit den Handschriften und Coray? Eben so hätte c. 36. das Fragment des Sophokles unangetastet, und Reiske seine Conjectur τῷδε für τοῦδε nicht eingeräumt werden sollen. Die Construction mit dem Genitiv, wenn man unter demselben, wie natürlich, ein leidendes Object versteht, ist ganz in der Ordnung; ein Dativ würde ja ein bethätigtes Subject — hier ein an einem dritten theilnehmendes — darstellen. Uebrigens muß man nach dem Gesetze des Zusammenhangs τοῦδε neutraliter nehmen, was Bredow in der Uebersetzung verfehlt hat. Zu der gleich darauf zwischen dem Mahler Dionysius und Nicomachus gezogenen Parallele erhalten wir ein kahles Citat aus Junius Cat. Artif. Der Herausgeber hätte sich hier besonders über die schwierige Bedeutung des technischen Wortes τόνος erklären sollen. Stoff würde ihm dazu Hagedorn in den Betrachtungen über die Mahlerey S. 689 ff., und noch mehr ein neuerer hypothesenreicher Schriftsteller Grund Geschichte der Mahlerey II. 329 ff. gegeben haben.

Tib. Graichus c. 13. οὐ παρὼν οὗτος non praesens ille. Hoc ut nonnulla alia apud Plutarchum, Latinismum redolet. Da könnte man non praesens ille mit gleichem Fug für einen Gräcismus halten. S. Matthiä Griech. Grammatik §. 471. Dagegen ist c. 16. εἰς τὴν ἀγορὰν κατταβὰς, wobey steht: sic Latini etiam in forum descendere dicunt eine wörtliche Uebersetzung des Lateinischen; der Grieche pflegt das Umgekehrte zu setzen.

Bey der verworrenen Materie von den Verhältnissen der Ritterschaft zu den Gerichten C. Gracch. c. 5. war statt der ungeordneten Citate und statt des Rualdus auf Heeren's vortreffliche Geschichte der Revolution der Griechen (Kleine hist. Schrift 1. Th.) als auf den besten Commentar zu diesem bey-

den Lebensbeschreibungen zu verweisen. Aus jenem Capitel ließ sich der kleine Irrthum berichtigen, den Heeren S. 235 hat, als ob sich Gracchus von der Curie zu dem Comitium gewandt habe; er wandte sich von dem Comitium und der Curie zu dem Forum. Die Anmerkung über ὡς S. 11, das als Präposition nie zu unbelebten Dingen gesetzt werde, leidet Berichtigung. Cf. Valckenaer ad Thom. Mag. in epp. Ruhnken. ad J. H. Ernesti ed. Tittmann. 1812. p. 186. Ueber die Abstammung des Marcus Brutus von dem alten Junius zu Brutus c. I. p. 114 wäre noch der vortreffliche Excurs von Eckhel Doctrina num. P. II. Vol. VI. p. 20 sq. nachzutragen. C. 45. p. 170 οὓς Βρίγας ὠνόμαζε zu den von Sturz de dialect. Maced. p. 31 citirten Stellen kann man noch Cic. orat. 48. Curt. VI. 11. und Heyne ad Virg. Ecl. VI. arg. hinzufügen. — Der Vorschlag c. 51. p. 178 ἠπίως für ἠθικῶς wäre an sich nicht uneben, wenn ἠθικῶς unerklärlich wäre, und nicht vielmehr die schöne sinnvolle Bedeutung hätte, die vornehmlich Valckenär zu den Adoniazusen p. 328 sqq. auseinander gesetzt hat. Man verbinde nur ἠθικῶς mit σφόδρα und εἶπεν und nicht, wie Bredow gethan zu haben scheint, mit μειδιάσας. —

Wir wollen in diesen Berichtigungen nicht fortfahren, sondern nun noch pflichtmäßig und gern hinzusetzen, daß wir auch auf recht gute und treffende Bemerkungen gestoßen sind, wovon nur die zu ἐλπίδος τοιαύτης γενόμενον Tim. c. 3. p. 5. Die Conjectur παραγωγαί für παραλογαί Tim. c. 9. p. 11. Die Nachweisung über Χρυσὸν ἔδειξαν Tim. c. 11. p. 16. über μέγαν αὔξεσθαι c. 18. p. 41. — Die Bestätigung von Stepanus Vermuthung κατέκλασε zu dem Phaedon. c. 66. gegen Wyttenbach S. 8. — Die Ableitung von λεωργός S. 28, von λεως, dem äolischen πάνυ, hätte hier erwähnt werden mögen. —

Der Verf. ist gesonnen, wenn diese erste Probe nicht mißfallen, eine zweyte Bearbeitung einiger andern Plutarchischen Biographieen folgen zu lassen. Da seine Thätigkeit weder des Geistes, noch der Kenntnisse ermangelt, so wird es nur auf seinen ernsten Willen ankommen, um etwas Tüchti-

ges künftig zu leisten. Wir wünschen ihm dazu, so wie zu seiner (laut der Vorrede) unternommenen Reise nach Frankreich von Herzen Glück.

Deutsche Ornithologie oder Naturgeschichte aller Vögel Deutschlands in naturgetreuen Abbildungen und Beschreibungen herausgegeben von Dr. Bekker Lichthammer, C. W. Bekker und Lembcke. XXItes Heft. Darmstadt 1811. im Verlage der Herausgeber.

Mit Vergnügen zeigen wir die Fortsetzung dieses jedem Freunde der vaterländischen Naturgeschichte bekannten Werkes an, das, der jetzigen drückenden Verhältnisse ohngeachtet, in gleicher Schönheit und zu so geringem Preise fortgesetzt wird, daß auch der minder begüterte Freund der Ornithologie daran Theil nehmen kann. Es ist daher vorzüglich geeignet, Aufklärung in der Deutschen Vögelkunde zu verbreiten, und die Verehrer dieser schönen Wissenschaft zu vermehren. Rec., der dieses Werk, seit es erschien, schätzte und empfahl, wünscht daher dessen möglichste Vervollkommnung, und ersucht die Herausgeber, diesem Wunsche nachstehende Bemerkungen zuzuschreiben.

Dieses Heft enthält die Naturgeschichte des Steinadlers und des Schleyerkauzes; von jeder Art sind drey Abbildungen geliefert.

Nichts erleichtert mehr das Studium der Naturgeschichte als richtige und kurze Kennzeichen der Art; es ist daher vorzüglich in einem Werke, wie das Vorliegende, hierauf Rücksicht zu nehmen, da es hauptsächlich für Leser bestimmt ist, die keine wissenschaftliche Naturforscher sind. Allein wir haben bisher auch in diesem Werke, so wie überhaupt in den Schriften der Neueren, die Bechsteinischen, Meyerschen und Wolfischen nicht ausgenommen, die Vernachläßigung dieses so wichtigen Theils des ornithologischen Studiums bemerken müssen, da doch keine gründlichen Fortschritte zu hoffen sind, so lange nicht hier zuerst die Unbestimmtheit entfernt wird.

Unter der Aufschrift: Kennzeichen der Art werden hier in zwanzig (!) Zeilen besondere Kennzeichen vom alten Männchen, dem ganz (?) alten Weibchen, dem alten Weibchen, und dem jungen Männchen vor dem dritten Lebensjahre geliefert. Linné würde ob solcher Art-Kennzeichen in Erstaunen gerathen seyn, und seinen Ausspruch: Horrenda sunt nomina specifica veterum sesquipedalia quae descriptiones loco differentiarum sistunt, dahin abgeändert haben, daß den Neueren hierin der Vorzug gebühre.

Wir sind zwar in der Ornithologie noch nicht so weit, von allen Deutschen Vögeln Art-Kennzeichen liefern zu können, und müssen uns daher öfters mit Beschreibungen behelfen, indessen ist dies mit dem Steinadler der Fall nicht. Seine bis auf die Zehen befiederten Beine unterscheiden ihn schon von allen Deutschen Adlern bis auf Aquila naevia Brissonii und Aquila imperialis Leisleri, es waren daher nur noch Merkmahle aufzusuchen, welche ihn von diesen beyden trennen. Von Aquila imperialis ist der Steinadler durch seinen abgerundeten Schwanz, und die nicht über denselben hinausragenden Schwingen, von Aquila naevia durch seine Größe hinlänglich unterschieden, indem der Rheinadler nur die Größe des rauhfüßigen Bussords hat, der Steinadler also einige Schuhe mehr in der Breite mißt. Das Art-Kennzeichen des Steinadlers läßt sich demnach kurz und bestimmt auf folgende Weise angeben.

Steinadler (Aquila fulva Meyeri). Die Beine bis auf die Zehen befiedert; die Schwingen nicht über den abgerundeten Schwanz hinausragend; sieben Fuß breit.

Außer der Unförmlichkeit, woran die von den Herausgebern aufgestellten Art-Kennzeichen leiden, haben sie einen zweyten noch wesentlicheren Fehler, indem sie nicht die ganze Art umfassen; denn der alte Vogel, welchen Linné unter dem Namen Falco Chrysaëtos — Goldadler — beschrieb, ist nicht darin enthalten. Die drey hier gelieferten Abbildungen, wovon zwey die Unterschrift Goldadler führen, haben sämmtlich weiße Schwanzwurzeln, sie gehören daher alle zu Falco fulvus Linnei, und keiner zu Falco Chrysaëtos, indem die

wesentlichen Kennzeichen, die aschgrauen Bänder, fehlen. Wir sehen daher keinen Grund, warum diese Steinadler im unvollkommenen Federkleide Aqua fulva Bekkeri sind genannt worden, da ja schon Brisson sie unter dem Namen Aquila fusca beschrieben hat, und sie zu Aquila fulva Meyeri gehören, der bekanntlich den Gold- und Steinadler vereinigte und ihm diesen Namen gab. Wenn also Bechstein seinen Goldadler ausstreichen soll, wie hier verlangt wird, so muß dies aus andern Gründen geschehen, denn der Bechsteinische Goldadler ist einerley mit dem Linneischen, von diesem ist aber in der ganzen Beschreibung nicht die Rede, es scheint daher, daß ihn die Herausgeber nicht gekannt haben.

Bechstein und andre Naturforscher haben zwar längst vermuthet, daß der Goldadler mit dem Steinadler zu einer Art gehörte, Meyer hat dafür den Beweis geliefert, indem er nicht nur die Erfahrungen anderer noch lebenden Naturforscher hierüber, sondern auch seine eigenen mittheilte, woraus sich denn ergibt, daß der Linneische Falco fulvus gegen das siebente Jahr seines Alters in den Falco Chrysaëtos Linnei übergeht. S. Wetterauer Annalen 1. B. 1. H. S. 139—143. Bechstein hat hierauf auch im dritten Theile seines Taschenbuches bemerkt, daß nach Angabe der Neueren der Goldadler ausgemerzt werden müsse. Es befremdete uns daher sehr, in diesem Hefte die Meyerische Abhandlung weder angeführt, noch benützt zu finden, und wir müssen es den Herausgebern überlassen, wegen dieser Vernachläßigung der Wissenschaft Entschuldigungsgründe vorzubringen, da wir nicht einsehen, wie dies zu entschuldigen sey. Wir bedauern, daß durch diesen Fehler die Irrthümer, welche über diese Adlerart herrschten, noch bey Vielen werden erhalten werden, um so mehr, da neuerlich auch Naumann den unverzeihlichen Verstoß gegen die Wissenschaft beging, und den alten und jungen Steinadler als zwey verschiedene Arten aufstellte.

Da sich nach der in diesem Hefte enthaltenen Angabe in der Großherzoglichen Menagerie ein lebender Steinadler befindet, so wünschen wir, daß die Herausgeber für dessen Erhaltung besorgt seyn und von ihm, wenn er sich in den

linneischen Goldadler wird umgewandelt haben, in einem der folgenden Hefte eine Abbildung, so wie die hier unterlassenen Berichtigungen nachliefern möchten.

Die Abbildungen der Schleyereulen stellen Mann, Weib und jungen Vogel vor. Wir erhielten oft im Frühjahr alte Männchen, die aber stets viel heller wie das hier abgebildete gezeichnet waren. Diese Eule liebt so sehr die Wohnungen der Menschen, daß man sie fast den Hausthieren beyzählen kann; unrichtig ist es aber, daß man sie vergebens in Wäldern suche, wie hier angeführt wird, Rec. hat sie öfters in hohlen Bäumen auf den Eyern gefangen; die auch immer reinweiß waren.

In Rücksicht der Kupfer müssen wir noch bemerken, daß die Abbildungen der Adler vortrefflich ausgeführt sind; die Eulen sind nicht ganz so gut gerathen.

Wir wünschen, daß die Herausgeber dieses in der That schätzenswerthe Werk schneller, wie in der letzteren Zeit geschehen ist, fortsetzen, und die hier gemachten Bemerkungen zu dessen Vervollkommnung benutzen mögen.

Zwey Predigten bey der Rückkehr der Pfarrgemeinde zu Wittenberg aus der dasigen Schloßkirche in die Stadtkirche gehalten, von D. C. L. Nitzsch, der Theol. Prof. des Consist. Beys. Pfarrer und Superint. zu Wittenb. des Witt. Kreises Generalsup. Wittenberg bey Seibt, 1812. 64 S.

Obgleich nur zwey Predigten, doch ausgezeichnet genug, um sich vor ganzen Bänden dem Publicum zu empfehlen. Wie die Zueignung des Verf. an seinen nun verewigten Freund Reinhard ein schönes persönliches Verhältniß darlegt, so zeigen diese Kanzelreden, daß sie mit den erhabenen Mustern unsrer Zeit, mit den Reinhardschen, befreundet sind, aber ihren eignen Charakter frey behaupten. Durch den ganz speciellen Gegenstand erhalten sie noch einen eignen Werth wegen des Inhalts und der musterhaften Behandlung.

In der ersten Predigt nimmt die Gemeinde mit ihrem Pfarrer von dem Ort Abschied, wo sie sich seit den Kriegsstörungen 1807 versammeln mußten, von der Schloßkirche, welche schon durch das Auge auf die großen Männer der Reformation erinnerte. Der Redner, nicht vorbeylassend das Interesse der Zeit und des Orts, redet, nach einem kurzen historischen Eingang, nach Hebr. 13, 7. von den dankbaren Erinnerungen, mit denen die Gemeinde aus diesem Gotteshause scheidet; es sind Erinnerungen, 1. an den Stifter unsers Glaubens, 2. an die Wiederhersteller dieses Glaubens, 3. an die dortige hohe Schule. Er spricht kurz und klar, rednerisch und einfach; nicht, wie Viele wollen, immer nur durch den Verstand zum Herzen, und noch weniger, wie eine neuere Mode wollte, durch den Unverstand zum Gemüthe. Keine der Perioden sieht aus, als gehörte sie zu irgend einer moralischen Abhandlung, sondern jede gehört grade zu dieser Predigt. Nur durfte immer bey ihren Vorzügen der Bestimmtheit und Helligkeit das Colorit etwas wärmer seyn. Wie viel besser aber Einfachheit und Kürze ergreift, als jeder beliebte Wortdienst, das sehe man S. 15 folg. in der so treffenden Hindeutung auf die vier berühmten Bildnisse, welche diese Kirche zieren, auf die „zwey fürstlichen Brüder" (Friedrich der Weise und Johann der Beständige) „und auf die zwey gelehrten Freunde" (Luther und Melanchthon). Wo diese vor den Augen standen, da bedurfte es grade nur diese wenigen Worte, um mit frommen Gedanken die Herzen zu erfüllen. — Gegen das Schlußgebet möchten wir erinnern, daß es mehr zu als aus den Herzen der Zuhörer spreche, und darum auch etwas zu lang sey. Doch kommt bey so was das meiste auf den Vortrag an.

Von der zweyten Predigt läßt sich dasselbe rühmen, was von der ersten. Da man nur selten noch, und nicht ohne Grund, Predigten allgemeinen Inhalts lesen (und hören) mag, so sind solche specielle Reden nicht bloß für den Zuhörer, sondern für das theologische Publicum sehr schätzbar. Solche, sagen wir. Diese wurde am Neujahrstage 1812 bey der Einweihung der wiederhergestellten Pfarrkirche zu W. gehalten

über Phil. 4, 4., und das Thema war: Die Freude in dem Herrn, durch welche wir ihm dieses Haus weihen sollen (Rec. hätte es in einen einfachen Satz zusammengezogen); 1. ihre Quellen, 2. ihre Wirkungen. Der erste Theil zeigt die Liebe und Achtung für die gemeinschaftliche Andacht der Christen als die Quelle, und der zweyte: Dankgefühle, fromme Entschlossenheit eines jeden zur eignen Seelsorge, Eifer im öffentlichen Bekenntnisse Christi, Sorgfalt gegen jede Entheiligung des geweihten Hauses, fromme Wünsche und Hoffnungen als die Wirkung. Auch diese Predigt schließt mit einem Gebete, dem wir nur einen Ton tieferer Andacht wünschten, wodurch denn einige störende Ausdrücke weggefallen wären. Doch das sind kleine Mängel, und Rec. scheut sich nicht, diese beyden Predigten unter die Muster in dieser Gattung zu setzen. Der Leser legt sie gewiß nicht ohne eine angenehme Erbauung aus der Hand, und freut sich dankbar der belehrenden Zugabe in den hinten angefügten Anmerkungen. Noch etwas hätte Rec. zur Vollendung der zweyten dieser Kanzelreden gewünscht. Die Zuhörer werden gegen die Nachlässigkeit im Kirchenbesuchen gewarnt, und es wird nur von demjenigen Grunde dieses Uebels gesprochen, der in dem Zuhörer liegt: aber ist das nicht bloß die Hälfte dessen, wovon zu sprechen war? Und wer hatte mehr innern und äußern Beruf, auch hier ein Wort den künftigen Geistlichen an das Herz zu legen, als dieser ehrwürdige und verdienstvolle Lehrer auf der Kanzel und auf dem Katheder? Doch wollen wir nicht zu viel tadeln, denn er konnte Gründe haben, warum er hier grade davon schwieg. Dafür sehe man folgendes lieber bloß als eine gelegenheitliche Herzensergießung des Rec. an.

Oft genug hört man jetzt die Klage, daß die Kirchen verlassen stehn; man hört sie meist von dem Prediger, aber wo wird der Zuhörer dagegen vernommen? Dieser nämlich will nicht alles das Moralisirende oder Dogmatisirende, oder Mysticisirende, nicht homiletische Künsteleyen hören: dafür kann er in vielen Blättern und Büchern sich besser unterhalten, oder auch in guten Gesellschaften, oder auch etwa vor

Kenntniß der Sammlung haben sich Hirsch, Serz, Herzer, von Murr und der noch lebende gelehrte Diakonus Ledermüller verdient gemacht. Die Manuscripte sind vornehmlich durch des unermüdeten von Murr Memorabilia Bibliothecarum Norimbergensium P. II. (1788) bekannter geworden. Der jetzige Catalog bietet nun zum Verkauf an: A. Manuscripte. Drey biblisch-hebräische, bekannt durch Nagels Dissertationen von 1749 und 1769, ein Rabbin. von Maimonides, einen durch Schönleben 1738 beschriebenen Cod. gr. Novi Testam. membr. Saec. XII. 17 Lateinische Biblische, 37 Arabische und Türkische, ein Persisches. Die neueren Deutschen und Lateinischen Manuscripte, welche meist Reisen, Geschichte, Diplomatik, städtische Rechtskunde und Landrechte betreffen, gehen von No. 56. bis 379. Die Manuscripte von classischen Autoren vollends bis No. 400. Ein Terenz cum schol. Sec. XI oder XII. scheint noch nicht benutzt. Nach den Manuscripten folgen B. 45 Libri impressi Seculi XV. sine notatione anni. Von No. 446. bis 648. libri Sec. XV. impressi cum notatione anni, von da an bis No. 1794. impressa bis zum Jahr 1550. Diese Nummern enthalten, weil meistens mehrere Piecen zusammen gebunden sind, vier Tausende von Incunabeln und ähnlichen für die Reformationszeit merkwürdigen gleichzeitigen Drucken. Die Beschaffenheit der vorhandenen Exemplare ist getreu angezeigt, fast bey jeder Rarität werden bibliographische Fundgruben nachgewiesen, wo der Geschmack der Liebhaber durch mehrere Notizen gereizt und befriedigt werden kann; bisweilen gibt es sogar ein incognitum, welches zu Panzers Annales typograph. nachzutragen ist. Möge denn auch diese Sammlung erfahren, was der in den Alten wohlgeübte Verfasser des Catalogs aus Lucrez tröstliches anführt: dissolvit Natura; neque ad nihilum interimit res. Haud penitus pereunt, quaecunque (perîsse) videntur, quando aliud ex alio reficit Natura.

H. E. G. Paulus.

No. 20. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

Plattdeutsche Gedichte nach dem Willen des Verfassers herausgegeben von Bornemann. Berlin, gedruckt bey Georg Decker. 1810. 8.

Durch eine besondere Aufmerksamkeit auf alles, was nicht sowohl den gebildeten Theil der Nation, als vielmehr die ganze Nation angeht, ist uns diese Sammlung Plattdeutscher Gedichte zugeführt worden. Nun wende man uns nicht ein, daß das Plattdeutsche doch nur Sprache eines kleineren Theils der Deutschen Nation sey, genug es begreift noch mehrere Millionen Deutsche; diese Singewelt ist also immer noch viel zahlreicher, als die gebildete Masse der lesenden Nation, auch hat dieser Plattdeutsche Theil der Nation manche Eigenthümlichkeit, berührt das Innenmeer, die Ostsee, wohnt an großen Strömen, und würde in dieser mannigfaltig anregenden Berührung sicher viel eigenthümliche Poesieen bewahrt haben, wenn ihm nicht Gebürge fehlten, weswegen er von dem Wechsel der Kriege viel rascher und verheerender zu aller Zeit ergriffen ward, und sich inzwischen von der Ausbildung der Hochdeutschen Mundart so weit übertroffen sah, daß er für Staat und Kirche jene annahm, und die Plattdeutsche Mundart nur für den vertraulichen häuslichen Kreis bewahrte. Dieser häusliche Kreis wäre es also, sammt der Klugheit in der Berührung mit der höheren anders redenden Welt, die dem Plattdeutschen Volke nothwendig wurde, zugleich Spott über diese höheren Kreise, die freylich hinter der freyen Zutraulichkeit in mancherley zurückblieben, während sie sich sehr überlegen wähnten. Das wäre uns hauptsächlich nächst manchem guten Scherz noch im Munde des Plattdeutsch redenden Volkes übrig; ältere Heldensage ist fast ganz verstummt, spätere Kriegslieder sind Hochdeutsch, ältere Kindersagen finden sich nur noch in versteckten Winkeln, neuere sind meist aus dem

Hochdeutschen entlehnt, überall hat fast die Aufklärerey die Sparbüchsen des Volks zerschlagen und die klappernden Heller unter dem Vorwande weggenommen, es sey alte verrufene Münze. Und doch, wie Haman so schön sagt, besteht in Bildern der ganze Schatz menschlicher Erkenntniß. Auch in diesen Bildern der Volkspoesie lag ein so vollständiges System, als sie noch beysammen waren, wie irgend ein neuerer Philosoph sich nur träumen lassen mag, sey es, daß er sein Studium mit dem Worte Erfahren, oder mit dem Worte Offenbaren angefangen hat.

Aus dem Gesagten wird der Inhalt dieser Gedichte den Lesern erklärlicher werden, die, wenn auch nicht eigentlich volksmäßig, doch deutlich aus einer wahren Berührung mit dem Volke hervorgegangen sind. Wir sehen nämlich auch hier, was eben als Charakter des Plattdeutschen angegeben worden, häusliche Lust, S. 18. 24, Klugheit gegen höhere Kreise, Spott darüber, insbesondere über Gelehrte (S. 9. 125. 100. 107), Scherz wie in den meisten übrigen; manche Züge darin sind ächt volksmäßig aufgefaßt, und doch glauben wir, daß diese Lieder sich eher als Sprachscherz in den gebildeten Hochdeutschen Lese-Kreisen verbreiten würden, wenn gute Melodieen sich dazu fänden, als daß sie je zum Volkliede des Plattdeutsch redenden Volkes werden könnten. Der Grund davon liegt nahe, der Verf. weiß das Plattdeutsche der Mark Brandenburg so gut, wie Voß den Niedersächsischen und Hebel den Badischen Volksdialect kannten, aber er lebt eben so wenig darin, wie jene; es ist in allen dreyen ein freundliches Versetzen in die Sprache der ärmeren Klasse, aber alle drey tragen noch eine andere Bildung in sich, die sich nicht in dem Einzelnen mit dem Volke verbinden ließ, die erst eine ganze Nation durchlaufen muß, ehe sie ganz volksmäßig wird. Wir gestehen, daß in Hebel diese Differenz mehr ausgeglichen ist, aber schon die Wahl Griechischer Sylbenmaße in manchen seiner Gedichte, insbesondere aber das Verweilen bey Dingen, die dem Vornehmen zu erfahren sehr lieb sind, die aber dem Volke, weil es davon umgeben ist, allzubekannt sind, zeigen, daß es doch mehr ein Heraufrücken des Volksmäßigen zum Genusse der höheren Stände, als Lieder für das Volk sind. Offenbar ist sein Schatz-

kästlein des rheinischen Hausfreundes, ob es gleich in keinem Dialekte geschrieben, volksmäßiger als die Alemannischen Gedichte. Um den Unterschied an einem der hier in der Sammlung mitgetheilten Gedichte im Beyspiel zu zeigen, so wählen wir die Bauernhochzeit S. 18.

1.

Juchhay Hochtiet!
Hochtiet is hüt
Kieckt de schmucke Brut maal an,
Un den drallen Brüdgamsmann,
Wie se sick so herzig schnütern
Un mit Füer Ogen klütern!
Schnütert, klütert frisch drup in
Brütlüd mütten hitzig sin.
Juchhay Juchhaidelden,
Juchhay.

2.

Juchhay u. s. w.
Hei wie de Trumpeten schalln,
Un de Pulver Büssen knalln,
Alle Klocken trekt de Köster,
Ingesegnet hät de Prester,
Hans un Gretn biede tru,
Hans un Gret sin Mann un Fru. Juchhay.

3.

Juchhay u. s. w.
Schlagd den brange se schons herbie
Den kaptealen Herse Brie.
Stief mit Sandel äberzuckert,
Dät dät Herz im Liewe puckert;
Ut de Müler pieperlings
Löpt dät Waater rechts und links. u. s. w.

Wir fühlen gleich, der Dichter ist von der Herrlichkeit dieser Hirse nicht mitergriffen, die Hochzeitfreude wird ihm zum Spott. Aehnlich singt Schmidt bey der Bauernhochzeit von dem glänzenden Daumen der Braut beym Schweinebraten als Spott, und dieses Vornehmseyn hinderte ihn, Volksdichter zu werden, ungeachtet mancher glücklichen Anlage. Auch die Plattdeutschen Hochzeitlieder in der lustigen Gesellschaft von Peter

de Memel. Zippel Zerbst 1695. S. 269 und 277 sind nur ein Scherz des Besserunterrichteten, der sich über das Ausstaffiren der Braut, über das viele Nöthigen beym Essen lustig macht. Wirkliche Hochzeitlieder des Volkes machen sich nicht über die Hochzeit, sondern mit der Hochzeit lustig. Zum Beyspiel führen wir aus einer mündlichen Mittheilung folgendes in Pommern häufig gesungene Hochzeitlied an:

De Hochtit.

Kükerü seggt unse Hahn,
Upt Frieen wull he riden,
Blanke Sporen snallt he an,
Enn Degen an de Siden;
As he vör Ukermünde kamm,
Wat seden sine Lüde?
„De Koh stund vör dem Für,
„Dat Kalf lag in de Weege,
„De Hund de haart de Botter,
„De Katt de lickt de Schöttel,
„De Scharpenveper fegt dat Hus',
„De Multworm dregt dat Mult ut;
„He drag dat woll vör ene Schün,
„Da döschten dre Kappunen in,
„Döschten dat schöne Hawer Caff
„Dar bruuden se stark Bier aff:
„Dat Bier namm enen Sus
„To'n Gäbel ut dem Hus;
„Gäster mit dem langen Schwanz
„Deed mit de Brut den Vördanz,
„Sparling dat gar lütte Ding
„Gaff de Brut den Troring,
„Adbar mit de langen Knaken
„Wull de Brut dat Bedd upmaken."

Wie volksmäßig dies Lied aber seyn muß, und die hochherrliche Unordnung einer Hochzeit ausdrückt, beweis't, daß wir es aus einem andern Munde derselben Gegend folgender Gestalt verändert erhalten:

Ick weet enn Leed,
Dat 'neemand weet,
Dat leert ick von de ohle Magret,

As ick na Runken keem,
Da schale ick minen Wunner seen,
De Katt de kneet de Botter,
De Hund de wusch de Schöttel,
De Fledermus de feegt dat Huus
De Müs' de dragen das Mult herut
Achter unse Schüne,
Dar stunden twee Kaphüne,
De enn de schlag den Hawer af,
De andre brout dat Beer daraf,
De Kukuk up den Tune
Versoop sik in den Schume
De Hene up den Neste
Versoop sik in de Geste
De Hane up den Wimen
De schall bynah beschwimen.

Wir sehen aus den beyden wohl nicht vollständig erhaltenen Volksliedern den Unterschied deutlich; so wenig der Soldat sein Exercitium in Liedern absingen mag, so wenig der Bauer den ruhigen Verlauf seiner Beschäftigungen und das Einzelne seiner Lebensfeste, er möchte nur die Gesinnung des Gefühls darstellen, was ihn dabey anwandelt. Anders aber begehren es höhere Stände, und diese haben billige Rechte, und wir können ihnen diese Lieder aufrichtig empfehlen, die manches recht wahr, manches recht kräftig aussprechen; mancher Einfall ist gut, und Ein Lied (des verlornen Hundes Todtenfeyer) hat wirklich einen rührenden Effect, als ob es recht von Herzen gesungen wäre. Wir wünschen vom Verf. bald mehr zu lesen, vielleicht gelingt es ihm, einmal alles Höhere abzuschütteln und ganz in der Gesinnung des Volkes zu singen; in jedem Fall ist es eine angenehme Abwechselung, sich in die Eigenthümlichkeiten einer andern wenig geschriebenen Mundart versetzt zu sehen; die aber den Dialect in verschiedenen Gegenden gehört haben, werden die Verschiedenheit in demselben nicht ohne Verwunderung sehen, während die Schriftsprache des Hochdeutschen sich immer mehr fest stellt, und von der lebenden Beweglichkeit einer freyen Mundart entfernt.

Klopstock und seine Freunde. Briefwechsel der Familie Klopstock unter sich, und zwischen dieser Familie, Gleim, Schmidt, Fanny, Meta und andern Freunden. Aus Gleims brieflichem Nachlasse herausgeg. von Klamer Schmidt. Halberstadt, 1810. im Bureau für Litteratur und Kunst. LXIV und 414 S. II. Band 396 S. 8.

Der erste der hier mitgetheilten 176 Briefe ist vom 9. May 1750, der letzte vom 5. Febr. 1803. Wie Klopstock, der strenge Richter dessen, was er geschrieben hatte, der selbst seine 1787 und 1788 entworfene historische Bruchstücke über den siebenjährigen Krieg, Friedrichs Schlachten und Heldenthaten, in der Folge den Flammen übergab, die Bekanntmachung dieser Briefsammlung, wenn er sie erlebt hätte, aufgenommen haben würde, läßt sich errathen. Sicher hätte er wenigstens darüber gezürnt, daß die Auswahl nicht strenger gemacht ist. Die meisten Briefe des ersten Bandes, besonders die des redseligen Schmidt, stoßen durch ihren tändelnden, süßen und witzelnden Ton zurück. Selbst die von Klopstock sind großentheils seines Namens nicht würdig. Die Klopstock-Sulzer- und Schultheiß'sche Beschreibung ihrer Schweizerreise, die mehrere Bogen einnimmt, erinnert lebhaft daran, daß nicht jeder Humor ein Sterne'scher ist, und bey dem von S. 319 bis 331 fortgehenden gevierten Briefe, durch dessen Veranstaltung Schmidt einen Dank verdient zu haben glaubt, bedauert man, auch den Namen Ramler zu finden. Doch der zweyte Band entschädigt für die leeren Garben des ersten. Schmidt schweigt seit dem 11. April 1755, die übrigen Freunde aber haben inzwischen das Leben auch von der ernstern Seite kennen gelernt, und unterhalten sich nun über mancherley Gegenstände so, daß man sie gern hört. Besonders liefert dieser Band von Klopstock, von seinen beyden Gattinnen und von Gleim mehrere der Aufbewahrung würdige Briefe.

Zur Lebensgeschichte des großen Dichters und seiner Freunde spendet zwar die vorliegende Briefsammlung nicht viel; doch ist sie nicht arm an mancherley Notizen, wovon hier Einiges folgt.

Bd. I. S. 33 erfahren wir, daß 1750 Jerusalem in Braunschweig Klopstock bey sich haben wollte, hingegen

Sack, der Hofprediger in Berlin, der Meynung war, daß die Stelle nicht für ihn sey, und dagegen einen Plan hatte, daß Kl. zwey Jahre in Berlin mit Zufriedenheit und als völliger Herr seiner Stunden leben sollte. Aber noch in dem nämlichen Jahre wurde er (nach S. 120) auf Bernstorffs, der in Paris auf Klopstock (wie der letzte Markgraf von Ansbach in Rom auf seinen Uz) aufmerksam gemacht worden war, und Moltke's Empfehlung, von dem Könige von Dänemark mit einem Gehalte von 400 Thalern (100 Thlr. auf S. 127 ist ohne Zweifel ein Druckfehler), wozu in der Folge (nach S. 278) noch andre Vergünstigungen kamen, nach Kopenhagen berufen, um die Messiade zu vollenden. Rührend ist S. 132 und an mehrern andern Stellen der Ausdruck von Kl. Liebe zu Fanny Schmidt, welche diese durch kalte Unempfindlichkeit erwiederte. Der Todesgesang, welchen Schmidt S. 141 dem Dänischen Könige Regner Lodbrok zuschreibt, soll vielmehr, der Ueberlieferung zufolge, von der Königin Aslauga gedichtet seyn. Was S. 194 fg. über Mißbrauch des Witzes und dessen Folgen gesagt ist, mag, da diese Krankheit immer gewöhnlicher wird, als Warnungstafel hier stehen: „Wie haben Sie doch die Aehnlichkeit, die ich zwischen der Schwierigkeit, einem Mädchen im Ariost, und zwischen der, Ihnen zu trauen, angab, so sehr nach dem Wortverstande nehmen können? Sie wissen ja, daß man es bey einem Einfalle, den der Urheber für witzig hält, eben nicht übel nehmen muß, wenn etwas zu viel oder zu wenig gesagt ist. Warum sollte man wenigstens in einem Anfalle von Witz nicht eben so viel Nachsicht fodern können, als in einem Rausche, da man in jenem seiner Zunge eben so wenig mächtig ist, als in diesem? Es ist mir aber gleichwohl nichts verdrießlicher, als daß ich Sie durch einen Fehler von dieser Art beleidigt habe, vor dem man mich schon so oft gewarnt hat. Der Henker hole doch alle Einfälle und alles Travestiren! Ins künftige will ich die Lust zu beyden unter die Landplagen mit zählen. Ich glaube überhaupt fast, daß von jenem Griechischen Spötter an, der sich durch einen Scherz über die Einäugigkeit seines Königs um den Kopf gebracht, bis auf mich, mehr Leute durch den Witz umgekommen sind, als durch

den Krieg.“ S. 235 spricht Kl. zum erstenmale von Meta Moller aus Hamburg, die nachher, als Gattin, das Glück seines Lebens machte. S. 292 hält der Sänger des Messias seine Bestimmung sich in diesen Worten vor: „Sie war: Vielen die Menschlichkeit desjenigen, der unvergangner Anbetung und Nachahmung würdig ist, zu zeigen. Dein Herz mußte deswegen völlig von dir entwickelt werden. Wehmuth und Thränen mußten es ausbilden. Und wenn du zugleich hiebey zeigtest, daß die tiefe Unterwerfung und Anbetung der Vorsicht theurer sind, als eine Glückseligkeit, deren Dauer dir so unbekannt war, so ist für dich Lohn da.“ Der S. 315 erwähnte Bramine inspiré ist eine von Lescalier verfaßte Uebersetzung aus dem Englischen des Buchhändlers Dodsley. Nach S. 342 rief Voltaire, da ihm eine Dame die besten Stellen aus Haller übersetzte, einmal über das andre aus: „Ah que cela est pitoyable!“ Walhalda (richtiger: Walhalla) bezeichnet nicht, wie S. 396 gesagt wird, die Hölle der Celten, sondern den Palast der im Kampfe gefallenen Helden. Die S. 409 geäußerte Vermuthung, daß der Brief N. XLVI. nicht in Klopstock's Hände gekommen seyn werde, wird durch die im nächstfolgenden vorkommenden Beziehungen auf denselben unwahrscheinlich.

Bd. II. S. 103 erzählt Kl. eine schöne Anekdote von dem Enthusiasmus, womit Hamburg's Bürger den liebenswürdigen König Friedrich V. von Dänemark bey seiner Ankunft in ihrer Stadt empfingen: „Der König, der von Allen aufrichtig geliebt wird, die ihn sehn, hat, bey seinem Hierseyn, von Neuem erfahren, wie süß es ist, so menschlich zu seyn, als er ist. Er kam nach Hamburg, um die vornehmsten Straßen der Stadt zu besehn. Die Leute drängten sich so sehr zu ihm, daß seine Garde mehrentheils hundert und mehr Schritte von ihm entfernt blieb. Die wenigsten von diesen Leuten waren seine Unterthanen; gleichwohl konnte sein Pferd kaum fort. Er mußte oft völlig stillhalten. Sein Läufer, der sich unter den Hals des Pferdes retirirt hatte, wurde beynahe erstickt. Die Leute faßten das Pferd, faßten zuweilen gar den Steigbügel und die Füße des Königs an; sahen ihn unaufhörlich an, riefen ihm unaufhörlich zu: Vater! König! Vivat! Hurrah! —

Komm bald wieder, Vater! — und tausend andre Sachen wurden immer fort gerufen. Der König, der alles sah, Allen dankte, uud oft denen verbot, die das Volk abhalten wollten, setzte seinen Hut beynahe nicht auf; obgleich ein starkes Gewitter mit Regen kam." S. 169 macht Gleim auf ein Bedürfniß unsrer schönen Litteratur aufmerksam, welchem bis jetzt noch nicht abgeholfen ist: „Unsre Deutschen haben einen Addison, der sie mit der Nase auf die Schönheiten im Messias stößt, so nöthig, als die Engländer. Ich las diese Tage in Addison; und im Lesen dacht' ich, wie viel Schönheiten im Messias wären, die Klopstock weit über Milton setzten." S. 184 äußert sich Kl. über Pindar's Oden und Grillo's Verdeutschung derselben also: „Will Herr Grillo den ganzen Pindar übersetzen? Mich deucht, er sollte nur die schönsten Oden wählen. Wenn auch Pindar immer schön wäre, so ist es doch unmöglich, daß er uns für seine Materien so interessirt, als wir es gewesen seyn würden, wenn wir Griechen wären. Herrn Grillo's Uebersetzung gefällt mir von vielen Seiten; von andern aber nicht. Er ist zu getreu und zu Pindarisch in den Beywörtern; und ich weiß nicht, ob er dithyrambische Verse oder Prosa hat machen wollen. Ich sage Hrn. Grillo ohne Einkleidung meine Meynung, und das kommt daher, weil ich die Ausführung seines Unternehmens wünsche." Die elendesten Romane finden ihre Verleger; Grillo konnte, wie S. 380 bemerkt ist, zu seiner Uebersetzung des Pindar, woran er fast ein ganzes Leben gearbeitet hatte, und von welcher auch Hr. Klamer Schmidt mit Beyfall spricht, keinen Verleger finden. Nur die Uebersetzung der eilften Olympischen Ode ist im Göttingischen Musenalmanach 1772. S. 203 abgedruckt. Von Mengs kommen S. 188 folgende Notizen vor: „Er hat Spanien gar nicht lieb; allein die ansehnliche Pension, die sechstausend Thaler schwer Geld beträgt, wobey das Logis frey ist, und ihm Maulthiere auf königliche Kosten gehalten werden, die Aussicht, daß die Hälfte dieser Pension für seine Frau fortdauern wird, wenn er vor ihr stirbt, werden ihn sowohl, als seine Frau, ungeachtet sie beyde lieber in Rom oder in Dresden wären, dennoch in Madrid erhalten, und es ist gewiß, daß er nirgends

so viele Vortheile zusammen haben wird. Dabey hat er die Freyheit, noch sonst zu malen, was er etwa malen will, die er vorher nicht hatte, und die ihm nicht wenig einbringt." Die S. 189 erwähnte Uebersetzung einiger Fragmente aus Homer von Klopstock's Bruder, von welcher Hr. Klamer Schmidt (Bd. 1. S. XLVIII) sagt, daß er in keinem seiner Handbücher habe finden können, ob und wo sie gedruckt sey? steht in Patzke's Wochenschrift: Der Greis, Th. 9. St. 107. und 114. Zwar ist dort der Uebersetzer nicht angegeben; aber Degen, in seiner Litteratur der Deutschen Uebersetzungen der Griechen, Bd. 1. S. 385 nennt Klopstock's Bruder, und citirt dabey: Allg. Deutsche Bibliothek, Bd. 3. St. 2. (ohne Zweifel die Berliner Kritik, von welcher der Uebersetzer, in der oben angeführten Stelle, bestimmte Nachricht zu erhalten wünschte). S. 196 und 197 geben Kl. Aeußerungen über Gerstenberg's Ugolino und über seine eigne Hermanns Schlacht. „Gerstenberg hat einen Ugolino gemacht, der trefflich, und, mich däucht, nicht zu schrecklich ist. Ich habe das kleine Verdienst dabey, ihn aufgemuntert zu haben. — Hermanns Schlacht, ein Bardiet für die Schaubühne, liegt auch zum Drucke fertig. Weil ich mit Ihnen eben so schwatze, so kann ich Ihnen wohl davon sagen, daß ich sie ein wenig lieb habe, und daß sie sehr vaterländisch ist, und weil mir's mit diesem Vaterländischen sehr von Herzen gegangen ist, und ich mich dabey weder auf einen kritischen Dreyfuß, noch Vierfuß hinsetzte, und nach Herausbringung des vielehrenden Satzes: Ein Nationalgedicht interessirt die Nation, die es angeht! geschrieben habe; so denke ich, daß jenes Vaterländische wieder zu Herzen gehen soll." In Gräter's Bragur, Bd. 6. Abth. 2. S. 231 war die Frage aufgeworfen: wie es komme, daß Klopstock in folgender Stelle der 1747 gedichteten Ode, Wingolf:

„Willst du zu Strophen werden, o Haingesang?
Willst du gesetzlos, Ossian's Schwunge gleich,
Gleich Ullers Tanz auf Meerkrystalle,
Frey aus der Seele des Dichters schweben?"

Ossian's schon gedenke, von dessen Ueberresten doch erst 1760

Macpherson die ersten Proben dem Publicum mitgetheilt habe? Hierauf wurde in der Oberdeutschen Litteraturzeitung 1809. Nr. 142. geantwortet, daß, da von Kl. Oden die erste Ausgabe erst 1771 herausgekommen, die Stelle in der 1747 gedichteten Ode, wo Ossian's Name vorkommt, vermuthlich erst nach der Erscheinung der Macpherson'schen Sammlung zugesetzt oder umgearbeitet worden sey. Diese Vermuthung wird nun durch dasjenige bestätigt, was Kl. S. 198 in einem Briefe an Gleim vom 19. Dec. 1767 schreibt: „Und meine Oden, die Sie sonst so lieb zu haben pflegten, werden auch bald entweder gedruckt oder in Manuscript zu Ihnen kommen. Wo Mythologie vorkommt, da ist es celtische, oder die Mythologie unsrer Vorfahren. Die lange Ode an meine Freunde ist daher, was die Ausbildung anbetrifft, jetzt ganz anders. Sie heißt Wingolf (ist der Tempel der Freundschaft; — Sie haben doch Mallets Auszug aus der Edda gelesen? —)." Daß Kl. erst durch Macpherson den Kaledonischen Sänger kennen lernte, läßt sich daraus schließen, weil er S. 214 Macpherson den Ritter des Barden Ossian nennt. Das Honorar, welches Kl. von Hemmerde in Halle für seine Messiade erhielt, war, nach S. 209, zwölf Thaler in Louisd'or für den Bogen, die Einleitung mitgezählt. Kaiser Joseph beehrte ihn (S. 220) mit einer goldnen, mit Brillanten umgebenen Medaille. Von Angelika Kaufmann schreibt Kl. S. 228 fg. „Ich bin seit Kurzem in eine Deutsche Malerin in London, Angelika Kaufmann, beynahe verliebt. Sie hat einen Briefwechsel mit mir angefangen, und will mir schicken einen Kopf Ossians nach ihrer Phantasie, ihr Portrait und ein Gemälde aus dem Messias. Außer dem allen will sie mich auch in Kupfer stechen. Wie stark dieses junge schwarzäugige Mädchen in der Kunst ist, werden Sie sehen, wenn ich Ihnen sage, daß ihr die Herren Großbritannier funfzig Guineen für ein Portrait bezahlen." Eben der Brief, von welchem Kl. (S. 230) an Gleim schreibt: „Verbrennen Sie diesen, damit er der Gefahr, verlegt zu werden, schlechterdings nicht ausgesetzt sey," kommt jetzt, durch die Druckerpresse vervielfältigt, vor die Augen des ganzen

Deutsch lesenden Publicums! Um auch den Aerzten etwas aus dieser Briefsammlung zum Besten zu geben, stehe hier, was Kl. S. 238 schreibt: „Schlagen Sie doch Pfutsch vor, daß er ihr viel China gibt. Wenn er es gut findet, so will ich ihm China, und rechte gute, schicken. China können Sie auch einnehmen, liebster Gleim! anstatt Brunnen und andre Tränklein zu trinken. Ich habe sie, bey Gelegenheit des Fiebers, so lieb gewonnen, daß ich ihr auch bey allen andern Veranlassungen zuspreche, und mit gutem Erfolg. Ich bin eben kein Einnehmer; also lassen Sie sich meine Empfehlung nur immer empfohlen seyn. Statt der China manchmal Quassia und viel Bewegung: dies ist Alles, worauf ich mich in Absicht auf die Medicin einlasse:

„Chinare, Quassiare, ensuita ex spatiare:
Et dignus, dignus es intrare
In nostro docto corpore!"

S. 266. Kl. Urtheils über Gleims rothes Buch: „Ihr rothes Buch hat mir keine kleine Freude gemacht. Es hat sehr viel Neues in Sache und Ausführung; nur etliche lyrische Wiederholungen wünschte ich heraus, und hier und da eine kleine Härte." Wenn der Hr. Herausgeber dieser Briefsamm- (was Rec. von dem gemüthvollen Manne gern glaubt) durch die Bekanntmachung derselben Niemand beleidigen wollte, so läßt sich's nur als eine derjenigen Erscheinungen,

quas aut incuria fudit,
Aut humana parum cavit natura,

erklären, daß er gleichwohl S. 281 in einem Briefe von Gleim an Kl. die Stelle stehen ließ: „Claudius ist Matthias Claudius. — Bey solchen Vorfällen kommt man auf den Gedanken, er zwinge sich zu seinem launigen Charakter. Sagen Sie dem Unhold kein Wort mehr darüber" S. 315 steht Kl. Urtheil über Füger: „Füger in Wien (er ist aber kein Wiener) hat mir vortreffliche Zeichnungen zum Messias geschickt. Er ist leider! unser größter Maler; leider, sage ich, weil er meine sehr geliebte Angelika übertrifft." (Nachrichten aus Wien zufolge werden jetzt Füger's Zeich-

nungen zur Messiade, von Leibold für den Grafen von Fries, und von John für Meermann's Holländische Uebersetzung des unsterblichen Gedichts, in Kupfer gestochen.) S. 326. Kl. Aeußerung über Nelson: „Ich habe Nelson kennen gelernt; er ist ohne alle Ansprüche, oder (da ich von ihm rede, muß ich mich anders ausdrücken) er läßt sich nie zu Ansprüchen herunter. Er hat eine vielleicht sehr schwer zu malende Heiterkeit, die zuweilen ein wenig lächelnd wird.“ Gleim gibt unterm 3. August 1801 von der Herstellung seines Gesichts S. 331 folgende Nachricht: „Da ich, seit einiger Zeit, nicht mehr recht sehen, und weder lesen, noch schreiben konnte, so habe ich mir das eine Auge gestern operiren lassen, nämlich das linke. Mein Großneffe, dar Prof. Himly in Braunschweig, hat es mir operirt, so schnell, als schonend und glücklich! — Ich befinde mich, nach der Operation, sehr wohl, und wünsche sehnsuchtsvoll, meinen Klopstock im neuen Lichte wieder zu sehn, ehe ich ihn im ewigen umarme. Ich habe, bey der Operation, nur zweymal geseufzt, aus Langerweile. Nicht wahr? das heiß' ich einen Preußischen Grenadier?“ Aber am 13. Dec. desselben Jahrs schreibt er (S. 338): „Die Hoffnung ist nicht erfüllt. Das mit einem Spieß durchwühlte Auge sieht noch nichts, als meine noch immer dummen Uebel, das andre nur so viel, daß ich im Zimmer auf und nieder gehen kann. Seit der Operation hatt' ich keinen guten Tag, und hundert und drey und dreyßig schlaflose Nächte. Mein Zustand ist trauriger, als ein Klopstock ihn beschreiben könnte. Die Langeweile plagt mich entsetzlich. In einer Stadt, in welcher drey Lateinische Schulen sind und ein Schulmeister-Seminarium, hab' ich keinen guten Vorleser auffinden können.“ Der biedre Sänger verlor nach und nach sein Gesicht ganz. Am 18. Febr. 1803, 24 Tage vor seines Klopstock's Ende, welchem er noch am 24. Januar hatte schreiben lassen: „Ich sterbe, lieber Klopstock! — Als ein Sterbender sag' ich: in diesem Leben haben wir für und mit einander nicht genug gelebt; in jenem wollen wir's nachholen,“ führte der Genius mit der gesenkten Fackel ihn in die Wohnungen des Lichts hinüber.

Durch die, unter dem Titel: „Etwas über die Freunde und Freundinnen, von denen hier Briefe vorkommen," dem Briefwechsel vorausgeschickten, meist biographischen, Notizen und die zur Erläuterung einzelner Stellen der Briefe beygefügten Anmerkungen hat der Hr. Herausgeber sich Ansprüche auf den Dank der Leser erworben. Nur Folgendes finden wir bey letztern zu bemerken: daß, wie S. 379 gesagt wird, erst durch Sam. Gotth. Lange's odaische Versuche die Deutschen mit reimlosen Dichtungen bekannt worden seyen, ist nicht ohne Einschränkung richtig; schon früher machten v. Seckendorf, Bodmer und Gottsched, ja bereits im sechzehnten Jahrhunderte Fischart und Gesner, reimlose Verse. Der S. 381 erwähnte Prediger Alberti starb zu Hamburg. Der eigentliche Titel der S. 389 angeführten Lieder, deren Ertrag Gleim für Michaelis Schwestern bestimmte, ist: Gedichte nach den Minnesängern.

Herda, Erzählungen und Gemälde aus der teutschen Vorzeit für Freunde der vaterländischen Geschichte. Von J. G. Pahl. Zweyter Band. Freyburg und Konstanz, in der Herderschen Buchhandlung. 1812. 320 S. 8.

(Fortsetzung der im Jahrg. 1812 No. 73. befindlichen Recension.)

Alle diese Vorzüge, welche Rec. von dem ersten Bande dieses Werks gerühmt hat, gereichen auch dem zweyten zur Empfehlung. Es wird also genug seyn, den Inhalt desselben kürzlich anzugeben, der in folgenden Aufsätzen besteht: Die Römer und die Germanen. Die im ersten Bande angefangene Erzählung der unaufhörlichen Fehden zwischen dem „größten und mächtigsten aller Reiche, welche die Annalen des menschlichen Geschlechts uns nennen, — dem Reiche, das in der Zeit seiner Blüte alle civilisirten Länder der Welt umfaßte; — dem an militärischer Bildung und Stärke vielleicht keines der frühern und der spätern glich — außer dem es einst nirgends eine wissenschaftliche Kultur gab, und in dem alles sich vereinigt fand, was Genie und Geschmack hervorzubringen und zu bilden vermochten, — das in der Weltgeschichte ewig

als einer der großen Mittelpuncte steht, aus dem die Schicksale der meisten Völker sich entwickeln, oder in dem sie sich schließen, — das reicher war, als sonst irgend eines an heldenmüthigen, patriotischen, kraftvollen und selbstständigen Männern," und den „Horden Germaniens, die Gott aus ihren Wildnissen hervorgerufen hatte, auf daß sie selbst, und durch sie die andern Nationen wiedergebohren würden," ist hier bis zum Untergange des Abendländischen Reichs der Römer fortgeführt.

Wie das Reich und das Haus Karls des Grossen unterging. „Es waren — so schließt dieser Aufsatz — in dem Geschlechte der Karolinger die großen Eigenschaften und die Tugenden der Väter erloschen; darum mußte es untergehen; und so wiederholten die Annalen dieses Geschlechtes dieselbe Lehre, die überhaupt das Resultat aller Geschichte ist, daß, was Geist und Muth geschaffen, nur so lange bestehe, als Geist und Muth es erhalten!" Die Stadt Ulm im Fürstenkriege im Jahre 1552. (Eingesandt.) S. 123, wo die Quellen dieser Erzählung angeführt sind, hat der Setzer aus Schertlins Leben einen Schertlosleben gemacht. Nach S. 149 ließ K. Karl V. unter andern Gnadenbezeugungen, wodurch er seine Zufriedenheit mit der bewährten Treue der Ulmer zu erkennen geben wollte, den Waisenknaben in Ulm eine Mahlzeit und — ein Bad zubereiten. Die Wallfahrt nach Hohenstaufen. Auch Rec. hat diese Wallfahrt gemacht, und erinnert sich mit nie erlöschendem Vergnügen des jeden Ausdruck übertreffenden Genusses, welchen sie ihm gewährte. Was Herr Pahl in seiner Nationalchronik der Deutschen 1803. S. 38. und 1806. St. 15. über den Staufen und über Lorch gesagt hat, ist hier weiter ausgeführt. Auf eine mit Kraft und Geist geschriebene Einleitung, worin die Verdienste der edlen Fürsten, die auf dem Staufen vormals ihren Wohnsitz hatten, gefeyert werden, folgen eine der Natur durchaus getreue Schilderung der Ansicht dieses interessanten Bergs und seiner Umgebungen, Notizen von Grüat, Hohenrechberg und Hohenstaufen, ein trefflich ausgeführtes Gemählde der großen und

schönen Aussicht, die der Gipfel des Staufen beherrscht, Nachrichten von der jetzt bis auf eine kleine Ruine verschwundenen Kaiserburg, die er trug, vom Wäscherschlößlein und vom Buren, vom Kloster Lorch und von seiner sowohl durch die Grabstätte und Bildnisse so vieler Prinzen und Prinzessinnen aus dem Staufenschen Hause, als durch die Wöllwart'sche Todtenhalle merkwürdigen Kirche. Das S. 185 erwähnte Bild des unglücklichen Konradin von Schwaben, nebst der Vorstellung seiner Hinrichtung, ist auch vor dem zweyten Hefte von Prescher's Alt-Germanien nachgestochen. Sprüche und Anekdoten der Alten. Aus Zincgref's scharfsinnigen, klugen Sprüchen der Deutschen (Straßburg 1649.) genommen, woraus Herr Pahl schon in seiner Nationalchronik der Deutschen 1803. St. 42. mehrere Proben Altdeutschen Witzes mitgetheilt hatte. Kato und Cäsar fanden es ihrer nicht unwürdig, die Apophthegmen berühmter Römer zu sammeln. Welcher Deutsche würde eine mit Geschmack bearbeitete Sammlung Deutscher Sprüche, wozu es an Materialien keineswegs fehlt, nicht mit Dank aufnehmen? Rudolf von Habspurg und Ottokar von Böhmen. Enthält eine Schilderung ihrer Kämpfe gegen einander, und zugleich den Beweis, wie gut Rudolf die Kunst verstand, Mavors Toben durch Hymenäus Bande zu besänftigen. Die Grafen von Babenberg. In diesem Aufsatze, einem Anhange zu dem vorigen, wird das Merkwürdigste aus der Geschichte der kräftigsten Männer des seit 1246 erloschenen, durch große Glück- und Unglücksfälle denkwürdigen, und durch einen ununterbrochen sich forterbenden Heldenmuth verherrlichten Geschlechts der Babenberge erzählt. Blicke auf Lindau. Großentheils aus des Verfassers Chronik der Deutschen 1808. St. 21. genommen, mit einigen Zusätzen. Auf dem Titelkupfer ist die reizende Lage der Stadt dargestellt.

No. 21. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

Les Ruines de Port-Royal des Champs, en 1809, année séculaire de la destruction de ce monastère. Par M. Grégoire, ancien Evêque de Blois, Sénateur etc. Nouvelle Edition, considérablement augmentée. A Paris, chez Levacher, Libraire etc. 1809. 175 S. 8.

Diese kleine Schrift hat eine mehrfache Wichtigkeit, theils als Zusammenstellung vieler wichtigen Notizen für die Geschichte des Streites zwischen den Jansenisten und Molinisten, eines Streites, welcher zu vielen Ereignissen unsrer Zeit in bedeutender noch nicht vollkommen gewürdigter Beziehung steht, theils als Beytrag zu der Kenntniß der jetzigen Lage und Gesinnung der Jansenisten, endlich als ein merkwürdiges Denkmahl des frommen und religiösen Sinnes ihres ehrwürdigen Verfassers. Wir dürfen wohl annehmen, daß dieselbe Gesinnung, welche hier ausgesprochen wird, noch jetzt die Gesinnung des größten Theils der Parthey sey, zu welcher der Verf. sich ohne Hehl bekennt, und welche sich immer von ihren Gegnern durch Strenge der Grundsätze und Sitten und Pünktlichkeit in Erfüllung der Pflichten der Religion und Andacht auszeichnete, was auch selbst die Gegner nicht abzuleugnen vermochten, und daher nur als Heucheley und Pharisäismus verdächtig zu machen suchten. Wer hatte aber den Jesuiten die Macht verliehen, die im Herzen verborgenen Motive der Handlungen zu erforschen?

Die Zerstörung des Bernhardinen-Klosters Port-Royal des Champs, welche der Verf. in Erinnerung bringt, war allein die Wirkung des Partheyhasses der Jesuiten. Dieses Nonnen-Kloster im Jahr 1204 in einem schönen Thal, drey Myriameter von Paris, Ein Myriameter von Versailles und ein halbes Myriameter von Chevreuse gegründet, zeichnete sich zu der Zeit der Entstehung des Jansenistischen Streites, wäh-

rend das in der Hauptstadt, in der Vorstadt St. Jaques im J. 1625 gegründete Nonnen-Kloster Port-Royal (im Gegensatz gegen das erstere, Port-Royal de Paris genannt) zu den laxen und bequemen Grundsätzen der Französischen Jesuiten sich bekannte, durch seine Strenge aus. Die gelehrten Männer, welche in einer abgesonderten Wohnung, les Granges genannt, in der Nähe des erstern Klosters wohnten, von denselben Grundsätzen der Strenge beseelt, ein Pascal, Sacy, Dufosse, Hamon, Nicole und andre widmeten sich in der Zurückgezogenheit emsig den Studien, und erwarben sich durch ihre Schriften, besonders durch ihre Bücher für den Unterricht der Jugend, Verdienste, welche nur Neid und Mißgunst zu schmälern wagen können. Die wichtigsten und verdientesten Männer Frankreichs, wie ein Boileau Despreaux und viele andere zählten sich öffentlich zu ihren Freunden, und der Tragiker Racine schrieb selbst die Geschichte dieses Klosters, welche außer ihm von zehn oder eilf Geschichtschreibern, unter ihnen auch von Mademoiselle Poulain, bearbeitet worden ist. Dieses große Ansehn von Port-Royal, verbunden mit der Anhänglichkeit der Port-Royalisten an den Lehren des Jansenius, war schon hinreichend, um die Gegenparthey zu fanatischer Zerstörungswuth zu reizen. Der Polizey-Lieutenant d'Argenson, eifriger Freund der Jesuiten, erhielt den Auftrag, die Rache an den unglücklichen schwachen Nonnen von Port-Royal zu üben, welche, so lange die Geschichte nicht verstummt, das Andenken der Jesuitischen Parthey jener Zeit verunehren wird. Mit dreyhundert Mann zog d'Argenson in der Nacht vom 28. auf den 29. Oct. 1709 aus Paris aus, und schloß das Kloster ein, wo niemand als 22 meistens alte und gebrechliche Nonnen sich fanden, nur zur Unterwerfung unter die Gewalt gerüstet. Jene Anstalten sollten nur dazu dienen, um bey dem Publikum diese tyrannische Maßregel durch den Schein einer Empörung im Kloster zu entschuldigen. Während der Terze, welche die Nonnen unter dem Gebet für sich und ihre Verfolger feyerten, wurden sie von dem Chor ihrer Kirche hinweggerissen, indem man ihnen kaum Zeit ließ, das mindeste mit sich zu nehmen, wiewohl sie sich ohne Murren in ihr Schicksal fügten. Getrennt wurden sie in verschiedene Städte und Klö-

ster verwiesen, und selbst bis in den Tod von der Wuth ihrer Feinde verfolgt. Der Bischof Berthier von Blois z. B. versagte der Priorin, welche in seine Stadt verwiesen war, die Sacramente und das katholische Begräbniß, weil sie sich weigerte durch die Unterschrift einer Erklärung den Grundsätzen zu entsagen, welche ihr Gewissen für die richtigen erkannte. Im folgenden Jahre 1710 wurden die Klostergebäude mit einer Wuth zerstört, die nur gegen eine rebellische Stadt oder einen verruchten Ort hätte angewandt werden mögen, und die noch vorhandenen Einkünfte dem leichtsinnigen Kloster Port-Royal in Paris geschenkt. Mit vieler Wärme schildert der ehrwürdige Verf. die Frömmigkeit der Nonnen und die ächte christliche Gesinnung, so wie die litterärischen Verdienste der Gelehrten von Port-Royal, und vertheidigt sie gegen ihre Verläumder, doch ohne den heftigen und erbitterten Ton zu billigen, welchen auch die Port-Royalisten hernach, besonders in den Nouvelles ecclesiastiques, gegen ihre Verfolger führten. Niemand, zu welcher Parthey er sich auch bekennen möge, wird ohne Rührung das letzte Capitel lesen, welches: Sentiments religieux que doit inspirer l'Année séculaire de la destruction de Port-Royal des Champs, überschrieben ist. Es wird seine Wirkung nicht verfehlen, besonders auf die frommen Gemüther derer, welche, wie hier erzählt wird, häufig nach dem Thal von Port-Royal wallfahrten, um über diesen Trümmern, gleich wie die Kinder Israels über den Ruinen von Jerusalem, zu weinen, einige Gesänge an dem Orte, welcher die Wüste genannt wird, zu singen, und da, wo die Kirche ehemals stand, zu beten und ein Mittagsmahl einzunehmen. Wir setzen den Schluß des Werkes hierher: „En adressant des voeux à l'Eternel, qui pourrait oublier les désastres d'une Eglise autrefois le modèle de la chrétienté! Ont-ils donc conjuré sa ruine, ces pasteurs qui, sourds à la voix de la piété et de la patrie, perpétuent les divisions? sont-ils dans les décrets du ciel, les coupables instrumens de sa vengeance? Un grand homme nous avertit que la religion, voyageuse sur la terre, ne demande que la liberté du passage. Des contrées, où elle fut jadis florissante, sont couvertes actuellement des

ténèbres de l'erreur et de l'infidelité. Quel que soit le sort que nous réserve la justice où la miséricorde divine, restons inviolablement unis à cette église catholique, qui, traversant les âges, élève sa tête radieuse au milieu des sectes qu'elle voit successivement s'élever, s'écrouler autour d'elle, et qui, appuyée sur les promesses de son divin fondateur, marche à la consommation des siècles."

Denkmähler der Kunst und des Alterthums in der Kirche zum heiligen Kreuz zu Innsbruck. Innsbruck, in der Wagnerschen Buchhandlung 1812. X und 108 S. 8. (Mit 26 Kupferstichen)

Diese kleine interessante Schrift, als deren Verfasser Herr Dr. Gottfried Primisser zu Innsbruck (bekannt durch mehre fleißige Beyträge zu dem Tiroler Sammler) sich unter der Vorrede nennt, soll der Anfang einer Beschreibung aller Denkwürdigkeiten der Stadt Innsbruck und ihrer Umgebungen seyn, welche die Wagnersche Buchhandlung daselbst nach und nach in der Form von Almanachen herauszugeben denkt. Sie ist in fünf Abschnitte getheilt, wovon der erste einen Abriß von der Geschichte der Kreuzkirche zu Innsbruck gibt, der zweyte und dritte die Beschreibung des Denkmahls von Maximilian I. enthalten, der vierte von andern Merkwürdigkeiten der Kirche (dem Alterblatt von Auerbach von Wien, dem Grabmahl der Gräfin Honorata Piccolomini u. s. w.), endlich der fünfte von der silbernen Kapelle handelt, welche von dem Erzherzog Ferdinand, dem zweyten Sohn des Kaisers Ferdinand I. erbauet und mit der Kreuzkirche verbunden, ihren Namen von einem silbernen Bilde der Mutter Gottes empfangen hat, und die Grabmähler ihres Stifters und seiner Gemahlin, Philippine Welser, enthält. Fünf merkwürdige Beylagen sind zugegeben. Das äußerst bedeutende Denkmahl Maximilians I. in der Kreuzkirche zu Innsbruck ist den Gelehrten zwar schon durch die Monumenta austriaca bekannt, aber es verdiente auch der Kenntniß und Aufmerksamkeit des größern Publikums noch mehr empfohlen zu werden, als es durch die wenigen Reisenden geschehen konnte, welche seiner erwähnen. Die Kirche, so wie jenes Denkmahl, ist eine Stiftung des Kaisers Ferdi-

nand I.; dieser erfüllte damit einen Plan seines Vorfahren, welcher sich selbst in den letzten Jahren seines Lebens mit der Errichtung seines Grabmahls zu Innsbruck beschäftigte, und mehrere der Statuen gießen ließ, welche jetzt das Grabmahl zieren. Sein Leichnam wurde daher nur vorläufig zu Neustadt beygesetzt, und sollte nach seinem Wunsche, sobald das Innsbrucker Grabmahl vollendet wäre, dahin gebracht werden. Dieser Wunsch des Kaisers wurde nicht erfüllt, und das schöne Innsbrucker Grabmahl blieb nur Kenotaphion. Das Monument erhebt sich in der Mitte der Kirche auf drey Stufen von roth und weiß gesprengtem Marmor, 6 Fuß 2 Zoll in der Höhe, 13 Fuß in der Länge und 7 Fuß 3 Zoll in der Breite. Die oberste der drey Stufen des Podiums oder der Basis ziert eine Einfassung von Metall, Waffen aller Art und Trophäen darstellend. Die Decke oder der Aufsatz des Grabmahls besteht aus drey Abstufungen aus vielfärbigem Marmor, 2 Fuß 2 Zoll hoch. Oben knieet Maximilian in betender Stellung und vollem kaiserlichen Ornat. Diese schöne Statue von Erz wurde durch Ludwig del Duca gegossen, welcher für seine Arbeit eine Belohnung von 450 Kronen erhielt. An den vier Ecken der mittlern Stufe sitzen die Genien der vier Cardinaltugenden. Die vier Seiten des Mausoleums werden durch sechszehn Pfeiler von feinem schwarzen Marmor in Felder getheilt, welche in doppelter Reihe, (acht Marmortafeln an jeder der beyden langen Seiten und vier an jeder der beyden kurzen, zusammen vier und zwanzig Marmortafeln enthalten. Auf diesen sind in halberhobener Arbeit die merkwürdigsten kriegerischen Thaten, die erste Vermählung und die Krönung des Kaisers Maximilian und verschiedene andre wichtige Ereignisse in dem Oesterreichischen Hause zur Zeit Maximilians dargestellt. Merkwürdig sind auf diesen Darstellungen die Aehnlichkeit der Gesichtszüge des Kaisers und die Bezeichnung der verschiedenen Abstufungen seines Alters. Ein Theil dieser Darstellungen ist zufolge der Behauptung des Freyherrn Jos. v. Ceschi in seiner handschriftl. Beschreibung von Innsbruck (1776), welche von Herrn Pr. benutzt wurde, der Maximilianischen Ehren- und Triumphpforte nachgebildet, welche von Albrecht Dürer angefangen und von Hanns Birkmair fortgesetzt, niemals vollstän-

dig zur Kenntniß des Publikums gekommen ist. Es werden im Anhange zu dieser Schrift die Inschriften der Marmortafeln mit den Vorschriften zu diesen Darstellungen in Lateinischer Sprache mitgetheilt, in welchen Einmal die porta honoris ausdrücklich genannt, viermal darauf mit den Worten: „maneat pictura antiqua," verwiesen wird. Vier dieser Tafeln sind durch die Brüder Bernhard und Arnold Abel, Bildhauer aus Cölln am Rhein, verfertigt, die übrigen und vorzüglichern durch Alexander Colin von Mecheln. Das Ganze wurde nach einer von dem letztern Künstler eingehauenen Inschrift im J. 1566 vollendet. Die beyden erstern Künstler, welche vom J. 1561 bis 1563 zu Innsbruck arbeiteten, erhielten contractmäßig für die Arbeit einer jeden Tafel 240 Pfund Pfenninge oder so viele Gulden; die Unkosten für die Herbeyschaffung des Marmors und alle übrigen Bedürfnisse mußten vom Kaiser bestritten werden. Da der Marmor des Thales Ridnaun im Landgerichte Sterzing theils wegen der Farbe, theils wegen der geringern Feinheit des Korns zur Bearbeitung der Tafeln nicht tauglich gefunden wurde, so reisten die Brüder Abel auf Befehl des Kaisers selbst nach Genua, und holten daher den für alle 24 Tafeln erforderlichen carrarischen Marmor, wovon die Kosten auf 758 Gulden sich beliefen. Zu allen gröbern Arbeiten, als Gesimsen, Kapitälen, Stufen u. s. w. wurde aber Sterzinger Marmor genommen, wovon der Wiener Centner etwas mehr als 20 Kreuzer kostete. Von dem Künstler Alexander Colin, der am 17. Aug. 1612 starb, und seiner Familie, so wie auch von seinem Grabmahl zu Innsbruck, wird eine genaue Nachricht gegeben. Die Zeichnungen zu den Grabbildern wurden durch einen Maler zu Prag verfertigt, über dessen Säumigkeit sich Colin in einem im Anhange mitgetheilten Schreiben an die Landesregierung beklagt. Da der Name dieses Malers nicht genannt wird, so bringt der Verf. in einer Anmerkung in Erinnerung, daß um diese Zeit Jakob Seissenegger, K. Ferdinands I. Hofmaler, lebte. Aus diesem Schreiben, so wie aus einem andern ebenfalls hier mitgetheilten Briefe geht hervor, daß nicht Colin allein die Basreliefs ausarbeitete, sondern die Arbeiten großentheils unter seiner Aufsicht von Gesellen, welche er auf seine

Kosten aus den Niederlanden mitgebracht hatte, verrichten ließ. Eine große Merkwürdigkeit dieses Grabmahls sind noch die 28 kolossalen Statuen von Bronze, welche in zwey Reihen nach der Länge des Schiffs der Kirche das Grab des Kaisers umgeben, und theils Heroen des Mittelalters (König Artus, König Chlodwig, den Ostgothen Theodorich, Gottfried von Bouillon), meistens aber Ahnen und Verwandte des Kaisers Maximilian darstellen. Aus einem Verzeichnisse, welches uns sub Lit. D. im Anhange abgedruckt ist, ersieht man, daß 37 Statuen das Grabmahl zieren sollten. Von den neun fehlenden Statuen wurden fünf gar nicht gegossen, von einer scheint es bloß bey der Form geblieben zu seyn, drey andere, welche wirklich vollendet wurden, sind verloren oder wieder eingeschmolzen worden. In eben diesem Entwurfe wird dem Kaiser vorgeschlagen, die Namen eines Theils der Statuen zu ändern. So soll z. B. Gottfried von Bouillon in Albertum militem Ducem Austrie patruum, Dietrich von Bern in Albertum Ducem Austrie, Propatrui filium umgetauft werden, was aber von dem Kaiser Ferdinand nicht genehmigt zu seyn scheint. Auch die vorhandenen Statuen sind nicht ganz vollständig; denn es fehlen vielen der männlichen Bilder die Schilder mit den Wappen; den weiblichen die Kerzen. Alles dieses soll nach einer Nachricht des Herrn von Teschi nebst einigen Piedestalen und Schwertern zuerst in das Franciscaner-Kloster von der Kreuzkirche, und nach dessen Aufhebung in das Schloß Amras, wo sie vielleicht noch sich finden, gebracht worden seyn. Sie sind der Sage nach von Gregor Löffler gegossen, nach der Behauptung des Herrn von Teschi aber gehören einige wenige den Stückgießern Lendenstreich und den beyden Brüdern Godl (Stephan und Melchior) an. Das ganze Monument ist von einem durch einen Böhmischen Schlosser sehr künstlich gearbeiteten eisernen Gitter umschlossen, an welchem die Wappen aller Reiche und Länder, die Max in seinem Titel geführt, an der Zahl 36, sich finden. Nicht ohne Verdienst sind auch die 23 kleinen aus Erz gegossenen Statuen, welche vorn am Chor der Kirche über drey Schwibbogen oder dem Hauptgesimse in einer Linie stehend von der Höhe auf des Kaisers Grab herabsehen, und Heilige männli-

chen und weiblichen Geschlechts von königlichem, herzoglichem und gräflichem Stamm, meistens Oesterreichischer Verwandtschaft, darstellen. Die Nachrichten, welche auch über die oben genannten Gießkünstler gegeben worden, sind des Dankes werth. Da die Brüder Godl, Bildgieser zu Mülein, wie es scheint, Fremde waren, so soll Stephan Godl nach dem Befehl des für die Fortbildung seiner Unterthanen in deu Künsten ernstlich bedachten K. Ferdinand, damals noch Erzherzog, als ihm im Jahr 1529 sein Dienstgeld um 50 fl. gebessert wird: „vns vnnd sonnst niemands, mit seiner kunst und arbait gewertig sein, vnnd sein Werkstatt mit gueten knechten vnnd Jüngern versehen, vnnd insonders Jünger aufnemmen vnnd halten, die vnnsers Lands der Grafschaft Tirol sein, vnnd dieselben das Hanndwerch der Rotschmiederey trewlich lernen vnnd vnnder weisen."

So sehr der verdienstliche Fleiß des Herrn Dr. Primisser in dieser Beschreibung zu loben ist, so vielen Tadel verdienen die ungeschickten Hände, welche äußerst schlecht und elend die beyliegenden Kupfertafeln geätzt haben. Wenn uns nicht die in der Iconologia Austriaca mitgetheilten 17 Figuren von den erwähnten 24 kolossalen Statuen und die in der Taphographia Austriaca befindlichen Abbildungen der Basreliefs mit Achtung und Ehrfurcht für das beschriebene Monument erfüllt hätten, so würden die hier gegebenen Abbildungen die entgegengesetzte Wirkung hervorgebracht haben. Die Verlagshandlung würde besser thun, den Fortsetzungen keine Abbildungen hinzufügen, als sie durch solche Zerrbilder zu verunstalten.

Bruckstücke einer Geschäftsreise durch Schlesien, unternommen in den Jahren 1810, 11, 12, von D. Joh. Gustav Büsching, königl. Archivar zu Breslau. Erster Band, mit einem Anhange, worin vermischte Aufsätze, Schlesien betreffend. Breslau, bey Wilhelm Gottl. Korn. 1813. (8 S. Titel, Vorrede und Inhaltsverzeichniß unpaginirt.) 533 S. 8.

Das Werk enthält vornehmlich die Resultate der letzten Reise, welche der Verf. unternahm, um die Bibliotheken und Archive der aufgehobenen Schlesischen Klöster zu untersuchen,

und aus ihnen auszuwählen, was für die Centralanstalten in Breslau wichtig und nützlich seyn konnte. Zugleich wurde auch auf die Ueberbleibsel der Kunst Rücksicht genommen, und obschon in keinem Lande die Kunstwerke durch Brand, Krieg und Fanatismus so häufige Zerstörung getroffen hat, als in Schlesien, so wurde gleichwohl, wie der im Anhang mitgetheilte zum Theil schon durch Fr. Schlegels Deutsches Museum bekannte Aufsatz uns belehrt, eine nicht unbedeutende Anzahl von alten auf Holz und Goldgrund gemahlten Gemälden, einige selbst aus dem 14. Jahrhundert, zusammengebracht; die meisten vorgefundenen Gemälde waren aber von Willmann, der im J. 1630 zu Königsberg in Preußen geboren, sich nach Rembrandt und Rubens gebildet hatte und nach dem J. 1660 sich in Breslau niederließ, oder aus seiner Schule; von Willmannschen Gemälden sind über 150 zusammengebracht worden. Wir wünschen, daß der Verf. die angefangenen Untersuchungen über die Schlesische Kunst und Schlesische Künstler weiter verfolgen möge. Außerdem enthält diese Reisebeschreibung nicht bloß Nachrichten von den Bibliotheken und Archiven, von welchen wenige eine sehr bedeutende Ausbeute gaben, sondern außer Beschreibungen von merkwürdigen Gegenden, welche der Verf. bereiste, allerley Nachrichten über in Schlesien aufbewahrte alte Sagen, Legenden und überhaupt alles, was sich auf die Vorzeit bezieht, wie es sich von dem Eifer des Verf. für das Deutsche Alterthum erwarten läßt. Auch einige merkwürdige Urkunden werden mitgetheilt, unter andern eine Urkunde des Herzogs von Wallenstein mit dessen eigner hier abgebildeter Unterschrift. Niemand wird ohne Vergnügen die Beschreibung des Zobtenberges bey Breslau und das interessante Journal von der ersten Reise des Verf. auf die Schneekoppe und zu den Quellen der Elbe lesen. Ein Auszug aus diesem Werke würde bey den vielen einzelnen zerstreuten Notizen, die Wichtigkeit seines Inhaltes nur unvollkommen darstellen, und ist ohnehin nicht nöthig bey einem Werke, das wir zu weit verbreiteter Kenntnißnahme zu empfehlen wünschen. Darum möge hier nur noch bemerkt werden, daß in dem Anhange eine sehr sorgfältige litterärische und bibliographische Nachricht über die Legenden der heil. Hedwig, besonders über eine noch unbekannte Deutsche Hand-

schrift des Lebens dieser Heiligen mit Federzeichnungen (von welchen ein Theil ganz mit der berühmten Hedwigstafel in der Kirche St. Bernhardi zu Breslau übereinstimmt), und ein Lobspruch der weitberühmten kaiserlichen und königlichen Hauptstadt Breslau in Schlesien von d m sonst unbekannten Elias Freudenberg (gefreytem Meister des Deutschen Meistergesanges und Liebhaber der Deutschen Poeterey), in 780 Versen, sich befinden. Dieser Lobspruch ist in einem naiven Handwerksburschenton, also zwar nicht von hohem poetischen Werth, welchen Hr. B. ihm auch nicht beymißt, aber doch als Denkmahl seiner Zeit merkwürdig. Von Handschriften für die Altdeutsche Litteratur boten die Schlesischen Bibliotheken sonst nichts dar, als eine unvollständige Handschrift des Wilhelm von Oesterreich, welche in der Bibliothek der Ritterakademie zu Liegnitz gefunden wurde (S. 499).

Idunna und Hermode. Eine Alterthumszeitung. Herausgegeben von F. D. Gräter. Erster Jahrgang. Breslau, gedruckt und im Verlage der Stadt- und Universitäts-Buchdruckerey bey Graß und Barth. 1812. 52 Nummern, ohne den aus 23 Nummern bestehenden Anzeiger. Mit Kupfern, Holzschnitten, Musikbeylagen und zwey Registern.

Odina und Teutona. Ein neues literarisches Magazin der teutschen und nordischen Vorzeit. Von F. D. Gräter. Erster Band. Breslau, 1812. bey Carl Friedrich Barth. Mit einer den Thor vorstellenden Titelvignette.

Auch mit den Titeln:

Braga und Hermode oder neues Magazin für die vaterländischen Alterthümer der Sprache, Kunst und Sitten. Herausgegeben von F. D. Gräter. Fünfter Band. Und

Bragur. Ein literarisches Magazin der Teutschen und Nordischen Vorzeit. Herausgegeben von F. D. Gräter. Achter Band.

Nach einer von allen Freunden der Deutschen und Nordischen Alterthumskunde beklagten Pause von zehn Jahren kehrt Hr. Rector und Prof. Gräter, um seine eignen Worte zu brauchen, „in die Gefilde unsrer Götter und Helden, unserer Ahnen aus der Ritterzeit und den denkwürdigen Jahr-

hunderten der Erfindung der Buchdruckerkunst, der Kirchenverbesserung und der ihr gefolgten mächtigen Kämpfe" zurück. Im Sept. 1811 kündigte er eine eigene Alterthumszeitung an, unter dem Namen Idunna und Hermode, wovon wöchentlich vor der Hand ein halber Bogen erscheinen und deren Bestimmung seyn sollte, nicht allein die auf das Fach der Deutschen und Nordischen Vorzeit sich beziehenden Nachrichten und Neuigkeiten, nebst ausführlichen Kritiken der in demselben seit dem Anfange des neunzehnten Jahrhunderts erschienenen Schriften, zu liefern, sondern auch die Ansichten des Hrn. Herausgebers in Betreff des Prachtwerks über die Nordische Mythologie, welches er, in Verbindung mit trefflichen Künstlern, erscheinen zu lassen willens ist, so wie die Auffoderungen an Künstler, den merkwürdigsten Theil des Briefwechsels mit ihnen, und die Schilderung der zu der Ausführung oder den Umgebungen ihrer Darstellungen erfoderlichen Sitten, Gewohnheits- und Kunstalterthümer mitzutheilen. Kaum waren von dieser Zeitung die ersten Stücke in den Händen des Publikums, als Hr. Gräter noch ein zweytes Werk für das Deutsche und Nordische Alterthum ankündigte. Eine Fortsetzung seines mit allgemeinem Beyfall aufgenommenen litterarischen Magazins der Deutschen und Nordischen Vorzeit, welches seinen ersten Namen Bragur in der Folge mit Braga und Hermode vertauschte, sollte, unter dem Titel Odina und Teutona, nach einem veränderten Plane erscheinen, und abwechselnd in Nordischer und Altdeutscher Litteratur theils in noch nicht urbar gemachten Feldern der Vorzeit die ersten Schritte in Deutschland zu ihrer Bearbeitung thun, theils zerstreut und einzeln gedruckte Aufsätze, die eine gleiche oder ähnliche Absicht haben, sammeln, in jedem Bande eine zuvor nie gedruckte, und für die Litteratur und Sprache wichtige Handschrift zuerst vollständig bekannt machen, und zuletzt, wo es Zeit und Raum gestatten, theils die in Bragur noch nicht vollendeten Aufsätze ergänzen, theils durch antikritische Nachholungen die Angriffe auf den einen und den andern entweder abweisen, oder doch beleuchten.

Wir haben nun den vollständigen ersten Jahrgang von Idunna und Hermode und den ersten Band von Odina und Teutona vor uns liegen, und können nach diesen Proben ver-

sichern, daß Herr Rector Gräter sein gegebenes Wort mit Ehren gelös't hat. Wie reich an interessanten Aufsätzen beyde Werke sind, wird eine kurze Uebersicht der wichtigsten unter denselben bewähren.

In Idunna und Hermode rechnen wir gleich anfangs dahin die durch mehrere Stücke fortlaufende Vorlesung des Hrn. Herausgebers über die Königsreise der Barden und Skalden, mit den von ihm gedichteten Chören der Barden vor der Hermannsschlacht, die an Begeisterung Klopstock's Schöpfungen gleichstehn, an Kunst sie übertreffen. Ein sehr schätzbarer Artikel, gleichfalls von Hrn. Gr. herrührend, sind der Altdeutsche christliche Almanach auf das Jahr 1812. und der von ihm erklärte christliche Runenkalender, so wie er auf sieben in dem Naturalienkabinette des Waisenhauses zu Halle an der Saale aufbewahrten buchenen Stäben eingeschnitten ist, indem an jenen, neben den mancherley Benennungen der Monate und Wochentage, den Heiligen- und christlichen Festtagen und dem Deutschen Cisiojan, ein mit sorgfältiger Mühe zusammengetragenes Verzeichniß der christlichen Volksfeste und Gebräuche, des Deutschen Volksaberglaubens und der von den Deutschen Volksfesten eines jeden Monats handelnden Schriften und Aufsätzen sich anreiht. Voll interessanter Notizen sind die Sendschreiben über die Alterthümlichkeiten der Schlesischen Klöster, worin Hr. Heinze, Mitarbeiter an der Centralbibliothek zu Breslau (der nämliche, der auch in der Besorgung dieser Zeitung Hrn. Gräter so thätig unterstützt), von den alterthümlichen Entdeckungen und Merkwürdigkeiten seiner mit Hrn. D. Büsching gemachten Reise durch die aufgehobenen Klöster Niederschlesiens ausführliche Kunde gibt, und welche durch den ganzen Jahrgang fortlaufen. Die Actenstücke, das Prachtwerk über die Nordische Götterlehre betreffend, enthalten Hrn. Gr. Aufruf an die Meister der bildenden Kunst im In- und Auslande, die Nordische Mythologie in einer Reihe meisterhafter Darstellungen der Nachwelt zu überliefern, mit dem Verzeichnisse der darzustellenden Scenen und Charaktere, und Auszüge aus dem Briefwechsel über die Darstellung der Nordischen Gottheit. Eine Probe einer noch unbekannten Deutschen Uebersetzung der Psalmen aus dem Karolingischen Zeitalter, die von

der etwa gleichzeitigen Notker'schen Uebersetzung und Umschreibung gänzlich verschieden ist, hat Hr. Prof. v. d. Hagen, der sie von Hrn. Legationsrath v. Diez in Berlin zur Bekanntmachung in dieser Zeitung erhalten hatte, mitgetheilt. Hrn. Gr. Uebersetzungen des Lieds von dem Finnischen Königssohne Wölunder und des Grotta-Sangs erregen zweyfaches Interesse in einer Periode, in welcher so viele würdige Gelehrte die Edda zum Gegenstande ihrer Beschäftigung erkohren haben. Hr. Prof. Prescher gibt eine Abbildung und Erklärung der Schriftzeichen an dem alten Rötherthurm im Roththale der Grafschaft Limpurg, die er für Etruskische hält, und worüber er sich nachher, in seinem Altgermanien, H. 1. S. 5—44 noch ausführlicher geäußert hat. Die Supplique der gemeinen Frauen im Tochterhaus zu Nürnberg Anno 1498 beweis't zwar allerdings, was sie beweisen soll; daß es nämlich auch im alten Deutschland privilegirte Bordelle gab. Aber auch noch früher und an andern Orten, außer Nürnberg, existirten dergleichen. Sie wurden öfters sogar zu Lehen gegeben, wie z. B. von dem Bischofe von Würzburg den gefürsteten Grafen von Henneberg, und schon 1442 beschwerte sich der Erzbischof Dieterich von Mainz über die Bürger zu Mainz, daß sie ihm Abbruch gethan an geistlichen und weltlichen Rechten — — an den ehelichen und auch denen gemeinen Frauen und Töchtern — — an der Bulerey. Man sehe Knorre's rechtl. Abhandlungen und Gutachten, S. 108. Für Sprachforscher und Litteratoren sind das Frenkisgaz Morganlioth, das auch durch Schönheit und Fülle der Gedanken sich auszeichnet, die Nachricht von alten biblischen Glossarien, v. d. Hagen's Konjectur über den Verfasser des Nibelungenliedes und Docen über eine Sammlung alter Gedichte, so wie für die Sittengeschichte des Mittelalters der Bund der Trinker, merkwürdig. Auch Haug's glückliche Nachbildungen mehrerer lieblichen Dichtungen des Mittelalters verdienen eine rühmliche Erwähnung. Der Anzeiger, wovon im Jahr 1812 23 Nummern erschienen sind, enthält eine Menge interessanter Notizen und Anfragen.

Der erste Band von Odina und Teutona gibt, unter den fünf Rubriken: Dichtungen, Untersuchungen und litterarische

Aufsätze, Sammlung und genauer Wiederabdruck seltener historischer und epischer Altdeutscher Volkslieder, Handschriften und antikritische Nachholungen, gleichfalls lauter Artikel, von denen jeder seines Platzes würdig ist. Vorzügliche Aufmerksamkeit verdienen: des Herausgebers Programm über eine von ihm mit Glück versuchte Griechische Nachbildung in Homerischer Sprache und Versen der in seinen Gedichten, S. 225—242, erzählten Shirners Fahrt; Möller's Preisschrift über die von der Universität zu Kopenhagen 1800 ausgesetzte Preisfrage: Ob die Einführung der Nordischen Mythologie statt der Griechischen für die schöne Litteratur des Nordens zuträglich wäre? welche Frage Möller sehr richtig dahin beantwortet, daß die Einführung und der allgemeinere Gebrauch der alten Nordischen Mythologie, wegen ihrer Neuheit und wegen des größern Interesse und vaterländischen Mitgefühls, welches sie errege, allerdings für die schöne Litteratur des Nordens sehr nützlich wäre, dabey aber die Griechische keinesweges verbannt werden soll, und nur nicht die eine mit der andern vermischt werden dürfe; das von dem Hrn. Herausgeber verfaßte, zur großen Bequemlichkeit der Besitzer der Schöning-Thorlacischen Ausgabe der Heimskringla gereichende Verzeichniß aller in den zwey ersten Bänden derselben vorkommenden Skalden und Skaldenlieder; ebendesselben Programm über das Alter und den Ursprung des Deutschen Königstitels, der nach diesen Untersuchungen zwischen das fünfte und sechste Jahrhundert zu setzen ist; Leon's Uebersetzungen von zehn Minneliedern aus der Manessischen Sammlung in unsre heutige Deutsche Sprache, nebst einem beherzigenswerthen Vorberichte über die Foderungen, die an solche Nachbildungen zu machen sind; Helga-Quida Haddingia Scata, von Hrn. Gr. nach einer ihm verstatteten Abschrift aus dem Vidalinischen Codex der Edda mitgetheilt, und mit einer Lateinischen Uebersetzung und Erläuterungen versehen; und die erste entdeckte Handschrift des Reinecke Fuchs in Flammändischer Sprache, nebst einer als Einleitung vorausgeschickten Geschichte der Comburger Bibliothek, worin diese Handschrift gefunden wurde, und ihrer Merkwürdigkeiten.

Gewiß wird jeder Freund der Alterthumskunde sich mit der Auffoderung vereinigen, die schon vor 19 Jahren Fülleborn an den Hrn. Herausgeber ergehen ließ:

Laß ferner Braga's Ruhm den Söhnen Teut's erschallen,
Und mächtig, wie in der Walkyren Sang,
Das alte Volk der Wanen und Asgarden,
Vor unserm Blick vorübergehn,
Und der vergeſſ'nen Vorwelt Barden
Mit ihren Liedern auferstehn!

Narrenbuch. Herausgegeben durch Friedrich Heinrich von der Hagen. Halle, in der Rengerschen Buchhandlung 1811. VI und 541 S. 8.

Bey der gegenwärtigen Lage der Litteratur und des Buchhandels, da die Geschäfte desselben beynahe gänzlich stocken, muß es auffallen, daß ein Buch, wie das vorliegende, einen Verleger gefunden, und ein Gelehrter, der schon manchen edlen Stein aus den Schachten der Deutschen Vorzeit mit Liebe und Treue zu Tage gefördert hat, demselben seine Zeit und Mühe zum Opfer bringen mogte. Hr. Prof. v. d. Hagen erklärt in der Vorrede die vier Dichtungen, die er hier in erneuerter Gestalt vorführt, für die trefflichsten und ergötzlichsten in ihrer Art, und sagt zum Schlusse: „Gelingt es mir, wie ich wünsche und hoffe, diesen unverwüstlichen alten Volksdichtungen wieder allgemeinen Eingang zu erwerben: so wird ein zweytes Bändchen noch einige derselben nachbringen.“ Wir möchten aber gerne fragen: Was wird damit gewonnen, wenn Schwänke und Possen (mitunter auch Zoten), die nur vor dreyhundert Jahren das Zwergfell erschüttern konnten, von nueem aufgewärmt werden? wenn man die niedrige Volksklasse, nachdem endlich in unsern Tagen ihr wenigstens einiges Gefühl für das Schickliche beygebracht worden ist, durch Bücher, wie das vor uns liegende (welches sie aber ohnedem schwerlich kaufen und lesen wird), wieder auf die Stufe hinunterzudrücken sucht, auf welcher sie vor einigen Jahrhunderten stand? Sicher würde von allen den Narren,

deren facetiae hier zum Besten gegeben werden, jetzt keiner um 80000 Rthlr. angeschlagen werden, wie solches mit dem Sächsischen Hofnarren Claus, den in der Erbtheilung jeder der erbenden Fürsten gern haben wollte, der Fall gewesen seyn soll. Das war aber auch ein Mann, bey welchem, nach des bekannten Theologen Dieterich Versicherung, „die Hochweisesten und Verständigsten hätten in die Schule geführt werden können." Auch Rom hatte im Zustande der Rohheit seine Fescenninen; aber Horaz, der in einem gebildeten Zeitalter lebte, läßt da, wo er das Bild des Dichters zeichnet, (Epist. II. 1, 120. sqq.) auch den Zug nicht fehlen:

Torquet ab obscoenis jam nunc sermonibus aurem.

Sollte dem Volksdichter allein erlaubt seyn, das Gegentheil zu thun? Indem wir uns hierüber auf die Entscheidung eines jeden Unbefangenen berufen, bemerken wir noch, daß im Narrenbuche nachfolgende Stücke erneut sind: 1. Geschichte der Schildbürger, oder das Lalenbuch. (Die erste Ausgabe erschien 1597.) II. Salomon und Markolf. (Dabey ist die von Newber zu Nürnberg, wahrscheinlich um 1560, gedruckte Ausgabe zu Grunde gelegt; angezogen aber sind die aus der ältesten bekannten Stellen, die frühern poetischen Bearbeitungen und die Lateinische Urschrift.) III. Der Pfarrherr vom Kalenberg. (Bey dieser Geschichte, die schon im Jahr 1400 vorhanden gewesen seyn soll, ist die Ausgabe von 1620 benutzt.) IV. Peter Leu, oder der andere Kalenberger, durch Achilles Jason Widmann von Hall. (Nach den Ausgaben von 1560 und 1620.)

Der Anhang gibt ausführliche Litterarnotizen über die vorstehenden Geschichten, und bewährt von neuem die Gründlichkeit, womit Hr. Prof. v. d. Hagen bey seinen Forschungen zu Werke geht. Nur Schade, daß mit diesem Reichthume von Kenntnissen kein dankenswertheres Werk ausgestattet worden ist!

No. 22. Heidelbergische 1813.
Jahrbücher der Litteratur.

Die beyden ältesten deutschen Gedichte aus dem achten Jahrhundert: das Lied von Hildebrand und Hadubrand und das Weißenbrunner Gebet zum erstenmal in ihrem Metrum dargestellt und herausgegeben durch die Brüder Grimm. Cassel bey Thurneisen. 1812.

Bisweilen, wenn wir im Schatten alter Wälder gehen, begibt es sich, daß etwa zufällig der Baumkranz an einer Stelle nach der Sonnenseite auseinandergeht, und ein Lichtstrahl nun eine weite, lichtbeglänzte Ferne in das beschattete Auge bringt, die ein Schritt aufgethan, und ein Folgender verdecken wird. Unaufgehalten scheint der Sonnenblick durch unser Auge in die Seele, und auch ihre Höhen und Tiefen werden hell beleuchtet, und zwey Fernen, die in Raum und Zeit, sind in eine vertraute Nähe auf uns angerückt. Auch dem Wandrer durch die Nacht alter Jahrhunderte werden solche Lichtblicke wohl gegönnt, wenig Töne oder Züge können bisweilen ein Jahrtausend ihm bedeuten, ein Pergamentblatt in den rechten Brennpunct hineingestellt, faßt das Bild einer ganzen vergangenen Welt oder mehrerer Himmelszeichen. Zweyen solcher Spiegel vieler Menschenalter, wohl früher schon bekannt, aber angelaufen und getrübt, und wie es mit kostbaren Instrumenten auf den Sternwarten zu gehen pflegt, ungebraucht und bestäubt bloß als Gegenstände der Neugierde aufbewahrt, haben die Herausgeber Helle und Gesicht wieder gegeben, und kunstverständig den Einen gegen den Himmel, gegen die Erde den Andern aufgerichtet, und nun erst ist die Kostbarkeit der lichtstarken tief in die Zeit eindringenden Werkzeuge klar geworden vor aller Welt. Die Caßler Handschrift des Hildebrand und der Anfang des Weißenbrunner Gebetes sind die einzigen Ueberreste der alten einheimischen Germanischen Mythe in einheimischer Mundart aufgefaßt. Noch grünt wie vor der

Mistel auf den Eichen vom goldnen Messer unberührt. aber jener mythische Wandervogel mit leuchtendem Gefieder hat längst den Hercynischen Wald verlassen, noch tönt durch die Edda sein Gesang und durch diese Blätter, aber auch aus dem Norden ist der Vogel längst wieder weggezogen, auf jener Eisinsel zwischen Morgen und Mitternacht hat man seiner Schwungfedern noch gefunden, und damit die alte Heldenfabel aufgeschrieben, und nur die südliche Nachtigall ist noch in unsern Wäldern laut. Wie in uns, den Nachkommen, noch das alte Leben lebt, ob es gleich in andern Formen ausgeschlagen, so ist allerdings im Großen und im Ganzen auch die Masse der Ideen in Poesie, minder in der Mythe bis auf uns gekommen, aber die alten Formen, freylich das Sterblichste von Allem, sind mit den Zeiten hingegangen. Nur diese beyden Greise sind von allen Geschlechtern, die mit ihnen und zuvor gelebt, bis zu diesem Tage hinaufgekommen; sie haben noch die Miene, und die Form und das Wesen ihrer Zeit, und wie jene Jünglinge, die so viele Jahrhunderte im Berg durchschliefen, bis die Münzen, die sie mitgenommen, zu Schaustücken wurden, das Vaterhaus nicht fanden, und die Sprache der Mitbürger nicht verstanden und nicht verstanden wurden, so auch reden diese Deutsch, das tausend Deutsche nicht verstehen, von hochberühmten Helden, die tausend ihrer Enkel nicht mehr kennen. Die Herausgeber, indem sie die alten ehrwürdigen Gestalten in die neue Welt eingeführt, mußten daher ihnen zu Dollmetschern dienen, und die gründliche Treue, mit der sie ihrem Geschäfte sich unterzogen, ist das erste Verdienst, das sie um diese Fremdlinge in der eignen Heymath sich erworben. Allerdings haben Eckhard und Reinwald recht gute Vorarbeiten geliefert, welche die neuen Bearbeiter auch dankbar anerkennen, aber das Erschöpfende, durch das Beherrschen aller verwandten Sprachformen erst möglich gemacht, haben sie hinzugethan, und das Gute zum Bessern, ja ganz nahe zum Besten hingeführt, das etwa noch durch neuere historische Urkunden erreicht werden mag. Wir wissen daher zur gegebnen Erklärung des Textes nichts Sonderliches beyzufügen; das Wenige, was uns bey genauerer Betrachtung vorgekommen, fügen wir hier mit kurzen Worten bey.

In der ersten Zeile „sih urhettun aenon muotin," sich verheischen, betheuern, geloben noch in der hiesigen Landesmundart; bey aenon muotin mögten wir doch die alte Erklärung eines Muthes, eines Sinnes vorziehen, die vielfache Zahl läßt sich allenfalls noch in heutiger Sprachform „einmüthiglichen." geben. „Untar heriuntuem" bey Isidor von Sevilla: „infaene haerduom," dux effectus est, also Heerthum, Heerfahrt. Bey „Sunu Faterungo" dachten wir zuerst an Edelingon, Frilingon, bekanntlich in den Sächsischen Mundarten Edelgeborne, Freygeborne: in Gothischer Form wird das i zum u, und nun Niflungon, Nebelgeborne, Aumlungon, Amelunger, Aumlas Geborne, die Abkömmlinge des Urstiers, Ulfungon oder Wölfunger, Wolfgeborne, Enkel der listigen Locke u. s. w. Sunu Faterungo würde dann freylich etwas seltsam tautologisch, aber doch wohl der alten Sprache nicht zuwider: Sohn Batergeborner, und die ganze Stelle also nach unsrer Ansicht: Die Sage erzählt, daß gelobten eines Sinnes Hiltebracht und Hathubrant Heerfahrt, Sohn Vaters Abkömmling. In der dritten Zeile „garutun" mit gerben übersetzt, ist uns zuwider in epischer Dichtung, garawes, garawa, garawomes, gart, garoti, gigarotin, gigarwa, sind häufig bey Otfried vorkommende Formen von derselben Wurzel gar abgeleitet, wovon gareiten, bereiten, und allerdings auch gerben, aber doch wohl nur als eigenthümlicher technischer Ausdruck. Isidors Uebersetzer hat C. V. §. 7. „chigarwan zi chinisti," reparari ad veniam, wobey an gerben nicht zu denken, noch weniger in der Stelle am Eingange „Dhuo ir himilo garwida, dhar war ih" als er den Himmel bereitete, da war ich. „Ubar ringa" erinnert uns an die Rhinga, Fürsten, Vornehme des Rhabanus, so daß die Stelle alsdann gelesen würde „Helden vor den Ersten, wenn sie zum Kampfe ritten" was die allzu kühne Construction, welche die andere Lesart fodert, unnöthig machen würde. Darum muß wohl auch der Vers der Helga-Quida: „Siss mundu Helgi bringom rada" nicht mit Gräter „Nimis sero o Helgi annulis imperabis, sondern vielmehr proceribus imperabis übersetzt werden. Bey „fohem uuortum" mögte ein Unterschied eintreten zwischen fouum, few, wenig und fohem wechselnd, vielfach, mancherley, so

bey Otfried: „Fehemo muate-uble jo guate“ variabili animo, malo bonove, wo das wenig nicht wohl passen will. Bey „en“ leitet der untere Hacken auf die Vermuthung, daß es auch Ahne heißen könnte; „dreuuet“ Dreyfadengewand, will uns nicht wohl zu Sinne, wir werfen auf geradewohl die Vermuthung hin, daß es auch driwerbe, dreyfach heißen könnte, so daß gelesen würde: wenn du mir Einen (oder Ahn) ansagest, ich geb dirs dreymal wieder, oder mache dirs zu Gefallen dreymal wett. Das gleich Folgende könnte auch verstanden werden, allem Volke, jedem Kind im Königreich bin ich bekannt. „Frote“ Fret im hiesigen Landesdialect ausdrückend eine herbe Kräftigkeit, ferah bey Otfried und sonst meist Leben, daher „ferahes frotoro“ eigentlich lebenskräftiger. Daß die Uebersetzung der Herausgeber „arbeo laosa heraet“ (eruelosan man, König Rother 2907) durch erbenloses Hausgeräthe richtig, und an die Herat dabey nicht zu gedenken ist, können wir aus Dietrichs Flucht zu den Hunnen bestätigen. Helche schlägt darin dem Vogt von Bern vor, eine Frau aus ihrer Kunne zu freyen, ihrer Schwester Kind, Frau Herrat genannt, die schönest, die nun lebendig ist. Dietrich versammelt seine Freunde im Rath, und Hildebrandt räth ihm eifrig diesen Vorschlag anzunehmen, aber nur aus allgemeinen Gründen, um die Freundschaft mit dem Hunnenkönig dauernder zu machen; von eigner Sippschaft mit der Braut, oder daß er sie zu Haus zurückgelassen, wird nichts darin erwähnt. Die Hochzeit wird wirklich ausgerichtet, und der Berner erhält Siebenbürgen zur Morgengabe. Dasselbe Gedicht veranlaßt uns, im gleich Folgenden nicht zu lesen „seit Dietrichs meines Vettern Elend sich anhub,“ sondern vielmehr, wie sich weiter unten rechtfertigen wird: „seit Dietrich zu darben begann um meines Vaters willen;“ faterero für Vater, hereron minon, meinen Herren, findet sich öfter bey Otfried. Bey „ummettiri“ mögten wir doch unmächtig vorziehen, er (Dietrich) war so freundsverlaßner Mann, und Ottakern nicht gewachsen. Mit dem Folgenden würden wir einen neuen Sinn anheben: „Bis da, wo Dietrich zu darben begann, war er (Hiltebrand) immer an Volkes Spitze.“ Bey „Welaga (Welaganu. Otfried) nu wal-

tant Got" wird klar, daß die seltsame Phrase im König Rother „daz weiz der waldindiger (anderwärts waldendinger) Got" falsch gelesen ist für: daz weiz der waltende her Got. In banun nigifastan, könnte banun auch ban, fan die Banner heißen, die Banner fliegen lassen heißt zum Streite ziehen, das Banner binden, die Waffen niederlegen.

Die Untersuchung über Sprache und Alter der Handschrift ist vortrefflich geführt, nur kann leider solchen Forschungen nur allzu wenig sichere historische Grundlage gegeben werden, weil man bey den seltnen noch übrigen Denkmahlen beynahe nichts weiß über Zeit und Ort ihrer Entstehung. Es ist gewiß, daß, so wie die Deutsche Nation in drey Hauptstämme zerfiel, den Gothischen, den Suevischen oder Oberdeutschen, und den Fränkischen oder Niederdeutschen, so auch allerdings die Sprache in drey Idiome auseinandergehen mußte. Aber gerade in jener früheren Zeit mußte das Allgemeine des Gesammtbegriffes noch sehr hinter dem Besondern einzelner Formirung zurückbleiben. Denn das ist der Charakter alter Zeit und des früheren Naturlebens, daß die größte Mannigfaltigkeit von Formen sich darin hervorthut, die zwar alle einfach und einfältig, aber in dieser einfachen Einfalt mit der schärfsten Eigenthümlichkeit ausgeprägt sind. Erst im Laufe der Zeiten sammelt sich das Nächstverwandte, allmählig auch das Fernere; das Band eines Gesammtbegriffes fängt an wie eine Wahlverwandtschaft sie zu umschließen; das Gemeinsame nimmt zu, und muß immer mehr überwiegend werden, wie das Besondere aufgerieben wird; zuletzt, wenn alle Eigenthümlichkeiten der Grundformen ausgeglichen und mehr oder weniger ausgesogen sind, stehen einige große Massen oder gar nur Eine da, die in ihrer Kugelrunde alle Typen und Gestalten bezwungen hält. So ist es um die gesellschaftlichen Verhältnisse in Deutschland beschaffen gewesen, und so sind die verschiednen großen Sprachstämme erwachsen, die jetzt auf Europäischer Erde stehen. Jedes der vielen hundert Völker, die nach und nach Deutschland umhegte, waren eben so viele verschiedne Personen, jede in ganz abgeschlossener Eigenthümlichkeit, die als solche auch vor allem sich geltend machte. Darum kämpften und stritten sie häufig mit einander, ob sie gleich alle als

Blutsverwandte an der Sprache sich erkannten; nur allmählig arbeitete jene dreyfache Bundsgenossenschaft aus dem Streit der Elemente sich heraus. So ist es auch mit der Sprache vom Besondern zum Allgemeinen vorgeschritten; im Anfang hatte gewiß jedes Volk seine eigene scharf bestimmte, von allen Andern abweichende, und doch wieder mit allen Andern zusammenhängende Mundart; ganz spät erst kann man von Ober- und Niederdeutschem Dialect, den äußersten nach Verschlingung aller andern allein zurückbleibenden Gegensätzen reden. Darum weicht jede der noch übrigen Urkunden der früheren Jahrhunderte im Sprachbau und Wörterformen von der Andern ab, wie Ihre geklagt; und darum muß jede scharf betrachtet wie die Gegenwärtige aus Ober- und Niederdeutscher Mundart gemischt erscheinen. Wir sind mit den Verfassern einverstanden, daß die Casseler Handschrift in dem Kloster von Fulda geschrieben worden, alle äußern Merkmale scheinen dahin übereinzustimmen, daß sie etwa der Zeit, wo Rhabanus dort Abt war, angehört. Dieser kräftige, geistreiche Mann war nebst Alcuin, Claudius, Johannes Scotus, Schüler des ehrwürdigen Beda, und während der Erste die Französische Schule in Paris, der Andere die Italienische in Pavia gründete, stiftete er in jener Abtey die Niederdeutsche, während jene von St. Gallen als die Oberdeutsche angesehen werden kann. In Fulda waren 270 Mönche unter seiner Obhut versammelt; Philosoph, Dichter, Redner, Astronom, Chronist, der Griechischen und Hebräischen Sprache kundig, hielt er unter Jenen offene Schule, selbst nachdem er ihr Abt geworden; in allen religiösen und weltlichen Wissenschaften wurde dort unterrichtet, von allen Seiten strömten Lehrlinge hinzu; gelehrte Pflanzschulen wurden von da aus wetteifernd in vielen Klöstern gegründet: die Abtey war eine wahre christliche Druidenschule, ein heller Lichtpunct in dem damals sehr verwilderten Norden, und als solcher von Völkern und Fürsten geehrt. Unter jenem gelehrten Vorstand und seinem Nachfolger Strabus stand die Stiftung in ihrem höchsten Glanze, und was an Denkmalen von ihr ausgegangen, wird so ziemlich ihrem Jahrhundert angehören, 150 Jahre später waren die Mönche schon üppig und liederlich geworden, und der Kayser Heinrich nahm ihnen

darum einen Theil ihrer Besitzungen weg, und legte sie Aermeren zu. Es war aber Otfried der Uebersetzer der Evangelien von dieser Fränkischen Schule ausgegangen; wenn wir aber dies sein Werk mit unserem Fragment vergleichen, seine geschmeidige Sprache die runde, ja oft zierliche Form, die scharfe Herrschaft der darin waltenden Regel im Gegensatze mit der ungelenken Gliederung, dem vollen aber ungeschmeidigen nicht sehr musikalischen Ton des Andern, dann müssen wir uns überzeugen, daß Beyde unmöglich zu derselben Zeit abgefaßt seyn können, so viel man auch auf die Gewandheit des Dichters und den Umstand, daß er eine kunstgerechte Grammatik vor sich hatte, rechnen will. Vielmehr ist die Sprache des Gedichtes älter, als irgend eines der bisher bekannt gemachten kleineren Fragmente, das alte Vaterunser, das Freher herausgegeben, etwa ausgenommen, das im Sprachbau und in den Wortformen unter allen jenem einzigen Ueberreste am nächsten kömmt. War also die Handschrift um jene Zeit wirklich in Fulda geschrieben, dann hatte der Schreiber zuverläßig ein älteres Original vor sich, das er wenig oder gar nicht änderte. Man vergleiche aber nun mit Otfrieds Bibel, Notkers zweyhundert Jahre jüngeren Psalter, und man wird den Unterschied in der Sprache bey weitem geringer, als die zwischen dem Ersten und unserm Fragmente finden, so daß die Annahme, jenes Original sey zwey Jahrhunderte älter als Rhabanus keineswegs übertrieben scheint. Aber wir haben Gründe, auch selbst dies ältere Blatt nicht für die Urschrift anzuerkennen. Es ist nämlich die Fabel des Gedichtes eine Gothische, die Sprache aber eine der Fränkischen Mundarten. Nun galt allerdings die Fabel des Heldenbuches auch im Frankenlande, aber sie ging dort keineswegs in Gothischen Formen um; sie war vielmehr als eine Einheimische aufgenommen; es waren Fränkische Helden, Fränkische Namen und Fränkische Thaten, oft gegen den feindlichen Gothischen Stamm ausgeübt, wie jene der Burgundionen, die dann besungen wurden. Ganz gewiß hatten die Fränkischen Stämme ihr eigenes Heldenbuch, und das gegenwärtige Gedicht war keineswegs ein Theil von ihm, es war von einer Gothischen Urschrift übertragen worden. Da die Dichtung in ihren Lebensaltern sich gewöhnlich

an die Zeiten glänzender Regierungen und eines wohlgegründeten allgemeinen Wohlstandes zu knüpfen pflegt, so kann man überhaupt die Zeit Theodorichs als die Sammlung und Auffassung jener Gothischen Gesänge vielleicht auch zum Theil ihrer Umbildung in die christliche Form mit Wahrscheinlichkeit annehmen. In diese Sammlung war denn auch das Casseler Fragment aufgenommen, und wahrscheinlich in den Runen des Ulfilas geschrieben. Auf diese Vermuthung haben uns die noch vorhandenen Spuren jener Schrift im Text geleitet. Wie nämlich die Herausgeber im Weisenbrunner Gebet das Runenhagel gar wohl erkannt, so finden wir hier außer dem W des Ulfilas noch Thor oder Thus, so häufig auch in den Manuscripten der Edda vorkommend, anfangs durch den Querstrich durch das D bezeichnet, tiefer hinein durch das linksgeschwänzte d, beydes den Lispellaut andeutend. Der Haken abwärts am e in den Worten en, seo, enigeru, letturi findet sich gleichfalls häufig in der Edda, um ae zu bezeichnen, z. B. Sereidr, Säreida, und wie hier seo, so wird dort se moru vada der traurige See mit demselben Haken bezeichnet. Die Circumflexe endlich über aenon sé, erhinal, hewun, also alle auf e scheinen das Eir der Runenschrift auszudrücken und anzudeuten, daß ö, oe und ör gelesen werden müsse.

Ein weiteres großes Verdienst der Herausgeber ist die Entdeckung der Alliteration in beyden Fragmenten, und die Nachweisung, wie sie in gebundner Rede abgefaßt. Der Vocal ist das natürliche Element der Sprache, der Consonant das Technische; jener wird wie das Leben nicht gelernt, dieser kann in fertiger Aussprache durch Uebung allein erworben werden. Bey allen raschen, rührigen, strebsamen, kriegerischen Völkern und epischen Naturen bey Nordländern, Berg- und Wüstenbewohnern ist die Sprache reich an Mitlautern und kunstreichen Verknüpfungen dieser Elemente in scharfer Zeichnung ohne sonderliche Färbung. Bey Andern, die mehr lyrisch im Leben und im Gefühle sich bewegen, daß der gespannte Muskel sich lös't und in innener Fülle rundet, herrscht auch die Musik des Vocales vor, es sind Brust- und Herzensprachen, wie jene Ringersprachen. Der Nordischen Kehle aber mußte nun auch

das Nordische Ohr zugebildet seyn, und am regsten der Harmonie jener stark bezeichneten Sprachlaute sich öffnen, so zu reden mehr dem kunstreichen Einklang der Instrumentalbegleitung, als dem inwohnenden Gesange. Das hat ohne Zweifel die Deutschen und Celtischen Völkerschaften auf die Alliteration geführt, ein Heldengesang in ihr ist ein Waffentanz, worin die Ringe der Rüstung klingen, die Lanzen gegen einander sausen, und Schwertschläge von den Wölbungen der Schilder widertönen, während Liebesgirren nur im weichen Lüftchen milderer Sprachen sich articuliren kann. Assonanz und Consonanz sind wie Naturlaut und Kunstlaut, jene läuft am Selbstlauter fort, die andere am Mitlauter, jene ist eben selbstlautend und die andere mitlautend, indem sie wahrscheinlich im Vortrage den frey schweifenden Ton auf eigne Weise band und begränzte. Für den, der die Dinge ohne künstlich gemachte Befangenheit nimmt, wie sie sich ihm geben, ist es schon zum Voraus gewiß gewesen, daß eine Erscheinung, die so tief im Geiste des Volkes und der Sprache ihre Wurzeln schlägt, weder von einem besonderen Stamme ausgegangen, noch auf einen engen Winkel in ihrer Verbreitung sich beschränkt. Inzwischen war es nothwendig für diejenigen, die in der Geschichte nichts ohne den biblischen Augenschein gelten lassen, ohne dabey zu gedenken, daß er dem getrübten Auge doch wieder nur zum Scheine werde, und bey denen selbst Gott sein Daseyn durch gehörige Erweise in logischer Form legitimiren muß, hier wieder einmal urkundlich zu beweisen, daß die Geschichte ihre großen Gesetze hat, wie der Himmelsbau, und daß alles, was aus ihnen auf die rechte Weise hergeleitet wird, durch die Beobachtung da wie dort nimmer Lügen gestraft werden kann. Das Casseler Fragment beweis't schlagend, daß die Alliteration, die bisher für das Angelsächsische erwiesen war, über die ganze Niederdeutsch Fränkische Poesie, und wenn unsere Ableitung richtig ist, über die Gothische sich verbreitete, und das Weißenbrunner Gebet vollendet diesen Beweis auch für die Oberdeutsche oder Suevische, der dies Fragment, wie kaum zu zweifeln, angehört. Wo an seltnen Stellen die Alliteration auszugehen scheint, ist es wohl durch die Uebertragung der Urschrift in fremde Mundart durch der Sache nicht sonderlich kundige

Mönche einzeschlichen. Die Dichtungen aber nun auf diese Weise in ihrer ursprünglichen Form wieder hergestellt, lassen uns einen tiefen Blick in das Wesen der einheimischen Poesie thun. Sie reichen nahe in die Zeit von Chilperichs Grab hinein, und wie das, was man dort gefunden, Bienen, Siegelringe, Schwert, Messer, Pferderüstung, Stierbilder uns einen plastisch anschaulichen Begriff von den äußerlichen Formen des damaligen Lebens geben, so führen uns diese Ueberbleibsel recht in die Mitte des dichtenden Geistes jener Zeit hinein, und wenn wir die Töne, die in den Werken des Mittelalters und des Nordens; so wie in uns selbst von jener Zeit noch dunkel nachklingen, um die gewichtigen Worte, in denen diese Runen sprechen, sammeln, dann mögen wir den Torso in unserer Anschauung mit ziemlicher Sicherheit ergänzen, und uns ein ganz angemessenes Bild von dem Wesen jener uralten Dichterschule machen, etwa wie wir die Altgriechischen Philosophenschulen ja gleichfalls aus wenigen übrigen Fragmenten und dem Geiste des Ganzen gar wohl zu deuten vermögen. Nur über die Vortragsweise dieser Werke läßt sich schwer aufs Reine kommen, wahrscheinlich geschah es schwebend zwischen Sage und Lied in einer Art von Recitatif mit Begleitung irgend eines lautenartigen Instrumentes, so daß die Betonung immer auf die alliterirenden Sylben fiel, eine Art, wie sie wohl auch die früheren Rhapsoden und die späteren Conteurs verschieden von den Liedersängern haben mogten. Aber gewiß ist, daß auf solche Unterlage die ganze spätere Poesie gegründet war. Das Casseler und das Weißenbrunner Manuscript verhalten sich genau zu einander, wie der heroische und der mythische Theil der Edda, denn auch wir glauben mit den Herausgebern, daß der Eingang der Letztern einer Art von Deutscher Voluspa angehört. Die ganze Dichtung des Volkes war in einem solchen Mythen- und Heldenbuche niedergelegt; das Wenige, was wie im Gebete das Christenthum vom Ersten nicht etwa zu sich hinüberziehen mogte, wurde verworfen und ging verloren, auf das Andere aber wurde im Verfolge die ganze Dichtung des Mittelalters aufgesetzt. Wir haben am König Rother noch eine treffliche Urkunde zum Belege dieses Zusammenhanges der späteren Zeit mit jenen frühen

Jahrhunderten. Gerade wie das Casseler Fragment aufgelös't aus Altdeutschem Lied in die Wilkinasage des dreyzehnten Jahrhunderts eingegangen, und dann durch die verschiednen Umarbeitungen des Hildebrandliedes bis auf uns gekommen, so findet sich auch Rother als ein solches Lied in jener Sage, zugleich aber auch früher noch als Epos schon vom Norden nach Italien und Griechenland hinabgetragen. Der Osantrix der Wilkinasage ist die Nordischdeutsche Gestalt des südlich Ostgothischen Rothers, und Beyden liegt gerade ein solches altes Gedicht, wie das Fuldaer zum Grunde, aus dem es sich in allmählige Fortbildung heraus entwickelt hat. Daß dem so sey, beweisen außer den noch da und dort durchbrechenden riesenmäßigen Umrissen der früheren Zeichnung, die mancherley alten Wortformen, die auch schon v. d. Hagen aufgefallen, volgodis, tror.nde, sprachan, gesamenot, gecirot und viele Andere, alles große Werkstücke eines andern Baues in diesen nur vermauert. Der Versabtheilung müssen wir durchgängig unseren Beyfall geben, und es ist uns interessant gewesen, zu vernehmen, wie die Herausgeber gegen die Brechung der Edda in kleine Verse sich erklären. Allerdings läßt sich wohl Manches zu ihrer Rechtfertigung beybringen. Das Griechische vollendete Epos wie die Nibelungen und auf gleicher Höhe stehende Dichtungen aller Völker gehen allerdings im feyerlichen Schritte mit langem Schleppkleid, aber es ist keineswegs damit entschieden, daß auch die alten Rhapsoden so feyerlich gesungen. Der Athemzug der Begeisterung ist tief, aber kurz; wo die Dichtung noch so nahe und scheitelrecht über dem Leben steht, erscheint auch Ausdruck und That in einem runden engerfüllten Augenblicke; erst wenn das heiße Gewitter vorübergezogen, sehen wir zuerst das Feuer zucken, und die reflectirende Dichtung dann in einem langen Donnerzuge nachrollen; ganz zuletzt in zahmer gebildeter Zeit steht sie ohne Zuck und Schlag ein bloßes Wetterleuchten am fernen Himmel, und die Wolke läßt sich erkühlend das Feuer in langsamen Hellen austropfen! Die alte Sage ist, so scheint es, kurz und eilig wie die Hieroglyphensprache, sie hat viel zu sagen, und wenig Zeit und Worte, der Stein, die Rede soll so viel als möglich Gedanken in wenig Zügen fassen; sie noch Gefährtin der Heldenzeit

und selbst Heldenjungfrau verhält sich zur späteren Nacherinnerung wie schrotende Schwertesschärfe zum hellen Stahlspiegel auf seiner Fläche. Darum ist wohl auch die enge Versabtheilung, wenn sie ein Irrthum ist, ein sehr alter, denn offenbar ist der welsche kurze epische Vers, von Norden herab, wie der Alexandriner von Süden heraufgekommen, aus jenem dadurch hervorgegangen, daß man die Alliteration bloß mit dem Reime verwechselte, und mit dem Sylbenmaße leichter nahm, und gerade das gibt zurückwirkend auf das Vorbild diesem einen flüchtigen, leichtfertigen Anstrich, der sich mit seinem ernsten, bedeutsamen innern Charakter gar nicht wohl vertragen will.

Unter der Rubrik: Zusammenhang mit dem ganzen Fabelkreis, haben die Herausgeber vortrefflich nach ihrer Weise wie Geologen eine Erzader, so das Werk in seiner Lagerung in dem großen poetischen Gebürgzuge dargestellt, und so erst recht seine große historische Wichtigkeit herausgehoben. Wir sind im Stande, aus der Vaticanischen Handschrift No. 314. Dietrichs Flucht zu den Hunnen, die Fabel, in die das Fragment eingreift, in etwas zu ergänzen. Der alte Amelunch erzeugte mit einer Gattin, aus Kerlingen geboren, drey Söhne wohlgethan, worunter der älteste Diether, dann Ermrich so der ungetreuest war, der je von Mutter ward geboren, zuletzt Dietmar. Der Vater theilt unter die Söhne sein Land, so daß dem Erstgebornen Bisach und Beyerlant, dem Ermrich Pullen, Galaber und Wernhers Mark, dem Jüngsten endlich Lamparten alles gar, Römisch Ere und Osterlant, Foriul und das Inntal zufällt. Alle drey gewinnen Kinder, Ermrich einen Sohn, Friederich genannt, Diether die beyden Harlunge, die Ermrich fieng und ohn' Schulde hing. Dietmar endlich, der Bern gebaut, nahm des Königs Desau Tochter, und gewann mit ihr zwey schöne Kind, Dither und den Bernere, der mit maniger Mannheit alle die Wunder hat bereit, davon man singet und seit; Hildebrand erzog die Söhne, die der Vater sterbend dem Ermrich befohlen. Diesem aber rathen Sibich und Ribestein, daß er mit Dietrich ein Gleiches thue, wie mit den Harlungen, während er ihn zu sich lade, unter dem Vorwand, daß er nach dem heiligen Grabe walle, um

den Tod der beyden Jünglinge zu büßen. Der Ungetreue sendet Randolt von Ankon mit dem Auftrage nach Bern, dieser aber statt ihn in die Schlinge zu ziehen, warnt ihn vielmehr vor der Verrätherey. Wie Ermrich seine Tücke entdeckt sieht, gebietet er eine Heerfahrt, wie größere nicht ward gesehen auf römisch Erd. Er rückt mit mehr als 80000 in das Herzogthum zu Spolet und heißt das Land öde legen mit Raub und Brand, bis an Meylan. Aber auch Dietrich hat sich gerüstet, ihn zu empfangen, unter dem Rufe Aht Schevelin (oder Schavolin) Berne, Ahet volir Berne! (Acht schau wohl in Bern, achtet wohl ihr Berner?) überfällt er Nachts den Feind; Ermrichs Sohn, Friedrich, wird mit 1800 gefangen, und 26000 liegen vom Heere erschlagen. Nach der Schlacht aber grämt sich Dietrich sehr, daß er nicht Gutes genug besitze, um seine tapfern Freunde zu belohnen. Da spricht Bertram von Polen, Herr ihr sollt nit Sorge han, ich gieb euch Gutes also viel, mit Treuen ich das gerne thun will. 500 Saummere in Polen, da ich zu Hause bin. Dietrich nimmt das Anerbieten an, und nach dem Golde werden gesendet Hildeprant, Sigebrant, Wolffhart, Helmschart, Amlant von Gart, Sindolt, Ditleip von Steyer und mit ihnen Bertram. Aber ihre Reise war alles Unglücks Anfang, während die Boten hochgemutet streichen mit dem Gute, legt Ermrich ihnen einen Hinterhalt, und als man das Gold führen sollte gegen Bern herauf, durch Isterich wird es genommen, und die Ritter werden gefangen vor Ermrich geführt zu Mantauwen in die Stadt. Und der Ungetreue spricht zu ihnen: will Dietrich lösen euer Leben, er muß mir fürwar geben alles was er je gewann, Gart und Meylan, Bern und Raben, Polen und Histerich, Lamparten und römisch Erde muß er mir alles lassen, alles muß mein eigen wesen, oder ich laß euch nicht genesen. Der Bernere, wie er die Rede vernimmt, spricht: und waren mein alle Reich, die wollt ich ehe alle lan, dann meine getreuen lieben Mann, die Reiche ich eh alle verchur, ehe dann ich sie also verlur. Er sendet einen Boten an Ermenrich, daß er ihm seinen Entschluß ankündige, und dieser zieht vergnügt mit einem Heere gegen Bern. Mit

Kräften sie lagen, Raubes sie pflagen, und thaten Schaden stark allum durch die Mark, das Land sie anzunden, sie namen was sie funden, Rauch ging über Land, der starke Most und Brand, Rauch über Bern. Hervortreten Jubart, Eckwart, Ekkenat, deren waren drey und vierzig Mann, die Gut, Weib und Kind ließen um den von Bern. Dietrich geht hinaus mit Geleit vor Ermrich, mit nassen Augen trübe und roth; das Haupt er darnieder bot Ermrich auf die Füße. Er spricht: gedenke Vetter süße, daß ich bin deines Bruders Kind, daß meine Sinne noch kranke sind, nu thu an mir die Ehre, ich will nimmer mehre wider dein Hulde icht begehn, noch deines Zornes abgestehn. Lange schweigt Ermrich, zuletzt spricht er erbarmungslos: gibt man mir heute Bern nicht, so glaub mir, daß dir geschicht weh von meinen Handen. In allen den Landen, die je Land sind genannt, wo dich begreifet mein Hand, da wiget nicht dir alles Gold roth, begreiff ich dich so bist du todt. Dietrich bittet zuletzt bloß um Bern, der Ungetreue aber erwiedert, nu laß dir seyn von mir gach, oder ich heiß dich fangen und auf einen Baum hangen, den nächsten den ich finde. Zuletzt noch sagt er, um ihn zu kränken, er müsse zu Fuße mit den Seinen abziehen. Mehr als tausend Frauen aus der Stadt, Frau Ute an ihrer Spitze, gehen hinaus ins Lager, und legen Fürbitte um den Fürsten ein, sie werden aber zornig angefahren; eylet euch von mir wenden, oder ich heiß euch schänden. Hin fährt nun Dietrich gegen Hunnenland mit den Seinen, am 25ten Tage kömmt er mit Genossen in die Stadt Gran, und kehrt bey einem Kaufmann, des Königs Palast gegenüber, ein. Bald hält die Königin Helche ihren Einzug mit Rüdiger, und verschämt birgt der Held sich hinter den Linen, Rüdiger aber erkennt und bewillkommt ihn und schenkt ihm, als er sein Unglück erfahren, 800 Mark. Auch bey der Königin führt er ihn ein, und auch sie, nachdem sie ihn wohl bewirthet, verehrt ihm zwölf Saummäre mit Gut. Bald auch kömmt der Hunnenfürst mit seinen Rittern von Etzelburg, auch er nimmt sich des Geächteten an, und sagt ihm 12000 Mann zu, Rüdiger 11000, und Andere nach Vermögen. Bald erhält Dietrich auch Nachricht

von Amelot, wie er Bern wieder gewonnen durch Ueberfall, und nun zieht er aus gegen römisch Reich mit seinen Mannen. Am zwölften Tage kömmt er vor Bern an, Tidas gewinnt ihm Meylan, um ihn sammeln sich wieder seine Freunde. Da macht auch Ermrich sich auf, um Meylan zu belagern, Dietrich aber bereitet einen Ueberfall, Wolfhart redet zu seiner Schar: nu freut euch Helden gut, wir sollen in Mannes Blut heute waten bis über die Sporen, wir sollen also schaffen, daß Layen und Pfaffen von dieser freysen Märe sagen. Sie stoßen bald auf den sichergemachten Feind, da ward ein Darrucken, da hub sich ein Zucken, die scharfen Geren mit Handen zusammen sie gerannten, der Dunst aus ihrem Leibe rauch, gleich in dem Gebaren gleich als ob ein Wald wäre gezündet an mit Feuer. Wolfhart schreit abermals auf: ist unter uns jemand er sey Herr oder Fürste, den von Herzen dürste, der leg sich nieder und trink das Blut, und fecht aber als ein Held gut. Ermrich wird geschlagen und in Ravenna eingeschlossen, auf Sibech und Ribesteins Rath aber entweicht er in der Nacht nach Bolonie. Ravenna wird übergeben, und von Dietrich dem ungetreuen Wittige übergeben, so wie Meylan dem Tydas, Bern dem Elsan, Gart dem Amlolt. Dann reitet der Bernere mit den Hunnen zu Etzel, ihm kömmt sein Bruder Diether in Freude entgegen, Buhurt und Hochzeit mit der Herat. Bald aber kommen wieder Boten von Amlolt hergeeilt, um zu verkündigen, wie Wittige Raben verrathen, und wie Ermrich alle in der Stadt erschlagen, tausend Frauen enthauptet und sechshundert Kind gehenkt, und wie er mit einem Heere von 200000 läge im Herzogthum von Spolet, denn er hat das Harlunge Gold, davon er noch lange gibt guten Sold. Da gebietet Etzel eine Heerfahrt nach Gran über acht Wochen, Frau Helche sendet 48 Saummäre mit Golde roth voraus nach Bern: Bald sammelt sich ein Heer von 150000 um Dietrich, und damit fährt er hin durch Sandes gegen Ysterich, unterwegs unterwerfen sich ihm wieder Polere die Reichen, und geben hundert Kastellan: bey Padauwe wird Ermrichs Sohn Friedrich geschlagen, Wolfhart fängt Sibechs Sohn Saben, und er wird

vor den Mauern gehenkt. Das Heer zieht weiter gegen Raben, die Frauen werden begraben mit großem Leid, und es geht nun nach Bolonie, wo Ermrich liegt. Am Reine (kleiner Fluß bey Bologna) lagern beyde Heere, der Feind wird umgangen durch die eine Hälfte des Hunnenheeres, Dietrich selbst macht den Angriff, Feuer flog freislich aus Helmen und stählerner Wat, Ermrichs Heer wird durchbrochen. Am Morgen kömmt noch König Günther mit den starken Burgonismann gegen die Sieger geritten, alle auf stolzen Kastellan mit Eisen wohl bedecket. Erst wird nun ein Sturm gestritten, der härtest der da je geschah, als ob tausend Schmiede wären mit Hämmern über Ambos gethan, Dietrich und Günther, Volker von Alzan und Wolfhart kommen zusammen mit Wehr, Schaar nach Schaar wird aufgerieben, am Mittag gelagen alle Günthersmannen todt bis auf 32, der König selbst wird flüchtig, Feld, Blumen und Gras, alles rinnt von Blute, man sieht die Güsse hinabgehn, als von dem Regen thut ein Bach, wohl eine deutsche Raste weit alles mit Todten voll lag. Ermrich verlor alle die gar, die er hatt gebracht in den Streit, der Seinen lebt niemand mehr wann 1100 Mann; Ribestein wird errannt und von Ekkewart erschlagen, nur 200 kommen mit Ermrich, Sibig, Wittige und Heinze nach Bolonie. Es folgt die Klage und das Begraben der Todten, Ruhe der Streitmüden bis zum achtzehnten Tage, dann fährt Dietrich wieder zu den Hunnen nach Etzelburg, und wird freundlich empfangen, Helche klagt in ihrem Muthe, die edeln Recken gute, und wer auf dem Wall verschied. Hiemit endet sich das Lied, das zwar in der alten Form reichen Stoff zu einer schönen Quida bot, hier aber in späterer meistersängerischer Breite und Verweichtheit nur von sehr mittelmäßigem poetischem Verdienst erscheint, aber sehr wohl die historische Composition jenes Dichtungskreises zu erläutern und aufzuklären dient.

(Der Beschluß folgt.)

No. 23. Heidelbergische 1813.
Jahrbücher der Litteratur.

Die beyden ältesten deutschen Gedichte aus dem achten Jahrhundert herausgegeben durch die Brüder Grimm.

(Beschluß der in No. 22. abgebrochenen Recension.)

Was die bey dieser Gelegenheit von den Verfassern entwickelten, sehr wohl begründeten Ideen über Dietrich von Bern, Ermrich, Sibich, die Wölfinger und verwandte Gegenstände betrifft, so werden wir an einem andern Orte Gelegenheit haben, uns weiter darüber zu verbreiten; hier bemerken wir nur, daß schon der Abt Conrad von Lichtenau, Verfasser der Ursperger Chronik am Anfange des dreyzehnten Jahrhunderts, über den Zwiespalt der Poesie und Geschichte in der Dietrichssage nachgrübelte, und zu einem ähnlichen Resultat wie die Verff. gelangte, wobey ihm aber freylich die wahre Erkenntniß des Wesens der Heldenpoesie nicht angemuthet werden darf. Wir führen die in mancher Beziehung merkwürdige Stelle hier aus seinem Buche, Basler Ausgabe S. 111 an: „Nach Erwägung aller dieser Umstände mag jeder, dem irgend einige Ueberlegungskraft beywohnt, entscheiden, was davon zu halten, daß nicht bloß in gemeiner Dichtung und in Volksgesängen aufgenommen, sondern sogar in einigen Chroniken geschrieben ist, wie Ermenreich zur Zeit Martians über alle Gothen geherrscht, und den Dietrich Dietmars Sohn, seinen Vetter, auf Anstiften des Oddacer, gleichfalls, wie sie sagen, als Vetter ihm verwandt, von Verona vertrieben, und ihn gezwungen, beym Hunnenkönig Attila Zuflucht zu suchen, da doch Jornandes ausdrücklich erzählt, Hermenreich, der Gothenkönig, habe zur Zeit des Valens und Valentinians über viele Könige geherrscht, und sey von zwey Brüdern Sarus und Ammius, die, wie ich glaube, jene sind, die gemeinhin (vulgariter) Sarelo und Hamidiecd genannt werden, verwundet worden, und dann beym ersten Vorbrechen der Hunnen aus den mäoti-

23

schen Sümpfen unter Balamber theils an der Wunde, theils aus Verdruß über diesen Einbruch gestorben, Attila aber habe siebenzig Jahre später in den Catalaunischen Feldern gestritten, und sey unter Martian und Valentinian gestorben. Dann erst habe unter Leo Theoderich, Dietmars Sohn, den Odoacer König der Rugier und Turcilinguer in vielen Treffen geschlagen und die Herrschaft Italiens erlangt. Darum mag eine aufmerksame Betrachtung dieser Thatsachen wohl entscheiden, wie es doch möglich seyn mögte, daß Ermenreich den Theoderich Sohn des Dietmar zum Attila entweichen machen, da er doch keineswegs sein Zeitgenosse war. Jornandes hat also entweder falsch berichtet, oder der gemeine Glauben trügt, oder ein anderer Ermenreich und ein anderer Theoderich sind als Zeitgenossen dem Attila beyzulegen, durch welche alsdann der Widerspruch ausgeglichen werden mag. Denn jener Ermenreich starb lange vor Attila, Theoderich aber wurde nach seinem Tode, oder um die Zeit desselben geboren im fünften Geschlechte von Wuldulf, Bruder Ermenreichs, beyde Söhne Achiulfs, abstammend, dessen Enkel Eutharik, indem er die Amalasuenta, Theoderichs Tochter, zur Gattin nahm, beyde Linien wieder miteinander verband. Dietmar seinem Vater aber werden keine anderen Brüder beygelegt als Wualamar und Vintimar, wovon der Erste zur Zeit Attilas lebend nach dessen Tode seiner Herrschaft sich unterwarf, und ohne Nachkommen sterbend seinem Bruder Dietmar die Regierung überließ, der andere aber einen gleichnamigen Sohn hatte, der nach des Vaters Tode Italien verließ, und nach Gallien ging." Man sieht, diese Chroniken lesen, wenn der Abt recht gesehen, gerade wie das Casseler Fragment, wie es scheint, anders als die Wilkinasage, die doch ganz auf den Liedern derselben Zeit ruht; Dietrich flieht vor Odakers Neid nach Hunnenland, und dieser Odaker ist nicht Ermenrich, sondern Sibich oder Saben. Alles beweist, wie vielfältige Gestalten die Fabel durchgelaufen, gleichzeitig bey vielen Völkern und nacheinander in vielen Zeiten, den Letzten ist alles zuletzt in ein Bild verwachsen, wie ein Baum in den Knospen viel tausend Pflanzen trägt, deren jede verschieden von der Andern, und die doch eins sind in ihrer Natur und in ihrem Mutterstamme. So auch sind alle

diese Helden Dietrich und Hiltebrand und Odaker und Ermenreich und Attila blühende Bäume, die viele Länder mit ihrem Gezweige überschatten, und durch lange Jahrhunderte immer dieselben und immer Andere grünen. Alles das ist in der Schrift sehr gut entwickelt, und dabey noch recht scharfsinnig auf die Verknüpfung der Dichtung durch Sibich mit der alten Fuchsfabel nachgewiesen. Was den gleichfalls angedeuteten Zusammenhang des Hiltebrand mit dem Odysseus betrifft, fügen wir nur noch aus der Trojanischen Geschichte des Dictis von Creta, die man, wie alle Werke dieser Art, auch achtlos verworfen, während sie ein Neugriechisches Erzeugniß der frühesten Zeit ohne Zweifel auf alten Sagen und jetzt verlornen Urkunden ruht, daß auch Ulysses mit dem eignen Sohne Thelagon, den er mit der Circe erzeugt, in Achaia vor seiner Burg kämpfte, ohngeachtet ihn ein Traum gewarnt, und daß der Jüngling unwissend den Vater mit der eignen Lanze, die er auf ihn hingeschleudert, tödtet.

Wir müssen den Bemerkungen ein Ziel setzen, welche die interessante Schrift in uns geweckt. Wir loben zuletzt noch einmal das Ganze um die treue Gründlichkeit, um die schöne Liebe zu der Sache, um die durchgängige innere Tüchtigkeit, um die wohlbewahrte darin herrschende Geistigkeit.

Görres.

Erinnerungen von Friedrich von Matthisson. Erster Band. Zürich, bey Orell, Fuesli und Comp. 1810. X u. 413 S. Zw. Bd. 418 S. gr. 8. (Mit einigen niedl. Vignetten.)

Die anziehende Darstellungsart des Verf. ist schon aus seinen früher erschienenen Briefen bekannt. Die Vorzüge, welche jene Sammlung auszeichneten, — ein heller Blick im Auffassen der Gegenstände, ein guter Beobachtungsgeist, weiser Gleichmuth und milder Ton in der Beurtheilung, metrischschöne Darstellungen und ein sehr gebildeter, blühender Vortrag — zeichnen auch diese Erinnerungen, und zwar in einem noch höheren Grade, aus. Nur dürfte der Vortrag hier und da für Prosa vielleicht zu blumenreich seyn, und manchen Schilderungen scheint fast bloß das Sylbenmaß zu fehlen, um

malerische Poesie zu seyn. Mehrere der im Jahre 1795, und im J. 1802 in einer neuen Auflage, erschienenen Briefe des Herrn v. M. sind, ihrem wesentlichen Inhalte nach, wiewohl in einer andern Ordnung, mit den fünf in diesem ersten Bande vorkommenden Aufsätzen verwebt; allein überall wird man die bessernde und feilende Hand des Verf. gewahr. Manches Minderbedeutende, desgleichen die Ankündigung der künftigen Erscheinung von Büchern, die damals, als die Briefe herauskamen, längst erschienen waren, wie Gerstenbergs Minone, Klopstocks Tod Hermanns u. a. blieb diesmal weg. Einigemal werden jedoch auch hier noch Werke als künftig erscheinend angekündigt, die wenigstens zur Zeit der Herausgabe dieser Erinnerungen (1810) allgemein, als längst erschienen, bekannt sind. So wird, um nur ein Beyspiel anzuführen, S. 375 bey Aug. Rode bemerkt, „wir hätten in Kurzem einen verdeutschten Vitruv von ihm zu erwarten.“ Dieser Vitruv ist aber schon 1796 zu Leipzig in zwey Bänden in 4. erschienen, und da Hr. v. M. sich nicht streng an die Zeitfolge bindet, und Erinnerungen aus frühen und späten Jahren an einander reihet, so hätte diese Notiz entweder anders gestellt oder doch nicht ohne eine Anmerkung gegeben werden sollen. — Drey andre Bände werden noch auf diesen ersten folgen, und diese Sammlung, die gewiß viele theilnehmende Leser finden wird, beschließen.

Wir gehen zu den einzelnen Aufsätzen des ersten Bandes über. I. Der große Bernhardsberg. S. 1 — 16. Diese sehr anziehende Beschreibung las man schon mit Vergnügen in dem ersten Theile der Briefe; hier aber sind die Materien noch besser, als dort, geordnet, und die ganze Darstellung zeigt von der glücklichen Feile des nach immer größerer Vollendung strebenden Verfassers.

II. Die Felsenkuppe von Mayenne. S. 17—30. Auch diese schöne Schilderung kennt man schon aus dem 15. Briefe der ersten Auflage. Außer mehreren glücklichen Verbesserungen im Ausdrucke und einigen passenden Auslassungen, findet man hier auch ein sinnvolles Gedicht: Die Alpenhirten; — wiederum abgedruckt in der neuesten Sammlung der Matthisson'schen Gedichte S. 211.

III. Darstellungen aus Frankreich: in drey Abschnitten. S. 31 — 154. Merkwürdige Züge aus dem National-Charakter der Franzosen, Nachrichten von ihrem Theater, Beschreibungen interessanter Kunstwerke und Alterthümer, und lebendige Schilderungen reizender Gegenden wechseln hier aufs angenehmste mit einander ab. Uebrigens las man die meisten der hier mitgetheilten Bemerkungen des Verf. über Lyon, Avignon, Vauclüse, Cette, Niemes, Montpellier u. s. w. schon in seinen Briefen. Aber auch hier stößt man auf manche glückliche Verbesserung in der Darstellung. Eine der trefflichsten Schilderungen, die des Hafens bey Cette — möge hier als Probe der Darstellungsart des Verf. stehen: „Ein frischer Seewind (heißt es S. 153) kühlte die Wärme des Abends. Die Matrosen schwammen zwischen den Schiffen im Hafen, und die Fischer sangen in ihren Barken. Ich stieg hinter der Petersschanze hinab, und warf mich in die lauen Fluthen. Mit der Wonne wird vielleicht selten gebadet. Die Geschwader der Karthager, Syrakuser und Römer gingen vor meinem Geiste vorüber; die großen Schatten der Scipionen über den Wassern, und klagende Stimmen der Heldenvölker schollen, aus ihren fernen Grüften, über die unermeßliche Meeresfläche, welche sie vormals herrschend umwohnten. Ich ging nachher noch lange auf dem Mole spatzieren. Allmälig verstummte das Getümmel des Hafens, und man hörte nur noch von Zeit zu Zeit in den Schiffen das dumpfige Läuten der Betglocke. Lange schon hatte die Flamme des Pharus geleuchtet, als ich in den Gasthof zurückkehrte. Goldene Bilder aus Athen, Milet und Lesbos wirkten sich in meine Träume; die freundlichen Gestirne, unter deren Einflüssen die glücklichen Südländer, durch überschwengliche Fülle des keimenden und fruchtenden Lebens, in ewiger Frühlingsjugend frohlocken, scheinen einladend niederzuschweben, und der entkörperte Himmelschor ihrer seligen Bewohner sang in leisen Geistertönen: Hoffe freudig, hoffe muthvoll, Psyche, bis zur Morgenröthe der losgebundenen Schwingen! Hoffnung ist die Blüthe des Glücks!“ — —

IV. Feyer des Wiedersehens auf dem Schlosse Bodmer. S. 155 — 178. Ein Besuch bey dem Dichter

v. Salis, aus dem 8. Briefe des zweyten Theils der Briefe schon bekannt. Aus einem andern Briefe jener Sammlung ist auch ein Besuch des Herrn v. Salis bey Herrn v. Matthisson eingerückt. S. 159. 160 wird dem edlen Ulrich von Hutten ein verdientes Todtenopfer gebracht. Außer einigen glücklichen Verbesserungen im Ausdrucke, stößt man in diesem Aufsatze auch auf einige gelungene, neu hinzugekommene Stellen.

V. Vaterländische Besuche. S. 179 — 413. Auch diese Nachrichten las man größtentheils schon ehemals in den Briefen des Verf. mit Vergnügen; nur mit dem Unterschiede, daß man die aus verschiedenen Jahren und von verschiedenen Reisen herrührenden Notizen hier in ein Ganzes concentrirt, und mit manchem angenehmen Zusatze bereichert findet. Manches, was nur die Empfänger der Briefe interessiren konnte, ist hier weggeblieben. Die Bemerkungen des Verf. erstrecken sich über Konstanz, Mörsburg, Memmingen, Ulm, Stuttgart, Heidelberg, Mannheim, Frankfurt am Main, Marburg u. s. w. Außer der Erwähnung einiger Marburger Gelehrten, findet man auch eine kurze Beschreibung des bekannten Monuments der heil. Elisabeth in der dasigen gothisch-prächtigen Elisabeth-Kirche. Der trefflichen, über fünf Altäre dieser Kirche befindlichen und größtentheils von Albrecht Dürer herrührende Gemälde und Schnitzarbeiten findet man jedoch nicht erwähnt. Auffallend aber war es uns, hier ein Urtheil des Verf. wieder abgedruckt zu finden, das uns schon ehemals, als unkünstlerisch, in den Briefen mißfallen hatte. Nachdem nämlich Hr. v. M. das merkwürdige und in seiner Art einzige Monument der heil. Elisabeth — dessen auch Hr. Fiorillo in seinen kleinen Schriften, als eines interessanten Products aus der letzten Hälfte des dreyzehnten Jahrhunderts, erwähnt — beschrieben hat, fügt er folgendes hinzu: „Kein Menschenfreund wird den frommen Wunsch unterdrücken können, diese, den Aufschließer ausgenommen, keinen Sterblichen zu Nutz und Frommen gereichende Gold- und Silbermasse, aus dem öden Gewölbe befreyt, und, zum Besten wohlthätiger Stiftungen, unter dem Prägstocke der Münze zu sehen; besonders in einem Lande, wo so viele Wittwen und Waisen, deren verkaufte

Männer und Väter in Amerika modern, die gerechtesten Ansprüche auf Entschädigungen haben, welche nicht allzu tief unter ihrem Verluste sind." (Kann man wohl gebliebene Gatten und Väter auf irgend eine Art mit Geld bezahlen?) „Der Geist der heiligen Elisabeth selbst würde sich dieser Verwandlung freuen: denn sie war eine großherzige Frau, die auf jeden Seufzer lauschte, um ihn zu stillen, und nach jeder Thräne forschte, um sie zu trocknen." Nachher wird dieses Kunstwerk noch einmal, eben so unkünstlerisch, ein todter Mammon genannt. Was würde aus den interessantesten Kunstwerken der Vorzeit werden, wenn man kaufmännisch nur den größeren Nutzen berechnen wollte, den sie, in Geld verwandelt, gewähren würden? Könnte man nicht, eben so konsequent, auch rathen, die trefflichen Altargemälde und Schnitzarbeiten von Albrecht Dürer, welche diese Kirche zieren, an die Meistbietenden zu verkaufen, und von dem gelös'ten Kapital Allmosen auszutheilen, oder fromme Stiftungen zu gründen? Ueberdies bedachte Hr. v. M. nicht, wenn er von „Wittwen und Waisen redet, deren verkaufte Männer und Väter in Amerika moderten," daß dem ehemaligen Regenten von Hessen weder die Elisabeth-Kirche, noch deren Schätze angehörten, sondern ein Eigenthum des erst seit Kurzem aufgehobenen Deutschen Ordens waren, der mit dem Amerikanischen Kriege nichts zu schaffen hatte! Und gab und gibt es nicht, und wird es nicht in allen künftigen Zeiten Kriege geben, woran auswärtige Hülfstruppen Antheil nehmen müssen, ohne daß der einzelne Bürger oder Krieger sich lebhaft für die Sache interessiren sollte, um deswillen er kämpfen, dulden oder fallen muß? Es ist vielmehr Sache der jedesmaligen Landesregierung, darauf bedacht zu seyn, die Wittwen und Waisen der Gebliebenen und die Kinder der Verstümmelten, so wie diese Unglücklichen selbst, aus der Staatskasse zu versorgen, ohne deshalb ehrwürdige Kunstdenkmale in klingende Münze zu verwandeln! — Uebrigens hat auch Hr. v. M. den Geldwerth des Monuments viel zu hoch angeschlagen. Vielleicht findet sich der würdige und unbefangene Verf., nach einer genauern Prüfung unserer Ansicht, bewogen, dieselbe auch zu der seinigen zu machen. — Ueber Göttingen und

mehrere dortige Gelehrte sagt Hr. v. M. viel Interessantes. In den Briefen ging er von da gleich nach Hamburg über. Hier aber ist erst noch Manches aus dem 3. Briefe des 1. Bds. über Hannover, Herrnhausen, Marienwerder u. s. w. eingerückt. Bey Hamburg ist wieder in Eins zusammengeschmolzen, was Hr. v. M. ehemals im 1. Br. des 1. Bds. und im 16. Br. des 2. Bds. (nach der ersten Aufl. der Briefe) in den verschiedenen Jahren 1785 und 1794 beobachtet und aufgeschrieben hatte. Von Klopstock, dem Schauspieler Schröder und dem Dichter Claudius kommt hier noch mancher interessanter Zug vor, wovon die Brief-Sammlung des Verf. nichts enthielt. Dann geht es über Lüneburg, Braunschweig, Krakau bey Magdeburg (wo eine rührende Szene des Wiedersehens vorkommt), Halberstadt, wo man auf mehrere angenehme Zusätze stößt, — die Spiegelberge, Wernigerode — und hierauf folgt eine kurze, gefühlvolle Schilderung der herrlichen Garten-Anlagen zu Wörlitz, mit ein Paar neuen Zusätzen und Wendungen. So hieß es z. B. sonst in den Briefen, Bd. 2. S. 186: „Du hast die interessantesten Länder unsers Welttheils gesehen, lieber Bonstetten! und besonders in Italien, Frankreich und England, jede dir erreichbare Blume des Schönen, Großen und Nützlichen gebrochen: aber dennoch würde, bey der Reise durch das Fürstenthum Dessau, frohes Erstaunen sich deiner Seele bemächtigen" u. s. w. In den Erinnerungen, S. 377, wird dies alles, mit wenig veränderten Worten, von Forster gesagt: „Frohes Erstaunen bemächtigte sich der schönen und großen Seele Georg Forsters, welcher den Erdball umseegelt, und in den interessantesten Ländern unsers Welttheils jede nur irgend erreichbare Blume des Großen, Schönen und Nützlichen gebrochen hatte, bey den reizenden Ansichten des Fürstenthums Dessau" u. s. w. Seite 379 fg. kommt ein Zusatz über Wörlitz vom J. 1801 vor, worin der Verf. einige Ansichten und Aeußerungen eines Ungenannten in einer Anmerkung zu des Hrn. v. Bonstetten Aufsatz über die Gartenkunst — insbesondere was den Wohnpalast zu Wörlitz betrifft — berichtigt. — Bey Weimar verweilt der Verf. mit Liebe, und erzählt manches Erfreuliche

von Wieland, Herder, v. Knebel u. a. Bey Herder ist auch von der künftigen Herausgabe der (schon im J. 1796 erschienenen) Deutschen Bearbeitung der schönsten Poesieen des Jakob Balde die Rede. Bey Knebel hingegen heißt es: „er habe vom Properz eine das Urbild ehrende Kopie vollendet.“ Diese Uebersetzung erschien aber erst 1798. Indessen könnte die Uebersetzung wirklich schon im J. 1794, wo Hr. v. M. in Weimar war, vollendet gewesen, aber erst 4 Jahre später erschienen seyn. S. 395 fg. wird Knebels, aus Herders Adrastea bekannten, Besuchs bey dem trefflichen Dichter Joh. Niklas Götz zu Winterburg erwähnt und des günstigen Urtheils gedacht, welches Friedrich der Große über die Mädcheninsel dieses Dichters fällte. Musäus und Bode erhalten ein verdientes Todtenopfer. Daß Albrecht Dürer auch Schriftsteller war, und ein Buch von der menschlichen Proportion und Porträtmalerey schrieb, ist doch so unbekannt nicht, als Hr. v. M. S. 411 vermuthet. Mit der Ankunft des Hrn. v. M. in der Gartenwohnung des Hrn. v. Bonstetten, unweit Bern, schließt dieser erste Band der Erinnerungen.

Nach dieser ausführlichen Anzeige des ersten Bandes deuten wir noch kürzlich den Inhalt des zweyten an, dessen Inhalt nicht weniger anziehend, als der des ersten, ist. Wir finden hier folgende Aufsätze: VI. Seefahrt nach Kopenhagen. 1794 (S. 1—54). Zwar größtentheils schon aus dem 2. Bande der Matthisson'schen Briefe bekannt, hier aber verbessert und mit einigen interessanten Zusätzen vermehrt. VII. Wanderung nach dem Stockhome, an J. G. v. Salis. 1794 (S. 55—76). Gleichfalls aus dem letzten der Briefe des 2. Bandes bekannt, hier aber verbessert und vermehrt. Unter andern lieset man die schöne poetische Ergießung S. 73 hier zum erstenmale. VIII. Die borromäischen Inseln. 1796 (S. 77—95). Erscheint hier zum erstenmale. Leider! aber erfährt man, einige artige Anekdoten und gefühlvolle Aeußerungen über die reizend-schöne Gegend abgerechnet, nicht viel von den Inseln und deren Beschaffenheit. IX. Reise von Lausanne nach Aosta. 1801

(S. 99—204). Ein reichhaltiger interessanter Aufsatz! Einiges ist zwar auch schon aus dem 1. Bd. der Briefe bekannt. Man findet aber auch hier manchen erfreulichen Zusatz. Anziehend sind unter andern die Nachrichten von Gibbon, Chandler, Gorani, Alfieri, des Verfassers Herzensergießung über seine Freundschaft mit dem edlen Bonstetten, u. a. m. X. Acht Tage in Paris. An den Fürsten von Anhalt Dessau, 1803 (S. 207 — 274). Ein neuer Aufsatz. Der Verf. hat seinen kurzen Aufenthalt in der merkwürdigen Kaiserstadt sehr gut zu benutzen gewußt. XI. Acht Tage in den Alpen. An den Erbprinzen von Mecklenburg-Strelitz. 1804 (S. 277 — 354). Dieser Aufsatz ist einer der anziehendsten dieses Bandes; reich an schönen Schilderungen und interessanten Anekdoten, aber keines Auszugs fähig. Eben so schön ist der XII. Aufsatz: Wallfahrt nach der großen Karthause bey Grenoble. An J. G. v. Salis. 1808 (S. 357 — 418). Wir können uns nicht enthalten, folgende Stelle aus diesem letzten Aufsatze herher zu setzen: — — „Trotz dem feurigen Weine von Asti, blieb mein Gemüth beym Hinblicke nach dem verhängnißvollen Schlachtfelde von Marengo, nur ernsten und düstern Betrachtungen hingegeben. Mir war, als stiege, gleich einem Geiste Ossians, der Schatten des Biedersten der Heerführer aller Zeitalter und Nationen, des tapfern Desaix, dem Partheywuth und Rottengeist bis zur Erbitterung verhaßt, Pflichtgefühl und Ehre bis zur Anbetung heilig waren, und welchen sogar die Völker am Nilstrome durch den Namen des gerechten Sultans ehren, hinter den schirmförmigen Wipfeln der Pinien zürnend empor, und fordern mich auf, sein letztes, nur wenigen bekanntes Heldenwort in das Gedächtniß der ihm Gerechtigkeit gewährenden Mitwelt zu prägen. Ich verdanke es einem edlen Krieger, den ich im Jahre 1803 von Straßburg nach Paris begleitete, und in dessen Armen Desaix den beneidenswerthsten aller Tode starb. Die schöne Tirade, welche die Zeitblätter ihm in den Mund legen, und der nur das Alexandrinische Versmaaß mangelt, um ganz theatralisch zu seyn, gehört auf die Lippen eines Gallischen Roscius; aber so gesucht und studirt spricht kein Feldherr, dem die eisige

Hand des Todes schon an das Herz greift. Er denkt nicht an die Stimmsammlung der Nachwelt zu seiner Apotheose, sondern nur an den entscheidenden Moment der großen Gegenwart: „Von neuem kann der Sieg schwanken, wird dein Tod ruchtbar vor der Zeit." Schnell, wie die Kugel, die ihn traf, schlug in seine Seele diese Vorstellung ein, und sprach sich, mit erhabenem Lakonismus, in seinen letzten Worten aus: „Stille davon!" (N'en dites rien!)

Auch das Aeußere dieses Buchs ist geschmackvoll, und jeder Aufsatz mit einer niedlichen Vignette geziert. Möge der würdige Matthisson uns bald mit den beyden folgenden Bänden beschenken! —

Kl.

L. F. Huber's sämtliche Werke seit dem Jahre 1802. Zweiter Theil. Tübingen 1810. bey Cotta. 484 S. (Der erste Theil, welcher 1806 erschien, enthält Hubers Biographie und frühern Briefe.)

Durch den Tod des wackeren Huber haben nicht bloß dessen nähere Freunde einen bedeutenden Verlust erlitten, sondern auch die ganze gebildete Lesewelt, vermißt durch ihn einen Schriftsteller, der sich durch eine gewisse ästhetische Rechtlichkeit und Geradheit auf eine erfreuliche Weise bemerkbar gemacht hatte. H. ermangelte freylich der eigentlich gelehrten Bildung, sein Geist war nicht genährt durch das Studium der Alten, nicht mit Sicherheit ausgebildet durch Logik und Philosophie, und wir müssen ihm sogar einen bedeutenden Umfang und Tiefe des Geistes absprechen, doch wenn sich dieser Mangel durch irgend etwas ersetzen oder verhüllen läßt, so konnte man in der That bey H. zuweilen in Versuchung kommen, jene höheren Ansprüche zu vergessen. Man fand bey ihm ein redliches, durch Leiden gestärktes, liebevoll klares Gemüth, den eigentlichen Boden, auf dem allein die Poesie sich erzeugen kann, die nie mit einem unreinen oder schwächlichen Herzen sich vertragen mag., man erkannte in ihm einen nicht gewöhnlichen combinatorischen Scharfsinn, einige gute leitende ästhetische Ansichten, einen Styl, der anfangs freylich von einer gewissen Mühseligkeit erkältet, sich in den letzten

Jahren zu mehrerer Freyheit hindurch arbeitete u. s. w. So ist es denn als ein verdienstliches Werk anzuerkennen, daß man uns eine Darstellung seines anziehenden Lebens gegeben, und den Anfang gemacht hat, mehrere seiner zerstreuten Schriften nebst denen noch ungedruckten zu sammeln. H. selbst war ein guter ästhetischer Oeconom, und ließ gewöhnlich seine Aufsätze und Erzählungen das Publikum zweymal lesen. Wir wollen ihm damit keinen besonderen Vorwurf machen, sondern uns gern erinnern, daß jede Schrift, die nicht werth ist, mehrere Male gelesen zu werden, auch nicht verdiene, daß man sie ein einziges Mal durchblättere. Bey den meisten Werken H's tritt der erstere Fall wirklich ein.

Ein nicht geringer Theil der vorliegenden Schrift enthält Kritiken aus der allg. Lit. Zeit., dem Freymüthigen u. s. w. (S. 105—242) Wenn wir erwägen, daß mit Ausnahme einiger wenigen Bessern, in den achtziger, und besonders im Anfange der neunziger Jahre, die ästhetische Kritik der Deutschen gar kraftlos und schläfrig betrieben wurde, indem damals die fast ausschließliche Hinneigung zu einer meist oberflächlichen Politik die Fortschritte in der Kritik der Künste hemmte, so werden wir mehrere der Huberschen Recensionen für sehr ausgezeichnet erklären müssen. So ist z. B. die Kritik von Goethes Schriften (vom Jahre 1792, ebenfalls abgedruckt, in H's vermischten Schriften, Berlin 1793.) das früheste gute, klar anerkennende Wort über den trefflichen Schriftsteller. Ihr gegenüber steht als entschieden verfehlt, die Kritik von Klopstock's Hermann's Schlacht, in welches Werk H. nicht sonderlich sich zu finden wußte (S. 110—120).

Noch müssen wir hier der Kritiken der Goethischen Natürlichen Tochter, des ehedem gar sehr gepriesenen, von H. aber fast annihilirten Grafen Donamar u. s. w. mit gebührendem Lobe gedenken; vermißt haben wir die des Schlegelschen Athenäums, der Romantischen Dichtungen von Tieck, der Luna von Horn, des Alarcos u. s. w. Trifft H. in diesen Recensionen zuweilen auch in das Blaue hinein, so ist denn doch der Anstand, mit der er die Sache treibt, anziehend, und es ist deshalb zu wünschen, daß man in dem folgenden Theile fortfahre, uns die Kritiken sämmtlich mitzutheilen, die

in den einzelnen Journalen und Zeitungen zerstreut, so schwer aufzusuchen sind.

Wir erhalten ferner in diesem Bande Briefe, aus dem Anfange der neunziger Jahre, fast ganz politischen Inhalts. Wir wollen diese Briefe nicht recensiren, da sie jetzt durchaus veraltet sind, und eigentlich nie für den Druck bestimmt waren; nur das wollen wir hier nicht verhehlen: Hätte H. den Tacitus gekannt, diesen ewigen Codex der ächten Politik, er würde jene Briefe ganz anders geschrieben haben, und von manchen schmerzlichen Täuschungen, die hinterher nicht ausbleiben konnten, frey geblieben seyn.

Wir erhalten hier ferner Erzählungen („Das einsame Todesbett" und „Weltsinn und Frömmigkeit"), denen die letzte Hand noch fehlt; doch vermissen wir diese letzte Hand nicht sonderlich, da sie doch nicht die Poesie würde haben hinein zaubern können, die leider gänzlich mangelt. Leider müssen wir sogar noch hinzufügen, daß wir hier auch eine gewisse Laxität in der Ansicht des sittlichen Lebens wahrgenommen haben, die durch einige schimmernde Halb-Philosophie schlecht verhüllt worden ist. Es ist uns um so schmerzlicher, diesen Vorwurf hier niederlegen zu müssen, da uns, wie wir durchaus nicht verhehlen wollen, Huber als Mensch sehr theuer war, und auch die meisten seiner anderen Schriften von einem ähnlichen Vorwurf völlig frey bleiben.

Endlich erhalten wir hier auch noch Bruchstücke von Schauspielen. H. sprach sich selbst oftmals mit bescheidener Selbstkenntniß das dramatische Talent ab, dennoch trieb ihn oftmals eine unbesiegliche Neigung dazu hin, und er lieferte dann, was ein geistreicher, aber unpoetischer Schriftsteller liefern kann. — Der hier angefangene „Jaffieri" ermangelt leider der tragischen Kraft, der fortgesetzte Deutsche Hausvater (von Gemmingen) wäre unseres Erachtens nichts weiter geworden, als ein mittelmäßiges Familiengemälde, wie wir deren schon zur Gnüge haben. Es ist sehr wahr, daß wir Deutschen den tiefen und wahrhaft heiligen Sinn des Familienlebens rein und kräftig in unserem Herzen aufbewahren; doch eben so rein und kräftig dargestellt haben wir diesen Sinn wenigstens auf der Bühne noch niemals. Was dort in dieser Hinsicht gegeben wurde, war meistens nur Liebäugeley, oder Weichlichkeit oder engbrüstige Verzagtheit.

Am meisten dürfte zu bedauern seyn, daß das kleine angefangene Lustspiel „der Rausch von gestern" nicht vollendet worden ist, wir hätten in ihm ein fein gedachtes Diminutiv-Drama erhalten, das, mit Liebe und Sorgfalt auf der Bühne dargestellt, gewiß eine recht erfreuliche Stunde würde gewährt

haben. — — Möge uns H's Andenken stets theuer bleiben. Was er wirklich erstrebt hat, steht oft tief unter dem Ideal; doch was er wollte, mit ganzer Seele wollte, war rein und groß und herrlich.

F n.

F. H. Bothe's antikgemessene Gedichte, eine ächtdeutsche Erfindung. Berlin und Stettin, bei Fr. Nicolai 1812. XXIV und 196 S. kl. 8.

„Griechische und Lateinische Regeln der Wortmessung anzunehmen, ist nicht partheyische Vorliebe für Griechen und Lateiner, so verzeihlich die hohe Bildung beyder Nationen auch eine solche Vorliebe machen würde; es ist vielmehr die Ueberzeugung, daß diese Regeln nicht sowohl die eines einzelnen Volkes, als der Natur selber sind, oder mit andern Worten: daß Hellas, Roms Lehrerin, die in Rede stehende Kunst auf ihre ersten Gründe zurückführte, die in größerem oder geringerem Maaß auf alle Sprachen anwendbar sind."

Nach diesen Worten der Vorrede glaubte Rec. nichts gewisser, als die Gesetze der Deutschen Metrik von Hrn Bothe eben so mißkannt zu finden, wie ehemals von Conrad Geßner, und späterhin von Claius, der in seiner Grammatica Germanicae Linguae Hexameter gibt, wie:

— ∪ ∪ — — — — — —

Ein Vogel hoch schwebet, der nicht als andere lebet.

und Sapphische Zeilen, wie:

— — —

Lobe mit Cymbeln, der ob allen Himmeln

— —

Dich mit Heil zieret, benedeyt, regieret.

in denen die Römische Sylbenmessung unserer widerstrebenden Sprache mit Gewalt aufgedrungen ist. Aber zu seinem Erstaunen fand er die Verse in den Gedichten, bis auf einige, die für verunglückt gelten mögen, meist richtig gemessen. Herr Bothe spielt Uzens unschuldiges Spiel, nur nicht völlig so unschuldig, und gibt uns für antik gemessene Gedichte, was ächt Deutsch gemessene sind, die nur zufällig mit der alten Messung übereinstimmen. Z. B.

Walle dahin muthvoll, du Gesegneter, in die Gefahren,
Welche du sollst anschaun und Bändigen! Hörst du den Anruf
Der Drommete? Sie sagt: „Auf, auf, da die heilige Fahne
„Weht des Vaterlands! auf, du den göttliche Geister

„Winken hinauf, sich nach, die erhabene sonnige Ruhmbahn,
„Dein' Ahnherrn! Durch Nacht und Sturm und Drachen hinan schwebt
„Steil der Weg: jedoch oben umher wohnt liebliche Klarheit
„Ewiger Himmelssterne."

Wenn wir den kleinköpfigen Anfang des dritten Verses ausnehmen, und den Matthissonschen Unpyrrhichius jedoch, so ist kein Verstakt, der sich nicht vertheidigen ließe (denn die paar trochäischen, von denen Himmels noch dazu „Sponda's schwebenden Gang" nachahmt, duldet der Deutsche Hexameter), und die meisten sind sogar vorzüglich schön. Eben so verhält es sich durchgängig mit den Elegischen, Sapphischen, Asklepiadischen und anderen Versmaßen dieser Sammlung.

Aus S. XXII der Vorrede sehen wir, daß Hr. Bothe, durch Tiedgens und Biesters Beyfall, und die Medaille des erhabenen Fürsten Primas ermuntert, noch weiter zu gehn gesonnen ist. Hier erheischt die Recensentenpflicht, ihm ein warnendes Distichon zuzurufen, welches ihm zugleich das Ziel, wohin er gelangen wird, vor Augen stellen mag:

Bothe, dein antikes Sylbenmaß, das du so empfiehlst
Prüfe mit ächt deutschem Geiste doch und kritischem!

D. A. E.

Archäologie der Kirchendogmen von Joh. Ulrich Röder. Coburg im Meusel. Leseinstitut. 1812. VI und 266 S. in 8.

Nach der Vorrede hat der Verf. nach 35 Dienstjahren im 67. Jahre seines Alters, als Director der herzogl. geh. Canzley, Canzler der Regierung und Präses des Consistoriums zu Coburg, wegen Kränklichkeit seine Dimission genommen. Aus alter Liebe für das Studium der Theologie wendete er, bey wiederkehrender Ruhe und Kraft, seine Zeit auf biblische und classische Philologie, Kirchengeschichte und andere theol. Hülfswissenschaften. Gewohnt mit der Feder in der Hand zu lesen, notirte er sich vieles. Einen Auszug daraus, nach den Artikeln der Dogmatik geordnet, gibt er als ein Greis von 72 Jahren im gegenwärtigen Werke, welches vornehmlich durch Vergleichung jüdischer und anderer Volksmeynungen und gelehrter Dogmen die Entstehung mancher christlicher Dogmen oder dogmatischer Formen freymüthig und oft sehr richtig beleuchtet. Sogleich anfangs werden die historischen Belege ange-

geben, daß die ersten Christen lange Juden blieben, nur mit dem Unterschied, daß sie an Jesus, als den gekommenen Messias und als Reformator des Judenthums gegen Pharisäismus und Sadducäismus, glaubig geworden waren (Apg. 21, 20.), da Jesus selbst, nach seiner göttlichen Lebensklugheit, nicht anders zerstören zu wollen, als durch Aufbauen des Bessern, nur das Gesetz zu vervollkommnen, Matth. 5, 17., nebenbey aber noch Opfer und sogar Sätze der Traditionarier (Matth. 23, 2. 23.) zuzulassen geneigt war, „bis alles geschehen seyn würde.“ εως παντα γενηται. In der Stelle bey Sueton, wo Tiberius die Juden und similia sectantes aus Rom verweist, findet der Verf. die judaizirende Christen, Vgl. Apg. 18, 2. Wenn Juden und Griechen neben einander stehen, als zum Christenthum gerufene, wie Röm. 2, 9. 3, 9. 1. Cor. 1, 20. 10, 32., so versteht der Verf. unter den letzteren nur sogenannte Fromme oder Gottfürchtende Apg. 13, 16. 17, 2. 4., d. h. jüdisch gewordene. Von den Griechen seyen viele seit den Römerkriegen mit Perseus, mit Korinth 2c. als Sclaven verkauft, auch an Juden nach der Erlaubniß Lev. 25 44. gekommen und Proselyten geworden (Joseph. ctra Apion. 2, 5.), da, nach Cicero und Juvenal, der hungrige Grieche alles zu thun fähig gewesen sey. Unter den βαρβάροις Röm. 1, 14. versteht der Verf. Juden zu Rom. Wie hätte Paulus geborne Römer damals Barbaren nennen dürfen? Bis nach der Zerstörung Jerusalems seyen also meist nur Juden und Judengenossen, Messianer nach Jesu Lehre = Christianer, geworden. (Doch haben unstreitig auch manche Heyden den Monotheismus aus herzlicher, oder philosophischer Ueberzeugung angenommen.) Auf ähnliche Weise hat der Verf. fast bey jedem Artikel minder gewöhnliche Bemerkungen, welche die Prüfung reizen und zugleich durch Gedrängtheit angenehm werden. Auch Philo, auch die Kabbala werden benutzt, und Schriften, welche noch nicht zu vergessen sind, wie Gruners, Heilmanns Dogmatiken, in neues Andenken gebracht. Wie selten ists, daß besonders Männer, welche durch ihre Studien und Geschäfte gewöhnt werden können, wie vieles andere, eben so auch die ethische Welt, zu welcher die Theologie gehört, nach dem Typus der äußeren Gesetzgebung, der politischen Rechtsverträge, der bürgerlichen Straf- und Genugthungstheorie zu betrachten, die reine Neigung in sich erhalten, vor allem, wo nicht den philosophischen und psychologischen, doch den historischen Entstehungsgrund aufzusuchen und anzuerkennen!

H. E. G. Paulus.

No. 24. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

Josephus et Carolus Wenzel de penitiori structura cerebri hominis et brutorum — cum quindecim Tabulis ductis in aere et totidem linearibus. — Tubingae apud Cottam. MDCCCXII. Vorrede XIV S. 6 Tabellen und 354 Bogen. Fol.

Die schon in einem eigenen Prodromus vor drey Jahren diesem Werke vorangegangene Ankündigung, — der viel versprechende Titel — und selbst auch das splendide mit so vielen Kupfertafeln ausgerüstete so voluminöse Werk selbst, berechtigen in der That zu großen Erwartungen.

Mit diesen Hoffnungen erfüllt begann der Rec. die Durchlesung dieses Werks, und nachdem er sich mühsam durch dasselbe, wie durch eine sandige Steppe durchgewunden, soll er getreulich erzählen, was er fand, und was er über das Ganze urtheilt. Die Verf. beginnen ihr Werk mit der tabellarischen Ansicht. Die Vergleichungen der Länge und Breite des großen und kleinen Gehirns bey Foetus, Kindern und Erwachsenen männlichen und weiblichen Geschlechts, wobey Rec. vorzüglich aufgefallen ist, daß das Gehirn eines 1½ jährigen Knaben 5 Zoll Länge und 4 Zoll 3''' Breite hatte, das eines sechsjährigen 6'' Länge und 5'' 6''' Breite, und das eines ausgewachsenen Mannes von 26 Jahren nur 5'' 10''' auf 5'' Breite maß. Das kleine Gehirn hatte an Kindern und Erwachsenen erstens 2'' 6''' auf 4'' 3''' Breite. Sollten diese Beobachtungen richtig seyn, woran Rec. jedoch sehr zweifelt, so würde wenigstens Gall's Meynung dadurch sehr widerlegt, welcher nämlich behauptet, daß das kleine Gehirn in den Jahren der entwickelten Mannbarkeit so sehr an Umfang zunähme. Eine zweyte Tafel enthält die Ausmessungen der Gehirne verschiedener Säugthiere und Vögel. Eine dritte Tafel enthält das Gewicht des ganzen Gehirns und des großen

und kleinen Gehirns an Menschen von verschiedenem Alter. Die vierte Tafel zeigt die Gewichte der Gehirne verschiedener Säugthiere und Vögel. Eine fünfte Tafel die Zunahme des Gewichtes in einem Hühnchen vom 6ten Tage der Bebrütung des Eyes bis zum 21. Tage nebst der Vergleichung des Gewichtes des ganzen Körpers. Die sechste Tafel zeigt endlich bey Vergleichung der Länge und Breite des Gehirns die Länge und Breite des vierten (der Verf. fünften) Ventrikel an den Menschen und den Thieren.

Im §. I. handeln die Verf. mit einer lästigen Weitschweifigkeit von den Schleimkörperchen, welche auf der äußern Fläche der harten Hirnhaut neben dem langen Blutleiter liegen, und die man gewöhnlich Pacchionische Drüsen nennt. Auf 17 Folioseiten erfahren wir weiter nichts, als daß diese Körperchen nicht in ungebornen, aber wohl in Kindern vom ersten Alter vorkommen, daß dieselben sowohl über als unter der harten Hirnhaut sich erzeugen, im letzten Fall, wenn sie größer werden, durch die harte Hirnhaut durchdringen, auf den Venenstämmen liegen, die an den Blutleiter andringen, gerinnbare Lymphe seyen, die verdickt werde, durch die Bewegung des Hirns beym Athmen durch die Fasern der harten Hirnhaut durchgepreßt werde u. s. w. Am Ende folgt das naive Geständniß, „finem neque ullum habere neque habere posse videntur." (!) Ist wohl etwas im Organismus ohne Zweck?

§. II. Vergleichung der allgemeinen Form der Gehirne des Menschen, der Säugthiere, Vögel und Fische. Aus dem Ganzen ist nichts zu entnehmen; es herrscht überall nur ein unbestimmter Ausdruck von lang, breit, rund, länglich u. s. w. Die Verf. hätten dabey mehr Achtung gegen das Publicum zeigen sollen, als daß sie Beobachtungen von erweichten und faulen Hirnen beybringen. Wußten sie denn nicht, daß das Hirn des Störs immer weich, selbst an lebendigen, und fast wässerig ist?

§. III. Ueber die Windungen des Gehirns — sehr kurz wird diese wichtige Sache abgethan. Und nur von der Symmetrie der Gehirnwindungen von dem Nichtdaseyn derselben an dem Gehirn der Hasen, Mäuse, Ratten, da doch derglei-

chen Windungen am kleinen Gehirn (Blätterbau) gefunden werden. Des Streites, den Gall veranlaßte, ob die Hirnwindungen zusammengefaltete Hirnmembrane seyen, wird gar nicht erwähnt, und über diese gewiß sehr interessante Bildung, in welcher der Mensch durch die Größen und Tiefen der Furchen sich so sehr auszeichnet, gar keine Meynung geäußert.

§. IV. Mikroskopische Untersuchungen der Hirnsubstanz. Nach Prochaska und della Torre (die weit wichtigeren Beobachtungen des Felice Fontana Sul Veleno della vipera scheinen die Verf. nicht gekannt zu haben) und der Verf. eigenen Untersuchungen, welche alle zum Ueberdruß weitschweifig in 30 Observationibus hererzählt werden, besteht die Hirnsubstanz aus Kügelchen, welche von einem Zellgewebe, das die Form aller Organe ist, aufgenommen sind.

§. V. Von der Beschaffenheit des gefrorenen Gehirns. Gennari war bekanntlich der erste, welcher hierüber Versuche angestellt hat. Die Verf. ziehen dieses Buch auf 4 Folioseiten wörtlich aus, dann folgen 9 einzeln erzählte Beobachtungen, woraus erhellt, daß sie das nämliche sahen, was Gennari gesehen hat, nämlich Eisblättchen, Risse und Lamellen der Hirnsubstanz — aber dann behaupten sie gegen Gennari, daß derselbe geirrt habe zu sagen, eine solche Blätterform sey der natürliche Bau des Gehirns, sondern sie glauben vielmehr, diese Gestaltung sey eine Wirkung der Kälte. Es ist wirklich zu bedauern, daß die Verf. hier, wo sie auf Wahrheiten gleichsam mit Gewalt gedrängt werden, doch davon sich wieder abwenden. Rec. hat viele Beobachtungen an gefrornen Gehirnen gemacht, und sich überzeugt, daß diese Blättchen, in welche die Hirnsubstanz durchs Gefrieren zerspringt, die eigentliche innere Hirnfaserung sey, welche wir auch durch das Erhärten des Gehirns in Weingeist und mineralischen Säuren bemerken: mit dem Unterschied, daß hier die Fasern zusammenhangen, dort aber durch Risse, die das Eis einnahm, getrennt erscheinen.

VI. Die Frage, ob die graue Substanz des Gehirns überall zusammenhange, wird mit nein beantwortet, und dieses durch parallele, horizontale und perpendikulare Schnitte der Hirnmasse erwiesen. Merkwürdig ist der Schluß: Verosimiliter itaque diversas singularum cerebri partium

functiones maxima saltem ex parte a cinerea, mutua autem singularum partium conjunctio totiusque nexus a medullari cerebri substantia dependet. Gall's Meynung, gegen welche die neueren Hirnforschungen die direktesten Beweise liefern.

§. VII. Die erste Hirnhöhle in der mittleren Scheidewand im Menschen und Säugthiere. Dieser dreyeckige Raum wird, wie die Verf. richtig bemerken, durch die vom Boden der dreyhornigen Hirnhöhle herabsteigende und von einander etwas entfernte Marklamelle gebildet. Der Kanal, der von den vorderen Grübchen herabgehen soll, bis in den Boden der dritten Hirnhöhle und vor der vorderen Commissur sich endigen soll, existirt nicht nach des Rec. Untersuchungen in durch Alkohol erhärteten Gehirnen, und ist gewiß durch die Schweinsborsten, deren die Verf. sich bey ihren Untersuchungen bedient haben, künstlich durchgestoßen worden.

§. VIII. Die Verf. handeln von dem Markhäutchen, welches die innern Wände der Hirnhöhle überzieht, und sehen mit Recht die taenia cerebri den margo intern. colliculi opticor., die fimbria hippocampi für Fortsätze desselben an — alles bekannt und zu weitläufig vorgetragen, daß die taenia besonders in älteren Subjecten hornartig erscheint, das hängt nicht von einer verdickten Lymphe ab, wie die Verf. glauben, sondern von einem höhern Grad der Oxydation des Nervenmarks selbst.

§. IX. Bemerkungen über eine besondere Eigenschaft des Gefäßnetzes in den Seitenhöhlen. — Diese Eigenschaft ist, daß dasselbe oben breiter werde, als in der Tiefe der absteigenden Hörner der Höhle — allein wissen denn die Verf. nicht, daß gerade da die Venen aus dem Innern des Hirns über das Corp. striatum und unter der taenia durchgehen, um sich in die membr. vasculosam zu verbreiten, wovon der plexus choroideus nur ein Theil ist, wissen sie nicht, daß die vena magna Galeni hier entsteht, die sich unter der hinteren Wulst des corp. callosi in das torcular versenkt? Die Bläschen und Anschwellungen des Gefäßnetzes, über welche die Verf. mehrere bogenlange Verhandlungen auf bewaffnetem

und unbewaffnetem Wege anstellten, sind nur Blutadergeschwülstchen oder Zellenbläschen. (?)

X. Bemerkungen über Caldani's Beobachtungen und Versuche, die jenen Hirntheil betreffen, in welchem die Markfasern vorzüglich sich durchkreuzen. Caldani meinte, daß, wenn bey Apoplexien die gestreiften Körper durch eine zerrissene Vene litten, alsdann eine Lähmung die entgegengesetzte Seite träfe, und auch umgekehrt, daß man bey einer Lähmung der einen Körperhälfte nach Schlagflüssen allezeit schließen könnte: der entgegengesetzte gestreifte Körper sey affizirt. Das erste geben die Verf. zu — das letzte leugnen sie, da auch jeder andere Druck auf das Gehirn eine Lähmung der Art bewirken kann. Die Verf. glauben, die einzige Durchkreuzung der Hirnfasern sey zwischen den Pyramidalkörpern des verlängerten Marks, und sie wissen nichts von der Einrichtung des corporis callosi als desjenigen vorzüglichen Theils des Balkensystems, in welchem die Hälfte der Hirnfasern von einer Seite zur andern übergehen.

XI. Ueber die Durchkreuzung der Sehnerven. Sömmerring behauptete im Allgemeinen, daß die Sehnerven an der Vereinigungsstelle sich durchkreuzten. Ackermann bewieß aus pathologischen Thatsachen, daß diese Durchkreuzung der Nervenfasern an der besagten Stelle nur theilweise geschehe, und daß in Menschen, welche alle Gegenstände mit zwey Augen erreichen, die durchkreuzenden Fibern an Zahl denjenigen gleich seyen, welche auf der nämlichen Seite fortlaufen, in Thieren aber um so mehr Fasern sich durchkreuzten, je mehr durch die vorstehende Schnauze die Augen von dem nämlichen Gesichtsfeld (horopter) abgeleitet würden. Die Verf. stimmen nun im Ganzen Ackermanns Meynung bey, glauben aber darin ein eigenes Verdienst zu haben, daß sie diese theilweise Durchkreuzung an einigen Sehnerven selber durch ihre eigene Augen beobachtet hätten. Rec. will ihnen dieses Verdienst nicht benehmen, glaubt aber bemerken zu müssen, daß dergleichen Autopsien noch trügerischer sind, als die aus pathologischen Erscheinungen gezogenen Schlüsse, weil die Fasern der Vereinigungsstelle nicht bündelartig neben einander laufen, sondern, wie dieses bey allen Nervenknoten der Fall ist, sich durchweben.

§. XII. Ueber die Verwachsung der Sehhügel, wo dieselbe sich an ihrer inneren in den dritten Ventrikel herabsteigenden Wand berühren. Die Verf. haben gefunden, daß im Menschen eine schwache Vereinigung zuweilen da ist, zuweilen auch fehlt — in den Säugthieren haben sie diese Vereinigung allezeit und auch stärker gefunden. Rec. hält sie für eine bloße Verwachsung der Lamelle, welche den Sehhügel überzieht. Reil nennt dieselbe die Commissuram cerebri medianam.

§. XIII. Der gerollte Wulst in dem absteigenden Horn der Seitenhöhle ist ein grauer Gyrus, der aus der fossa Sylvii sich in das Hirn heraufwindet, und ist mit der lamina medullaris nach Außen überzogen, welche auch den Saum dieses Wulstes bildet — alles dem Zergliederer längst bekannte Dinge.

§. XIV. Eine bogenartige runde Erhöhung gegen das hintere Horn des Seitenventrikels haben die Verf. oft im Menschen angetroffen, es schien ihnen auch von einem untergelegten grauen Gyrus am hintern Hirnlobus zu entstehen. Auch Sömmerring spricht davon Hirnlehre §. 34.

§. XV. Zirbeldrüse — Sandhäufchen. Die Verf. haben die Zirbeldrüse im Menschen meistens weich und rundlich angetroffen, im Thiere härter und länglich. Nur in neun Fällen von hundert war sie hohl mit Wasser angefüllt, oder sehr groß, wie eine Wallnuß, und hart. Rec. hat diesen Körper einmal in einer Person, die an der Mutterwuth starb, sehr groß und mit Wasser angefüllt angetroffen. Die Größe der Zirbel richtet sich nicht nach dem Alter.

Das Sandhäufchen fanden die Verf. zuerst im siebenten Jahre erscheinen, vorher sahen sie aber schon in neugebornen oder jüngern Kindern einen zähen Schleim an der Zirbeldrüse. Die Steinchen werden gewöhnlich an drey Orten angetroffen, entweder auf der hintern Commissur oder zwischen den Markschenkelchen der Zirbel im Grübchen, oder in der Substanz der Zirbel selbst. In einem Subjecte fanden die Verf. diese Steine an allen drey Orten. — Unter dem Mikroskop scheinen die Steinchen meistens rund, etwas poros, und vielleicht in eine feine Zellhaut eingehüllt. Die Verf. meinen, daß die Steinchen in der Zirbel erzeugt, und von derselben ausgeworfen

würden. Das Daseyn des Sandhäufchen gehört zum natürlichen Zustand. Es fehlt bey allen untersuchten Säugthieren.

§. XVI. Grübchen in der sylvischen Wasserleitung. Im Menschen haben die Verf. deren viere gesehen, welche constant sind, und also zum natürlichen Bau gehören.

§. XVII. Blaue Stellen im Boden der vierten (der Verf. fünften) Hirnhöhle. Diese entstehen von Blutgefäßen, die, wenn man das Markhäutchen leise abzieht, unter dem Mikroskop wie rothe Punkte erscheinen. Die Verf. äußern die Vermuthung, ob nicht hier, wo der Hörnerve entsteht, diese Stelle etwas dem ähnliches sey, was das feine Gefäßnetz an dem Ursprunge des Riech- und Sehnerven darstelle?

§. XVIII. Die Markstreifen in der vierten Hirnhöhle. 1) Die Verf. haben die Markstreifen in Foetus und Neugebarnen nicht gefunden. 2) Nicht allezeit sammelten sich diese Markfäden zum Hörnerven, einige davon schienen früher zu verschwinden. 3) Die Streifen von der einen Seite sind nicht allezeit von jenen der andern Seite durch die Furche getrennt; viele gehen auch in einander über. 4) Diese Markstreifen dringen tiefer in die Substanz des verlängerten Marks, und stellen daher gleichsam Lamellen dar. 5) In den Säugthieren sind sie gar nicht anzutreffen. Die Verf. schließen daraus, daß diese Streifen nicht, wie Sömmerring und viele Anatomen glauben, die Ursprünge der Hörnerven sind; was sie aber eigentlich sind, sagen die Verf. nicht. (Rec. hält sie für die Commissurae der Hörnerven, welche jeder Nerve des Gehirns hat. Im Foetus ist diese Commissura noch nicht ausgebildet, und in dem Säugthiere geht dieselbe unter der Brücke wie ein Ring von einem Hörnerven zum andern, und die Pyramidalkörper laufen darüber weg.

§. XIX. Die grauen zum Hörnerven gehörigen Leistchen. Die Verf. glauben, daß diese Leistchen mit den Hörnerven zusammenhängen — übrigens findet der Rec. hier so was neues und unerhörtes nicht, wie die Verf. meinen „in abstrusa ferimur studio novi et inauditorum,“ dieselben sind schon mehreren Zergliederern bekannt gewesen.

§. XX. Einige Zellfäden, die an den plexus choroideus in der vierten Hirnhöhle gehen. Rec. kennt keinen plexus

choroideus in dieser Hirnhöhle! Das gefaltete Gefäßnetz liegt bloß in den Seitenhöhlen, und steigt in die herabsteigenden Hörner. Dasselbe entsteht von der großen Vene, die sich in den hintern Blutleiter ergießt, der durch das Tentorium cerebelli geht, und sich unter den hintern Wulst der großen Hirn-Commissur und den hintern Schenkeln des fornix und corp. psalloideum durchzieht, den Marksegel, die Vierhügel und die Zirbel überzieht. Diese wichtigen Thatsachen haben die Verf. nirgendwo erwähnt.

§. XXI. Die vierte Hirnhöhle in Säugthieren. Dieselbe sey größer als am Menschen („ganz natürlich! da es die Höhle des verlängerten Marks ist, welches in den Thieren allen weit stärker als im Menschen ist“).

§. XXII. Vergleichung der Höhlen des Gehirns in Menschen, Säugthieren, Vögeln und Fischen. Das meiste ist nur Wiederholung des Gesagten, wobey noch zwey Ventrikel bey Vögel und Fischen im Sehhügel bemerkt werden.

§. XXIII. Von dem Orte und der Weise, wie die Ursprünge der Nerven mit ihren Hirnendigungen zusammenkommen. Die Verf. behaupten zuerst gegen Sömmerring, daß das Wasser der allgemeine Empfindungsplatz und Verbindungsmittel aller Nerven nicht sey, weil dasselbe nicht allezeit zugegen, und wenn es zugegen sey, aus der nach erloschener Lebenswärme geschehenen Verdichtung des Dunstes erzeugt werde — dann führen die Verf. eine Liste auf von allen den Hirntheilen, welche in die Hirnhöhle sich endigen, und nun führen sie die Nerven auf, welche sich mit diesen Hirntheilen verbinden, und machen dann den Schluß, daß, wo nicht unmittelbar, doch mittelbar alle Nerven sich in die Hirnhöhle endigen. Und wenn es also ein Mittel gebe, welches dort die Hirnenden vereinigen könnte, so seye dieses hierdurch als möglich bewiesen. Wirklich eine sonderbare Art des Beweises: die Tropenländer von Amerika hängen mit dem Norden von Asien zusammen, also wachsen die Ananas in Kamtschatka (†).

§. XXIV. Von dem Hirnanhang. Die Verf. haben allezeit diesen problematischen Körper aus zwey Lappen bestehend gefunden, einen größeren herzförmig eingeschnittenen, und einen kleinen runderen. Daß er in Geisteskrankheiten kleiner und,

wie dieselben in einer andern Schrift weitläufig deducirt haben, im Epileptischen vereytert sey — darin stimmen des Rec. Beobachtungen nicht mit jenen der Verf. überein, der diesen Hirnanhang bey Epileptischen gesund, und weich aufgelös't bey solchen, in welchen sonst keine auffallende Spur von Hirnkrankheit war, angetroffen hat.

Ueber den Trichter des Gehirns haben die Verf. durch Einsprützungen gefärbter Flüssigkeiten 12 experimenta angestellt, die hier weitläufig mit allen Umständen erzählt werden, woraus aber nichts weiter hervorgeht, als daß der Trichter und der Hirnanhang zellig sey — die Richtung der Zellen aber mehr von unten herauf, als vom Hirn herab gegen den Hirnanhang gingen. Was zu diesem Schluß berechtigt, sieht Rec. nicht ein; da im ganzen Körper die Zellen sich nach allen Seiten hin öffnen. — Im Alter und Krankheiten soll der Hirnanhang an Umfang abnehmen. In den meisten Säugthieren ist derselbe auch in Rücksicht auf das Hirn größer als im Menschen.

§. XXV. Die Verf. bemerken hier die zahlreiche Menge der kleinen Arterien, welche an den Orten des Ausganges der vier ersten Nervenpaare bemerkt werden, nicht in der Gefäßhaut, sondern die Markfasern durchbohrend.

§. XXVI. Welche Theile des menschlichen Gehirns am meisten vom gewöhnlichen Baue abweichen. Die Verf. zählen hierher die Windungen, den Wulst am hintern Horn der Seitenhöhle — die Markstreifen im vierten Ventrikel — die Commissur der Sehhügel und das Sandhäufchen. In Thieren seyen die Hirnwindungen beständiger und symmetrischer. Mit Gall glauben die Verf. auch an den großen Einfluß der Hirnwindungen auf den Charakter der Individuen, welche nicht allein unstatthafte, sondern abgeschmackte Meynung schon sattsam widerlegt worden ist.

§. XXVII. Allgemeine Bemerkungen über die Gestalt der einzelnen Hirntheile in Menschen und Thieren In diesem §. finden sich viele Widersprüche und Unrichtigkeiten.

1) sagen sie: erst dann sey das Hirn in allen Theilen vollendet, wenn der Mensch zu empfinden anfange — aber im ersten Lebensjahre kämen erst die Markstreifen am Boden

des vierten Ventrikels und im siebenten Lebensjahr erst das Sandhäufchen zum Vorschein — soll dann der Mensch erst im siebenten Jahre empfinden!

2) Die Theile, welche im Menschen erst nach der Geburt entstehen, seyen im Thiere nicht da; „allein die Markfäden, welche die Commissur des Hörnerven darstellen, sind allerdings in Thieren und weit stärker da — sie ziehen sich aber nicht von oben durch den Ventrikel, sondern unten und hinter der Brücke, wie ein Markring herum."

3) Die Thiere seyen daher schon früher zu ihren Verrichtungen reif, als der Mensch, weil ihr Gehirn eher vollendet sey — allein der Mensch hat ja auch alles bis auf den Markstreifen, und das Sandhäufchen — soll denn dieses die Ursache des menschlichen Unvermögens in der Kindheit seyn, sind denn die Verf. blind gewesen, als sie das große Rückenmark der Thiere und die kleineren Hemisphären sahen? wußten sie nicht, daß das Rückenmark das Organ der willkührlichen Bewegung im Nervensystem sey? sahen sie nicht, daß dieses die Muskeln der Thiere weit früher vollenden und erregen mußte, da alle Nerventhätigkeit bloß darauf verwendet wird, indem die innern Seelenvermögen zurückbleiben, da hingegen im Menschen alles auf die Ausbildung der Sinneshügel, und des in den Hemisphären enthaltenen Schenkel- und Balkensystems verwendet wird, wodurch die Ausbildung der Organe der Bewegung zurückbleibt?

4) Wie konnten die Verf. es wagen, S. 247 niederzuschreiben: „Homo nonnisi sub septimum annum omnes illas animi facultates possidet, quas quidem imposterum identidem prodit, nova autem et essentiali nulla adauget. — Illo anno cerebrum hominis et quoad totum et quoad singulas partes absolutum esse videtur." Es war also schon Raphael der große Mahler — Mozart der vollendete Musiker, Newton der umfassendste Analytiker in seinem siebenten Jahre?!!

5) Die Organe der höheren Seelenvermögen sind nach des Verf. Ausspruch die Markstreifen im vierten Hirnhöhlenboden und das Sandhäufchen. Fragt man warum, so heißt es: „weil diese Dinge allein der Mensch und nicht die Thiere

haben.“ (Allein kennen die Verf. denn den innern Bau des Gehirns so genau, daß sie dieses behaupten können? es erhellt dieses wenigstens aus ihren Untersuchungen nicht, und dann ist dasjenige, was den Menschen von den Thieren auszeichnet, etwas dem Gehirn derselben absolut fehlendes? Sind nicht die Hirnvermögen relativ? Wenn die Thiere mehr Muskelkräfte haben, haben sie nicht deswegen auch größere Markschenkel und ein bey weitem größeres Rückenmark — dagegen, wenn der Mensch an Verstand und Vernunft u. s. w. weit über die Thiere hervorsteht — besitzt derselbe nicht darum auch weit größere Hirnhemisphären? Es ist unbegreiflich, wie die Verf. solche Ungereimtheiten aufbringen konnten.

Die XXVIII — XXXIII. §§. enthalten nichts als weitläufige Erörterung und Anführungen einzelner Beobachtungen über die Ausmessungen und Größen des großen und kleinen Gehirns und verschiedener Hirntheile in verschiedenen Menschenaltern und in verschiedenen Thieren. Ferner über das Gewicht des großen und kleinen Gehirns, und endlich über die allmählige Zunahme des Gewichtes am bebrüteten Hühnchen, welches alles die von den Verf. ihrem Hirnwerk vorgesetzten Tabellen nicht im Resultat, sondern im Einzelnen ausdrücken.

§. XXXIV. Betrachtung des Menschen-Gehirns in verschiedenen Altern.

a) Die harte Hirnhaut hängt im Foetus und Kindern fest am Schedel, und kann nicht getrennt werden, als durch Zerstückelung des Knochens; in Aelteren hängt sie oft fest an. Man findet darin oft Verknöcherungen u. s. w.

b) Die Schleimhaut des Gehirns ist in Embryonen allezeit durchsichtig, sie hängt aber mehr mit der Gefäßhaut zusammen. Bey Erwachsenen kommt sie oft undurchsichtiger und weißlich vor, dann ist aber allezeit Lymphe in ihre Zellen ergossen.

c) Die Pacchionischen Körperchen werden in Embryonen nicht gefunden, weniger im Neugebornen vor dem siebenten Jahre; häufiger in Alten und sind krankhaften Ursprungs.

d) Blasenwürmer. Die Verf. fanden in dem wassersüchtigen Gehirn einer alten Frau in Mayland 43 Wasserblasen sowohl auf der Oberfläche des Gehirns, als in der Substanz

der Höhlen und dem verlängerten Mark. — Darunter war ein Blasenwurm. Die Zeichen, welche die Verf. angeben, scheinen jedoch dieses noch im Zweifel zu lassen. —

e) Die Konsistenz des Hirns ist in Kindern weich, und hart in alten Leuten. Der Weingeist verhärtet es. Den Weingeist und andere chemische Reagentien haben die Verf. nie, um den innern Bau des Gehirns zu erforschen, angewendet, obgleich diese Art der Untersuchung, welche in unsern Tagen so fruchtbar ist, lange schon bekannt war.

f) Hirnsubstanz. Unter dem Mikroskop besteht das Hirn des Foetus aus eben so großen Kügelchen, wie das des Erwachsenen.

g) Hirnwindungen. Sie fangen an, sich zu bilden im 3monatlichen Embryo — die Furchen sind flächer, je jünger das Subject ist. Die Menge der Windungen hängt nicht vom Alter ab — Krankheiten dieses Organs sind oft die Ursache, daß sie kleiner werden oder gar verschwinden.

h) Graue und Marksubstanz. In zarten Embryonen sind diese 2 Substanzen der Farbe nach nicht von einander zu unterscheiden. In Neugebornen und jüngern Kindern ist oft die Marksubstanz röthlich; in Alten ist die äußere Substanz gelblich, die innere bläulich.

i) Die große Hirn-Commissur sey im Foetus vor dem siebenten Monat gespalten, wachse aber nach und nach von vorn nach hinten zusammen. Die Verf. scheinen jedoch in diese ihre Beobachtung selbst einen Zweifel zu setzen.

k) Der gerollte Wulst zeigt in Embryonen im Innern eine Höhle, welche nachher verschwindet.

l) Die gestreiften Körper sind schon groß in Kindern, und im siebenten Jahre nur um eine Linie schmäler als im Erwachsenen. Es schiene den Verf., als wenn die gestreiften Körper und Sehhügel im Alter abnähmen.

m) Die Sehhügel sind im Foetus grau wie die gestreiften Körper — die Commissur, wodurch sie an ihrer inneren Wand verbunden sind, haben die Verf. an einigen Foetus angetroffen, an anderen nicht.

n) Der Hornstreife hat nur im Alter ein hornenes Ansehen, in Kindern ist er grau oder blau. Nur bey Wasser-

suchten der Hirnhöhle bekommt derselbe öfter ein hornartiges Ansehen.

o) Die Zirbel ist bey Embryonen rund, linsenförmig, und aschgrau. —

p) Das Sandhäufchen wird in Embryonen und Kindern vor dem siebenten Lebensjahr nicht gefunden, ob man gleich früher schon einen zähen klebrigen Schleim an der Stelle antrifft.

q) Die Markstreifen am Boden des vierten Ventrikels sind im Embryo noch nicht zu sehn, aber die grauen Leistchen fangen schon im 3monatlichen Embryo sichtbar zu werden an.

r) Das kleine Gehirn ist im Ganzen weicher als das große Gehirn. Der graue Antheil ist größer in jenem als die Marksubstanz. Die Windungen des kleinen Gehirns werden schon im 5monatlichen Embryo sichtbar, und sind im 7monatlichen aufs deutlichste zu unterscheiden. Die beyden Hälften des kleinen Gehirns liegen um so näher an einander, je jünger die Subjecte sind; im Alten stehen sie weiter aus einander.

s) Der Hirnknoten ist im 3monatlichen Foetus halb so groß, als im neugebornen Kind, und in diesem halb so groß, als in einem 7jährigen Kinde. Auch ist in jüngeren Subjecten mehr graue als Marksubstanz in denselben.

Diesem Werke sind 15 Kupfertafeln beygefügt, welche verschiedene Hirnstücke gezeichnet darstellen. Ob nun gleich diese Tafeln von Köks Meisterhand gezeichnet sind, so erhalten sie doch darum wenig Werth, weil die vorgelegten Originalien meistens verzerrte, verzogene, bereits erweichte Hirnstücke darstellten. Es ist dieses besonders bey Tafel IV. V. VII., vorzüglich aber bey Taf. VIII. zu sehen — dagegen sind die Tafeln X. XI. XIII. zu loben, wo die ohnehin festere Gehirnmasse des vierten Ventrikels keine weitere Präparation bedurfte. — Die Vereinigungsstelle der Sehnerven auf Taf. XIV. ist offenbar durch die aus einanderweichende Hirnmasse in die Breite gezogen, und nicht natürlich.

Des Rec. Urtheil über dieses Werk ist Folgendes:

Man kann den ausharrenden und eisernen Fleiß nicht verkennen, welchen die Verf. auf dieses Werk verwendet haben. Auch sieht man den lobenswerthen Eifer und die große

Wahrheitsliebe, nur das und nicht mehr zu sagen, als was sie selbst gesehen haben, oder die Beobachtungen unmittelbar folgern lassen. — Allein auf der andern Seite muß Rec. auch der Wahrheit zur Steuer bekennen, daß dieses Hirnwerk, auf welches 13 Jahre verwendet worden sind, ganz und gar ohne ordnende Hirnthätigkeit zusammengeschrieben ist. Die Sinne und Finger haben alles gethan. Der ordnende Verstand hat keinen Antheil an der Ausführung genommen; — deswegen erfahren wir hier auch nichts von der innern Hirnbildung, dem Lauf und der Ordnung der Hirnfaserungen, welche doch lange vor unsern Zeiten von Stenon Ridley, vorzüglich aber von Willis und Vieussens genauer gekannt waren. Wir hören nur von Ausmessungen und Gewichte, Hervorragungen, Höhlen, Streif-Linien — und dieses alles ohne auch den äußern organischen Zusammenhang zu berücksichtigen, den doch jeder, auch der seichteste Hirnlehrer, beobachtet hat; alles, ohne auf ein Resultat zu kommen, welches für die Physiologie oder Pathologie irgend eine Anwendung erlaubte.

Rec. will ganz davon schweigen, daß von den neuern Zergliederern das Gehirn schon weit tiefer untersucht war, als sie ihr Werk herausgaben. Schon im Jahre 1809 und 1810 kannte man genau die innere Faserung des Gehirns, das Balken- und Schenkelsystem und den beyde vermittelnden Stabkranz. Man kannte die Fortsätze des Hörnerven zum Rückenmark, der Sehnerven zu den Sehhügeln — den wahren Ursprung des fünften Paares u. s. w. — Allein von allen diesen einer genaueren Forschung und geschickteren innern Präparation erfordernden Thatsachen erfährt man hier nichts. Aber haben die Verf. denn von außen an dem Gehirn etwas mehr gesehen, als die oberflächlichsten Prosektoren bisher gewußt haben? Ich muß auch hier antworten: nichts von Belang! — Was sie hier gefunden haben, sind drey Dinge, nämlich einige Gräbchen in der Sylvischen Wasserleitung, und einige blaue Fleckchen nnd Zellfäden an der Gefäßhaut in der vierten Hirnhöhle, wenn man diese Kleinigkeiten für Entdeckungen will gelten lassen. —

Dafür aber ist das Werk ganz entsetzlich weitläufig; die ohnehin ermattende Lektüre über Größe und Gewicht ist bis

zum Ekel wiederholt, außerdem daß dieses alles, welches hinreichend gewesen wäre, in Tabellen beygefügt ist. Hätte das Werk daher den bescheidenen Titel an der Stirne de cerebri dimensionibus geführt, so wollten wir es als eine fleißige Arbeit empfehlen, und nur bemerken, daß das Ganze auf wenige Bogen hätte reducirt werden können. — Aber den anmaßenden Titel de penitiori cerebri structura kann Rec. keinesweges gelten lassen. Hier um so weniger, da nicht einmal die ganz oberflächliche Hirnstructur gehörig aufgedeckt ist. Ich bin überzeugt, daß die älteren: Willis, Vieussens, und die neueren Hirnforscher, Reil und Gall, diesen stolzen Titel verabscheuen würden, die doch wirklich angefangen haben, in das Innere des Hirnbaues einzudringen. Aber ob es je in der Folge der Zeiten Zergliederer geben werde, welche von der penitiori structura des Gehirns werden reden können, daran zweifelt Rec. gar sehr. — Rec. weiß wohl, daß die Verf. diesen Titel ihres Werkes an Scarpas Werk: de penitiori ossium structura abgesehen haben — allein sie hätten nur bedenken sollen, daß man eher in den Bau der Knochenzellen, als der innern Hirngebilde eindringen kann.

Zu der chaotisch durcheinanderliegenden Sache kömmt nun auch der langweilige und schleppende Styl, — welcher nur in kurzen abgebrochenen Sätzen dasteht. Die Sprache ist durchaus fehlerhaft und sehr übelklingend, in lauter Imperfecten: distinguebamus, relinquebamus, dissecabamus u. s. w. endigend. — Man sieht es so ganz deutlich, daß dies Ganze aus dem Deutschen ins Lateinische, und zwar durch mehrere ist übersetzt worden. Von dem Deutsch-Lateinischen Text des Werks unterscheidet sich ganz besonders die Vorrede, welche in einem unlateinischen Bombast geschrieben ist, dessen Sinn Rec. bey aller angewandten Mühe nicht hat entziffern können. —

Reisen durch das südliche Deutschland und die Schweitz in den Jahren 1808 und 1809 mit Bemerkungen und Beyträgen zur Geschichte des Tages von Gottlob Heinr. Heinse. Erster Band mit Kupfern. Leipzig, 1810. bey Hinrichs. 452 S. in 8.

Von dem Verfasser erwartete man eine bessere Beschreibung seiner Reisen durch solche interessante Theile von Deutschland. Was er uns sagt, ist zum Theil so gemeiner Art und noch dazu so gemein gesagt, daß mancher Reisegesell, dem dieses Buch in die Hand fällt, denken wird, so etwas hätte ich auch schreiben wollen. Auf Naturschilderungen verzichtet er ganz, aus dem Grunde, weil er ein kurzes Gesicht habe, als wenn die Schönheit der Natur und der Eindruck ihrer wundersamen Bildung nur in der Aussicht nicht in der Ansicht zu suchen wäre. Dennoch verspricht er eine Beschreibung vom Rheinfall. Es bleibt aber auch nur beym Versprechen; an eine Schilderung ist nicht zu denken. Weit mehr sagt das beyliegende Kupfer, so unmahlerisch auch hier der Rheinfall genommen ist. Daß er viele schöne Gegenden im Nebel sah, und durch ungünstige Zeit in der Hoffnung mancher Aussicht getäuscht wurde, ist dem zufolge nicht sehr zu bedauern. Er entschädigt dafür durch manches Verweilen im Innern, worauf Reisende durch so vorzüglich schöne Gegenden nicht immer zu achten pflegen. Man wird mit Basel, mit Zofingen, mit der Helvetischen Gesellschaft, mit Augsburg, Nürnberg rc. durch ihn bekannter, als durch andre Reisende. Selbst auf dem Postwagen, in den Gasthöfen und Herrbergen wird man endlich wie zu Hause durch seine sehr getreuen und oft ins Einzelne und Individuelle gehende Darstellungen. Er nützt dem Reisenden durch diese Details, und erwirbt sich sogar um Oerter und Gegenden, durch die er reisete, dadurch ein Verdienst, daß er das vorhandene und das wünschenswerthe Gute in öffentlichen Einrichtungen und Anstalten mit umschauender Vergleichung aufstellt und vieles auf diese Weise zur Betrachtung bringt, was von den höhern Staatsbehörden nicht übersehn zu werden verdient. Wir rechnen darunter seine Bemerkungen über Wege und Straßen, über den Münzfuß, über Reinlichkeit im Aeußern der Städte, über Postwesen und Posttaxen mit dem beherzenswürdigen Gedanken — ob wohl ein Staat reich werden könne, der das erste und einzige Beförderungsmittel des Reichthums, den lebendigen Vertrieb im mechanischen und geistigen Verkehr gradehin zu Boden drückt — und vor allen seine Gedanken und Vorschläge, wie dem großen Unglück der Erdverschüttung an so manchen gefährlichen Stellen hoher Berggegenden durch vernünftige und billige Wegräumung der natürlichen Veranlassungen vorzubauen wäre.

No. 25. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

1) Predigten von E. E. Walz, großherzogl. Badischem Oberhofprediger ꝛc. Carlsruhe, in der Ch. Fr. Müllerschen Buchhandlung. 1813.

2) Gottes Verehrungen, gehalten im Betsaal des Pestalozzischen Instituts in Iferten, von K. A. Dreist, Cand. der Theol., kön. Preußischem Eleve und Gesanglehrer zu Iferten. Erstes Heft. Nebst einem Anhange über Pestalozzis Ansichten von der Religion. Zürich, bei Orel, Füßli und Comp. 1812.

3) Reden über die christliche Religion, von Johann Schulze. Halle, bei Schimmelpfennig 1811.

Um die Gesetze des Instituts nicht zu übertreten, will Rec. die Predigten Nr. 1. bloß anzeigen, ihren Charakter durch einige Stellen bezeichnen, und das Urtheil darüber dem Leser überlassen. Schöne, blühende Diktion und Freymüthigkeit machen ihren Haupt-Charakter aus. Der Predigten sind 26, mehrere Festpredigten und mehrere andere, die bey wichtigen Angelegenheiten für das Land oder die großherzogliche Familie gehalten worden sind. Eine merkwürdige Predigt, nach dem Frieden, den Baden mit Frankreich geschlossen, und wodurch dessen weise Regierung das Land gerettet hatte; eine am Friedensfest, 1800; eine bey dem schnellen Tod des Erbprinzen von Baden; eine Trauerrede bey dem Tod der Prinzessin Marie von Baden, Gemahlin des Herzogs Wilhelm von Braunschweig; eine Predigt bey der Feyer der Kurwürde des verstorbenen Großherzogs und eine bey der Feyer einer Wiedergenesung desselben, und bey der Vermählung des jetzigen Großherzogs. Nun einige Stellen, die sowohl von der Diktion, als von der religiösen Denkart und von der Freymüthigkeit des Verf. zeugen. In der Predigt am Friedensfest heißt es: „Nie trauerte die Kirche tiefer, und nie ist das Christenthum mehr herabgewürdigt worden, als in unsern Tagen, wo

so viele Hände das herrliche Gebäude, das Christus aufgeführt hat, zu zertrümmern suchen. So wurde jener Unglückliche am Wege, den ein edelmüthiger Samariter rettete, nicht mißhandelt, wie die Religion, deren heilige Quelle immer mehr getrübt wird. Verwegene und gezwungene Deutungen und Auslegungen ihrer Lehren, tiefes Schweigen von der hohen Würde Jesu, den man bis zu einem Menschen herab lobt, und ihm Ehre genug zu erweisen glaubt, wenn man von seinem Eifer, Andere zu beglücken, von seiner Leidensgröße und Freudigkeit im Tode spricht; ermüdendes Gerede von Vollkommenheit und Tugend, bey dem man den Schwachen zu keinem Quell führt, aus dem er sich zur Tugend stärken, mit dem man keinen kummerbeladenen Sünder beruhigen, keinen Leidenden aufrichten und keinen Sterbenden auf sein Ende froh machen kann, und dann — was leicht begreiflich ist, beweinenswürdige Gleichgültigkeit gegen die heilige Schrift, die für Unzählige ein verschlossenes (verächtliches?) Buch ist, und jeder seichten, wollustathmenden Lektüre aufgeopfert wird; muthwillige Scherze über die ehrwürdigsten Gegenstände, leere Tempel bey vollen Freudenhäusern, entheiligte Feste und verlassene Altäre, an denen Christus die Müden und Heilsbegierigen erwartet, um sie zu ergreifen; beweis't das Alles nicht unwidersprechlich, daß wir nicht mit Gott sind?" In der Predigt über Matth. 8, 5—11. über die Gleichheit der Hohen und Niedrigen, bey ihrer äußeren Ungleichheit, wird unter andern gesagt: „Wollt Ihr zürnen, Mächtige der Erden, wenn Ihr an Euren Untergebenen Schwachheiten gewahr werdet? Nahmt Ihr Engel in Eure Dienste? Und müsset Ihr nicht auch beten: „Herr, wer kann merken, wie oft er fehlt? verzeih' uns auch die verborgenen Fehler!" — „Wer unumschränkt gebietet, wie leicht kann der zur Herrschsucht, — wem kaum Einmal im Jahre widersprochen wird, wie bald kann der zum Eigensinn, — wer mit dienstfertigen, unterthänigen Sklaven seiner Leidenschaften, — dieser Pest der Fürsten, umgeben ist, wie leicht kann der zum Stolz verleitet werden." Endlich stehe noch eine Stelle aus der Predigt über das bekannte Gleichniß vom verlorenen Sohne hier. Der Verf. bemerkt vorher, daß es auf die Thränen des Wiederkehrenden

nicht angekommen ſey, ſondern auf das Wiederkehren. „Bekehrung,“ fährt er nun fort, „iſt kein Geſang nach einer unveränderten, traurigen Melodie, und bey ihr können die Gebete und Kämpfe nicht vorgeſchrieben werden. Ein Menſch denkt und fühlt nicht, wie der Andere. Dieſer klagt und jammert laut; jener kehrt gefaßter und ſtiller um. Dieſer wirft ſich in dem Augenblick, wo ein wohlthätiges Licht ihm aufgeht, der Tugend in die Arme, und bey jenem fließen Stunden und Tage vorüber, bis ſein Entſchluß reif wird: ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehen. Dieſen macht ſein Kummer beredt, und jener verſtummt nach dem kurzen Seufzer: „ſey mir Sünder gnädig!“ Dem Einen gelingt es, weinen zu können, und dem Andern blutet bey trockenem Auge das Herz. Aber bey Allen muß Aufrichtigkeit und Ernſt, Dauer in den Geſinnungen und Empfindungen ſeyn, bey Allen müſſen Thaten für die Beſſerung zeugen.“ Dieſe Stellen nur zur Probe. Man wird ihrer viele von der nämlichen Art in der Predigtſammlung finden.

Nr. 2. ſind nur ſieben Predigten; aber ſie ſind wichtiger, als manche große, bändereiche Predigtſammlungen. Beſonders hat ſich Rec. gefreut, wieder einen jungen Theologen zu treffen, der ächte Religioſität, Wärme dafür, und unverkennbaren Eifer, ſie in ſeinen Zuhörern zu beleben, mit dieſen Rednertalenten verbindet. Seine Freude iſt noch größer, weil dieſe Predigten in einer Zeit erſcheinen, wo der heilloſe Geiſt des Beſpekulirens, Bekritiſirens und Beſkeptiſirens, wenigſtens noch in manchen theologiſchen Zeitſchriften, ſpukt, deſſen Mitternachtsſtunde freylich ſehr nahe iſt, weil man aber dafür von einem Geiſt, oder vielmehr von hoch und geheimnißvoll tönenden Worten eines Myſticismus betäubt wird, der, wie Mehlthau, alle wahre Religioſität in der Blüthe verdirbt. Rec. will einige ſchöne Stellen ausheben, auf einige ganz vorzügliche Predigten verweiſen, und dann einige Bemerkungen machen, die, wie er hofft, noch mehr von dem Intereſſe zeugen werden, womit er die kleine Sammlung geleſen hat. S. 54 trägt er eine große, aber noch lange nicht genug erkannte Wahrheit vor, auf welche die Beſſerungsmethode des Chriſtenthums berechnet iſt. „Es gibt eine falſche Beſcheidenheit,

unter welcher der heimliche Stolz sich gerne verbirgt; eine krankhafte Muthlosigkeit, welche die Lebenskraft in sich kaum fühlt, oder jene oben erwähnte Ueberschätzung alles Fremden, Vernachläßigung, Verachtung des eigenen Wesens. Alle diese sind von Johannes (dem Täufer) gleich ferne. In ihm ist die wahre Harmonie des Selbstgefühls, Muth und Demuth; die Verbindung jener beyden Gegensätze, welche in der Natur (?) wie in der Menschheit überall wiederkehren, aus deren Gleichgewicht allein die Ruhe, die Seligkeit und das göttliche Leben (so wie wahre Sittlichkeit) geboren werden." Und gleich S. 56 eine treffliche Darstellung des kräftigen jugendlichen Sinnes, und eine Warnung für die Jugend zugleich. „Die Jugend will so viel für sich und aus sich, und um ihrer selbst willen. Die Welt ist neu, die Anziehung stark, der Wunsch glühend, die Erfahrung schwach, Gott und das Leben ein Räthsel. Hochgespannt sind die Ahnungen und die Ansprüche, mächtig die Triebe, die Sehnsucht nach Befriedigung. Im Hochgefühl der Kraft glaubt der jugendliche Mensch sich bedürfnißlos, glaubt, daß in ihm sey die Macht zu walten und zu vollbringen, Alles aufs herrlichste hinauszuführen. Was Natur, Wissenschaft, Kunst, Liebe, Freundschaft darbieten, der jugendliche Mensch möchte es alles ergreifen, in sich ziehen, und dann — ein König unter den Leibern und Geistern, die mißrathene Gestalt der Welt umgestalten." (Ist es doch, als sähe man einen Pädagogen aus der neuesten Schule vor sich, oder als habe man eine neue Schrift von Niederer gelesen!) Er beginnt den Kampf; aber das Leben bekämpft ihn mächtiger. Es demüthigt, fodert hohe Entsagung, und gewährt ihm im Reinsten, wo er Alles fodern zu können glaubt, in der Förderung seiner sittlichsten, menschenfreundlichsten Unternehmungen, im Erforschen der Wahrheit u. s. w. keine Befriedigung. Auf diesem Standpunct fühlt der Mensch, daß er selbst nichts ist, noch vermag; daß Gott der mächtige Herr der Welt ist, und daß der Mensch nichts kann und soll, als ihm dienen, seinen Wegen nachspüren und nachwandeln. — Hier knüpft sich das neue Band, das Bond der Wiederkehr des Menschen zu Gott. Religio, religatur homo Deo. (Gott gebe, daß auch dies

die Geschichte unserer anmaßenden, Allwissenheit und Allmacht träumenden Jünglinge werden möge!) Ein sehr schönes Bekenntniß ist S. 100 ausgesprochen, über das, was man in der kleinen Gemeinde des Instituts zu Iferten nicht suche und wolle, was man aber suche und wolle. Was der Verf. in den Worten zu S. 106 sagt, wünscht Rec. von ihm psychologisch und biblisch ausgeführt. Nach den Winken, die er hier gibt, wäre er besonders dazu geschickt, und es wäre ein Wort geredet zu seiner Zeit. Ueberhaupt ist fast Alles aus der Seele des Rec. geschrieben, was Herr Dr. über die religiösen Bildungsmittel in jedem Stand und in jeder Lage bemerkt, und wie es von ihm auf die Erzieher angewendet wird. Die dritte Predigt, über Johannes den Täufer, ist fast ganz mustermäßig; auch die vierte und fünfte hat viel Hoch-Religiöses. Nur hätte der Verf. bey dem überreichen Gebet Jesu, Joh. 17., bleiben und nicht noch den Anfang der Leidensgeschichte hinzufügen sollen. Die sechste ist die trefflichste, und wäre ganz zweckmäßig, wenn sie blos vor den Lehrern, und für sie wäre gehalten worden, wovon aber Rec. am Schluß — leider! — das Gegentheil sieht. Rec. wünscht sehr, daß bald eine Fortsetzung dieser Predigten erscheinen möge.

Nach dem in ihnen herrschenden religiösen, also bescheidenen und kindlichen Sinn, ist Rec. überzeugt, daß es der Verf. nicht mißverstehen werde, wenn er ihm auch einige mißbilligende Bemerkungen macht; am wenigsten, wenn er weiß, daß Rec. in den verschiedensten und gemischtesten Gemeinden viele Jahre lange Prediger, daß es ihm Ernst war, das Innere seiner Zuhörer zu treffen, und daß er mancherley, auch mißrathene Versuche gemacht hat.

Außer einigen, jedoch nur ganz wenigen unschicklichen Bildern, neben einer sehr schönen, kräftigen Sprache, z. B.: Gott ist tiefer als die Hölle, breiter als das Meer (S. 24), die Schöpfung gähnt; rastlos waltet der Schöpfer (S. 61), bemerkt Rec. nur, daß das, was S. 66 gesagt wird: „Fürsten, die sich Götter glauben, und Prinzen, die wie Thiere leben, fühlen in deinem Genusse (Natur) wieder den Seegen ihrer Menschheit,“ dem widerspreche, was S. 64 mit Recht gesagt wurde: „Es ist wunderbar, wie wenig sie (die Natur)

ist dem, der ihrer unwerth, durch Leidenschaft hingerissen, in Unnatur versunken, von Wahn und Dünkel geblendet, den Sinn, die Liebe für das Ganze verloren hat. Es ist, als träte sie verschmähend vor ihm zurück, u. s. w." Besonders möchte aber Rec. auf zweyerley aufmerksam machen, was in unserer Zeit besonders wichtig ist, und wofür sich besonders jeder junge Prediger zu hüten hat.

Bekanntlich werden in einer gewissen theologischen Schule die Bibelausdrücke, Gott Vater, Sohn, heiliger Geist, Versöhnung, Wiedergeburt, ja sogar der nicht biblische, sondern bloß kirchliche: Dreyeinigkeit, und die allverständlichen: Leben und Tod, auch gebraucht, aber in einem ganz andern Sinn, als sie Jesus, Paulus, Johannes gebraucht haben. Das möchte immer seyn, wenn man sein System oder seine Hypothesen mit diesen Worten auszudrücken, für gut fände. Aber wenn man insinuirt, oder geradezu behauptet, die Bibel verstehe unter diesen Ausdrücken das, was man in jenen Religionsphilosophieen darunter versteht: so gibt dies eine Verwirrung, noch ärger als bey Kants moralischer Interpretation, bey der man doch wußte, daß es nur moralische Anwendung seyn sollte. Der Verf. hat sich vor diesem Mißbrauch biblischer Ausdrücke sehr gehütet, und die von ihm vorgetragenen Lehren sind fast alle ächte, auf Geschichte sich gründende Christenthumslehren. Nur in der Ersten Predigt, von der Wiedergeburt und Erneuerung im heiligen Geist, über Joh. 3, 1—5. ist er in diesen Modefehler gefallen. Offenbar spricht doch Jesus in dieser Stelle von etwas, was der Mensch selbst zu seiner Umschaffung thun kann (Wasser, Johannes Taufe, also Benutzung der göttlichen Anstalten zu unserer Besserung); aber auch von etwas, was er nicht thun, sich selbst nicht geben kann. (Geist.) Wenn ein Mensch nicht einmal versteht, wie der Geist auf ihn wirke (V. 8.), so kann er wohl noch weit weniger, selbst und allein das wirken, was er selbst nicht begreift. In der angeführten Stelle: Ezech. 36, 26. 27. wird auch nicht gesagt: verschaffet Euch ein neues Herz und einen neuen Geist! sondern: „ich will Euch ein neues Herz und einen neuen Geist geben." Ohnehin kann man ja, besonders nach der Geistesausgießung, nicht

mehr im Zweifel seyn, was Jesus und seine Apostel unter Geist verstehen, nämlich eine von Gott gegebene Kraft, das auszuführen, was man ausführen soll. Und doch sagt der Verf. S. 8.: „Aus eigener Anstrengung soll der Mensch das Menschliche erlangen." — Das ist freylich an sich wahr. Aber er setzt hinzu: „Dies Menschliche aber gewinnt der Mensch, wenn er im wahren und vollen Sinn ein Christ wird, rein durch das Christenthum, durch die Taufe. Und das soll auch das Wort sagen: „Es sey denn, daß Jemand von Neuem geboren werde ꝛc." Nein, es soll weit mehr sagen! Jesus unterscheidet ja Wasser (die Taufe) von dem Geist! Das Letzte war keine Wasser- sondern eine Feuertaufe, die auch der Täufer Johannes genau unterscheidet. (Luk. 3, 16.) Wird denn auch der Mensch durch die Taufe, durch das Christenthum, also durch bloßes Annehmen des Christenthums schon rein? Aber was versteht der Verf. unter dem Geist des Christenthums, der feurige Liebe zu Gott, und hohe Verleugnung des Irdischen hervorbringen soll? Das thut doch wohl die Taufe allein nicht? Weit richtiger drückt sich der Verf. S. 35 über diesen Geist aus, es sey „ein fortgesetztes, ewiges (?) Wirken der Gottheit in der Menschheit" (wenigstens in einzelnen Menschen)" eine edle, heilige, durch ihn erregte und erhaltene Gesinnung." Bey dieser richtigen, biblischen Ansicht möge er bleiben, und nicht übergehen zu der unrichtigen, unbiblischen von Niederer, in der Lenzburger Rede, der Geist Gottes sey „die in dem Menschen inwohnende göttliche Idee, durch die er Bild Gottes und aller Religion einzig und allein empfänglich wird," die also in allen Menschen ist, also nicht von Jesus gesendet, am Pfingsttag ausgegossen und Menschen versprochen zu werden brauchte, weil man ihnen sonst — Menschheit gesendet, in sie ergossen und versprochen hätte.

Das Zweyte, worauf Rec. den Verf. aufmerksam machen möchte, ist die in einem gemischten Auditorium so nöthige und freylich schwer zu erreichende Popularität. Er sagt in der Vorrede, es seyen zwey Drittel Kinder, gegen Ein Drittel Erwachsener in der Versammlung. Da nun Predigten bloß für Kinder nicht möglich seyen, so habe er sich insbesondere

und vorherrschend an die Lehrer gewendet, die Kinder aber auch nicht vernachläßigen wollen. Zugegeben für den Augenblick, daß Predigten bloß für Kinder unmöglich seyen; so hätte, wie der Rec. glaubt, der Verf. gerade das Gegentheil thun, er hätte sich vorzüglich an die Schwächeren, an die Kinder halten, freylich aber die Lehrer nicht vernachläßigen sollen. Bey Lehrern an einem Erziehungsinstitut, wie besonders das Pestalozzische ist, setzt man immer voraus, daß sie mit den Religionslehren schon bekannt sind, daß nur erinnert, aufgefrischt, neu belebt zu werden braucht, was schon in dem Gemüth liegt. Gab ihnen der Redner hin und wieder etwas zum Nachdenken, eine neue Ansicht, ein Wort, eine Sentenz, die so traf: so war es schon genug, und die Kinder verloren nichts dabey. Die Kinder aber mußte er in unaufhörlicher Beschäftigung erhalten. Haben sie einmal die Aufmerksamkeit verloren; so fesselt man sie nicht leicht wieder. Sie langweilen sich, und nichts ist verderblicher für Religiosität, also unpädagogischer, als wenn man Kinder schon frühe durch Religionsvorträge langweilt; die ganze Sache wird ihnen dann zuwider. Eben darum würde auch Rec., wie Salzmann that, die Vorträge durch Gesang unterbrechen lassen, was der Verf. noch besser konnte, weil er zugleich Gesanglehrer ist. Der lebendige Knabe und Jüngling mag nicht gerne eine Stunde unthätig zuhören, so wenig, wie das Volk. Er will dabey auch thätig seyn. Ist ja doch darauf die Pestalozzische Methode berechnet, und mit Recht! Bey den Gottesverehrungen kann er aber nichts Anders thun, als singen, durch Gesang fortsetzen, tiefer eindrücken, was der Religionslehrer gesagt hat. Dies wirkt gewiß gut. Man singt nicht bloß für Andere, sondern auch für sich, singt nicht bloß etwas aus sich heraus, sondern auch etwas in sich hinein. Die Predigt über Johannes den Täufer und die letzte, vor der Iferter Gemeinde gehalten, zeigen übrigens, daß der Verf. wohl populär reden könne, obgleich die letzte, für eine so gemischte Versammlung, wegen des Anfangs und der darin herrschenden, freylich schönen Büchersprache noch nicht populär genug ist.

Die Stellen über Religion, aus Pestalozzi's Schriften, sind in Deutschland meist bekannt, so wie Pestalozzi's Schriften;

und Rec. weiß nicht, warum Hr. D. das Gegentheil behauptet. Indeß ist es gut, den Theil des Publikums, der etwa diese Schriften nicht kennt, oder noch an Pestalozzi's religiösen Gesinnungen zweifelt, durch solche Stellen davon zu überzeugen. Nur muß Rec. um dieses Zwecks willen wünschen, daß Auszüge aus Niederer weggelassen oder mit sorgfältiger Auswahl gebraucht würden, weil Manches darin eher eine entgegengesetzte Wirkung thun möchte. Wie kann z. E. Niederer behaupten, Jesus habe „sein Werk auf die ganze vollständige Entwickelung des menschlichen Geistes und Herzens gegründet. (S. 180) War denn wohl Geist und Herz bey den Fischern und Zöllnern, seinen Schülern, vollständig entwickelt? Nein; er entwickelte es erst durch seine Lehre und sein Beyspiel. Uebrigens ist es empörend und ekelhaft, wenn N. auf seine gewöhnliche, absprechende Art behauptet, „bey allem bisherigen Katechismusunterricht müsse es unvermeidlich dahin kommen, daß sich das Kind unter Gott etwas denke, von Ihm etwas hoffe, fodere, erwarte, was der Wirklichkeit oder Möglichkeit widerspreche, und daß es dadurch in Zweifel oder practischen Unglauben stürzen müsse." Als ob N., der so wenig sah, allen Katechismusunterricht kennte! Als ob durch keinen Katechismusunterricht, ächte christliche Religiosität gewirkt worden wäre! Rec. weiß viele hundert Beyspiele vom Gegentheil. Solche, einen unleidlichen pädagogischen Papismus athmende Stellen lasse Hr. D. nur in Zukunft weg, wenn er Vorurtheile gegen den religiösen Geist im Pestal. Institut verbannen will.

Auch Nr. 3. ist nur eine kleine, aus zehn Predigten bestehende Sammlung; aber merkwürdig, wie die vorher angezeigte, obgleich in einem andern Sinne. So viel Gehalt und so viel hochtönende Phrasen ohne Gehalt, so viel klare, warme, kräftige, und so viel unverständliche, kalte, matte Stellen — freymüthig herausgesagt — so viel Sinn und Unsinn hat Rec. nicht leicht in einem großen Buche gefunden, als in diesem kleinen Büchlein. Und es ist, als ob sich mit jeder Predigt das Verständliche, Warme, Kräftige, der Sinn verminderte und das Unverständliche, Kalte, Matte vermehrte. Es war dem Rec., als ob er in Gesellschaft eines feurigen,

geistvollen Jünglings wäre, wo über das Heiligste gesprochen und zugleich Wein getrunken würde. Anfangs spräche der Jüngling mit vielem Leben und vieler Wärme über Religion. Mit jedem Glase, das er weiter tränke, würde er exaltirter; es käme schon manchmal etwas Unverständliches, Widersinniges, bis er endlich betrunken würde und Unsinn spräche.

In den ersten Predigten sind wirklich ausgezeichnet schöne, kräftig ausgedrückte Stellen. S. 143 wird eine Seite des Zeitgeists sehr gut bezeichnet. S. 157 werden die Vorzüge des Christenthums, in soferne es die Weiber wieder in ihre natürliche Menschenrechte einsetzt, kräftig dargestellt. Trefflich ist es, was der Verf. S. 167 von der Mutterempfindung und Mutterseligkeit sagt. „Durch das Kind offenbart sich ihr die Fülle der Gottheit, und des Himmels Klarheit umstrahlt ihr heiteres Angesicht. Mit dem Muttergefühl endet die Einseitigkeit des Geschlechts; der wahre Beziehungspunct alles (ihres) Denkens und Handelns ist gefunden. Das Weib tritt aus ihrem früheren, beschränkten Kreise in die große Verkettung der Dinge, und wird eine Priesterin der Natur, mit dieser durch süße, unauflösliche Bande auf ewig verbunden. — — Mütter bewahren das große Geheimniß der Liebe in ihrem keuschen Busen. Denn in Worten darstellen können und dürfen sie nicht die Seligkeit, die sie durchglüht, das Unendliche, was sie bewegt, und wenn sich ihnen auch die Zunge lös'te, würden sie Allen denen Wahnsinn zu sprechen scheinen, die nicht, wie sie, das hohe Glück berühren, ein Ewiges zu erzeugen (zu gebären), und durch dieses den Kranz der Unsterblichkeit zu erringen.“ In der ganzen Predigt sucht er Maria als die Sonne der Frauen darzustellen, und er sagt unter Andern von ihr (S. 172. 173): „Maria lebte nur in ihrem Kinde, und ihre Tage scheinen ihr nur geschenkt, um sie diesem zu weihen. Ihre Mutterwärme erlaubte ihr keinen eigensüchtigen Gedanken an sich selbst, sondern unbekümmert um ihr eigenes Schicksal, begleitete sie mit treuer, immer wacher Sorgfalt den geliebten Sohn, von der Wiege bis ans Grab (?). Ohne Zaudern verließ sie ihre Heimath, ihre Freundinnen, alles Theure und Liebe, und zog in einsamer, gefahrvoller Flucht über Berg und Thal durch wüste,

traurige Steppen in ein fernes, unfreundliches Land, um vor der mörderischen Verfolgung eines blutdürstigen, feigen Bösewichts, das Leben ihres Kindes zu sichern. Und als der Liebling ihrer Seele, von seinen Jüngern verleugnet, von seinen Freunden verlassen, sein großes Leben verblutete, fürchtete sie weder dies herzzerschmetternde Schauspiel, noch den unausbleiblichen Haß seiner Henker, sondern stand mit dem Jünger, den er lieb hatte, unter seinem Kreuz, um auch im Tode nicht von dem zu weichen, ohne welchen ihr das Leben gleichgültig war. Denn die Mutterwärme hat eine wunderbar-stärkende Gewalt und stählt mit Muth und Tapferkeit, selbst die, vermöge ihrer Natur, furchtsamen Frauen, so daß sie trotzbietend allen Qualen, unerschrocken dem Tod ins Auge sehen, wenn es das Wohl oder Wehe ihrer Lieblinge gilt. Daher vergessen auch edle Frauen stets sich selbst, und ihr Leben wird eine Folge von den Freudenklängen und den Trauertönen, in welchen sich das Herz ihrer Lieben bewegt. Und weil die Mutterwärme sich nur durch großmüthige Entsagung auf eigenen (allen eigenen) Genuß, durch gänzliche Entäußerung ihrer selbst genügt, und weil sie stets in ihrem Kinde nicht bloß dieses, sondern vielmehr die ganze Menschheit liebt; so gedeiht auch durch sie in einem solchen Herzen, am glücklichsten, der Erde schönste Blüte, die Religion." Rec. müßte fast die ganze Predigt abschreiben, wenn er alle gemüthliche, gelungene und treffende Stellen darin hier bemerklich machen wollte. Maria wird darin als die Sonne (das Muster) der Frauen (besonders der Mütter) dargestellt. Nur begreift man nicht, warum er sie manchmal eine ewige Mutter nennt, und woher er weiß, daß sie bald nach Jesus gen Himmel gefahren sey. Die Bibel sagt kein Wort davon.

Die dritte Predigt ist eine schöne Anwendung des Muttersinns, den alle Kirchen — wenigstens haben sollten.

Die fünfte dagegen ist bloß eine Deklamation — Rec. möchte fast sagen, eine Capuzinade — gegen das Irdische, Vergängliche, das Leben. Das ganze Leben ist ein Trauerspiel, das Irdische ein grausamer, listiger Feind, den wir in unserem Körper tragen. Der leere Schein wird statt des Wesens, die Schale statt des Kerns geliebt (S. 144). Man

hat darin den Schein der Wirklichkeit nur gelogen (S. 146). Das Leben ist eine, an Schmerzen und Qualen unerschöpfliche Krankheit; Haß und Feindschaft begrüßt den Neugebornen!!! S. 148 (auch die Mütter?) Das Daseyn ist eine Last (S. 155). Man bemühe sich aber nicht, diese Paradoxieen zu widerlegen; denn sie sind so arg nicht gemeint. Wer die Mutterseligkeit so beschreibt, wie es der Verf. ganz wahr S. 172. 173 thut, wer mit solchem Jubel redet, von der „Hand der ewigen Freundschaft, und von der heitern, stillen Seligkeit, welche hervorkeimt aus dem ruhigen Anschauen und klaren Erkennen eines schönen, eigenthümlichen Wesens, als eines verwandten Gemüths“ (S. 218); wer die „Schöne des Daseyns“ nennt, die selbst Jesus freundlich angeblickt haben soll (S. 146), dem ist das Leben nicht so sehr zuwider, wie er es, um sein Thema auszuführen, manchmal behauptet.

Aber das scheint dem Verf. voller Ernst zu seyn, daß der Mensch sich selbst erlösen müsse, und daß es die Bibel auch in diesem Sinne nehme. Er erlöset sich, nach S. 228. 229, wenn das Gute in ihm, das Böse (oder, was dem Verf. Eins, der Geist den Körper) überwindet, wenn er einen Irrenden belehrt, einen Klagenden tröstet, kurz: eine Handlung der Wohlthätigkeit ausübt; ja sogar, wenn er „in den Stunden der heiligen Begeisterung, an dem Busen eines liebendgeliebten Wesens, den Triumph über die Erde (doch sehr irdisch) feyert. (Eine solche Selbsterlösung mag wohl nicht viel Ueberwindung kosten! Hierher paßte die Erzählung in der Lucinde: „Ich umarmte sie mit eben so viel Wollust als Religion.“ Hat hier auch der Geist den Körper überwunden? Oder begehrt er ihn nur zu überwinden? Ist hier auch eine Schlacht gegen das Irdische, mit klirrenden, eisernen Ketten versehene Heer, das den Gegner (den Geist) zu bezwingen droht?) Mag man dies in irgend einer Philosophie Erlösung nennen; das, was die Bibel so nennt, ist es nicht. Nach ihr kann sich der Mensch nicht selbst erlösen; sie schreibt überall diese Erlösung allein Jesu zu. Was brauchte es auch der ganzen Anstalt durch Jesus, wenn sich der Mensch selbst erlösen könnte? Nein; „wir werden ohne Verdienst gerecht durch die Erlösung, die durch Jesus Christus geschehen

ist" (Röm 3, 24.); und es heißt mit Worten spielen, oder Bibelworte in einem ganz andern, widersprechenden Sinne nehmen, wenn man von Selbsterlösung durch Handlungen der Wohlthätigkeit, oder durch Freundschaftsgenuß redet; es heißt Bibelworte profaniren, wenn man uns versichert, daß man sich am Busen eines liebend-geliebten Wesens erlösen könne. Unrichtig ist es auch, daß die Erlösung nach der Bibel stetig (anhaltend) fortschreite, und sich bis zum Tod wiederhole. Versichert ja der Verf. selbst, S. 201, da Jesus gesagt habe: es ist vollbracht, da sey „die Schlacht entschieden, und der alte Feind der Erde niedergeschmettert worden." Und Paulus sagt (Ebr. 10, 14.), Jesus habe mit Einem Opfer für die Ewigkeit vollendet, Alle die geheiligt oder erlöset werden sollten. Endlich ist es eben so unbiblisch und unrichtig, daß Jesus das Erlösungswerk zuerst an sich selbst vollbracht habe. Freylich hat Er sich selbst überwunden, eine Menge wohlthätiger Handlungen verrichtet u. s. w., aber das heißt in der Bibel nicht: Erlösung. Jesus, der nie sündigte, bedurfte keiner Erlösung von Sünden; und nur davon soll der Mensch erlöset werden, nicht vom Irdischen, in das ihn Gott, aus weisen Absichten, gesetzt hat, aus dem ihn auch Gott allein, und nicht er sich selbst, wegnehmen darf. Freylich, in diesem Sinne ist es leicht, zu beweisen, was die achte Predigt beweisen soll, daß das Christenthum ewig dauren werde; denn immer werden wohlthätige Handlungen verrichtet, Freundschaft genossen werden; immer werden gute Menschen sich selbst zu überwinden suchen.

Noch manche andere Verwirrungen der Begriffe und Widersprüche finden sich, z. B. S. 138, daß das, was einen Anfang gehabt, auch versinken oder ein Ende haben müsse; ohne den Tod müsse das Ewige in dem Menschen aufhören zu seyn. (Als ob es nun keinen Anfang gehabt hätte, weil der Tod dazwischen kam!) Der Tod solle alles Persönliche von den Worten und Werken der Menschen trennen, S. 143. (Wären es dann noch die Worte und Werke des Individuums? Und sind sie es nicht, wie können sie ihm zugerechnet werden?) Wie ist die Behauptung mit dem zu vereinigen, was eine Seite vorher gesagt wird: „der Tod hat ihn (den Ge-

liebten, Liebenswürdigen) nicht Euch, und Euch nicht ihm entrissen, sondern nur die Scheidewand aufgehoben, so daß Ihr jetzt einander näher treten und Euch mit ungestörter, inniger Liebe für die Ewigkeit umarmen könnt." Nach dem Hauptsatz der zweyten Predigt, soll das Christenthum die Religion des endlosen Kampfs seyn, und doch sagt der Verf. am Ende in den Versen, die zu einem Krieg für das heilige Grab einzuladen scheinen:

Zieht ins Feld zum sichren Siege
Eurer Fahne nach.

Daß er das Auffallende liebt, zeigt sich besonders am Ende dieser Predigt, die mit den Worten schließt:

Kauft ein Schwerdt.

und am Ende der siebenten, die statt: Amen, Wehe! Wehe! Wehe! ruft.

Doch, das sind nur Kleinigkeiten gegen die Paradoxieen, die in der Predigt vom Abendmahl ausgesprochen werden. „Der Weltenvater hat menschliche Bildung angenommen, in dem Sohne, damit dieser alle Jahrtausende hindurch sey und bleibe der jungfräulich-reine Leib, worin das innere Element des Weltalls, der Vater, wohnt," (S. 287) „der Stein regt sich und möchte Blume werden; die Pflanze möchte, sich losreißend von ihrem mütterlichen Boden, sich zu der höheren Ausbildungsstufe der Thiere erheben" u. s. w. (S. 290) Wenn man den Wein im Abendmahl getrunken hat, soll man von keiner Bänglichkeit, keinem Irrthum mehr wissen; es soll keine Sünde, keinen Zwiespalt, kein Verderben mehr geben. Die leisesten Ahnungen des Bösen sollen verschwinden; man soll verknüpft werden mit allen hohen edlen Seelen früherer Jahrhunderte, und ihr gerechtes Zürnen über das Gemeine soll uns ergreifen; wir sollen das Bürgerrecht in der Natur und Geschichte erhalten; (was das wohl seyn mag, das wir noch nicht hätten?) das Abendmahl soll eine wahrhafte, ewige, unauflösliche Ehe mit der Natur seyn," S. 300—306) und wie die Phrasen weiter lauten. Und auf wen es nicht so wirkt, der ist ein unwürdiger Gast, lebendig-todt, wahn-

sinnig ꝛc. (S. 308—310). Ob wohl die Apostel würdige Gäste waren? frey von Irrthümern waren sie wenigstens nicht. Was sagen endlich die Leser zu folgender Stelle (S. 294): „Ihr umarmet in jedem Menschen-Leib die fleisch-gewordene Gottheit, und Eure gläubige Seele empfindet in jedem Kuß von geliebten Lippen die Gnade des Erlösers. Endlich seyd Ihr würdig, auch in der einsamen Umarmung eines liebenden Wesens, das heiligste Wunder der Natur durch und an Euch selbst zu erfahren, und knüpfend das hochzeitliche Band, in der höchsten und folgereichsten That, Euch als ächte Priester der Natur zu bewähren, die der Genuß des gesegneten Brods so reinigte und verklärte, daß Ihr verdienet, die Natur auch in der tiefsten Mitte ihres Seyns zu erfassen, und mit der Fülle der edelsten Lebenskraft aufs neue zu feyern das Sakrament der unendlichen Liebe." — So etwas wurde im neunzehnten Jahrhundert, in Weimar, öffentlich von der Kanzel, vor einer vermischten Versammlung von Jünglingen, Männern, Jungfrauen und Weibern gepredigt, und sollte für Christenthumslehre gelten!! — Kaum glaublich, wenn man es nicht gedruckt läse! Schwerlich kann es ein schrecklicher warnendes Beyspiel geben, wie der Mißbrauch der sogenannten Naturphilosophie, und ihr Einmischen in das einfache Bibel-Christenthum, auch treffliche Köpfe zu Unsinn verleiten könne, so daß das Wort Paulus, Röm. 1, 22., an ihnen auf eine, jedem Menschenverstand einleuchtende, Art erfüllt wird. Daß es eine solche Warnungstafel werden möge, das war die Ursache, warum Rec. sich mit dieser kleinen Sammlung so lange beschäftigt hat.

Ueber das Alter. In Briefen an einen Freund. Nach dem Französischen des Herrn J. H. Meister bearbeitet von dem Verf. von Eugenia's Briefen. Winterthur, in der Steinerschen Buchhandlung. 1810.

Diese dem alten würdigen Salomon Hirzel von dem deutschen Uebersetzer, Heinrich Hirzel, Professor und Chorherrn am großen Münster zu Zürich geweihte Schrift ist ein würdiges Denkmahl der Achtung und Liebe eines jüngern Freundes, der dem ältern sich dadurch gefällig zeigen will, daß er ihm das

Alter selbst von einer interessanten Seite darstellt. Dem Verf. dieser lesenswerthen Schrift, der dem Uebersetzer einige Briefe handschriftlich mittheilte, die sich im Französischen Originale nicht befinden, gereicht es zur Ehre, zu gestehen, daß er die bekannte Abhandlung des Cicero über den nämlichen Gegenstand nicht eher, als nach Vollendung seiner Arbeit nachgesehen und durchgelesen habe. Nur auf diese Weise ist es möglich, neue Ansichten einer Sache zu gewinnen, die der Betrachtung um so würdiger ist, als sie schon das Nachdenken vieler denkenden Menschen vor uns beschäftiget hat. In der That erhielten wir auf diese Weise einige Kapitel in dem vorliegenden Werke, die weder von Cicero, noch von andern sind berührt worden, und das Ganze hat sich dadurch in der Behandlung zu einem Originale vollkommen geeignet. Wahr ist es aber auch auf der andern Seite, was der Verf. bescheiden zugibt, daß, wenn man nach dieser Lectüre den alten Römer wieder zur Hand nimmt, man sich trotz der weitern Umfassung des neuen Schriftstellers, und der unsern Ansichten und Bedürfnissen weit angemeßnern Behandlung des Gegenstandes, doch weit beruhigter fühlt nach dem Lesen des Cicero, der auf der einen Seite die Schlagschatten, die dem schönen Helldunkel zur Unterstützung dienen, welches einige dem Lichte abgewendeten Theile des Bildes verlieblichen soll, weit besser zu behandeln versteht und z. B. uns auf keine Weise zu bereden sucht, im Alter habe es mit dem Sterben keine Gefahr, oder: Geist und Kraft in seiner lebensreichen Erscheinung, sogar im Geleite der Einbildungskraft, könne sich zuweilen in den spätesten Jahren, wo nicht lebendiger und stärker, doch eben so lebhaft als in der Jugend erweisen. — Auf der andern Seite aber auch wieder geflissentlich eine Menge von Vorsorglichkeiten und Verwahrungsmitteln gegen die wahrscheinlichen Unbequemlichkeiten des Alters eben darum nicht berührt, weil grade in dieser Zurüstung alle mißtrauischen Bedenklichkeiten liegen, die, wenn man einen beruhigten und tröstlichen Blick aufs Alter werfen will, weit von uns entfernt bleiben müssen. Es mag in dieser Hinsicht wohl wahr seyn, was ein entfernter und doch naher Geistesverwandte in seinem Buche über practische Lebensweisheit uns zu bedenken gibt: Nichts ist mißlicher im Leben, als bey seinen bestimmten Beschäftigungen auf einen noch entfernten Punct hinarbeiten, den man immer im Auge behalten will, um nachher nicht zu bereuen, daß man keinen Vorbedacht darauf genommen habe. Thue in jedem Augenblicke, was recht ist, so wirst du auch für den Fall, der künftig einmal eintreten kann, das rechtegethan haben.

No. 26. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

D. Philipp Joseph Horsch, Großherzogl. Würzb. Medizinalrath, öffentl. ordentl. Lehrer der allgemeinen Therapie, Heilmittellehre und Klinik an der Julius-Universität ꝛc. Handbuch der allgemeinen Therapie als Leitfaden zu seinen Vorlesungen. Würzburg, bey Joseph Stahel. 1811. VIII und 414 S. 8.

„Pathologie und Therapie," sagt der Verf. dieses Handbuches in der Vorrede, „können in ihrer wissenschaftlichen Vervollkommnung nicht weiter fortschreiten, als durch Anatomie und Physiologie vorgearbeitet ist. Sollen bloße Meynungen aus der Therapie verbannt, und soll sie vollständig und der Idee des Lebens entsprechend dargestellt werden, so muß sie sich lediglich an die Gesetze des Organismus halten, indem sie aus diesem die Weise deducirt, wie die durch das pathologische Gesetz gegebenen Veränderungen zur Normalität zurückzuführen seyen. Ueber diesen Gegenstand habe er sich vor einigen Jahren im ersten Hefte seiner klinischen Annalen ausführlich erklärt, und hier habe er den Versuch gemacht, die Therapie nach diesen Ansichten zu bearbeiten." Nimmt man nun zugleich auf jene Erklärung in den klinischen Annalen Rücksicht, wo unter anderen (S. 19) gesagt wird, daß die Organonomie bisher der Therapie ganz fremd geblieben sey, oder nicht mehr als einen bloß mechanischen Einfluß, d. h. (wie der Verf. sagt) für den Mechanismus mancher Erklärungen, gehabt habe, daß die Therapie, besonders die allgemeine, als die eigentlich-ärztliche Theorie, ganz vernachläßigt stehe, und daß die Indikation für den Gebrauch dieser oder jener Methode aufzustellen nichts heiße, als die Therapie schädlichen Schulbegriffen aufopfern, so könnte man hier eine gänzliche Reform der Therapie erwarten, und zu nicht geringen Forderungen an den Verf. sich berechtigt halten, wenn man nicht an vielen unserer neueren Aerzte eine solche Sprache und besonders auch Verkennung dessen, was

von den, ihnen freylich oft wenig bekannten Vorgängern geleistet worden ist, schon gewohnt wäre. Mit wie viel mehr Einsicht sowohl als Billigkeit hat sich nicht der um die allgemeine Therapie wie um andere Theile der Medicin so hochverdiente Hufeland in der Vorrede zu seiner allgemeinen Therapeutik ausgedrückt, indem er sagt: „Von jeher war es das Bestreben selbstdenkender Aerzte, die Medicin, als Untersuchung und Bearbeitung des lebenden Wesens, den Gesetzen des Lebens zu unterwerfen, ihre Regeln aus diesen Gesetzen abzuleiten, und sie so, getrennt von den rein chemischen und mechanischen Naturwissenschaften, als eine eigenthümliche organische oder Lebenswissenschaft darzustellen. Unverkennbar, nur in verschiedenen Formen ausgedrückt, blickt diese Tendenz aus den Schriften eines Baglivi, Stahl, Boerhaave, F. Hoffmann, Gaubius, Haller, Zimmermann, Cullen rc. hervor, und wer die Worte von den Sachen, den Geist von der Form zu unterscheiden weiß, wird schon in ihnen die Keime und Grundzüge unsrer jetzigen verbesserten Theorie finden!" u. s. w.

So gerne wir aber wirkliche Fortschritte der Wissenschaft anerkennen und anzeigen würden, so haben wir doch bey sorgfältiger Prüfung dieser Schrift und Vergleichung derselben mit ihren Vorgängern durchaus nicht finden können, daß der Verf. die Therapie durch Aufstellung neuer und wichtiger Grundsätze bereichert oder eine reelle Verbesserung der bisherigen Curmethoden mitgetheilt habe. Jeder mit der Litteratur der allgemeinen Therapie gehörig Vertraute wird hier die bekannten therapeutischen Sätze, nur oft in die neuere Schulsprache eingekleidet und unter die jetzt bey vielen gewöhnlichen Rubriken der Reproduction, Irritabilität und Sensibilität (wiewohl nicht selten auf eine gezwungene Art) vertheilt finden. Wenn der Verf. aber auch nicht die Absicht gehabt hätte, der Wissenschaft eine neue und verbesserte Gestalt zu geben, sondern wenn er bloß das Bekannte in einem guten Compendium hätte darstellen wollen (was indessen nach seiner obigen Erklärung nicht anzunehmen ist), müssen wir wieder offen gestehen, daß wir ihm auch in dieser Hinsicht keine besonderen Vorzüge einräumen können, indem in Ansehung der Anordnung und Ausführung

der einzelnen Gegenstände so Manches zu erinnern ist, wovon wir nur Folgendes hier ausheben wollen.

Ein Hauptfehler dieser Schrift, in sofern sie ein Compendium seyn soll, ist nach unserer Ueberzeugung der, daß sie keine ausgewählte Litteratur enthält. Es sind (S. 1—2) nur die allgemeinen Schriften über Therapie angeführt worden, dagegen die Litteratur der einzelnen therapeutischen Materien durchaus fehlt. Aber selbst jene allgemeine Litteratur ist sehr dürftig und fehlerhaft angegeben. So nennt der Verf. unter den Alten nur den Hippokrates, Galenus und Alexander von Tralles. Letzterer gehört aber eher zur speciellen Therapie, und es mußten dagegen hier wenigstens noch Celsus, Caelius, Aurelianus und andere Methodiker genannt werden. Auch hätten statt mehrerer älterer Compendien, die in einem Werke, was keine vollständige Litteratur enthalten soll, nicht angeführt zu werden brauchten, noch manche Werke, welche eigne Systeme enthalten, als die von Paracelsus, von v. Helmont ꝛc. angeführt werden müssen. Außerdem fällt es besonders auf, daß der Verf., während so manche unbedeutende Schriften von ihm genannt worden sind, die schätzbaren Werke von Johann Juncker (Conspect. therap. general.), Hebenstreit (Palaeologia therapiae), Ackermann und Ploucquet ganz übergangen hat.

Die §. 5. vorkommenden physiologischen Vorbegriffe hätten wenigstens kürzer angegeben und größtentheils, wie z. B. das hier unnöthige Detail von der Insalivation, Deglutition, Chymification ꝛc., als aus der Physiologie bekannt vorausgesetzt werden können. Uebrigens folgt der Verf. hier ganz denen Physiologen (Walther ꝛc.), welche als Grundfunctionen Reproduction, Irritabilität und Sensibilität annehmen, bringt mit diesen die Respiration und thierische Wärme unter die Verrichtungen der Irritabilität, und gibt hiernach auch die von ihm sogenannte arterielle Stimmung (welche dem entzündlichen Zustande oder der Synocha entspricht) für eine Veränderung der irritablen Organe aus, so wie er auch die krankhaften Veränderungen der Temperatur unter die der Irritabilität bezieht. Ob indessen die Respiration mit Recht bloß

unter die Verrichtungen der Irritabilität gebracht wird, möchte sehr zu bezweifeln seyn. Es können wenigstens die dabey Statt findenden Aeußerungen der Irritabilität die Richtigkeit jener Classification nicht beweisen, indem die Irritabilitäts-Aeußerungen auch in anderen ohne Zweifel zur Reproduction bestimmten Organen, z. B. dem Darmcanale, vorkommen (wie denn auch der Verf. (§. 116.) selbst sagt, daß diese Function überall mit den übrigen verschlungen sey). Und wenn man den Einfluß der Respiration auf die Blutbereitung berücksichtigt, und wenn das Blutsystem ohne Zweifel ein Hauptsystem der Reproduction ist, muß jene Classification um so einseitiger erscheinen. Sehr willkührlich ist es auch, die thierische Wärme als eine Verrichtung der Irritabilität anzusehen. Viel angemessener haben überhaupt andere neuere Physiologen die Verrichtungen in Verrichtungen des vegetativen und Verrichtungen des sensoriellen Lebens eingetheilt, wobey man dann die bey den einzelnen Verrichtungen hervorstechenden Aeußerungen der Irritabilität rc. doch wohl unterscheiden kann. Aus allem diesem erhellet nun aber auch, wie wenig es für sich hat, wenn die sogenannte arterielle Stimmung (der entzündliche Zustand oder die Synocha), die Fieber und Entzündungen bloß für Krankheiten der Irritabilität erklärt werden.

Der erste Abschnitt handelt von der Diagnose und Prognose. Bey der Lehre von der letzteren wird §. 250 fg. behauptet, daß es keine Heilungen gebe, wo bloß die natürliche Kraft des Organismus die Krankheit besiege, ohne daß zugleich äußere Einflüsse einwirkten, weil der Mensch stets und nothwendig äußeren Einflüssen ausgesetzt sey. Freylich ist der Mensch immer äußeren Einflüssen, und oft auch solchen, die auf seine Krankheit einen günstigen Einfluß haben, ausgesetzt. Es ist aber längst von Anderen mit Recht bemerkt worden, daß die Heilung durch die Natur allerdings auch in höchst schlimmen Fällen bewirkt worden ist, wo die äußeren Einflüsse wenigstens so wenig günstig waren, daß man ihnen keinesweges die Heilung zuschreiben konnte. — Bey der Metastase soll nach §. 262. keine Wanderung eines Stoffes anzunehmen seyn, weil sie selbst bey Krankheiten Statt finden könne, bey welchen die Mischungsveränderungen secundär oder

von der Art seyen, daß sie nicht in die Wahrnehmung fallen. Allein dies beweis't bloß, daß nicht jede Metastase materiell ist, wie freylich längst Andere gezeigt haben. Die wichtigsten für die materiellen Metastasen angeführten Beobachtungen und Gründe hat aber der Verf. gar nicht berücksichtigt. Wenn er insbesondere §. 266. fragt: Warum hat nicht das bestehende Fußgeschwür ein antagonistisches Organ zur Krankheit hervorgerufen und warum das zugeheilte? und wenn er dabey meint, daß hier bloß auf die Unterdrückung einer krankhaften Se- und Excretion zu sehen sey, so scheint er die von den glaubwürdigsten Beobachtern angeführten Fälle nicht gekannt zu haben, wo bey Fußgeschwüren oder Geschwüren der Arme ꝛc. Auswurf von Eiter aus den sonst durchaus nicht verletzten Lungen erfolgte, nach Beseitigung der Quelle des Eiters durch Imputation ꝛc. aber alsbald aufhörte, u. s. w.

Der zweyte Abschnitt ist überschrieben: Theorie der Heilkunst, und handelt von der Heilung überhaupt, dem Heilplane, den Curregeln, Gründen der Curregeln, Curmethoden und Heilmitteln, und der Verpflegung der Kranken.

In dem dritten Abschnitte, welcher die Ueberschrift: Theorie der Heilung hat, und auch eine allgemeine Uebersicht der Curmethoden und Heilmethoden enthält (wobey wohl Manches kürzer zu fassen und unter einfachere Gesichtspuncte zu stellen, Manches, zum Theil nachher noch näher zu berührende, zu berichtigen wäre), behauptet der Verf. mit Recht, daß die von vielen Naturphilosophen angegebene Abtheilung der Heilmittel nach den letzten Stoffen, auf welche die Chemie zurückgehen kann, noch für bloß hypothetisch zu halten und vor der Hand noch nicht in die Therapie einzuführen sey. Dagegen möchte bey seiner Eintheilung der Mittel (§. 462 — 465.) auch Manches noch für unerwiesen und höchst hypothetisch zu halten seyn. Wodurch ist es z. B. erwiesen oder nur wahrscheinlich gemacht, daß die Metallkalke bloß die Resorbtion ansprechen? Aendern die Neutral- und Mittelsalze, so wie die Metallsalze nur die Secretion um? Ist die antiphlogistische Kraft des Salpeters ꝛc. hierdurch erklärt? (Nach §. 812. sollen die Salze freylich auch die Thätigkeit der Arterien umstimmen und den Faserstoff im Blute umändern,

woran der Verf. indessen bey jener früheren Classification nicht gedacht zu haben scheint.) Können die adstringirenden Mittel und das Eisen, welche offenbar auch einen vorzüglichen Einfluß auf irritable Organe haben, bloß als solche betrachtet werden, welche die Assimilation umändern? u. s. w.

An dem vierten Abschnitte, wo von der Entfernung der Hindernisse der Heilung gehandelt wird, hat der Verf. sich selbst auf das Detail des Ausziehens fremder Körper aus dem Speisecanale, der Luftröhre rc. der Behandlung der Brüche, Knochenbrüche, Eiterung, Geschwüre rc. eingelassen. Ob dies hier nöthig und am rechten Orte war, möchten wir sehr bezweifeln. Wollte man hier irgend ausführlich und gründlich seyn, so würde ein großer Theil der Chirurgie und speciellen Therapie hierher gezogen werden müssen. Auch sind offenbar viele von diesen Gegenständen nicht als bloße Hindernisse der Heilung, sondern als wirkliche Krankheiten zu betrachten und schon um deswillen an anderen Orten abzuhandeln.

Bey dem fünften Abschnitte, wo die ausleerende Methode nach der gewöhnlichen Ordnung abgehandelt wird, bemerken wir unter andern Folgendes. Daß das künstliche Erbrechen bey dem Keichhusten ganz contraindicirt sey, wie §. 561. gesagt wird, möchte doch zu bezweifeln seyn, wenn auch dies Mittel von Manchen zu allgemein bey dieser Krankheit empfohlen worden ist. — §. 568. ist die Ekelcur mit wirkliches Erbrechen erregenden Mitteln nicht schicklich zusammengestellt worden. — Bey der Lehre von dem Blutentziehen hat der Verf. (§. 617.) mit Recht bemerkt, daß sehr viel von der Stelle abhänge, an welcher die Aderlaß vorgenommen werde, aber dabey vergessen, sich näher darüber auszulassen, wie es doch die Wichtigkeit dieses Gegenstandes erforderte.

Der sechste Abschnitt hat die Ueberschrift: Umänderungen in den ersten Wegen und den Säften, und es werden darin abgehandelt die Gegengifte, Absorbtion und Einhüllung fremder Stoffe, die auflösende, anfeuchtende, verdünnende, erweichende und austrocknende Methode, die Umänderung der Resorbtion und Secretion und die allgemeine Umänderung des Blutes und der Säfte. Daß aber jene Ueber-

schrift nicht passend sey, indem manche dieser Methoden sich bekanntlich nicht bloß auf die ersten Wege und die Säfte beziehen, bedarf kaum bemerkt zu werden.

Der siebente Abschnitt handelt von der Umänderung der irritablen und sensiblen Organe. Es ist darin besonders die so wichtige antiphlogistische Methode (§. 812.) zu dürftig dargestellt, und es ist mancher dazu gehöriger wichtiger Mittel, als der Pflanzensäuren, des Sauerhonigs ꝛc., der erschlaffenden oder erweichenden Mittel, hier gar nicht gedacht, auch nicht die nach dem verschiedenen Grade des entzündlichen Zustandes erforderliche Einrichtung jener Methode angegeben worden, welches Letztere doch für Anfänger sehr wichtig ist. — Die antagonistische Methode wird auch nicht schicklich bloß unter der Rubrik: Umänderung der irritablen und sensiblen Organe, abgehandelt, da sie sich auch auf andere Theile bezieht, wie der Verf. (§. 871.) selbst bemerkt, und eben so fragt es sich, ob es bloß bey dieser Methode der schickliche Ort war, von dem thierischen Magnetismus, der Electricität und dem Galvanismus zu handeln, da diese doch wohl nicht bloß oder vorzugsweise antagonistisch wirken. Uebrigens kann auch das Nähere von der Anwendung dieser und anderer hier abgehandelter Mittel der Arzneymittellehre, wenn man diese nicht überhaupt mit der Therapie verbinden will, überlassen werden.

Im achten Abschnitte wird noch von der Regulirung der gewöhnlichen Lebenseinflüsse gehandelt. Hier vermissen wir unter andern besonders bey dem über die Nahrungsmittel Gesagten eine genaue Berücksichtigung des Instinctes oder besonderen Verlangens der Kranken zu gewissen Dingen, §. 926. aber, wo von zweckmäßigen Bewegungen die Rede ist, die Berücksichtigung des Hochathmens, auf dessen Wichtigkeit in neueren Zeiten besonders von Hensler aufmerksam gemacht worden ist.

Uebrigens ist der Druck dieser Schrift durch eine große Menge von Fehlern entstellt worden.

Conradi.

Enchiridion Hermeneuticae generalis tabularum veteris et novi Foederis. Authore (auctore) Johanne Jahn, Philos. et Theol. Doct. Eccles. metropol. ad S. Stephanum Viennae Canon. capit. Archiepisc. consistorii consiliar. olim L. L. O. O. Archaeol. bibl. introd. in V. T. et dogm. Prof Caes. Reg. P. et O. Viennae 1812. In libraria Camesina. VIII 188 S. in 8.

Bereits vor acht Jahren (1805) hatte Hr. D. Jahn, als er noch Professor der Orientalischen Sprachen u. s. w. an der Universität zu Wien war, ein Lehrbuch der allgemeinen Hermeneutik des A. und N. Testaments völlig zum Drucke ausgearbeitet, und die nahe Erscheinung desselben öffentlich angekündigt. Indessen waren Umstände eingetreten, welche die Herausgabe desselben verhinderten, wozu noch kam, daß Hr. D. Jahn im Jahr 1806 seine Lehrstelle an der Universität mit einer andern Bestimmung vertauschte. Er änderte daher sein Vorhaben, die Hermeneutik herauszugeben, und legte das Manuscript davon in seinen Pult zurück, um es hier seinem Schicksale zu überlassen. Allein es gelangten der Anforderungen und Aufmunterungen, die Hermeneutik in den Druck zu geben, so viele und so bedeutende an ihn, daß er denselben nicht glaubte länger widerstehen zu dürfen. Er nahm das Manuscript wieder vor, fand aber bey Durchlesung desselben, daß er es in derjenigen Gestalt, die er ihm ehemals gegeben hatte, nicht mehr könne erscheinen lassen. Dies bewog ihn, das Buch ganz umzuarbeiten, und dasselbe, da es vorher bloß zum Leitfaden bey Vorlesungen dienen sollte, jetzt so einzurichten, daß es auch zum Privatgebrauche nützlich wäre. Und hierauf bezieht sich der Titel desselben: Enchiridion. Um Wiederholungen zu vermeiden, faßte er darin die allgemeinen Regeln der Hermeneutik, welche sowohl auf das A. als auf das N. Testament anwendbar sind, zusammen, und erläuterte sie, um das Verstehen derselben zu erleichtern, mit zweckmäßigen Beyspielen, jedoch mehr aus dem A. als aus dem N. Testamente. Auch einige auf die dogmatische Theologie sich beziehende Beyspiele nahm er auf, um zu zeigen, wie wichtig die Hermeneutik für die übrigen theologischen Wissenschaften sey.

Die Einleitung, welche unter der Ueberschrift: Praeliminaria Hermeneuticae, vorangeschickt ist, bestimmt zuerst (§. 1.), was es heiße: einen Schriftsteller verstehen, und was alles zum Verständnisse desselben erfordert werde, mit besonderer Rücksicht auf Schriften aus dem Alterthume, und unter diesen vorzüglich auf die heilige Schrift, wobey zugleich sehr richtig die Ursachen angegeben sind, warum Schriftsteller aus dem Alterthume schwerer zu verstehen sind, als neuere Schriftsteller. Der Zweyte §. handelt vom Auslegen (interpretari), welches nach Hrn. D. Jahn zerfällt in das Uebersetzen (vertere), und in das Erklären (enarrare), und von den Erfordernissen einer guten Uebersetzung und Erklärung, wovon die letztere nach Hrn. Jahn seyn muß 1) grammatisch; 2) historisch; 3) historisch-theologisch. Dagegen wird sowohl die mythische, als auch die psychologische und moralische Auslegung der Bibel in einer diesem §. angehängten Anmerkung verworfen. Ueber die erstere wird folgendes Urtheil gefällt: interpretatio mythica, quae veritatem historicam factorum extraordinariorum V. et N. F. tollit, superstruitur analogiae aliarum gentium, quarum antiquior historia est mythologica, acsi Hebraicae genti nihil esset privum, cum tamen nemo non videat, ei etiam alia quam plurima esse peculiaria. Allein ein Volk kann mehreres ihm Eigenthümliches haben, wie denn wirklich fast jedes Volk seine Eigenthümlichkeiten hat, und dabey doch darin mit andern Völkern übereinkommen, daß seine frühere Geschichte in Mythen gehüllt ist, woraus es oft schwer ist, die eigentlichen historischen Facta, die dabey zum Grunde liegen, herauszufinden. Es läßt sich vielmehr fragen, sobald man sich nicht an die Dogmatik bindet: da die Urgeschichte aller alten Völker mythisch ist, warum sollte allein die Urgeschichte des Hebräischen Volkes nicht mythisch seyn, von dem dies wegen seines hohen Alterthumes um so mehr zu vermuthen ist? Herrn Jahns Urtheil über die psychologische Erklärungsart überlassen wir den Lesern seiner Hermeneutik selbst nachzusehen. Der 3te und 4te §. handeln von der Natur, dem Nutzen und der Nothwendigkeit einer biblischen Hermeneutik, die in der Anmerkung zu §. 4. besonders gegen diejenigen Lehrer der katho-

lischen Kirche in Schutz genommen wird, welche behaupten, man müsse sich wegen der vielen mit einander streitenden Erklärungen der Bibel an die Tradition halten, wobey die richtige Bemerkung gemacht wird, wenn dies geschehen solle, so bedürfe es, um auszumitteln, welches eigentlich ächte Tradition sey, einer neuen patristischen Hermeneutik, da die Kirchenväter, die Aufbewahrer der Tradition, oft eben so schwer und öfters noch schwerer zu verstehen seyen, als die Bibel selbst, und dann möchte es noch mehrere verschiedene Meynungen hierbey geben, als bey der Erklärung der Bibel. Bey der §. 5. gelieferten Geschichte und Litteratur der biblischen Hermeneutik vermißte Rec. ungern Morus Acroases academicae super Hermeneutica N. T., herausgegeben von Eichstädt, und Keils vorzügliches Lehrbuch der Hermeneutik des N. T. (Leipzig 1810.) nebst der nachher davon erschienenen Lateinischen Uebersetzung. Von den sieben auf diese Einleitung folgenden Kapiteln handelt das erste von §. 6—18. de sensu. Herr D. Jahn unterscheidet §. 6. notio, Begriff, und sensus, Sinn; jener komme einzelnen Wörtern zu, dieser gehe aus ganzen Sätzen hervor, und sey das gegenseitige Verhältniß der Begriffe, welche ein Schriftsteller mit Worten bezeichnete. Einen Unterschied zwischen sensus literae und sensus literalis erkennt Hr. D. Jahn nicht an, da nach der Natur der Lateinischen Sprache beyde Ausdrücke synonym seyen. Eben so wird die Annahme von mehr als Einem buchstäblichen Sinne in der heil. Schrift §. 9. mit Recht bestritten, nur bey Weissagungen wird ein doppelter Sinn zugegeben, ein subjectiver und dunkler, der dem Geiste des Weissagenden vorschwebte, und ein objectiver, den die Gottheit bey ihrer Offenbarung durch Weissagungen zum Zwecke hatte, und der erst in der Folge durch die Erfüllung der Weissagungen vollständig eingesehen würde (qui a Deo revelante intendebatur, et demum complemento historiae pandebatur). Richtig wird §. 10. bemerkt, daß die exegetische Wahrheit eines Sinnes nicht mit dessen reeller und objectiver Wahrheit verwechselt werden dürfe. In Beziehung auf diese Bemerkung werden nun §. 12. gute Vorschriften über das Verhalten des Exegeten bey Stellen, deren Sinn exegetisch wahr und richtig, aber sonst Schwierigkeiten unterworfen ist, gegeben, so wie das, was §. 7. und 8. über den Sprachgebrauch als ein Mittel, den wahren Sinn zu finden, gesagt ist, viel Belehrendes enthält. Im §. 14., welcher von dem mittelbaren oder symbolischen (mystischen, typischen) Sinne handelt, wird die Eintheilung desselben in einen allegorischen, anagogischen und tropologischen als unbiblisch und unlogisch

verworfen, jedoch wird §. 15. ein unmittelbarer Sinn zugegeben, und aus Stellen der heil. Schrift erwiesen, und die Kennzeichen desselben §. 16. angegeben. Accommodationen in exegetischer Hinsicht werden §. 17. zugestanden, aber auch nur in dieser, nicht in dogmatischer Hinsicht. Dies veranlaßte Herrn Jahn noch einmal auf die von Kant vorgeschlagene moralische Erklärung der heil. Schrift zurück zu kommen über die er sich §. 18. auf folgende Art äußert: per vagam, arbitrariam et violentam tractationem hanc s. scripturae, quae nullis regulis coercetur, quaecunque imaginationis somnia et portenta sacris libris adfingi possent, et ipsa eorum auctoritas in gravissimum discrimen adduceretur. Doch gestattet Hr. Jahn dem practischen Religionslehrer, an solche Stellen der heil. Schrift, welche an sich nicht moralischen Inhaltes sind, einen moralischen Sinn anzuknüpfen. Dies sey immer geschehen, und könne auch nicht eigentlich Erklärung genannt werden. Das zweyte Kapitel, welches de contextu orationis, substrata materia, consilio authoris (so schreibt Hr. Jahn immer statt auctoris), aliisque adjunctis handelt, enthält nicht weniger nützliche Belehrungen über diese Gegenstände. Zuerst wird §. 19. der contextus eingetheilt in einen proximus, remotus und remotior, und eine jede dieser Arten von Zusammenhang der Rede erklärt. Dann wird §. 20. die Beweiskraft des Contextes auseinandergesetzt, und §. 21. die beständige Vergleichung desselben empfohlen. Hierauf werden §. 22. Vorschriften gegeben in Beziehung auf den Zusammenhang zweydeutiger und wichtigerer Bibelstellen, und von §. 23. bis 26. wird gezeigt, welche Rücksicht der Erklärer auf den Zweck des Schriftstellers, auf die Veranlassung zu seiner Schrift, auf den Gegenstand, womit er sich beschäftigt, und auf die übrigen Umstände zu nehmen habe, welche hiebey in Betrachtung kommen. Das dritte Kapitel gibt von §. 27. bis 32. Anweisung über den Gebrauch und die Benutzung der Parallelstellen bey der Erklärung der heil. Schrift, wie dieselben aufzufinden, welche Vorsicht bey Vergleichung derselben anzuwenden, und welche Fehler besonders bey Vergleichung von Parallelstellen aus andern Schriftstellern zu vermeiden seyen. Dann wird untersucht, was es mit den in dem N. T. angeführten Stellen des A. T. für eine Bewandtniß habe, und in wiefern die Analogie des Glaubens und der Lehre zur Erklärung der heil. Schrift zu benützen sey. In Beziehung auf Stellen aus Profanschriftstellern, welche häufig zur Erklärung biblischer Stellen angeführt werden, sagt Hr. Jahn §. 30.: phrases aliarum linguarum, quae prorsus nullam habent cum linguis Biblicis et cum

rebus in Bibliis commemoratis connexionem, sensum sacrae Scripturae nequaquam probare, sed duntaxat interdum aliquatenus illustrare possunt. Rec. setzt hinzu: da häufig die nämlichen Wörter und Phrases in den Profanschriftstellern eine ganz andere Bedeutung und einen ganz andern Sinn haben, als in den Schriften des A. und N. Testamentes, so hat sich der Bibelerklärer um so mehr zu hüten, sich durch dergleichen ähnlich oder gleichlautende, aber etwas ganz anders andeutende Wörter und Phrases nicht irreführen zu lassen, ein Fall, in dem sich häufig die Verfasser von sogenannten animadversionibus ex auctoribus profanis ad illustrandos libros sacros befanden. Was die aus dem A. T. in dem N. T. citirten Stellen betrifft, so gibt Herr Jahn in §. 31. im Allgemeinen die Regel, sola illa V. F. loca, in N. F. allegata, censeri proprie explicata, I. ex quibus argumentum positivum et absolutum ad comprobandam omnibus lectoribus vel auditoribus veritatem ducitur, et II. quorum sensus in contextu orationis A. F. ex legibus interpretationis prorsus idem, etsi fortasse minus sublimis, esse comperitur. Als eigentliche Parallelstellen läßt er jedoch keine aus dem A. T. in dem N. T. angeführten Stellen, und zwar mit Recht, gelten. Es kann aus ihrer Anführung höchstens erkannt werden, wie man sie zu den Zeiten des N. T. verstand, und welchen Sinn man ihnen beylegte, und das nicht einmal immer, da so häufig Stellen des A. T. in dem N. T. auf ganz andere Gegenstände angewandt werden, als diejenigen waren, von welchen sie eigentlich handeln. Daher auch Hr. Jahn alle die in dem N. T. angeführten alttestamentlichen Stellen, welche nicht unter den von ihm durch die eben angeführte Regel genauer bestimmten alttestamentlichen Stellen begriffen sind, zu den exegetischen Accommodationen zählt. Wenn noch außer dem §. 32. der Analogie des Glaubens und der Lehre, wie diese im Ganzen in der heil. Schrift und in den ersten kirchlichen Schriftstellern nach den Aposteln und Evangelisten enthalten ist, nebst den Parallelstellen, ein besonderes Gewicht beygelegt wird, so geschieht dies keineswegs in der Absicht, die Lehrsätze der Kirche und der Dogmatik zur Regel und Richtschnur der Erklärung der heil. Schrift zu machen, sondern bloß in sofern sie der Erklärung dogmatischer Stellen zur Bestätigung dient. Longe absumus, sagt in dieser Rücksicht Hr. Jahn, ut ad authoritatem ecclesiae catholicae, de qua, ubi Hermeneuticam tractamus, sermo esse nequit, provocemus, sed testimonium duntaxat antiquissimorum ecclesiae doctorum de sensu locorum dogmaticorum urgemus.

Daß übrigens die Art und Weise, wie dogmatische Stellen von den ersten Kirchenlehrern verstanden wurden, allein für den Exegeten kein Grund seyn dürfe, sie eben so zu verstehen, wird gewiß jeder Unbefangene gerne zugeben. Hr. Jahn selbst deutet darauf hin, wenn er den §. von der Analogie des Glaubens mit folgenden Worten schließt: In usu hermeneutico analogiae doctrinae duo extrema, utpote vitia aequalia, vitanda sunt: primum quidem, ne locis sacrae scripturae tribuatur sensus illi analogiae doctrinae oppositus; dein ne e contrario verbis sacrae scripturae, ut huic analogiae conformentur, vis inferatur, quod esset sacris libris inferre sensum, qui ex ipsis efferendus fuisset. Nach diesen genauern Bestimmungen des Gebrauches der Analogie des Glaubens bey der Erklärung der heil. Schrift wird sich denselben auch der Protestant gerne gefallen lassen, und nichts Erhebliches dagegen einzuwenden haben, wenn er ihm auch gleich nicht das Gewicht beylegen sollte, den ihm die katholische Kirche beyzulegen pflegt. Er wird wenigstens von ihm keine Beschränkung der nöthigen Freyheit bey Untersuchung und Festsetzung des Sinnes biblischer Stellen fürchten, noch sich durch ihn verleiten lassen, von den übrigen Mitteln zur Erklärung der heil. Schrift nicht den gehörigen Gebrauch zu machen. Regeln über die Erkennung und exegetische Behandlung der Tropen in der Bibel, wohin auch die Allegorien, Bilder, Gleichnisse und Fabeln gehören, gibt das vierte Kapitel von §. 33. — 40. In dem fünften Kapitel, welches von §. 41. bis 46. von den Emphasen handelt, sind die Kennzeichen, wodurch sich wahre Emphasen von erdichteten unterscheiden, vorzüglich gut angegeben (§. 44. und 45.). Das sechste Kapitel beschäftigt sich mit den in der Bibel vorkommenden anscheinenden Widersprüchen, und der Art und Weise, sie zu heben (von §. 46. bis 53.). Da Herr Jahn von dem Grundsatze ausgeht, daß die Bibel ein göttlich inspirirtes Buch sey, so ist es natürlich, daß er auch keine wirklichen Widersprüche darin darf Statt finden lassen. Er zeigte daher, wie die Widersprüche in den biblischen Schriften mit Hülfe der Kritik oder der Hermeneutik zu heben seyen. Ungeachtet bey einem minder streng dogmatischen Begriffe von der Inspiration der heil. Schrift daran gezweifelt werden kann, daß sie sich auch auf die Vermeidung aller Widersprüche in der Bibel erstreckt habe, wenigstens solcher, von welchen kein wesentlicher Theil der Religion abhängt, so ist es gleichwohl die Pflicht des Exegeten, zu versuchen, die wirklichen oder anscheinenden Widersprüche zu heben, und des Hermeneuten, zu zeigen, wie dies am besten geschehen könne. Die Anweisungen, welche Hr.

Jahn dazu gibt, wird daher jeder eben so nothwendig als zweckmäßig finden. In dem siebenten und letzten Kapitel, welches von §. 54—71. de audiendis et legendis interpretibus et de exercitatione hermeneutica handelt, werden zuerst Vorschriften über die von dem angehenden Exegeten anzustellenden Uebungen in der Erklärung der heil. Schrift ertheilt; dann folgt eine kurze Uebersicht der vorzüglichsten jüdischen und christlichen Erklärer der Bibel aus der ältern und neuern Zeit, mit treffenden Bemerkungen über ihre Vorzüge und Mängel. Hierauf wird gezeigt, welcher Gebrauch von den vorhandenen Commentaren und Erklärungen der Bibel zu machen sey. Endlich werden angehenden Exegeten eigene Uebungen im Interpretiren, sowohl im Uebersetzen, als auch im Erklären und Paraphrasiren und Analysiren biblischer Schriften als vorzüglich nützlich empfohlen, um sich zu guten Exegeten zu bilden.

Nach dieser Inhaltsanzeige des vor uns liegenden neuen Handbuches der biblischen Hermeneutik halten wir es für überflüssig, noch etwas zum Lobe und zur Empfehlung desselben hinzuzufügen. Herr Jahn, der schon durch mehrere Schriften seine gründliche Gelehrsamkeit bewährte, und um das Bibelstudium sich vorzügliche Verdienste erwarb, hat sich unstreitig durch die Herausgabe jenes Handbuches ein neues Verdienst erworben. Es ist eine erfreuliche Erscheinung, wenn Männer, wie Hr. Jahn in Wien und Hr. Hug in Freyburg, mit einander in der Beförderung gründlicher theologischer Kenntnisse unter Katholiken und Protestanten wetteifern. Wenn auch die Jahnische Hermeneutik nichts enthält, was nicht schon in mehrern von Protestanten verfaßten Hermeneutiken, wohin die Hermeneutiken von Bauer, Meyer, Seiler und andern für das A. und N. Testament, und die von Ernesti, Beck und Keil für das N. T. gehören, vorgetragen worden wäre, so ist doch unter den von Katholiken bisher verfaßten Lehrbüchern der Hermeneutik keines demselben gleich zu setzen, und selbst der Protestant wird darin viele nützliche Vorschriften und treffende Winke finden. Es ist daher gewiß für unsere Leser keine unangenehme Nachricht, wenn wir ihnen die baldige Erscheinung der schon vor mehrern Jahren von Hrn. Jahn versprochenen exegetischen Abhandlungen über dogmatische Hauptstellen der Bibel, verbunden mit Erklärungen der im A. T. befindlichen Weissagungen auf den Messias, ankündigen, wozu er am Schlusse seines hermeneutischen Handbuches die gewisse Hoffnung macht, so wie es, ungeachtet des trefflichen Hebräischen Wörterbuches von Gesenius, das wir nun besitzen, zu bedauern ist, daß Hr. Jahn die Ausarbeitung

eines ähnlichen, früher schon von ihm angefangenen Hebräischen Wörterbuches aufgegeben hat.

r.

---

1) Ueber Spittler als Historiker. Von Dr. G. J. Planck. Göttingen, bey Vandenhöck und Ruprecht. 1811. 58 S. 8.

2) Spittler. Von Heeren und Hugo, nebst einigen Anmerkungen eines Ungenannten. Aus dem Vaterländischen Museum, dem civilistischen Magazine und dem Morgenblatte zusammen abgedruckt. Nebst einem Fac Simile. Berlin, bey August Mylius. 1812. 64 S. 8.

Haben gleich an Spittler's Grabe nicht so viele Stimmen sich zur Feyer seines Andenkens erhoben, wie bey dem Tode des ihm um kurze Zeit vorangegangenen Johannes von Müller, an dessen Kenotaph Heyne, Wachler, Rommel, Schütz, Windischmann, Heeren und Roth ihre Kränze trauernd hefteten: so hat doch ein sehr ehrenwerthes Kleeblatt in Göttingen den Manen des vormaligen Kollegen und vieljährigen Freundes, durch die vor uns liegenden Aufsätze, ein schönes Todtenopfer gebracht.

In Nr. 1. schildert die Hand eines Meisters in der historischen Kunst, was Spittler als Historiker war, und wie er es geworden. Das Wesentliche dieser Darstellung besteht in folgenden Zügen: Sp. sey der Historiker, der er war, dadurch geworden, daß er, bey sehr vortrefflichen natürlichen Anlagen, einem höchst scharfen geistigen Auge, einem eben so feinen Gefühle, und einem eben so leichten Fassungs- als gesunden Beurtheilungsvermögen, zuerst mit dem gelehrten Forschen und Sammeln in dem weiten Gebiete der Geschichte angefangen, und zu gleicher Zeit einen großen Theil der Kraft seines Geistes auf ein eifriges Studium der Philosophie in ihren ältern und neuern Formen verwendet habe. In allen seinen größern Werken finde der sachkundige Beurtheiler nichts mehr zu bewundern, als das glückliche Treffen, oder vielmehr die verständige Auswahl des Stoffs, den er sich zur Bearbeitung heraushob, und die feste Enthaltsamkeit, womit er auf die Bearbeitung von diesem sich beschränkte. Ihm sey es vielleicht zuerst ganz klar geworden, daß die Geschichte eines Staates noch etwas anders sey, als die Geschichte seiner Regenten. Bey jeder historischen Arbeit habe er es sich zum Gesetze gemacht, sich zuerst in den Besitz des ganzen Stoffs zu setzen, der dabey zu bearbeiten war. An seinem frühen Entschlusse, sich zum gelehrten Historiker zu bilden, habe wahrscheinlich theils das damals in Stuttgart rege gewesene Interesse an Forschungen über die vaterländische Geschichte, theils der Umgang

und das Beyspiel seines Lehrers Wolz großen Antheil gehabt. Bey der Theologie habe er damit angefangen, daß er sie historisch studirte, wovon sich auch die Wirkung schon in den ersten Proben seiner Schriftstellerey auf eine auszeichnende Weise gezeigt habe. In jeder seiner historischen Arbeiten sehe man den Gelehrten, dem kein Theil seiner Wissenschaft, oder keine Provinz ihres unermeßlichen Feldes ganz fremd und unbekannt war. Sein Styl und seine Sprache habe bisweilen Anstoß erregt, wenn man mehrmals darin auf Ausdrücke oder Beywörter, die man nicht erwartet hatte, gestoßen, oder von Wendungen, auf die man nicht vorbereitet war, überrascht worden sey; aber für den unterrichteten Leser habe sie dadurch desto mehr Belehrendes und Anziehendes erhalten, wobey kein Gedanke an Affectation bey ihm habe aufkommen können, da er aus so vielen andern Zeichen gewahr worden sey, daß Sp. eher zu sorglos, als zu bekümmert für seinen Styl gewesen. Da er meistens sorgfältiger, als nöthig, und auch vielleicht sorgfältiger, als zuweilen gut gewesen, jeden Schein eines bloßen Auslegens von Litteratur und Gelehrsamkeit vermieden habe, so finde man in mehreren seiner Schriften fast keine Citate, sondern meistens nur die historischen Hauptquellen für den behandelten Gegenstand, und für jeden Zeitraum, durch welche seine Geschichte durchgeführt werden mußte, in Besonderm angegeben. Doch davon sey er in spätern Jahren etwas zurückgekommen, und seine Vorrede zu einer spätern Ausgabe seiner Kirchengeschichte lasse schließen, daß er jetzt wenigstens keinen angehenden Historiker von der Verpflichtung, seine Quellen und Autoritäten anzugeben, mehr dispensirt, ja sich selbst als erprobten Geschichtforscher nicht mehr davon dispensirt haben würde, wenn er noch eine der Arbeiten, zu denen er die Plane schon längst entworfen gehabt, hätte vollenden können. Den größten Reiz habe für ihn das Entdecken und Aufgraben neuer Quellen für die Geschichte gehabt.

In Nr. 2. hat Hr. Prof. Hugo die Aufsätze, wodurch Hr. Prof. Heeren und er, theils im vaterländischen Museum, theils im civilistischen Magazin, Spittler's Andenken gefeyert haben, nebst den Anmerkungen eines Ungenannten zu dem im Morgenblat 1811. Nr. 90. 91. 93—95. befindlichen Abdrucke des größten Theils der obgedachten Planck'schen Schrift über Spittler als Historiker, zusammendrucken lassen, und dadurch das Publikum mit einer schätzbaren Sammlung von mancherley interessanten Notizen über Spittler und seine vielseitige Wirksamkeit beschenkt, die nicht bloß unterhält, sondern auch belehrt.

No. 27. Heidelbergische 1813.
Jahrbücher der Litteratur.

Rechtsfälle zur Erläuterung der Gerichtsverfassung und Prozeßordnungen Westphalens. Herausgegeben von Dr. B. W. Pfeiffer, Substitut des königl. Generalprocureur's am Appellationshofe zu Cassel. Erster Band, drittes Stück. Hannover, bey den Gebrüdern Hahn. XVI. S. 201—516. Anhang S. 83—126.

Wir beeilen uns, diese interessante und lehrreiche Sammlung, deren frühere Hefte bereits in unsern Jahrbüchern (Jahrg. 1811. S. 241—252) mit verdientem Lobe angezeigt worden sind, dem juristischen Publicum zur Kenntniß zu bringen. Auch das vorliegende dritte Heft, welches den ersten Band beschließt, steht den früheren in keiner Hinsicht an Interesse nach, ja wir sind geneigt, ihm einen eigenthümlichen Werth in sofern zuzuschreiben, als sich einige Abhandlungen desselben (nämlich die 20. und 21.) nicht bloß auf die Untersuchung und Entwickelung einzelner abgesondert aufgegriffener processualischen Puncte beziehen, sondern vielmehr die systematische Darstellung und Erklärung ganzer Rechtsmaterien zum Gegenstand haben, daher es denn auch kommt, daß dieses Heft, obwohl es stärker ausgefallen ist, wie die beyden vorhergehenden zusammengenommen, doch nur 7 Abhandlungen enthält, wogegen die beyden früheren Hefte zusammen 15 Abhandlungen darbieten. Jene 7 Abhandlungen sind von 18 Rechtsfällen begleitet, worunter jedoch die zahlreichen Auszüge, die der Verf. aus den Urtheilen der Französischen sowohl, wie Westphälischen höheren Gerichtshöfen mittheilt, nicht mit begriffen sind.

Die erste Abhandlung (die 16te der ganzen Sammlung, von S. 201—232) führt den Grundsatz aus, daß der Fremde, wegen Verbindlichkeiten, die er gegen einen Westphalen übernommen hat, vor den Gerichten des Königreichs belangt werden kann, wenn er gleich kein Vermögen im Lande besitzt, und

wenn gleich die Verbindlichkeit noch vor Einführung des Gesetzbuchs Napoleons eingegangen wurde. Die übrigen Fragen, zu denen der hier in Frage kommende Artikel 14. des C. N. wohl Veranlassung gegeben hat, namentlich in wiefern persönliche Gegenwart des Fremden im Lande erfordert werde, oder in wiefern auch andere als vertragsmäßige Verbindlichkeiten unter die Disposition des vorangezogenen Artikels begriffen seyen, berührt der Verf. mit Recht nur vorübergehend, weil rücksichtlich ihrer die Stimmen jetzt wohl nicht weiter getheilt seyn dürften. Auch die erste der hier eigentlich in Untersuchung kommenden Fragen, die der Verf. aus der Eigenthümlichkeit der Französischen und Westphälischen Gerichtsverfassung sehr richtig bejaht, und die, wie der Verf. nachweis't, unter den Französischen Rechtsgelehrten im Grunde nie als streitig angesehen worden ist, dürfte jetzt selbst unter den Deutschen Juristen als entschieden angenommen werden. Der Casselsche Appellationsgerichtshof hat zwar in dem vom Verf. mitgetheilten 26ten Rechtsfalle die entgegengesetzte Meynung angenommen, allein die hier aufgeführten Gründe dürften wohl schwerlich jemanden überzeugen, und es ist auch dieses Erkenntniß bereits durch den Westphälischen Staatsrath cassirt worden. Die zweyte oben erwähnte Frage wird vom Verf. gleichfalls bejaht, und wir nehmen kein Bedenken, ihm hierin vollkommen beyzupflichten, zwar nicht aus dem Grunde (worauf auch der Verf. selbst nicht sein Hauptgewicht legt), weil die Competenz sich jedesmal nach dem Zeitpuncte richte, wo der Rechtsstreit bey dem Gerichte anhängig gemacht werde (denn hätte der Gesetzgeber wirklich beym Art. 14. die Ansicht gehabt, welche, wie der Verf. zeigt, die Französ. Juristen damit zu verbinden pflegen, so würde eben dadurch der obige Grundsatz vom Gesetzgeber selbst in dieser Hinsicht eine Modification erlitten haben), wohl aber wegen der staatsrechtlichen Rücksichten, die diesem Art. ganz unbezweifelt zum Grunde liegen. Wir machen hierbey zugleich auf die musterhafte Ausführung dieser Frage in dem vom Verf. mitgetheilten Erkenntnisse des Districtstribunals zu Rinteln aufmerksam, welches zwar durch das bereits erwähnte Erkenntniß des auch hierin die entgegengesetzte Meynung adoptirenden Appellationshofes zu Cassel auf-

hoben wurde, indessen durch ein cassirendes Erkenntniß des Westphälischen Staatsrathes rücksichtlich des ihm statuirten Principes wieder hergestellt worden ist; aus der Französischen Praxis theilt der Verf. ein Erkenntniß des Appellationshofes zu Trier mit, worin beyde Fragen gleichfalls bejahend entschieden worden sind. — Die Abhandlung unter Nr. XVII. (S. 232—264) betrifft die sehr schwierige Frage, nach welchen Grundsätzen sich die Competenz der Westphälischen Gerichte über Klagen zwischen Ausländern richte? Nachdem der Verf. die verschiedenen Ansichten der Französischen und Deutschen Rechtsgelehrten über diese Frage durchgegangen hat, so pflichtet er der Grolmanschen oder vielmehr Locre'schen Ansicht bey, zufolge welcher lediglich die verschiedene Eigenschaft des Gesetzes, vom welchem die Entscheidung des in Frage stehenden Rechtsstreites abhängt, den Ausschlag gibt. Der Verf. zeigt sehr deutlich, daß sich die ganze Sache lediglich auf die Frage reducire, welchen Gesetzen überhaupt ein Individuum unterworfen sey (ein Gesichtspunct, den wir schon in der ersten Ausgabe des Zachariäschen Compendiums angedeutet gefunden haben), daß hierüber der Art. 3. des C. N. ausdrückliche Bestimmungen aufstelle, und daß rücksichtlich der persönlichen Verbindlichkeiten der allgemeine Grundsatz, welcher den Kläger an den Gerichtsstand des Wohnsitzes verweise, entscheide (wofür in dem unter Nr. 28. mitgetheilten Rechtsfalle ein Erkenntniß des Appellationshofes zu Paris und des kaiserl. Cassationshofes spricht), jedoch mit Berücksichtigung der in dem Art. 11. und 13. enthaltenen Modificationen (von denen die letztere in dem unter Nr. 27. mitgetheilten Rechtsfalle zur Sprache kam, und von dem Appellationshofe zu Paris angewendet wurde). Die Klagen auf Privatsatisfaction wegen peinlicher oder polizeylicher Vergehungen beurtheilt der Verf., wie uns scheint, ganz richtig nach dem §. 1. Art. 3., ohne zu unterscheiden, ob dieselben zugleich mit der accusatio oder erst nach derselben angebracht sind, so wie auch die dinglichen Klagen wegen beweglicher Sachen ganz im Geist der Französischen Legislation unter den §. 3. des Art. 3. rangirt werden. Dagegen verwirft er für Westphalen die Anwendbarkeit der Ausnahme, welche die Französischen Juristen hinsichtlich der

zwischen Ausländern auf Messen und Märkten eingegangenen Verbindlichkeiten von den bisher ausgeführten Grundsätzen machen, weil diese Ausnahme in Frankreich selber nicht auf dem C. N., sondern auf einer in keiner Hinsicht in jenem angedeuteten, von jeher befolgten practischen Ansicht beruhe. Der 29te von dem Appellationshofe zu Cassel entschiedene Rechtsfall enthält eine Anwendung des in Ansehung der Klagen auf Privatsatisfaction aus Polizey-, oder peinlichen Vergehen ausgeführten Grundsatzes, doch bemerken wir, daß der Gerichtshof in dem vierten Entscheidungsgrunde sich auch ausdrücklich mit darauf stützt, daß die hier angestellte Klage, wenn sie gleich nur bewegliche Sachen zum Gegenstand habe, dennoch nach der Bestimmung des §. 2. Art. 3. zu beurtheilen sey, welchem, wie wir gezeigt haben, die Ansicht des Verf. widerstreitet.

In der Abhandlung XVIII. (S. 265—277) untersucht der Verf. die Frage, ob eine cassationsfähige Ueberschreitung der richterlichen Gewalt auch darin liege, daß ein Gericht nach Willkühr und ohne durch ein Gesetz dazu ermächtigt zu seyn, eine Verurtheilung ausspreche? Diese Untersuchung scheint durch den zu ihr gehörenden 30. Rechtsfall veranlaßt worden zu seyn, worin der Westphälische Staatsrath ein friedensrichterliches Erkenntniß aus dem Grunde cassirte, weil es eine Verurtheilung ohne ein dazu ermächtigendes Gesetz enthalte, mithin eine förmliche Ueberschreitung der richterlichen Gewalt involvire. Der Verf. bemerkt, daß in dem königl. Decrete vom 20. May 1809 die Ueberschreitung der richterlichen Gewalt und das Erkennen wider eine ausdrückliche gesetzliche Vorschrift als verschiedene Cassationsgründe aufgeführt seyen, welches in sofern wichtig sey, als das Rechtsmittel der Cassation nur aus dem ersteren Grunde gegen friedensgerichtliche Erkenntnisse Statt finde. Hieraus deducirt denn der Verf., daß, da das Erkennen wider ein ausdrückliches Gesetz keine Ueberschreitung der richterlichen Gewalt enthalte, dieses im Ganzen noch viel weniger von dem Falle behauptet werden könne, wenn ohne alle gesetzliche Bestimmung erkannt sey. Das erwähnte Staatsraths-Erkenntniß sey daher nur auf den Fall zu beschränken, wenn eine Verurtheilung ohne alle gesetzliche Bestimmung ausgesprochen sey, weil hier freylich nichts

anders als richterliche Willkühr zum Grunde liege; aber uns scheint, daß, wenn der Verf. dies als richterliche Willkühr ansehen will, diese gewiß in einem noch höheren Grade da vorhanden sey, wo der Richter mit Hintansetzung eines ausdrücklichen Gesetzes etwas anderes erkennt.

XIX. (S. 278—301) Muß der, welcher gegen eine Ehefrau klagt, selbst dafür sorgen, daß dieselbe von ihrem Ehemanne autorisirt werde, oder kann er, wenn dies unterbleibt, ein Contumacial-Urtheil gegen sie auswirken? Die hier in Untersuchung gezogene Frage ist bey dem gänzlichen Mangel bestimmter gesetzlicher Dispositionen um so interessanter, als die Fälle, welche die Entscheidung derselben nothwendig machen, der Natur der Sache nach nicht selten seyn können. Der Verf. geht zuvörderst mehrere der bisher versuchten Beantwortungen durch, und zeigt, daß dieselben theils dem beabsichtigten Zweck nicht entsprechen, theils nicht aus gesetzlichen Verfügungen gerechtfertigt werden können. Dies führt ihn auf den Grundsatz, daß die Entscheidung hier nun theils aus den mittelbaren Quellen des neuen Rechts, d. h. den stattgehabten öffentlichen Verhandlungen, theils aus der über diesen Gegenstand bereits fixirten Französischen jurisprudence hergenommen werden könne, und so tritt er denn der durch beynahe alle Französische Rechtsgelehrten vertheidigten, durch die Französische Praxis sanctionirten und auch bereits durch die geschätztesten Deutschen Bearbeiter des neuen Prozesses adoptirten Meynung bey, daß es nämlich lediglich die Sache des Klägers sey, für die Erfüllung derjenigen Bedingungen zu sorgen, unter denen eine Ehefrau allein sich rechtlich zu vertheidigen im Stande ist, daß dieser mithin den Ehemann zur Ertheilung der Autorisation auffordern müsse, diese aber als eine bloße Formalität im Weigerungsfalle des Ehemannes vom Gericht sofort zu suppliren sey. Zur Erläuterung der in dieser Abhandlung aufgestellten Grundsätze hat der Verf. fünf Rechtsfälle mitgetheilt, wovon drey (Nr. 31. 33. 34.) aus der Französischen jurisprudence entlehnt sind, die beyden übrigen hingegen (Nr. 32. 35.) Erkenntnisse des Appellationshofes zu Cassel enthalten, von denen besonders das letztere eine auffallende Abweichung von den hier vorgetragenen Grundsätzen

enthält, indem es von dem Gesichtspuncte ausgeht, daß es lediglich die Pflicht der verklagten Ehefrau sey, für die Ertheilung der ihr nöthigen Autorisation Sorge zu tragen.

XX. (S. 301—442) Ueber die gesetzlichen Erfordernisse der Appellationseinwendung und deren bey Strafe der Nichtigkeit zu beobachtende Förmlichkeiten. Der Verf. liefert uns hier eine ausführliche, aus dem Geiste der Gesetze geschöpfte und mit den Entscheidungen der obersten Gerichtshöfe verglichene Darstellung der angedeuteten Materie, für welche mühsame Arbeit das juristische Publicum dem Verf. desto mehr Dank wissen muß, je einflußreicher und schädlicher alle Mißgriffe in diesem Puncte zu seyn pflegen, und je nützlicher daher in jeder Hinsicht die Kenntniß einer stäten und sichern Praxis seyn muß. Der Verf. hat diese Abhandlung in zwey Abschnitte eingetheilt. Die erste, die von der gesetzlichen Frist der Appellationseinwendung handelt, beschäftigt sich vorzüglich mit folgenden vier Fragen: 1) von der Dauer der Appellationsfrist im Allgemeinen; 2) von der Begründung des Laufes der Appellationsfrist durch die Insinuation des Erkenntnisses erster Instanz. Hier folgt nun die ganze Lehre von den Erfordernissen, deren Beobachtung die Gültigkeit dieser Appellationsfrist voraussetzt. Der Verf. kommt hier natürlich auch auf die Frage, ob bey dieser Insinuation auch alle diejenigen Vorschriften bey Strafe der Nichtigkeit zu beobachten seyen, die die Art. 7. und 8. der Prozeßordnung für die Insinuation der Vorladungen vorschreiben? Wir hätten gern gewünscht, daß es dem Verf. gefallen hätte, die verneinende Beantwortung dieser Frage etwas ausführlicher zu rechtfertigen, als es durch die mitgetheilten zwey Auszüge aus Erkenntnissen des Casseler Appellationshofes geschehen konnte. Denn wenn, wie leicht gezeigt werden kann, die Bestimmungen der Art. 7 und 8. unmittelbar aus dem Zweck der Insinuation selber hergenommen sind, so möchte es in der That schwer seyn, Gründe aufzufinden, welche eine solche Verschiedenheit in dem einen und in dem andern Falle rechtfertigen könnten, zumal da es in der Lehre von der Appellation keinen einzigen Artikel gibt, der sich mit den äußeren Formalitäten des Insinuationsactes beschäftigt, vielleicht weil man eben annahm, diesen Punct ein

für allemal in den Art. 7 und 8. erledigt zu haben. 3) Von der Berechnung der Appellationsfrist. Hier beschäftigt sich der Verf. vorzüglich mit der Frage, ob die Bestimmung des Art. 953., daß im Fall der Entfernung der Parthey der Frist für jede 3 Myriameter ein Tag hinzugefügt werden solle, auch auf die Appellationsfrist anwendbar sey, und der Verf. verneint sie, weil der Art. 953. nur den Fall vor Augen habe, wo eine Parthey die andere vorlade oder zu etwas auffordere. Ist es aber auf der andern Seite nicht merkwürdig, daß die durch den Aufenthalt außerhalb des Königreichs verursachte Entfernung nach ausdrücklicher Bestimmung des Art. 347. die Appellationsfrist verlängert? Dieser Artikel war freylich nothwendig, weil ohne ausdrückliche Disposition die Ausdehnung des Art 23. auf die Appellationsfrist in keiner Hinsicht zu rechtfertigen gewesen wäre; für die Anwendung des Art. 953. bedurfte es aber keiner solchen ausdrücklichen Bestimmung, weil dieser ganz am Ende der Proz. Ordn. unter der Rubrik allgemeine Verfügungen enthalten ist, also schon durch seine Stellung den weiten Umfang seiner Anwendbarkeit andeutet. Auch ist es nicht zu leugnen, daß dieser Artikel nicht bloß von dem delai général fixé pour les ajournemens etc., sondern überhaupt auch von allen autres actes faits à personne ou domicile redet. Wir würden es daher gern gesehen haben, wenn sich der Verf. speciell mit der Frage beschäftigt hätte, wie die Appellationseinwendung geschehen müsse, und wann dieselbe für interponirt zu halten sey? kann dies nur in dem, dem Appellaten zu insinuirenden, Acte geschehen, und muß diese Insinuation nothwendig innerhalb der vorgeschriebenen Appellationsfrist erfolgen, so ist es augenfällig, daß der Entfernte nicht der nämlichen Frist genießt, wie derjenige, bey dem diese Entfernung nicht eintritt, und hat man dieser Entfernung, wenn sie durch Aufenthalt außerhalb des Königreichs veranlaßt ist, Einfluß auf die Appellationsfrist gegeben, so ist nicht abzusehen, warum dies nicht bey der Entfernung im Königreich gleichfalls der Fall seyn soll, da doch dieselbe nach Art. 953. sonst allgemein vom Gesetzgeber auch berücksichtiget ist. Uebrigens wendet man ja den Art. 933. auch in Ansehung der Ausschließung des Insinua-

tionstages auf die Appellationsfrist an, und gegen die Bemerkung des Verf., daß dies in der Natur der Sache liege, und sich auch ohne gesetzliche Disposition schon von selbst verstehe, läßt sich immer wieder fragen, wozu denn jene specielle Bestimmung, wenn dies auch wirklich die Ansicht des Gesetzgebers gewesen wäre? daher wir auch die Entscheidung des Appellationshofes von Turin in dem vom Verf. angeführten Urtheile, wornach der Art. 1033. (953.) auch in Hinsicht des Insinuationstages nicht auf die Appellationsfrist anwendbar seyn soll, nicht anders als streng consequent finden können. Indessen ist die Praxis der Französischen sowohl, wie der Westphälischen Gerichtshöfe in dieser Hinsicht einmal entschieden, ein Umstand, wodurch man sich vielleicht von einer theoretischen Untersuchung der Frage dispensirt glaubte. Nur bemerken wir noch, daß die Gründe des Appellationshofes von Turin uns unter diesen Umständen mehr Gewicht zu verdienen scheinen, als der Verf. ihnen einräumen will. 4) Von der Eigenschaft der Appellationsfrist als absolutes fatale, oder in wiefern die Desertion von Amtswegen berücksichtigt werden könne? Der Verf. bezieht sich mit Recht in Hinsicht der ausführlicheren Erörterung dieser sehr wichtigen und außerordentlich bestrittenen Frage auf die gründlichen Ausführungen der Herren Hagemann und v. Strombeck; er selber tritt der verneinenden Meynung des letzteren Rechtsgelehrten bey, indem er sehr richtig zeigt, daß der Hauptgrund des Hrn. Hagemann, wornach dieser die ganze Sache auf den Gesichtspunct der Incompetenz zurückzuführen sucht, hier nicht zugreifen kann, ohne die bisher mit diesem Ausdruck verbundenen Begriffe gänzlich zu verwirren. Die Praxis des Casselschen Appellationshofes über diese Frage hat sich noch nicht fixirt, indem zufolge der von dem Verf. mitgetheilten Auszüge aus den Erkenntnissen dieses Gerichtshofes sogar eine und die nämliche Section desselben in verschiedenen Fällen verschieden erkannt hat. — Der zweyte Abschnitt dieser Abhandlung beschäftigt sich nun mit den Förmlichkeiten der Appellationsanzeige im Einzelnen, und vor allen Dingen erörtert der Verf. hier die allgemeine Frage, ob bloß der Art. 356. oder auch der Art. 6. der Proz. Ordn. als Quelle der Vorschriften anzusehen sey, die bey Strafe der

Nichtigkeit bey der Appellationseinwendung beobachtet werden müssen. Der Verf. entscheidet für das erstere, weil, wenn gleich der Art. 368. die für die Untergerichte vorgeschriebenen Regeln auch für anwendbar in der Appellationsinstanz erkläre, dies dennoch durch den Zusatz im übrigen ausdrücklich nur auf diejenigen Gegenstände beschränkt werde, worüber die Lehre von dem Appellationsverfahren nicht eigene Regeln aufstelle, wohin aber die Appellationsanzeige gehöre, als deren Erfordernisse der Art. 356. einzeln aufzähle. Allein es ist ja natürlich, daß die Appellationsanzeige, wovon im ersten Verfahren gar nicht die Rede seyn konnte, vermöge ihrer eigenthümlichen Natur besondere Bestimmungen nöthig machte, die erst hier aufgeführt werden mußten; außer diesen sollen denn aber die übrigen (les autres règles, wie sich vielleicht der Französische Text deutlicher ausdrückt) für die Untergerichte vorgeschriebenen Regeln in der Appellationsinstanz zur Anwendung kommen. Wäre der Art. 368. dem Art. 356. unmittelbar als Nachsatz angehängt, so würde die Sache noch weniger zweifelhaft seyn; dies konnte nun freylich nicht geschehen, weil man nicht nur die Anwendbarkeit der für die Klage vorgeschriebenen Regeln, sondern auch aller übrigen Vorschriften des untergerichtlichen Verfahrens, die nicht schon durch widersprechende Bestimmungen für das Appellationsverfahren von selber als unanwendbar dargestellt sind, auf die Appellationsinstanz damit ausdrücken wollte; allein es scheint uns, als ob dieser Artikel rücksichtlich jedes einzelnen Acts als Anhang des denselben betreffenden Artikels angesehen werden müsse. Auch führt die der Erklärung des Verf. zum Grunde liegende Ansicht etwas zu weit, wie er selber §. 15. bey der Frage von der Beschaffenheit der Insinuation und der Form ihrer Bewerkstelligung anzuerkennen scheint. Der Verf. folgert, seiner Ansicht gemäß, daß die Angabe des Patents, die Unterschrift des Anwalds zweyter Instanz und die Bezeichnung des Datums mit Buchstaben nicht nöthig seyen. Die Praxis des Appellationshofes zu Cassel war anfangs über diese Frage getheilt, indem die erste Section nach der Ansicht des Verf., die dritte aber für die entgegengesetzte Meynung entschied; indessen ist die letztere in späteren Erkenntnissen auch der Mey-

nung des Verf. beygetreten. Bey der hierauf folgenden Untersuchung, ob nämlich die im Art. 356. vorgeschriebenen Erfordernisse bey Strafe der Nichtigkeit zu beobachten seyen, erkennt der Verf. es selber an, daß die in diesem Artikel angedrohte Nullität nur die Form der Insinuation zum Gegenstand habe, dennoch erfahren wir, daß der Casseler Appellationshof von jeher unbedenklich angenommen habe, daß die sämmtlichen Erfordernisse dieses Artikels bey Strafe der Nichtigkeit zu beobachten seyen; ein Verfahren, welches der Verf. zwar durch die nachtheiligen Folgen, welche die entgegengesetzte Erklärung haben würde, zu rechtfertigen sucht, das wir aber mit der bey den früheren Fragen vom Gerichtshof beobachteten Scrupulosität nicht zu vereinigen wissen, und vielleicht dürfte das der Natur der Sache nach stets schwankende Princip der Zweckmäßigkeit, wornach der Verf. alle diejenigen Puncte, worüber der Art. 356. nichts Specielles bestimmt, beurtheilt wissen will, nicht weniger nachtheilige Folgen haben, als vom Verf. vorher angegeben worden sind. Der Verf. nimmt hierauf in den §§. 9—26. die einzelnen im Art. 356. aufgestellten requisita mit seiner gewohnten Gründlichkeit und Scharfsinn durch, und belegt alle Grundsätze mit Auszügen aus Erkenntnissen sowohl der Französischen, als der Westphälischen obersten Gerichtshöfe. Es würde zu weitläuftig werden, dem Verf. in dieser seiner Entwickelung zu folgen; wir beschränken uns daher nur auf dasjenige, worüber uns besondere Bemerkungen aufgestoßen sind. In dieser Hinsicht sind wir freylich völlig mit dem Verf. einverstanden, wenn er bey der Untersuchung der Frage, ob die für die Appellationsanzeige vorgeschriebene Vorladung bloß im Allgemeinen die gesetzliche Frist andeuten dürfe, oder die Dauer derselben speciell angeben müsse, sich gegen die allgemeine Praxis des Casseler Appellations-Gerichtshofes für die letztere erklärt, und wir glauben, daß in dem unter Nr. 36. mitgetheilten Urtheile des Turiner Appellations-Gerichtshofes dieser sich durch die Gründlichkeit seiner Entscheidungen durchgehends so sehr auszeichnende Gerichtshof alles erschöpft habe, was für diese letztere Meynung gesagt werden kann; allein unserer Meynung nach streiten diese Gründe auch so sehr gegen die vom Casseler Appellations-Gerichtshofe in Ansehung der

gesetzlich vorgeschriebenen Bezeichnung des Gerichtshofes, vor welchen die Vorladung geschieht, angenommene Praxis, daß wir uns wundern, wie dies dem Verf. hat entgehen mögen, zumal da diese Anwendung in dem erwähnten Turiner Erkenntnisse ausdrücklich hervorgehoben wird. Eben so wenig können wir mit dem Verf. übereinstimmen, wenn er §. 20. S. 390 behaupten will, daß wesentliche Mängel der Abschrift der Appellationsanzeige nicht in Betrachtung kommen können, wenn sie sich nur im Original nicht befinden; sein Grund, daß der Art. 8. die Strafe der Nichtigkeit auf die unterbliebene wörtliche Uebereinstimmung nicht festsetze, läßt sich leicht durch die Bemerkung beseitigen, daß der Artikel die Zustellung der Abschrift der zu insinuirenden Schrift bey Strafe der Nichtigkeit vorschreibt, daß aber diese Forderung für erfüllt nicht angesehen werden kann, wenn die insinuirte Schrift in den wesentlichen Puncten von der zurückbehaltenen abweicht; sie hört hier auf, dem Begriff einer Abschrift zu entsprechen, die doch für den Appellaten immer Original seyn soll, und hinsichtlich welcher auch der ganze Zweck, warum das ursprüngliche Original beym Appellanten zurück bleibt, nur in sofern erreicht werden kann, als es mit der insinuirten Abschrift treu übereinstimmt. Zu einer Vergleichung der Abschrift mit dem Original bey der Insinuation ist aber der Appellat nicht verbunden, weil er sich auf die gesetzliche Vorschrift, daß ihm eine Abschrift zugestellt werden solle, berufen kann. — Die §§. 21—27. enthalten die Entwickelung des Grundsatzes, daß die Insinuation an den Appellaten in Person oder an seinem Wohnsitze geschehen müsse, und im §. 27. wird dann ein kurzes résumé der sämmtlichen bey der Appellationsanzeige theils wesentlichen, theils entbehrlichen Förmlichkeiten gegeben. Die Folgen der §§. 28. bis 33. enthalten die Entwickelung einiger allgemeinen Grundsätze, die sich auf folgende drey Hauptpuncte reduciren lassen. 1) Ueber den Einfluß der Nichtigsprechung einer Appellationsanzeige auf die Befugniß zu appelliren; der Verf. verweißt hier mit Recht auf die unter Nr. II. dieser Sammlung enthaltene Untersuchung dieser Frage. 2) Ueber die Fälle, in denen auf wirklich vorhandene Nichtigkeiten dennoch nicht erkannt werden kann. Der Verf. stellt als Princip den Grundsatz

auf, daß dies nur unter der Voraussetzung geschehen könne, daß von Seiten des Appellaten eine ausdrückliche oder stillschweigende Entsagung angenommen werden könne; und hierauf geht er denn die einzelnen Handlungen durch, in denen eine solche stillschweigende Entsagung enthalten sey. Dahin rechnet er mit Recht die unterlassene Rüge der Nichtigkeit, eine gehörig begründete contumacia, und alle Handlungen, die der Appellat zufolge der nichtigen Appellationsanzeige vornimmt, sofern darin eine nothwendige Anerkennung der mit Nichtigkeit betroffenen Handlung enthalten ist, z. E. die Insinuation der Anwaldsbestellung nicht an den Appellanten in Person, sondern an seinen auf eine nichtige Weise bestellten Anwald. Sehr gezwungen scheint es uns aber, wenn der Verf. §. 30. auch den Fall mit unter die Categorie der Entsagung zu rangiren sucht, wenn der Appellat seine Behauptung der Nichtigkeit der Appellationsanzeige weder mit speciellen Thatumständen belegt, noch auch den Beweis derselben vorzulegen im Stande ist; denn hier ist wenigstens rechtlich genommen der hier in Untersuchung stehende Fall, daß auf eine in der That vorhandene Nichtigkeit dennoch nicht erkannt wird gar nicht vorhanden. 3) Ueber die Anwendbarkeit der gesetzlichen Förmlichkeiten der Appellationsanzeige auf die in der Appellationsinstanz angebrachte Bitte um ein Verbot der vorläufigen Vollstreckung und auf die Incidentappellation. In Hinsicht der letzteren wird diese Anwendbarkeit mit Recht vom Verf. geleugnet, weil gerade der eigenthümliche Charakter der Incidentappellation darin bestehe, daß sie kein selbstständiges Rechtsmittel bilde. Rücksichtlich der Bitte um ein Verbot der vorläufigen Vollstreckung entwickelt der Verf. zuvörderst den hier zwischen dem Appellaten und Appellanten Statt findenden Unterschied, und zeigt hieraus, daß die Frage eigentlich nur in Beziehung auf den letzteren zur Sprache kommen könne; indessen leugnet er auch hier die fragliche Anwendbarkeit, weil der Art. 359. nur eine Vorladung und die Mittheilung des Gesuchs an den Appellaten vorschreibe, man also nichts mehreres und am wenigsten bey Strafe der Nichtigkeit fordern dürfe.

XXI. (S. 447—510.) Das Verfahren in Ehescheidungssachen ist ganz unabhängig von den Vorschriften der bürgerlichen

Prozeßordnung, und erhält durch die Verfügungen des Gesetzbuchs Npoleons seine unabänderliche Bestimmung. Diese Ueberschrift zeigt den Gegenstand und den Zweck dieser Abhandlung deutlich an. Der Verf. geht dabey von der Grundansicht aus, daß das gerichtliche Verfahren bey Ehescheidungen gar kein processualisches Verfahren genannt werden könne, sondern dem Verfahren bey Adoptionen und Interdictionen zu vergleichen sey, daß es also gewissermaßen als eine wesentlich nothwendige Form erscheine, deren Beobachtung zur rechtlichen Begründung einer Ehescheidung eben so nothwendig sey, wie zur gültigen Existenz einer Schenkung oder hypothecarischen Schuldverschreibung die gesetzliche Mitwirkung von Notarien. Daher denn auch jeder Schritt streng zu beobachten sey, indem seine Hintansetzung die Nichtigkeit des ganzen Verfahrens zur Folge habe. Der Verf. geht hierauf den Gang des Ehescheidungsverfahrens, in sofern aus bestimmten Ursachen geklagt wird, in seinen Hauptmomenten durch, und zeigt Schritt für Schritt durch ein stetes Rückblicken auf den gewöhnlichen processualischen Gang die Eigenthümlichkeiten des ersteren, z. E. daß die unterlassene Mitwirkung des ministère publique hier nicht etwa nach Art. 425. Nr. 8. der Proz. Ordn. die requête civile begründen, sondern überhaupt das ganze Verfahren nichtig machen würde, daß die Nothwendigkeit der Anwälde hier nicht eintrete, daß ein Erkenntniß über die Zulässigkeit der Ehescheidungsklage immer wesentlich sey, wenn es gleich nach allgemeinen processualischen Bestimmungen nur in sofern erfordert werde, als Einreden gegen die Zulässigkeit vorgebracht seyen, daß ferner das Erkenntniß in der Hauptsache unmittelbar auf dieses Admissionserkenntniß folgen müsse, ohne Zwischenraum auch nur eines einzigen Tages, daß gegen das in der Hauptsache erfolgende interlocutorische Erkenntniß keine Berufung Statt finde, daß der in Gemäßheit desselben unternommene Zeugenbeweis überall nicht an die Vorschriften der Proz. Ordn. gebunden sey, daß eine Entsagung auf die gesetzlich zustehenden Rechtsmittel von keiner Wirkung sey, daß das Rechtsmittel der Opposition sich nur auf die in der Appellationsinstanz ergangenen Contumatialerkenntnisse beschränke ꝛc. Alle diese Grundsätze sind mit Aussprüchen der Französischen

Gerichtshöfe belegt worden, wovon der Verf. unter Nr. 37. bis 43. incl. mehrere in extenso mitgetheilt hat.

XXII. (S. 510 — 516) Die gegenseitige Aufhebung (Compensation) der Prozeßkosten zwischen Ehegatten und Verwandten ist nicht streng verboten, sondern der richterlichen Beurtheilung überlassen. Diese Abhandlung enthält bloß eine Rechtfertigung der Deutschen Uebersetzung des Art. 87. der Proz. Ordn., indem der Verf. zeigt, daß sie, wie der Französische Text, die Compensation nicht unbedingt vorschreibe, sondern nur facultativ mache.

Der Anhang enthält sub nr. II. (S. 83 — 86) ein Schreiben des Herrn Justizministers über die Unanwendbarkeit der bürgerlichen Proz. Ordn. im Ehescheidungsverfahren, und sub nr. III. (87 — 118) gibt der Verf. nach einer gewissen Materienordnung Auszüge aus Erkenntnissen des königl. Staatsrathes und des Casseler Appellations-Gerichtshofes über vermischte processualische Rechtsfragen. Den ganzen Band beschließt ein zweckmäßiges Sachregister.

Handbuch zum systematischen Studium des neusten römischen Privatrechts nach den Grundsätzen des Herrn Oberappellationsraths Günther, von D. Christian Friedrich Glück, Hofrath und öffentlichem ordentlichem Lehrer der Rechte auf der Friedrich-Alexanders-Universität in Erlangen. Erster Theil, welcher die Einleitung und die Litteratur des Justinianeischen Rechts enthält. Erlangen, bey J. J. Palm. 1812. VIII und 370 S. gr. 8. (1 Rthlr. 20 gr.)

Auch unter dem Titel:

Einleitung in das Studium des Römischen Privatrechts zur Berichtigung und Ergänzung des ersten Theils des Pandecten-Commentars.

Dieses Handbuch enthält den Anfang eines Commentars über die Günther'schen principia juris romani, welche der Verf. in seinen, jetzt systematischen, Vorlesungen über die Pandecten erläutert. Es geht über die vier ersten Bogen des Günther'schen Lehrbuchs, und handelt also von den Quellen des Rechts im Allgemeinen, denen des Römischen und denen

des heutigen Römischen Privatrechts. Zugleich gibt es, nach Günther's Beyspiel, ein sehr reichhaltiges Verzeichniß der Ausgaben der Quellen und juristischen Schriftsteller.

Nach der Absicht des Verf. soll dieses Buch der Anfang eines Commentars seyn, der vorzüglich bestimmt ist, seinen Zuhörern die Stelle eines nachzuschreibenden Hefts zu vertreten. Betrachtet man dasselbe aus diesem Gesichtspuncte, so lassen sich, unserer Meynung nach, gar manche nicht ungegründete Erinnerungen dagegen machen. Schon die Nützlichkeit solcher gedruckten Hefte an sich ist sehr problematisch, da sie, ohne den mündlichen Vortrag zu ersetzen oder überflüssig zu machen, so leicht bey den Studierenden Unfleiß und Mangel an Aufmerksamkeit erzeugen, und vielleicht lassen sie sich nur für die Institutionen vertheidigen, wo sie dem Anfänger die ihm so nöthige Vorbereitung zur Vorlesung erst möglich machen oder doch wesentlich erleichtern, und auch hier nur, wenn sie nicht, wie die bisher erschienenen, zugleich auf den unterrichteten Leser, sondern allein auf die Bedürfnisse des Schülers berechnet sind. Will man aber auch solche Commentare für die Pandecten gelten lassen, so scheint dem Rec. denn doch dieser nicht hinlänglich auf seine Bestimmung berechnet, und sonach nicht ganz zweckmäßig zu seyn. Gar Manches ist darin aufgenommen, was in keine Vorlesung gehört, wie die ganze Litteratur (S. 309—370); gar Manches, weitläufig ausgeführt, was in Pandecten-Vorlesungen, wenn es nicht ganz übergangen werden soll, doch höchstens nur berührt werden kann, wie die äußere Rechtsgeschichte, welche einen so großen Theil des Buches füllt. Andere Dinge sind viel zu weitläufig abgehandelt, als daß dies für irgend eine Vorlesung zweckmäßig seyn könnte, z. die Novellen: dagegen ist Manches auch für diesen Zweck nicht hinlänglich erörtert, wie die Lehre von der Interpretation.

Außer dem eben angegebenen Zwecke hat der Verf. noch den Nebenzweck, seinen Commentar über Hellfeld in den hier abgehandelten Lehren zu ergänzen und zu berichtigen. Es ist gewiß ein Beweis von großer Unbefangenheit und schöner Wahrheitsliebe, wenn ein Schriftsteller seine Begehungs- und Unterlassungssünden wieder gut macht: und eben so sicher ist

dies sehr interessant und nützlich, wenn es, wie hier, von einem gelehrten und viel gelesenen Schriftsteller geschieht. Dessen ungeachtet können wir auch dieser Bestimmung des hier angefangenen Commentars weder unsern Beyfall geben, noch in dieser Rücksicht seine Fortsetzung wünschen, und dies um so weniger, als dadurch das schleunige Fortschreiten des schätzbaren Commentars über Hellfeld (der schon lange zu seinem Vortheile die Eigenschaft als gedrucktes Heft verlohren hat) nothwendig erschwert werden muß. Eine neue Darstellung desselben Stoffes, bey welcher, wie dies hier gewöhnlich geschieht, sogar nur stillschweigend gebessert wird, gibt keine Uebersicht der geänderten Sätze und neuen Ausführungen, welche man kaum durch sorgfältiges Lesen und Vergleichung beyder Werke erkennen kann; wobey man denn mit Zeitverlust ganz dasselbe oft zweymal zu lesen genöthigt wird. Ein viel interessanteres Geschenk würde uns der Verf. sicher machen, wenn er sich entschließen könnte, die Resultate seiner neuern Studien unter der Form von Verbesserungen und Zusätzen uns mitzutheilen.

Nach dem Bisherigen scheint also das vorliegende Werk seiner eigentlichen Bestimmung nach keinen vorzüglichen Beyfall zu verdienen. Betrachtet man es nur an sich, ohne diese speciellen Beziehungen, so muß man dagegen sehr viel vortheilhafter davon urtheilen. Es hat nicht allein alle Vorzüge der Glück'schen Werke (die wohl als bekannt hier vorausgesetzt werden können), sondern zeichnet sich auch vor diesen, besonders da, wo der Verf. sich auf positivem Grund und Boden befindet, noch sehr zu seinem Vortheile aus. Unrichtigkeiten und Uebereilungen finden sich dabey freylich auch (z. B. S. 230 vergl. mit S. 274): wir tragen jedoch billig Bedenken, durch Aufzählung derselben diese Anzeige zu vergrößern, um so mehr, als dieselbe im Allgemeinen gegen den Plan des Verf. gerichtet ist, und wir nicht gerne den ungegründeten Verdacht auf uns laden möchten, daß es unsere Absicht sey, die Verdienste des Verf., oder den Werth des Buches an sich herabzuwürdigen.

No. 28. Heidelbergische 1813.
Jahrbücher der Litteratur.

Carl Caspar Créve, Dr., grosherz. Frankf. geh. Rath, Professor der Zoonomie und besonderen Heilkunde an der medicinisch - chirurgischen Specialschule etc. Ueber den Chemismus der Respiration. Frankfurt 1812. 68 S. in 4.

Diese Schrift zeichnet sich nicht durch neue, aber doch durch sonderbar zusammengesetzte ältere Ansichten aus. Der Verf. hält zwar das Athemholen für einen Proceß der Verbrennung, aber einen solchen, bey welchem sich das Licht nicht entwickelt, weil der Sauerstoff hier nicht an den Wasserstoff, der allein nach ihm einen Lichtgehalt hat, sondern an den Kohlenstoff sich bindet.

Der Verf. behauptet ferner, sich auf die Versuche von Berthollet und Allen und Pepys stützend: das eingeathmete Sauerstoffgas zersetze sich in den Lungen, und hange dem Kohlenstoff an. So werde nur Kohlensäure erzeugt, aber es dringe kein Sauerstoffgas in das Blut, die Röthe des Blutes hange also von dem Mangel an Kohlenstoff ab; so wie die Reizkraft des Blutes ihm ursprünglich zukomme, und durch die Anhäufung des Kohlenstoffs vermindert werde, wenn ihm der Sauerstoff den Kohlenstoff entziehe, so werde es wieder reizfähig. Endlich behauptet er, daß beym Athemholen auch die Stickluft zersetzt und ein Theil davon zur Veredlung des Thierstoffes dem Blute anhinge. Was nun das erste hier zu erörternde Phänomen angeht, nämlich ob Sauerstoffgas nur mit dem Kohlenstoff eine dunkle Verbrennung untergehe, so streitet dieses gegen die Erfahrung. Denn 1) verbrennen die Metalle und selbst das Wasserstoffgas, ohne Licht zu erzeugen, wenn die Verbrennung langsam und nach und nach geschieht, wie wir dieses selbst an den Drathen der Voltaischen Säule sehen, wenn diese nur mit wenig Plattenpaaren geschlossen wird — und wie es bey jedem sich in der Luft oxydirenden Metall und dem Ranzigwerden der Oele und des Fettes offenbar wird,

welches alles eine Verbindung des Sauerstoffes mit dem Wasserstoff und dem Metalle ist, welche als langsame Verbrennung kein Licht entwickelt. — 2) Dagegen verbrennen die nämlichen Stoffe mit dem grellesten Lichte, wenn dieselben unter einer mit Sauerstoffgas gefüllten Glocke sich entzünden und schnell verbrennen.

Wir lernen aus diesen Versuchen zugleich, daß es das Sauerstoffgas ist, welches das Licht hergibt, weswegen ich auch diesen als den wahren Lichtträger bezeichnet habe. Die Holzkohle, die Wachs- und Talglichter, die Stahlfeder, verbrennen und schmelzen hier mit dem hellsten Lichte.

Es folgt daraus, daß also, ob ein Körper hell oder dunkel verbrenne, bloß allein davon abhange, ob er schnell oder langsam sich mit der Basis des Sauerstoffes verbinde — und ob bey dieser Verbindung mehr oder weniger Lichtstoff frey werde. Denn verdunstet er in materieller Hülle, so erzeugt er nur Wärme, wird er gänzlich mit dichteren Stoffen verbunden, oder was man sagt latent, wird auch diese nicht einmal am Thermometer gespürt.

Die wichtige Frage, ob Sauerstoffgas bey dem Proceß des Athemholens ins Blut dringe, beantwortet der Verf. vorzüglich nach den Versuchen von Allen und Pepys mit Nein — er glaubt daher, daß das Sauerstoffgas nur dazu diene, dem Blute seinen Kohlenstoff abzunehmen, und zwar in den Lungen, und daß dieses sofort seine Röthe und reizende Eigenschaft wieder annehme, welche es durch den Kohlenstoff verloren gehabt hat. Allein diese Annahme wird gar nicht durch diese Versuche erzwungen, denn diese besagen weiter nichts, als daß bey jedem Athemzug ungefähr so viel Sauerstoffgas weggehe, als kohlensaures Gas der eingeathmeten Luft wieder beygemischt werde — ob aber dieses kohlensaure Gas in den Lungenzellen gebildet werde, oder ob es aus dem Blute selbst in die eingeathmete Luft übergehe, und dafür eben so viel Cubikzoll Sauerstoffgas an das Blut übergehen und sich demselben beymischen, ist dadurch keineswegs ausgemacht.

Wenn wir also darthun können, daß dieses letztere geschehe, nämlich daß in den Lungen wirklich nicht Kohlenstoff an den Sauerstoff des Sauerstoffgases trete, sondern wirklich

kohlensaure Lymphe an die auszuhauchende Luftmasse übergehe, wenn wir ferner erweisen können, daß das Sauerstoffgas wirklich noch in dem Zustand der Expansion eines Theils seines Wärmestoffs beraubt ins Blut übertritt, so stehen die Versuche des Berthollet, des Allen und Pepys richtig da, und doch ist es falsch, daß die Kohlensäure in den Lungen erzeugt wird. Daß aber in der Lymphe des Venenbluts und auch des stagnirenden Arterienblutes nur kohlensaure Lymphe seye, und nicht bloß kohlenstoffhaltige; dieses zeigt sich augenscheinlich durch die chemische Analysis, welche uns bey gelinderem Wärmegrad in dem Retortenhals eine große Menge kohlensauren Ammoniak zeigt, und bey stärkerem Feuer Kohlensäure und gekohltes Wasserstoffgas entwickelt. — Ferner, daß das Sauerstoffgas selbst aber in die Lungenzellen ins Blut tritt, dieses zeigen offenbar die mühsamen Versuche, welche ich über das Blut angestellt, und die ich in meiner Antritts-Dissertation pro loco in facultate obtinendo in Jena vertheidigt habe. In den Adern der lebendigen Thiere, vorzüglich in den durchsichtigen Adern des Netzes und des Gekröses sieht man die kleinen Luftbläschen unter der Form von Kügelchen, welche durch das Kochen als Luft entweichen, das nämliche geschieht, wenn das Blut geschlagen wird. Die unter dem Recipienten der Luftpumpe gesammelte Luft verhält sich mit dem Phosphor-Eudiometer geprüft als wahres Sauerstoffgas, wobey alle Blutkügelchen großentheils verschwinden, und das Blut seine Coagulabilität verliert, welche allein von der Figirung der Sauerstoffgasbasis an den Eyweisstoff herkömmt, und also hier um so weniger statt finden kann, als die Sauerstoffluft durch das Kochen, Peitschen, Schütteln ꝛc. wieder ausgetrieben wird.

Was das wirkliche Eintreten des Sauerstoffgases ins Blut noch mehr bestätigt, ist die Bereitung eines künstlichen Bluts, welche uns schon Lavoisier gelehrt hat, und welches darin besteht, daß man etwas Eyweis mit Wasser mischt, und dazu einige Grane phosphorsaures Eisen hinzusetzt, und das Gemisch in einer Glasröhre schüttelt, wobey Sauerstoffgas absorbirt wird, und die Flüssigkeit sich röthet. Das Sauerstoffgas wird hier in dem Zustand des Gas oxygéne naissant, wie

es Fourcroy nennt, der Flüssigkeit beygemischt, und es entsteht dadurch das phosphate de fer suroxygèné avec excès de sa base, welches die Ursache der rothen Blutfarbe ist. Das nämliche geschieht auch am Oxygenpol einer Voltaischen Säule; hier tritt das Gas oxygéne naissant an die Lymphe und röthet sie, wie dieses schon mehrere Naturforscher beobachtet haben.

Es gibt wohl keine Thatsache der neueren Chemie und Physiologie, welche weniger bestreitbar wäre als diese, und es wundert den Rec. um so mehr, warum Hr. GR. Créve die Gründe für diese Wahrheit, welche er in seiner physischen Darstellung der Lebenskräfte schon vor 16 Jahren dem gelehrten Publicum vorgelegt hat, so wenig geachtet hat, daß er deren nicht einmal in seiner Schrift Erwähnung gethan hat. Es ist dieses überhaupt der Sinn des Zeitalters, und leider die verwerfliche Sitte der Deutschen Gelehrten, daß sie die Erfindungen ihrer Landsleute entweder zu verläugnen oder herabzusetzen suchen, und dagegen fremder Nationen Männer erheben, und als ihre Meister anzustaunen sich nicht schämen, die weit unter ihnen stehen.

Diese Verläugnung meiner Entdeckung fällt Hrn. Créve vorzüglich zur Last, da er mein Buch bey seinem Entstehen gelesen, und als Jugendfreund in den Jahren, in welchen es erschien, öfters mit mir über physiologische Gegenstände sich unterhalten hat. Ich habe lieber einen offenbaren Widerspruch als solche Verläugnung, es liegt darin eine gewisse Verachtung gegen den Verf., welchen man gegen andere große Männer des Auslandes nicht einmal nennen mag!

Ich schweige darum auch hier, und sage nichts sowohl von jenem allgemeinen Gesetz, vermöge welchem jener Träger des Lichtes der Sauerstoff sich mit allen Stoffen der Erde verbindet, als von jenen folgereichen Wirkungen, welche das mit Sauerstoff versehene Blut auf das Gefäß und Nervensystem hervorbringt, und wovon auch jene Stockung des Blutes hergeleitet werden muß, welche in den Lungen entsteht, wenn die Aeste des paris vagi sind verletzt oder durchschnitten worden. — Unerklärbar sind demjenigen die Erscheinungen, welche bey diesen Versuchen von Dupuytren und Emmert vorfallen, welche

die Wechselwirkung des Blutes auf diesen Nerven des kleinen Gehirns und umgekehrt nicht einsehen und verstehen kann.

Der Verf. kommt endlich auf die Behauptung, daß auch der Salpeterstoff der atmosphärischen Luft sich aus dem Stickgas entbinde, und bey dem Athemholen ins Blut übergehe — allein da derselbe für diese seine Behauptung in dem Experimente keinen Beweis findet, weil die Resultate der hierüber angestellten Versuche meistens auf keine Absorbtion des Stickgases hindeuten, so will er aus anderen Gründen, nämlich dadurch, daß die Thiere eine so große Menge Stickgas gebrauchen, um die thierische Materie daraus zu bilden, und daß nicht umsonst bey weiten der größte Theil der atmosphärischen Luft Stickgas sey, den Beweis hernehmen, daß diese Aufnahme durch die Lunge geschehen müsse.

Allein der Verf. sieht nicht ein, wie sehr er hier gegen die ersten Grundsätze einer wissenschaftlichen Physiologie verstößt — denn es sind zwey polarisch einander entgegengesetzte Systeme, welche das Leben begründen; das eine dieser Systeme ist das Pneumatische, wodurch das Licht unter der depotenzirten Gestalt des Sauerstoffgases in den Körper eingeführt wird; das sind die Lungen. — Das andere ist das Splanchnische System, wodurch die Erdestoffe durch das ihnen beywohnende latente Licht veredelt zugebracht werden. Nun ist aber der Salpeterstoff das eigentliche wahrhaft thierische Erdprincip, es kann dasselbe also eben so wenig durch die Lunge eingehen, als die Luft durch die Eingeweide der Verdauung in den Körper gebracht werden kann. Wir können also eben so wenig Stickgas im Athmen verzehren, als wir Sauerstoffgas essen können. Dieses muß durch die Lunge, jenes durch den Darmkanal beykommen.

Fragt man nun aber, wie bey Thieren, die aus lauter Pflanzenstoffen sich nähren, der Stickstoff werde, so antworte ich durch eine viel wahrscheinlichere Hypothese, daß dieses durch eine Veredelung des Kohlenstoffs geschehe, welcher den einheimischen Stoffen des Thierkörpers, vorzüglich den Speichel Magen- und Darmsäften beygemischt, das Lichtprincip diesen raube und mit sich vereinige. So entsteht der Kohlenstoff durch die Vegetation aus dem Hydrogen, welches in verschiedenem Grade

der Verdichtung und Austreibung des Lichtprincips die Stoffe des Mineralreichs darstellt, von den kalischen Salzen und Erden an bis zum dichtesten Metalle, welcher Verwandlung die Desoxydation der Laugensalze und Davys wichtige Entdeckung des Potassium auf eine auffallende Weise Bestätigung gibt. — Nehmen wir noch hinzu, daß dieser thierische Stoff (Salpeterstoff) bey seiner Verbrennung in Kohlensäure und Wasser zerfällt, wie dieses die Processe des Ausathmens und der Hautdunstung zeigen; nehmen wir ferner, daß die stärkeren chemischen Reagentien durch Trennung und Wiederverbindung alle Stoffe des Pflanzen- und Mineralreichs liefern, indem sie in ihre unteren Stuffen zerfallen, und Kalien, Kalkerde, Talkerde, Kieselerde, Ammonium, Essigsäure, Benzoesäure, Zuckersäure ꝛc. — phosphorsaure Oele — Schwefel, Harze, ja Eisen liefern, so ist wohl die hier vorgetragene Theorie, daß das Azot eine Veredelung des Erdstoffes zur Thiersubstanz sey keineswegs mehr eine Hypothese zu nennen — und der Verf. hätte wohl besser gethan, statt dem Prunk unbestimmter Französischer und Engländischer Versuche seinen alten Deutschen Freund nicht zu verläugnen.

Ackermann.

Bruchstücke zur Menschen- und Erziehungskunde religiösen Inhalts. Zweytes Heft. Frankfurt a. M. in der Andreäischen Buchhandlung 1811. XXIV und 299 S. Drittes Heft. Ebendas. 1812. 247 S. Viertes Heft. Ebendas. 1813. 352 S.

Die beyden letztern Hefte haben noch den besondern Titel: Die Lehre von Gott. Ein Bruchstück zur Vereinigung der beyden Systeme, des Glaubens ohne Wissenschaft, und des Wissens ohne Glauben.

Wir kennen schon aus dem ersten Hefte dieser Bruchstücke den Verf. als einen redlichen Wahrheitsforscher und religiösen Selbstdenker. Seinem Charakter getreu sucht er in diesen beyden Heften überall auf jenen tieferen Punct hinzuführen, von dem alle Religion und alle Beruhigung ausgeht, auf den Glauben. Das zweyte Heft hat besonders die religiöse Bildung der Jugend zum Zweck. Er legt den Katechismus der christ-

lichen Lehre von Hoffmann in Schmiedeberg (dessen Werth auch in unsern Jahrb. 1810. 1tes H. 40. anerkannt worden) zum Grunde, und empfiehlt den Vorschlag desselben, die religiösen Lehren mehr, als es in der letzteren Zeit geschehen, zur Sache des Gedächtnisses zu machen. Er preißt der bisherigen Vernachläßigung gegenüber mit guten Gründen die Cultur dieses Seelenvermögens an (wir erinnern uns hierbey an die trefflichen Lehren in Herbarts Pädagogik über den Einfluß des Gedächtnisses auf den Charakter). „Die Unschuld," sagt er S. 7, „hat an dem Gedächtniß einen Wächter, einen Stellvertreter, einen Beystand; der Gedächtnißstarke verliert nicht so oft Gott aus den Augen, die Lehren der Wahrheit sind ihm immer gegenwärtig, und wenn sein Wissen auch das Aufkommen sträflicher Gedanken und Gelüste nicht zu hindern im Stande ist, so tritt es doch ihren Fortschritten in den Weg." Der Einwurf, daß es thöricht sey, Kinder Dinge auswendig lernen zu lassen, die ihr Verstand nicht begreift, wird dadurch widerlegt, daß die sinnvollen Sprüche der Weisen doch etwas haben, was das kindliche Herz gar wohl verstehe; auch werde das, was in den Jahren der Kindheit nicht verständlich sey, es oft plötzlich bey späteren Anlässen. Was unser Verf. aus Hoffmann anführt, und selbst sagt, soll man billig zu Herzen nehmen. Auch ist das sehr zu loben, daß er nachdrücklich gegen das Aufblähen des vermeintlichen Wissens redet. Was nun über alles dieses gesagt ist, trägt allerdings zur Lösung der wichtigen Aufgabe bey, die Religionslehren so zu übergeben, daß sie mit dem ganzen Gemüthe empfangen und in einem feinen guten Herzen bewahrt werden: aber uns scheint doch noch mehr dazu nöthig zu seyn, namentlich ein solcher stufenweiser Unterricht, worin kein Wort vorkommen darf, das nicht von dem kindlichen Sinne verstanden wird.

In dem Hoffmannschen Katechismus sind die Religionslehren auf ein ganzes Jahr in 52 Wochen vertheilt. Unser Verf. folgt diesem Gange und trägt die Glaubens- und Sittenlehren durch religiöse Betrachtungen vielseitig und erbaulich vor. Der evangelische Geist beseelt ihn. Er verweiset überall auf Selbsterkenntniß, Demuth und Ergreifung der höhern

Kraft. Der Stufengang in diesen Betrachtungen ist eine gute Idee, die Ausführung ist nur nicht methodisch genug, da schon bey den ersten tiefere Reflexionen vorkommen, und die letzteren grade nicht weiter eindringen, da auch überhaupt nicht psychologisch genug die zugleich erwachsende Erkenntniß Gottes und Erkenntniß unsrer selbst entwickelt wird. Man lieset öfters fromme und schöne Gedanken, wie etwa folgender ist (S. 184): „Das Gebet soll den Wünschen Abbruch thun, den Durst des Herzens stillen, nicht ihn vermehren — erkennen sollen wir, daß Gott Alles wohlgemacht, seinen Ruhm verkünden, nicht Klage führen." Mit den Gedanken eines Augustinus hat sich der Verf. besonders befreundet. Im Gebrauche der Bibelstellen wäre einiges zu tadeln. S. 170 werden die Worte Jesu Joh. 13, 27. (durch einen Druckfehler, deren sich auch manche in den Namen finden, steht Joh. 1, 27.) in einem ganz andern Sinne angeführt, als sie Jesus gebraucht; und 1. Joh. 4, 19. ist auch nicht im richtigen Sinne angewandt.

Das dritte Heft enthält Selbstbetrachtungen. Die Gründe und Ansichten des Theismus und Naturalismus sind da mit vieler Belesenheit und nach den neuesten Bewegungen in der Philosophie zusammengestellt; es spricht da weniger ein schulgerechter Systematiker als ein gläubiges Gemüth, das aber noch Befestigung in seinem Glauben sucht. Wer das Gewirre müde ist, das durch die Sophistereyen alter und neuer Zeit ausgesponnen worden, den mögen diese Monologen ansprechen und mit manchem glücklichen Gedanken stärken. Sie lehren jene Wisserey des Dünkels verachten, und weisen hin auf das Eine, was Noth ist; sie wiederholen in vielfacher Beziehung die heilige Wahrheit, daß jene Wissenschaft sich nur zu sehr zeigt als Kind des menschlichen Stolzes, und also nur Unruhe mit sich bringt, daß dagegen der kindliche Sinn dahin führt, wo nur allein Wahrheit ist, zu Gott. Warum haschen wir nach den herumflatternden Meynungen wie nach Schmetterlingen (nach dem Gleichniß S. 6), da wir das Ewige nahe genug finden können, und es bey uns steht, an das festzuhalten, was unerschütterliche Ruhe gewährt? Gewiß liegt dieses in der religiösen Bildung. Die jetzige Generation

muß durch die Abirrung ihrer Lehrer von dem Ewigwahren hart büßen; und man will durch ein solches ängstliches Haschen nach Lehrmeynungen das Verlohrne wieder finden! Umsonst! — Der würdige Verf. verdient Dank, daß er so mit ganzer Seele seinen Zeitgenossen sagt, das einzige Rettungsmittel für sie und ihre Kinder sey die Religion.

In dem vierten Hefte werden die philosophischen Betrachtungen über den Theismus und Naturalismus fortgesetzt; ebenfalls weniger logisch als gemüthlich. Wenn der Verf. z. B. sagt: „Vernunft und Daseyn sind nicht ohne Bewußtseyn denkbar — Bewußtseyn, Daseyn und Vernunft sind Eins. Alles, was der Vernunft ermangelt, ist so gut als nicht da;" so könnte man ihn eines argen Idealismus beschuldigen, wovon er indessen weit entfernt ist; er will hier nicht reden, wie in einem strengen System, sondern zum Herzen. Und dieses gewinnt überall auch in diesen Selbstbetrachtungen, deren Zielpunct zuweilen in einem Satz bündig ausgesprochen wird, wie z. B.: „So wie die Demuth von dem Menschen scheidet, der Knecht dem Herrn gleich seyn will, ist sein guter Geist von ihm gewichen." Es sind über den Glauben und die Gnade Stellen in diesem Buche, die zu ihrem Lobe Augustinisch heißen mögen, und würde von Glaube, Liebe und Hoffnung nur noch etwas mehr aus ihrem innern Wesen gesprochen, das heißt freyer von den Reflexionen und der Sprache unserer Zeit und mehr in ungetrübtem Zustande der Andacht, so würden wir das Buch manchen Schriften des Augustinus unbedenklich gleich setzen.

Die zweyte Abtheilung des vierten Hefts handelt von dem Naturalismus, und sucht denselben mit dem Theismus zu vereinigen. Aber weder die Angabe des Unterschieds von beyden, z. B.: „daß der Naturalist Gott *in*, der Theist Gott *über* die Natur setzt," noch die Identificirung, daß beyde doch dasselbe meinten, wird die metaphysische Speculution befriedigen. Der höchste Begriff, worin sich alles einigen soll, der vom Seyn, ist zwar in vielen Beziehungen aufgestellt, und zwar oft paradox, aber zum Verwundern übereinstimmend mit Aussprüchen mancher alten Theologen und Scholastiker: allein sollte die Sache auf diesem metaphysischen Wege ausgeführt

werden, so war eine durchgängig logische und schulgerechte Behandlung nöthig. Daß Gott erst durch die Welt Daseyn hat, aber die Welt durch Gott ihr Seyn, kann, so wie es hier vorgetragen wird, weder dem Glauben, noch dem Wissen ganz genügen. Ueberhaupt scheint uns grade darin eine Inconsequenz zu liegen, daß durch das Begreifen der Glaube begründet und empfohlen werden soll. Denn wer das Heil im Wissen sucht, dem ist und bleibt doch einmal der Begriff das Erste, und wer es im Glauben sucht, der kann nicht mehr diesen Glauben begründen wollen, sondern er hat nur die darin gefundene unmittelbare Gewißheit in einzelnen Lehren zu exponiren und klar zu machen. Er kann schlechterdings keine Vereinigung beyder Systeme erwarten; nur eine Kritik der Vernunft kann beyden gemein bleiben. Sonach finden wir die religiöse Seite des Buches als die bessere, und freuen uns, daß derselbe Geist diese Betrachtungen vom Anfang bis zu Ende unterhält. Es ist in der That erbaulich, in ein gottesglaubiges Gemüth zu blicken, das von Zweifeln und Verirrungen des Zeitgeistes angestoßen, mit Ernst und redlichem Denken Wahrheit sucht, und am Ende in seinem Glauben sich gestärkt fühlt.

D. Car. Aug. Theoph. Keilii, Theol. dogm. in academia Lipsiensi Prof. P. O. Eccles. cathedr. Misenens. Capitularis, Consistorii regii Lips. Assess. Elementa Hermeneutices Novi Testamenti latine reddita a Christ. Aug. Godofr. Emmerling, Past. apud Probstheyd. substit. societ. philolog. Lips. sodal. Lipsiae MDCCCXI. impensis Fried. Chr. Guil. Vogelii. XXVI und 205 S. gr. 8.

Wir dürfen diese Schrift bereits als bekannt voraussetzen, denn sie ist bloß eine Uebersetzung des schätzbaren 1809 erschienenen Keilschen Lehrbuchs der Hermeneutik des N. T. Warum aber diese Anderthalb Jahre früher in Deutscher Sprache erschienene Schrift jetzt Lateinisch erscheint, darüber ertheilt die jetzt neu hinzugekommene Zueignungsschrift an D. Johann van Voorst, Professor der Theologie zu Leyden, einigen Aufschluß. Es bezeugte nämlich Herr van Voorst dem Verf. bald nach Erscheinung seines Deutschen

Lehrbuchs den Wunsch, daß er dasselbe, da es in einigen Puncten viel reichhaltiger sey, als Ernesti Interpres N. T., und andre Puncte genauer und den gegenwärtigen Bedürfnissen angemessener abhandle, gern bey seinen hermeneutischen Vorlesungen zum Grunde legen möchte, welches aber nach Holländischer Sitte nicht geschehen könnte, wenn nicht eine Lateinische Version des Buchs existirte. Er fragte daher bey Hrn. D. Keil an, ob dieser selbst eine Lateinische Version veranstalten, oder ihm oder irgend einem andern Gelehrten die Veranstaltung einer solchen Version überlassen wollte. Der Verf., geneigt, jenen Gründen Gehör zu geben, und zugleich die größere Verbreitung und Nutzbarkeit seines Lehrbuchs zu befördern, konnte sich selbst nicht zu einer Lateinischen Uebersetzung eines Buchs entschließen, das er, vorzüglich in Hinsicht auf den Deutschen Buchhandel, Deutsch abgefaßt hatte; aber eben so wenig mochte er unbedingt diese Arbeit einem Andern überlassen. Er hielt es also für das Beste, einem jungen Gelehrten, Herrn Emmerling, der sich schon durch mehrere Beweise von Kenntnissen und Fleiß rühmlichst empfohlen hatte, diese Arbeit so, daß sie unter seiner eignen Leitung vorgenommen würde, zu übertragen; worauf sie zu seiner Befriedigung vollendet ward. Billig hielt er es nun, diese Schrift in ihrer neuen Gestalt demjenigen Gelehrten zu dediciren, der ihm auctor suasorque dieser Uebersetzung gewesen war. Bey dieser Gelegenheit bemerkt Hr. K. noch, wie sehr ihn, besonders um einer Ursache willen, van Voorst's günstiges Urtheil über sein hermeneutisches Lehrbuch erfreut habe. Da er nämlich gleich zu Anfang dieser Schrift erklärte, daß sie ganz nach den Grundsätzen der grammatisch-historischen Interpretation abgefaßt sey, und sie dennoch von Jenem mit Beyfall aufgenommen ward: so schließt er mit Recht, daß der Holländische Gelehrte von dieser grammatisch-historischen Interpretation des N. T. nicht weiter für die heiligen Bücher oder für die Religion selbst Gefahr befürchtete, wie er doch früher, als er sich über Ernesti's Verdienst um die Auslegung des N. T. vernehmen ließ, zu befürchten schien, indem er glaubte: es werde dadurch die Meynung derer begünstigt, welche annehmen, daß Jesus und seine Apostel sich zu den Volksmeynungen ihrer Zeitgenossen accommodirt haben.

Diese Anerkennung der Vorzüglichkeit und Unverdächtigkeit der hier empfohlenen grammatisch historischen Interpretationsmethode erfreute den Hrn. Verf. um so viel mehr, je bestimmter er darauf dringt, daß durch diese Methode nicht etwa ein bloß möglicher Sinn, den eine Stelle der Schrift haben könne, solle aufgefunden, sondern solle vielmehr gelehrt und erwiesen werden, daß dieser Sinn, den man angebe, wegen aller historischen Argumente, die in Betrachtung kommen, der Stelle nothwendig eigen seyn müsse, und daß ein Schriftsteller, der sich so ausdrückte, keinen andern, als diesen Sinn seinen Lesern habe mittheilen wollen; je entschiedener er aber auch zugleich erklärt, daß es auf diese Bestimmung: welches der Sinn der vorliegenden Schrift sey und seyn müsse? ganz allein ankomme; dagegen die Frage, wie wahr oder falsch, gefällig oder mißfällig, das Vorgetragene sey, den Ausleger als solchen nicht bekümmere. Zugleich aber bemerkt Hr. K., daß bey dieser Ausdehnung dessen, was die historische Interpretation zu leisten habe, dem Wunsch derjenigen Beurtheiler dieses Lehrbuchs zu wenig habe Genüge geleistet werden können, welche glaubten, daß alles, was zur historischen Interpretation gehört, lieber in Einem Kapitel zusammengefaßt, als in mehreren Abschnitten zerstreut seyn dürfte; dagegen Er vielmehr in allen einzelnen Abschnitten dieser Anweisung auf diese historische Interpretation habe Rücksicht nehmen müssen. Durch diese Bemerkung führt uns der Verf. zum Hauptinhalt seines Werks und zur Anordnung des Ganzen; welches wir aber übergehen, da diese wohlgerathene Uebersetzung, einzelner hinzugekommener Notizen über die allerneuste Litteratur der beyden letzten Jahre abgerechnet, aufs genaueste mit dem schon bekannten früher erschienenen in diesen Jahrbüchern, Jahrgang 1810. Stück 10. S. 145, von einem andern Recensenten angezeigten Deutschen Lehrbuch zusammenstimmmt: und da in andern öffentlichen Beurtheilungen desselben bereits Erinnerungen über die Anordnung der einzelnen Parthieen dieses Werks gemacht sind, wogegen sich Hr. K. in der vorhin gedachten Bemerkung vertheidigt. Lieber heben wir, um den Geist dieses trefflichen, durch bündige Grundsätze, treffende Beyspiele und reiche Litteratur ausgezeichneten Lehrbuchs zu charakterisiren, Einiges von dem aus, was die Hauptsache bey dieser Anweisung ausmacht, nämlich, was die von unserm Verf. so dringend empfohlene grammatisch-historische Interpretation betrifft.

Gleich zu Anfang des ersten Hauptabschnitts de recta cognitione sensus librorum N. T. p. 11. wird auf gehörige Bestimmung und Auseinandersetzung des Wesens dieser grammatisch-historischen Interpretation vorbereitet. Es heißt nämlich: da den Sinn einer Rede oder Schrift erkennen nichts

anders sey, als eben dasjenige dabey denken, was der Redner oder Schriftsteller dabey gedacht hat, und dabey hat gedacht wissen wollen, und in welchem Fall man den richtigen Sinn derselben gefaßt habe: so sey die Erforschung des Sinnes einer Rede oder Schrift offenbar eine historische Untersuchung, in welcher Rücksicht die Erklärung eines Schriftstellers, namentlich auch der Bücher des N. T., eine historische genannt werden könne. Da aber dieser Sinn der Bücher des N. T., welcher nur ein einziger seyn könne, zunächst nothwendig aus den von ihren Verfassern jedesmal gebrauchten Worten erkannt werden müsse, indem diese das Hülfsmittel eines Schriftstellers zur Bezeichnung seiner Begriffe und Vorstellungen seyn: so werde in sofern die Erklärung dieser Bücher eben so, wie die jedes andern Schriftstellers, eine grammatische seyn müssen. Aber freylich sey diese grammatische Erklärung von jener historischen keinesweges verschieden, und könne daher auf keine Weise von ihr getrennt oder ihr entgegengesetzt werden; vielmehr seyen beyde aufs genaueste mit einander verbunden. Die historische könne und dürfe nie eine andre als grammatische seyn; dagegen aber solle und müsse auch die grammatische immer eine historische seyn. (Verschieden sind beyde doch gewissermaßen, sofern die historische einen größern Umfang hat, als die grammatische; denn die letztere beschäftigt sich mit den Worten, deren Form, Bedeutung, Modification und der Beziehung der verschiedenen Wörter, die einen Satz, und der verschiedenen Sätze, die ein Ganzes bilden, zu einander. Die Erstere sucht den ganzen Ideenkreis des Schriftstellers nach allen seinen localen, temporellen, individuellen Rücksichten und Beziehungen ins Auge zu fassen, wozu die grammatischen Operationen nur den Weg bahnen mußten. Daher Rec. in seinen hermeneutischen Vorträgen am liebsten die grammatische Interpretation als die erste, die historische als die zweyte Stufe der ächten unzertrennlich verbundenen grammatisch-historischen Auslegung dargestellt hat. Aberfreylich läßt sich auch schon der Sinn manches einzelnen Worts, z. B. πίστις, δικαιοσύνη, υἱὸς θεοῦ, ἁγιάζειν u. dgl. nicht ganz bestimmt auffassen, ohne daß man historisch tiefer in die damaligen Ideen und Beziehungen einzugehen sucht; und in sofern ist schon die grammatische Erörterung eines einzelnen Worts eine historische Untersuchung; und die grammatische und historische Interpretation stehen in der engsten Verbindung, ja laufen in eins zusammen.) — Hierauf wird S. 14 zur Vorzeichnung des ganzen Planes dieser Theorie hinzugefügt: weil aber der Sinn einer Schrift nicht immer einzig und allein aus den darin gebrauchten Worten erkannt werden könne, sondern auch noch mehrere andre Umstände da-

bey in Betrachtung kommen: so werde bey vollständiger Erklärung eines Schriftstellers auf folgende fünf Stücke zu sehen seyn: daß man 1) die Bedeutung und den Sinn aller einzelnen in einer Schrift vorkommenden Worte und Redensarten kenne; 2) den Zusammenhang mehrerer mit einander verbundenen Worte und Sätze, so wie alle größern oder kleinern Theile der vorliegenden Schrift genau erforsche: 3) den Sinn solcher Stellen, in denen eine bildliche oder anderweitige besondere Art des Vortrags herrscht, richtig auffasse; 4) auch alle die Nebenumstände kenne, welche auf die Bestimmung und genauere Erkenntniß des Sinnes einen Einfluß haben; und endlich 5) alles, was der Schriftsteller sagt und vorträgt, nach denjenigen Vorstellungen, die er nach dem jedesmaligen Gegenstand seiner Rede hatte, richtig zu bestimmen suche. Es würde uns zu weit führen, diese einzelnen Puncte, welche Hr. K. mit Recht in seiner nun folgenden Anweisung zur vollständigen Erforschung des Sinnes der Bücher des N. T. näher beleuchtet, weiter zu verfolgen. Wir können bloß darauf hinweisen, wie er theils jeden einzelnen der gedachten Puncte eben so gelehrt, als bündig und einleuchtend, wenn gleich überall, dem Zweck dieses Lehrbuchs gemäß, in einem sehr gedrängten Vortrage abzuhandelu sucht, und besonders über die Erkenntniß der Bedeutungen einzelner Worte und Redensarten in besondern zu erklärenden Stellen des N. T. und die Bestimmung ihres jedesmaligen Umfangs und Sinnes, wie über die richtige Erkenntniß des Zusammenhangs mehrerer mit einander verbundenen Worte und Sätze in den Büchern des N. T., sowohl des grammatischen, als des topischen Zusammenhangs, ein ganz eigenthümliches Licht verbreitet; theils schon bey Bemerkung der Vorkenntnisse, die ein Ausleger des N. T. zur Erklärung desselben mitbringen muß, auf sorgfältige Beobachtung und Unterscheidung der Religionsmeynungen der Juden, der eigenthümlichen christlichen Religionslehren, und endlich der Religionsmeynungen der von der apostolischen Lehre schon früh abweichenden und dem Christenthum sich widersetzenden Partheyen, aufs bestimmteste dringt; vorzüglich aber um den für die historische Interpretation erheblichsten Punct, die Erläuterung des jedesmaligen Inhalts einer Stelle nach den Vorstellungen des zu erklärenden Schriftstellers und seiner ersten Leser betreffend, sich ein ausgezeichnetes Verdienst erworben hat. Man muß sich, wird hier §. 94. S. 137 mit Recht gefordert, von allen in der vorliegenden Schrift erwähnten oder auch nur berührten, sowohl sinnlichen als intellectuellen, Gegenständen eben dieselben Vorstellungen zu verschaffen suchen, die der Schriftsteller davon hatte, und die seiner Seele bey

Abfassung der zu erklärenden Schrift vorschwebten. Um aber dies mit glücklichem Erfolg zu können, muß der Ausleger nicht nur mit den Vorstellungen von den abgehandelten oder auch bloß berührten Gegenständen, sich vermittelst der dienlichen Hülfsmittel hinlänglich bekannt gemacht haben, sondern nun auch diese Kenntniß auf die dahin einschlagenden Gegenstände richtig anwenden. Wie diese Regel nun zu befolgen sey, 1) in Ansehung der Vorstellungen von sinnlichen und der Erfahrung unterworfenen Dingen, z. B. στέγη, κράββατος Mark. II, 4., mögen nun solche ausdrücklich erwähnt, oder mag bloß auf sie angespielt seyn, 2) in Ansehung der Vorstellungen von intellectuellen Dingen und vorzüglich Religionsmeynungen, z. B. διάβολος, σατανᾶς, sowohl in Stellen, wo nach solchen Meynungen geredet und geschrieben wird, als bey Stellen, in denen solche Meynungen bestritten und widerlegt werden: sucht unser Verf. so bestinmt, als es bey solchen schwierigen Fragen möglich ist, zu lehren. So wird S. 144 f. wegen der richtigen Auffassung der Vorstellungen jener Zeit von intellectuellen Gegenständen, vorzüglich von Religionsmeynungen, der Grundsatz aufgestellt: sobald es einmal historisch gewiß oder auch nur wahrscheinlich sey, daß der zu erklärende Schriftsteller von einer Sache diese oder jene Vorstellung gehabt habe, so müsse dieselbe billig in allen auf dieselbe sich beziehenden Stellen (versteht sich: desselben Schriftstellers!) zum Grunde gelegt, und das, was er sage, darnach bestimmt werden, besonders wenn die Stelle dadurch vollkommen deutlich werde, und das in demselben Gesagte auch mit anderweitigen Aeußerungen des Schriftstellers übereinstimme und in der genauesten Verbindung damit stehe, oder sich wenigstens nirgends Etwas finde, das der Annahme dieser Vorstellung widerspräche. Wenn hiernächst als ein sehr schätzbares Hülfsmittel, den Sinn einer Stelle nach den Vorstellungen des Schriftstellers zu bestimmen, sowohl die Vergleichung anderer Parallelstellen desselben Schriftstellers, als die Vergleichung der Parallelstellen der übrigen Schriftsteller des N. T. empfohlen wird, so wird zugleich, um jeden Mißbrauch dieser letztern, nach der sonst angenommenen analogia scripturae, zu begegnen, S. 150 erinnert: Die Erwägung dessen, was den anderweitig bekannten Grundsätzen und Meynungen der N. T. Schriftsteller gemäß oder nicht gemäß ist, könne bloß dazu angewandt werden, zu zeigen, daß dies oder jenes der Sinn einer Stelle nicht seyn könne; keineswegs aber möge sie dazu dienen, den Sinn einer Stelle selbst vermittelst derselben zu erkennen, weil daraus, daß ein Schriftsteller dieses oder jenes gesagt haben könnte, noch nicht folge, daß er es auch wirklich gesagt habe. Auch werden noch über

wirkliche oder scheinbare Widersprüche in den Büchern des N. T. und das Verhalten des Auslegens im Ansehung derselben bedeutende Winke hinzugefügt. Doch ist mit allen diesen Bemerkungen und Grundsätzen, welche Hr. K. im ersten Haupttheil seiner Theorie de recta cognitione sensus librorum N. T. beygebracht hat, das Ganze, was zur Theorie der historischen Interpretation gehört, noch nicht vollendet, sondern es muß auch aus dem zweyten Haupttheil de ratione, sensum librorum N. T. recte cognitum alios docendi noch Einiges hieher gezogen und hier ins Andenken gebracht werden. Wir begnügen uns jedoch damit, bloß auf dasjenige, was der Verf. von §. 115. an über die Rücksicht des Auslegers auf Stellen historischen Inhalts, besonders auf Erzählungen von wunderbaren Begebenheiten, ferner auf Stellen dogmatischen und moralischen Inhalts erinnert, aufmerksam zu machen, und sowohl auf die große Behutsamkeit, als auf die Liberalität der Principien unsers Verf. hinzuweisen, wenn er bey Stellen historischen Inhalts nicht bloß Auffassung der Erzählungen nach ihrem ursprünglichen Sinn, sondern auch Würdigung derselben und ihrer Beschaffenheit, und selbst eine Erforschung ihrer Quellen empfiehlt; wie dies vornehmlich bey Erzählungen wunderbarer Begebenheiten der Fall ist, wobey möglichste Bescheidenheit und Vorsicht in den Erklärungsversuchen darüber mit Recht gefodert wird; und wenn er bey Stellen dogmatischen und moralischen Inhalts nicht bloß lehrt, sie im Geist jenes Zeitalters aufzufassen, sondern auch auf Beachtung ihrer ganzen Beschaffenheit, ihrer Quellen und ihrer Tendenz, recht ernstlich dringt, damit man lerne, das Allgemeingültige vom Localen, Temporellen und Individuellen gehörig zu sondern. Wir schließen mit dem aufrichtigen Wunsch, daß diese treffliche Theorie zur Leitung angehender nicht allein, sondern auch schon geübter Schriftforscher auf die rechte Bahn der gründlichen und bescheidenen ächt historischen Forschung, wobey man der Willkühr selbsterwählter Deutungen einzelner Schriftstellen im neuen und neusten Geschmack am sichersten entgeht, recht wirksam seyn möge; und wir stimmen vollkommen in den Ausspruch des würdigen Verf. S. XIII der Zueignungsschrift mit ein: Certissime mihi persuasum habeo, tum demum librorum sacrorum interpretationi melius, quam hucusque factum est, consultum iri, ubi grammatico-historicae illius interpretandi rationis praecepta, quae equidem hoc libello enarrare atque commendare studui, ab omnibus non modo probata fuerint, huicque rei unice apte judicata, sed in ipsis etiam libris illis interpretandis diligenter observata.

— r.

No. 29. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

Versuch aus der harten und weichen Tonart jeder Stufe der diatonisch chromatischen Tonleiter vermittelst des enharmonischen Tonwechsels in die Dur und Moll Tonart der übrigen Stufen auszuweichen. Von H. Ch. Koch. Rudolst. Hof-Buch- und Kunsthandlung. 1812. 16 Bogen Querquart.

Eine Sammlung und sehr ausführliche Musterkarte von enharmonischen Ausweichungsformeln, aus jedem Ton in jeden andern (die ganz gewöhnliche Ausweichung in die Dominante und Unterdominante ausgenommen), nützlich für den Mindergeübten, um sich im Fall des Bedürfnisses daraus Raths erholen, und das zu seinem Zwecke passende Muster copiren zu können.

Die Ausweichungsformeln, sämmtlich in Notenbeyspielen von 2 bis 4 Tacten vierstimmig auf zwey Notenlinien im G und F Schlüssel ausgeschrieben, sind unter folgendeu Rubriken geordnet:

1. Abschnitt. Ausweichung aus den harten Tonarten in andre Dur-Tonarten.

2. Abschn. Ausweichung aus den harten T. A. in die Moll-Tonarten.

3. Abschn. Ausweichung aus den weichen T. A. in Dur-Tonarten.

4. Abschn. Ausweichung aus den weichen T. A. in Moll-Tonarten.

5. Anhang.

Der Verf. begnügt sich aber nicht, von der Ausweichung aus der Tonart Einer Stufe (z. B. den gewöhnlichen Normal-Tonarten C dur und A moll) nach allen andern Dur- und Moll-Tonarten, Muster zu geben, sondern gibt Ausweichungsmuster aus allen Tonarten in alle andern, und über manchen dieser vielen Specialfälle finden sich sogar noch zwey

verschiedenartige Formeln angegeben, im Ganzen wohl über 700 Formeln!

Daß diese große so weit getriebene Ausführlichkeit, wie der Verf. in der Vorrede behauptet, ihren eignen Nutzen habe, will Rec. nicht widersprechen: allein er ist überzeugt, daß das Werk dennoch an Brauchbarkeit und Faßlichkeit gewonnen haben würde, wären die verschiednen Formeln anders geordnet, und sämmtlich auf Ausweichungen aus zwey Normal-Tonarten reducirt worden.

Sucht man z. B. die verschiednen unter vierzehn Rubriken des Werks zerstreuten Formeln zum Uebergang aus einer harten Tonart in die harte der zunächst darüber liegenden Taste auf, so findet man: 2 Formeln von C nach Cis, 2 von G — Des, 1 von Cis — D. 1 von Des nach D, 2 von D nach Es, 1 von Es nach E, 1 von E nach F, 1 von F nach Fis (warum keine nach Ges?), 1 von Fis nach G, 1 von G nach As, 1 von As nach A, 2 von A nach B, 2 von B nach H, 2 von H nach C.

Also 20 Formeln für 14 im Grunde doch gleichartige Fälle, welche sich sämmtlich unter Eine Rubrik hätten subsumiren lassen: denn offenbar könnte doch eine Ausweichungsformel von C nach Cis als Muster des Uebergangs von F nach Fis, von Des nach D, von Es nach E u. s. w. gelten. Es ist überall derselbe Fall, nur auf eine andre Stufe transponirt, und in der That sind denn auch jene 20 Formeln bloße Transpositionen von den vier ersten Blattseiten; so ist der Uebergang von F nach Fis, S. 8, eine bloße Transposition des gleichen Falles von C nach Cis, S. 1, und der von G nach As S. 11 eine pure Transposition des Falls von C nach Des.

Ja, die Ausweichungsformel um eine kleine halbe Stufe aufwärts von C nach Cis, könnte gar füglich auch auf die Fälle der Ausweichungen um einen großen halben Ton aufwärts dienen, und es wäre nicht einmal sehr nöthig gewesen, eine eigne Formel von C nach Cis und eine eigne von C nach Des auszuschreiben, indem jeder auch nur irgend Geübte gar leicht diese in jene umschreiben wird, und umgekehrt.

Denn ganz so wie der Verf. S. 1 von C nach Cis dur geht, eben so kann man mittelst bloßem Umschreibens nach

Des dur gehen, und umgekehrt ist der S. 1 befindliche Uebergang von C nach Des dur.

```
          7      6              b7
          5      4     b5       b5      6      b7
3    3    3      2  |  b3       b3      b4     b5  |  b5
C,   A,  *G,    bA  |  bG,      bE,     bA,    bA  |  bD
```

(eigentlich:

```
                   6
                  bb5
                  b 3
     C,   A,  *G,  bA  |  bG  u. s. w.)
```

leicht umzuschreiben in einem Uebergange von C nach Des dur:

```
            7                               *7
            5   *6    *5    *7    *6    *5     *5
 3    3     3    5  | *3    *3    *4    *3     *3
 C,   A,   *G,  *G  |  F,   *D,   *G,   *G  |  *C.
```

Ja sogar die Uebergangsformel aus Cis dur nach Es dur, S. 2:

```
                           7    6      6
  *5     *5     —     *5   *5              b7
  *3     *3     —     *3   *2        b4
  *G  |  *C,   *C,    *H,   C  |  bH;  bH —
```

(eigentlich:

```
                          7    6
    *5    *5     —       *5   b5      6
    *3    *3     —       *3   b3     b4
    *G  | *C,   *C,      *H,   C  |  bH,  u. s. w.)
```

läßt sich auf die höchst einfache Formel aus C nach D:

```
                          *6     *6    7
       3     3     3  b7    5      4   *3
       G  |  C,    C,  H,  bH  |   A;   A —
```

reduciren, und hätte sich leicht aus ihr deriviren lassen; und eben so die Formel von Cis nach As, S. 3:

		*6	6		b7			
*5	—	5	4		5	6	b7	
*3	—	*3	*2	b5	b3	b4	b5	b5
*C,	*C,	*D,	bE |	bD,	bH,	bE,	bE |	bA.

(eigentlich:

		*6	6		
		5	bb5	b5	
		*3	b3		
*C,	*C,	*D,	bE |	bD,	u. s. w.)

(wo der enharmonische Uebergang von Cis dur nach Des dur schon beym Schritte vom 3ten zum 4ten Akkord durch bloße Rückung geschehen ist, und dann erst eine 2te Wendung von Des nach As dur geschieht) auf die ganz gewöhnliche Ausweichung in die Dominante:

		6	—					
		b5	—			6	7	
3	—	3	—	3	7	4	*3	
C,	C,	D,	D |	C,	A,	D,	D |	G.

Das bisher Gesagte zeigt, wie manchfacher Abkürzung die Tabelle der Ausweichungen aus harten Tonarten nach andern Tonarten empfänglich gewesen wäre.

Aber nicht größere Kürze allein würde der Gewinn einer derartigen Anordnung gewesen seyn. Wie vieles würde das ohnehin schon so brauchbare und gemeinnützige Werk noch gewonnen haben, wenn die verschiednen unter verschiednen Special-Rubriken zerstreuten, aber zu einem und demselben Zwecke dienenden Formeln alle in Eine Tabelle zusammengestellt wären und zusammen überschaut werden könnten. So z. B. bestehen die vom Verf. gegebenen Formeln zu Uebergängen in die Tonart der nächsten halben oder kleinen Stufe aufwärts (die bloßen Transpositionen nicht mitgezählt), aus den vier folgenden:

								*7	
				*6	6	*5	*6	*5	*5
	3	—	7	5	4	*3	*4	*3	*3
1.	C,	C,	G,	G |	*F,	*F,	*G,	*G |	*C.

								*7	
				*6	*5	5	*6	*5	*5
	3	3	7	5	*3	*3	*4	*3	*3
2.	C,	A,	*G,	*G |	*F,	*D,	*G,	*G |	*C.

```
                              b7
                          b5  b5   6  b7
   3  3  3   7   2    b3  b3  b4  b5  b5
3. G | C, A, *G, bA | bG, bE, bA, bA | bD.

                      b6   —       b7
   3  3  b7   2   b3   —   b5   b5   b5
4. G | C, H, bC, bh, bg | bD, bA, bD.
```

Diese, zu Erleichterung der Anwendung auf andere Fälle, aus Tonarten mit Kreuzen auch noch verwandelt und umgeschrieben in Tonarten mit Been, und umgekehrt

```
                  6
              bb5  bb6   b5    6    b7
   3  —  7    b3   b4    b3    b4   b5  b5
5. C, C, G,  bbA | bG,  bG,   bA,  bA | bD.

                   6
                 bb5   b5   b5    6   b7
   3   3   7     b3    b3   b3    b4  b5  b5
6. C,  A,  *G,   bA | bG,   bE,   bA, bA | bD.

                       *6      *7      *7
                        5  *5  *5   6  *5   *5
   3   3   3   7        3  *3  *3  *4  *3   *3
7. G | C,  A,  *G,    *G | *F, *D, *G, *G | *C.

               *6                 *7
               *4   *6   —   *5   *5   *5
   3   3  b7   3    *3   —   *3   *3   *3
8. G | C, H,   H,   *a,  *f | *C, *G,  C.
```

würden (allenfalls in der Ordnung: 1, 2, 7, 8, 3, 4, 5, 6) eine nicht nur vollständige Tabelle der Ausweichungsformeln für alle ähnliche Fälle geben, woher sich dann leicht durch bloße Transposition Ausweichungen von C nach Des, von Cis nach D, von Des nach D, von D nach Es, von Es nach E; von E nach F, von F nach Fis oder Ges, von Fis oder Ges nach G, von G nach Gis oder As, von Gis oder As nach A, von A nach B, von B nach H oder Ces, von da nach C, und nach Belieben auch in noch fremdartigere

Tonarten, z. B. von D nach Dis u. s. w. nachbilden ließen, sondern es würde durch Zusammenstellung aller zu Gebote stehenden Formeln auf einem Platze dem Anfänger noch obendrein die weitere Uebersicht gewährt, daß er, um nach der Tonart der nächst obern Taste auszuweichen, unter den beysammenstehenden Formeln die Wahl habe, und daß er überdies diese Art von Modulationen nach Belieben in die Form entweder von Ausweichungen, um einen großen oder um einen kleinen halben Ton, ausführen und schreiben könne, je nachdem die eine oder andre Form etwa eine allzuungewöhnliche Bezeichnung erfordern würde, oder je nachdem die eine oder andre den demnächst folgenden Harmonieen am schicklichsten zusagt.

Und wollte man dann, wie denn der Verf. gethan hat, und auch wirklich von reellem Nutzen ist, diese Formeln in Beziehung auf weiche Tonarten alle auch noch einmal besonders ausschreiben, so wäre gewiß alles gethan, was Ausführlichkeit mit Anschaulichkeit und Vollständigkeit verbunden, leisten können, und dabey könnte das Werk doch noch allenfalls durch größere Manchfaltigkeit von Formeln, z. B. (um immer bey den oben ausgehobenen Fällen der Ausweichungen in die nächst höhere Taste zu bleiben)

	5			b5	*4		*5	*4	*4	*4		
5	3			3	*2		*3	8	*7	—		*5
5	6			*6	*6		*7	*6	*5	—		*3
C,	H,	C,		a	a	|	*G,	*G,	*G,	*G	|	*C.

oder:

					b7		b7	—	
		7	b6		b5	6	b5	—	
	*2	*3	b4		b3	b4	—	3	
C,	bH,	A,	bA	|	G,	bA,	bA,	bA	|

u. dgl. bereichert werden.

Uebrigens ist der Satz überall rein und korrekt (Kleinigkeiten, wie z. B. S. 61 fünftes Beyspiel, können ja übersehen werden!) — das Aeußere der Auflage beweis't die Aufmerksamkeit, welche die Verlagshandlung dem Werke des geschätzten Schriftstellers schuldig zu seyn geglaubt: doch ist das kleine

Erraten-Verzeichniß nicht vollständig. Vergl. S. 61 vierte Formel.

Mannheim. Gottfried Weber.

Taschenbuch für Forst- und Jagdfreunde, für die Jahre 1809—1812 von L. C. E. F. Ritter von Wildungen, königl. Westphälischem Conservateur der Forste und Gewässer des Werra-Departements u. s. w.

Der Verf. beschließt hiermit sehr ehrenvoll die Herausgabe seines allgemein beliebten Taschenbuchs, dessen Fortsetzung bekanntlich die Herren Laurop und Fischer übernommen haben, doch können wir dem Leser zum Troste sagen, daß Herr von Wildungen auch ferner thätig dafür seyn wird.

Die Vorderseite des Umschlags ziert eine Abbildung des Geweihes des bekannten Sechsundsechzigers, die Hinterseite des Umschlags ein mißgestaltetes Geweih, nach Rüdinger, eben so stellt das Titelkupfer die Mißgestalt eines Hirsches, so wie die Vignette einen Rehbockskopf mit unförmlichem Hauptschmuck vor. So lange unsre Jagdfreunde noch nicht einmal die Thiere Deutschlands kennen, möchte es wohl zweckmäßiger seyn, statt der pathologischen Gegenstände, die ins Unendliche gehen, seltene Thiere abbilden zu lassen. Aus denselben Gründen können wir auch nicht die Abbildung des Bläßhirsches billigen, von dem der Herausgeber in der ersten Abhandlung Nachricht gibt, da solche Spielarten leicht beschrieben werden können. II. Das Murmelthier, von Herrn Hofrath Blumenbach, nebst Abbildung. Herr Blumenbach liefert in dieser gehaltvollen Abhandlung erst einen Auszug aus Stumpfs Werk, und trägt dann das noch Fehlende nach. Rec., der lange Zeit mehrere dieser Thiere lebend besaß, kann als Nachtrag noch bemerken, daß die Murmelthiere wirkliche Raubthiere sind, sie verfolgen und morden Thiere, die ihnen an Größe nicht viel nachstehen, und zehren sie auf; auch Fische fressen sie gern, sie fangen immer am Kopfe derselben an, und lassen nichts wie die Flossen übrig. Sie erwachen wie die Fledermäuse, wenn strenge Kälte auf sie wirken kann, und laufen herum; bemühen sich

aber dann einen wärmeren Aufenthaltsort zu finden. Eine Erscheinung, die bey beyden noch nicht befriedigend erklärt ist. Herr Blumenbach bemerkt, die Vorderzähne der Murmelthiere hätten die merkwürdige Eigenschaft, daß sie, wenn sie abgebrochen würden, in Kurzem wieder zur gehörigen Länge nachwüchsen, dies haben wir bey andern Thieren, z. B. bey den Mardern auch bemerkt, deren Zähne wir mit einer scharfen Zange absprengten, und die demungeachtet ihre gehörige Größe und Form wieder erhielten. III. Der bärtige Alpengeyeradler, vom Herausgeber, mit zwey Abbildungen, welche den alten und jungen Vogel darstellen. Eine sehr gute Zusammenstellung des Bekannten aus der Naturgeschichte dieses merkwürdigen Vogels. Die Abbildung des jungen Vogels ist sehr schön, es ist eine Copie aus dem Meyerischen Taschenbuch; die des alten Vogels ist aber nicht so gut ausgefallen, auch ist sie von einem schlecht ausgestopften Exemplare genommen. IV. Der große Brachvogel, von Herrn Hofrath Merrem in Marburg, mit einer schönen Abbildung. Eine sehr interessante Abhandlung. Bey den Unterscheidungskennzeichen der Gattungen Scolopax und Numenius sind Lage, Form und Ränder der Nasenlöcher vergessen, die bey beyden Gattungen sehr verschieden sind. Auch möchten wir Herrn Merrem nicht darin beystimmen, daß Scolopax suborynata, pygmaea und alpina zu den Strandläufern gehörten. Die Tringa alpina hat den Schriftstellern schon viele Mühe gemacht, noch in dem neuesten Werke des Herrn Bechsteins kommt sie doppelt als Numenius variabilis und als Tringa alpina vor; Buffons Abbildung pl. enl. 852 hat zu diesen Verwirrungen Gelegenheit gegeben, indem der hier im Herbstkleide abgebildete junge Vogel mit einem ganz geraden Schnabel begabt ist, ein Fall, der bey dem jungen Vogel dieser Art leicht eintritt, wenn man ihm beym Ausstopfen den Schnabel in der Mitte zusammenbindet. Der Numenius variabilis, oder die Tringa alpina, welches derselbe Vogel ist, hat einen sehr deutlich bogenförmig nach unten gekrümmten Schnabel, und gehört dennoch nicht zu den Strandläufern. Herrn Bechsteins Numenius pygmaeus ist keine eigne Art, sondern der junge Vogel von Numenius suborynata; dessen Numenius pusillus ist aber gleichfalls ein wirklicher Brach-

vogel. V. Der Goldregenpfeifer, mit einer Abbildung, von Herrn Hofrath Merrem. Der Goldregenpfeifer gehört zu den Vögeln, die zweymal im Jahre mausern, und deren Sommerkleid sehr von dem verschieden ist, das sie im Winter tragen; hier ist ein im Mausern begriffener Vogel abgebildet. Besser würde es wohl gewesen seyn, wenn man einen solchen Vogel, der bereits sein hochzeitliches Kleid erhalten, gewählt hätte, denn wenn wir Vögel darstellen wollen, die sich im Uebergange aus einem Kleide ins andere befinden, so können wir so viel verschiedene Abbildungen liefern, als es Individuen gibt. Die Abbildung dieses Regenpfeifers ist nicht so gut wie die übrigen gerathen, besonders scheint der Schnabel eher einem Raben, als einem Choradrius anzugehören. Wenn der Hr. Verf. sagt: gewöhnlich hat er nur drey Zehen, doch hat Hr. Professor Schneider zu Frankfurt an der Oder eine kurze Hinterzehe mit einem Nagel bemerkt; so müssen wir dagegen erinnern, daß dann Herr Prof. Schneider einen jungen Vogel von Vanellus melanogastes vor sich gehabt habe, aber keinen Goldregenpfeifer, auch können wir Herrn Merrem nicht darin beystimmen, daß die Kiebize und Regenpfeifer zu vereinigen seyen, ob wir ihm gleich einräumen müssen, daß der Vanellus melanogastes ein wahrer Regenpfeifer ist; wenn auch gleich alle neueren Schriftsteller ihn zu den Kiebizen zählen. VI. Beyträge zur Forst- und Jagdchronik, vom Herausgeber. VII. Versuch einer Anleitung zum Aufsuchen und Erkennen der Forstpflanzen und der bey uns einheimischen wilden Thiere nach den bekanntesten Eintheilungsmethoden für Anfänger, die sich selbst unterrichten wollen, von G. F. D. aus dem Winkel. Für den Anfänger eine nützliche Anleitung, die sich besonders durch die Wärme empfiehlt, die der Verf. für seinen Gegenstan empfindet, und durch das öftere Hinweisen auf das nie genug zu empfehlende Studium der Natur selbst. Nur stellt der Verf. das Bestimmen der Naturkörper seinen Schülern etwas zu leicht vor, denn selbst bey dem Beyspiel, das der Verf. von der gemeinen gelben Bachstelze anführt, würde sich manche Schwierigkeit gezeigt haben, wenn es eine gelbe Bachstelze im Jugendkleide gewesen wäre, die bestimmt hätte werden sollen. Denn da wir in der Ornithologie die Artkennzeichen

fast durchaus von dem Farbenkleide zu nehmen gezwungen sind, und dies nach Alter, Geschlecht und Jahrszeit bey vielen Vögeln abändert, so möchte ein richtiges ornithologisches System wohl noch lange zu den frommen Wünschen gehören, und das um so mehr, da unsre Schriftsteller diesen Mangel noch nicht einmal zu fühlen scheinen. VIII. Die Wolfsjagd, vom Herausgeber. Von Bauern wird ein Wolf getrieben und erlegt, worüber sich der Verf. komisch beklagt. IX. Etwas über die Flintensteine, vom Herrn Prof. Wurzer in Marburg. Eine mit vieler Laune geschriebene interessante Abhandlung. X. Auszug aus einer seltenen alten Chronik, Jagdbegebenheiten betreffend. XI. Warum wird das Holz noch immer nicht wohlfeiler, vom Herausgeber. Enthält sehr zu beherzigende Wahrheiten. Der Hauptgrund liegt wohl darin, daß das Holz nicht wie die Krebsscheeren nachwächst. XII. Noch etwas über fürstliche Jagdlust der Vorzeit, vom Herausgeber. XIII. Das mittlere Waldhuhn, vom Herausgeber. Mit Recht erklärt auch der Verf., der dieses Waldhuhn in der Sammlung des Herrn Hofrath Meyer zu Offenbach sahe, solches für eine eigne Art; wir stimmen ihm nicht nur darin bey, sondern sind auch überzeugt, daß jeder Naturforscher, der diesen Vogel in der Natur sieht, ihm die Artrechte zugestehen werde. XIV. Unverdienter Bannfluch. XV. Naturhistorische Berichtigung. Es seyen nicht Leoparden, sondern Unzen gewesen, deren sich Kaiser Leopold der Erste bey der Jagd bediente. XVI. Der Genickfang. XVII. Nachlese zur Forst- und Jagdlitteratur der letzteren Jahre. XVIII. Neues Bedenken der eigentlichen Brunstzeit der Rehe. Der Herausgeber nimmt mit Recht Anstand einer nicht hinlänglich verbürgten Thatsache, die gegen gründliche Beobachtungen streitet, Glauben beyzumessen. Wenn in der Naturgeschichte solche Beobachtungen, welche allen Verdacht einer Täuschung tragen, für Erfahrungen gelten sollten, so würden wir nie aufs Reine darin kommen. XIX. Zirbelnüß-Erndte. XX. Anekdoten. XXI. Auszug aus einem Brief einer Russischen Dame. XXII. Gedichte. Das Jägerlied vom Herausgeber, und Morgenseufzer einer zärtlichen Jägergattin, von Bunsen, zeichnen sich vorzüglich aus.

Wir wünschen, daß die nachfolgenden Jagdkalender sich als würdige Brüder an diesen letztgebornen anreihen möchten.

Geognostische Fragmente von Karl von Raumer. Mit einer Karte. Nürnberg, bei J. L. Schraag. 1811. VI und 78 S. gr. 8. (54 kr.)

Herr von Raumer bildete sich, wie wir aus dem Vorberichte zu diesem Büchlein sehen, in der trefflichen Schule des großen Werners zum Gebirgsforscher, und legt uns in diesen Fragmenten die Erstlinge seines litterarischen Wirkens dar. Es sind Beobachtungen, welche er uns als die Resultate vierjähriger Arbeiten kennen lehrt, und die von ihm in Gemeinschaft mit den Herren v. Engelhardt und v. Przystanowski angestellt wurden. Die zum Theil neuen Ansichten des Verf. und die aus diesen entlehnten Schlußfolgen verdienen, ungeachtet wir manchen einen bloßen hypothetischen Werth beyzumessen vermögen, die Aufmerksamkeit des geognostischen Publikums. Wenn wir nun zwar, und dies, wie der Erfolg darthun wird, nicht ohne Grund, mit den Ansichten des Hrn. v. R. keineswegs ganz übereinzustimmen vermögen, so sind wir doch weit entfernt, den Kenntnissen und den Talenten dieses jungen Schriftstellers nicht Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wir glauben vielmehr, daß sich die Wissenschaft noch mancher gelungenen Arbeiten von ihm zu erfreuen haben wird, zumal wenn er es sich angelegen seyn läßt, eine mehr plane und klare Darstellung zu gewinnen.

Nach diesen vorläufigen Bemerkungen wenden wir uns wieder zu den vorliegenden geognostischen Fragmenten. Zuerst, als allgemeine Uebersicht, eine Anzeige des Inhaltes.

Ueber die Syenitformation, nach Beobachtungen im Sächsischen Erzgebirge. Zuerst bestimmt der Verf. den beobachteten Landstrich, und handelt nun von dem Südöstlichen Theil desselben, namentlich von der Gegend zwischen Königstein, Gottlauben, Lungwitz und Kausche, sodann von dem mittleren Theile, insbesondere von der Gegend zwischen Lungwitz, Grund, Lotzen und Kausche, und endlich von dem nordwestlichen Theile, nämlich von der Gegend zwischen Grund, Dör-

bein, Lauben und Lotzen. Hierauf folgen Betrachtungen über die Verbreitung des Syenits und über das Verhältniß der Syenitformation zur zweyten Porphyrformation und dieser Formation zur Schieferformation der Urzeit, über das Verhältniß des Syenits zum Uebergangsgebirge und über ähnliche Verhältnisse in andern Gebirgen, welche denen im östlichen Erzgebirge analog scheinen, so am Harze, im Thüringer Waldgebirge und im Gebirge an der Bergstraße. Als besonderer Abschnitt erscheinen die Fragmente eines Aufsatzes über die Flözgebirge. Hier ist die Rede vom rothen Todt-Liegenden, von Heims Zwischenlagern, vom Mandelstein und von der Bildung der Konglomerate. Erläuternde Anmerkungen, welche als Noten gleich unter dem Texte, auf den sie sich beziehen, ihren Platz hätten finden sollen, beschließen das Ganze.

Der beschränkte Raum dieser Blätter erlaubt uns nicht, die Beobachtungen des Hrn. v. R. im Detail zu verfolgen, nur bey zweyen, von demselben aufgestellten Hypothesen gestatten wir uns, ihrer vorzüglichen Wichtigkeit halber, zu verweilen. Die eine betrifft seine Ansicht über die Uebergangs-Formation, die andere macht uns mit seiner Meynung über die Natur des Granites bekannt, welcher den Brocken bildet.

Im östlichen Theile des Sächsischen Erzgebirges fand der Verf. mannigfaltige Verschiedenheiten von Thonschiefer, mit Lagern von Alaun- und Kieselschiefer, einem grauwackenähnlichen Gesteine, Kalkstein, Porphyr und einer gneusartigen Gebirgsart, an den, unmittelbar auf den Granit folgenden Gneus gleichförmig gelagert. An diese reiht sich, mit jüngerem Granite und manchen anderen untergeordneten Lagern (Gneus, Porphyr u. s. w.) verschiedentlich abwechselnd, Syenit. Auch hier bemerkt man gleichförmige Lagerung. Diese Erscheinung war für uns, ungeachtet sie mit manchen früheren Beobachtungen, auf welche man eine von obiger ganz verschiedene Ansicht des Lagerungs-Verhältnisses der Syenit- und Porphyr-Formation zu denen des älteren Urgebirges begründet hatte, dennoch nicht sehr befremdend, wohl aber erstaunten wir über die Resultate, die Hr. v. R. daraus ziehen will, indem er S. 31 sagt: „Wir fanden die Uebergangs-Gebirgsarten nirgends in abweichender oder abweichender

und übergreifender Lagerung auf den Urgebirgsarten, vielmehr überall, wo wir das gegenseitige Verhältniß beyder beobachten konnten, sahen wir jene in gleichförmiger Lagerung auf diese folgen. Da nun die gleichförmige Lagerung mehrerer Gebirgsarten auf einander, nach den Grundsätzen der Wernerischen Geognosie, die ununterbrochene Folge der Momente ihrer Bildung beweis't, so streiten diese Beobachtungen gegen die Trennung des Uebergangs-Gebirges vom Urgebirge, und gegen die Annahme zweyer besonderer Epochen ihrer Bildung." — Wir hätten folglich, nach des Verf. Behauptung, eine Formation weniger, indem die Ur- und Uebergangs-Gebirge einer und derselben Bildungs-Periode angehören sollen. Gegen diese Ansicht streitet indessen so viel, daß wir uns unmöglich mit derselben vereinigen können. Hr. v. R. betrachtet die zwischen dem Gneuse älterer und dem Granite jüngerer Bildung, und dem Syenite vorkommenden Lager als den anerkannten Uebergangs-Gebirgslagern durchaus analog. Allein dieser Satz scheint uns keineswegs erwiesen. Weder der Kalkstein noch die Grauwacke tragen dies für die Gebirge der Uebergangs-Periode sonst so bezeichnende Merkmal — Versteinerungen. Es ist keine Rede von ächter Grauwacke, die sich hier findet, sondern nur von einem grauwackenähnlichen Gestein. Der Kiesel- und der Alaunschiefer können keinen evidenten Beweis führen, denn wir treffen beyde im Urgebirge, als untergeordnete Lager des Urthonschiefers, und unter ähnlichen Verhältnissen im Uebergangsgebirge. Die beobachteten Lager- und gneusartigen Gesteine, welche sich, nach allen bisher bekannt gewordenen Thatsachen, nicht mit dem Begriffe vom Uebergangsgebirge vereinigen lassen, scheinen uns, nebst dem Granite späterer Formation und dem Syenit, weit eher jüngste Bildungen des Urgebirges zu seyn. In keinem Falle aber, angenommen selbst, daß der Verf. richtig gesehen und gefolgert hätte, können wir auf das einzelne und lokale Vorkommen eine allgemeine Regel begründen. Im § 8., wo von den Verhältnissen anderer Gegenden, welche denen im östlichen Erzgebirge beobachteten analog scheinen, die Rede ist, sagt Hr. v. R., man habe bisher angenommen, das Uebergangsgebirge liege mantelförmig um den Granit des Brockens

herum. Dieser Annahme aber stehe das Fallen der Gebirgsschichten entgegen, welche nicht, wie dies seyn müßte, wäre jener Satz gegründet, in W. westlich, in S. südlich und in O. östlich, sondern, den von Lasino angestellten Beobachtungen zu Folge, wenige Fälle ausgenommen, allezeit nach S. und S. O. sich senken. Das Uebergangs- (Schiefer-) Gebirge bildet demnach keinen umlaufenden Schichtenmantel um den Brocken, als um ein herausragendes Grundgebirge, der Granit bestimmt das Fallen nicht, wie dies seyn müßte, wenn er das Grundgebirge wäre, der Thonschiefer fällt im Gegentheile im N. W. dem Granite wieder zu, und sonach bleibt, nach Hrn. v. R. Dafürhalten, nur die Alternative: den Granit des Brockens für sehr mächtige Lager in den Schiefern anzusehen, oder als übergreifend und abweichend auf dem Schiefergebirge. Uns ist nun zwar bis jetzt keine Stelle am Harze bekannt geworden, wo ein vollkommen deutliches Zufallen des Thonschiefers und der Grauwacke gefunden worden wäre; allein gesetzt auch, daß dies geschehen seye, so wird man doch wohl zu Folgerungen der Art, wie Hr. v. R. sich erlaubte, nicht eher sich berechtigt glauben, als bis zugleich mit Gewißheit das Aufgelagertseyn des Granites auf dem Schiefer dargethan ist. Ein weiterer Grund, welchen der Verf. für seine Hypothese aufführt, ist die Gleichförmigkeit der Richtung der Schichten-Absonderungen des Granites mit jenen der Grauwacke und des Thonschiefers. Gegen diese Behauptung streiten indessen gleichfalls bewährte Beobachtungen, welche wohl eine Abtheilung des Granits in Bänke, aber durchaus keine Gleichförmigkeit der Richtungen der Schichten wahrnehmen ließen. Mithin können wir auch den Satz, daß der Granit des Brockens ein mächtiges Lager im Thonschiefer-Gebirge sey, nicht für erwiesen betrachten.

L. C. S.

Memorabilien der Heilkunde, Staatsarzneiwissenschaft und Thierheilkunst. Herausgegeben von J. J. Kausch, Doctor der Arzneikunst, Magister der Weltweisheit, Regierungs- und Medicinal-

rathe bei der königl. preußischen Lignitzischen Regierung von Schlesien, practischem Arzte zu Lignitz, Mitgliede der gelehrten Gesellschaften zu Erlangen, Erfurt und Breslau. Erstes Bändchen. Mit 1 Kupfer. Züllichau, in der Darnmannischen Buchhandlung. 1813. XXVI und 250 S. in 8.

Der schon durch mehrere Werke rühmlichst bekannte Hr. Verf. eröffnet mit diesem ersten Bande eine in zwanglosen Heften nach und nach erscheinende Bekanntmachung merkwürdiger, aus dem gesammten Gebiete der practischen Heilkunde herstammender Beobachtungen und Erfahrungen, zu deren Sammlung ihm sein Amt als Regierungs- und Medicinalrath der königlich Preußischen Lignitzischen Regierung von Schlesien die trefflichste Gelegenheit darbietet. Alles Merkwürdige nämlich, was in den sechzehn Kreisen des Lignitzischen Regierungs-Departements bey einer Menschenzahl von mehr als sechsmal hunderttausend Seelen in allen Zweigen des Medicinalwesens aus den Händen von mehr als siebenzig Aerzten und einigen hundert Wundärzten entweder durch die angeordneten Sanitätsberichte, oder auch auf andern Wegen zum Vorschein kommt, gelangt zu seiner Wissenschaft, und setzt ihn auf solche Weise bey dem ungemeinen Reichthum und der vielversprechenden Ergiebigkeit dieser Quelle in den Stand, uns von Zeit zu Zeit eine Auswahl jener für unsere Kunst so viel versprechenden Schätze mitzutheilen, die dann bey der bekannten Sachkenntniß des Herrn Verfassers uns eine reiche Aerndte an neuen und schätzbaren Kenntnissen verspricht, welche nach dem Versprechen des Herrn Verf. noch durch anderweitige Aufsätze über Gegenstände der auf dem Titel genannten Fächer vermehrt werden soll.

Der Herr Verf. ist einer von den Männern, welche zum Besten der guten Sache dem in unsern Tagen einerseits durch den rohesten Empirismus, andrerseits durch sublime Speculation und sinnlosen Mysticismus so sehr beleidigten Geiste ächt rationeller Empirie, als dem einzig sichern Wege aller Heilkunde, mit festem Character treu geblieben sind, und dieser Geist ist von ihm auf sein Werk übergegangen, welchem somit reine Erfahrung und Beobachtung zum Grunde gelegt ist,

von welchem alle bloß in die theoretische Heilkunde einschlagenden Gegenstände ausgeschlossen sind, und welches mithin vorzugsweise für den practischen Heilkünstler geeignet ist, diesem aber wegen der Wichtigkeit der darin enthaltenen Aufsätze und der edeln prunklosen deutlichen Einfachheit der Schreibart in jeder Rücksicht empfohlen werden kann.

Der vorliegende erste Theil enthält folgende Aufsätze: 1) Ein für unheilbar erklärter Beinfraß mit hectischem Fieber, bey welchem die Operation des Gliedes als einziger Ausweg erklärt worden, glücklich ohne dieselbe geheilt. 2) Ein fast allgemeiner Beinfraß bey einem Mädchen, bey welchem das eine cariöse Schlüsselbein ausgeschworen und von der Natur wieder ersetzt worden. 3) Geschichte und Heilung eines Opisthotonus. 4) Heilung einer Fractura cranii ohne Trepanation und ohne Wegnahme des abgebrochenen Knochenstücks. 5) Erfahrungen über den Gebrauch des Arseniks gegen Wechselfieber. 6) Ueber die Wirksamkeit der Flinsberger Mineralquelle in Schlesien. 7) Ueber die vorzügliche Wirksamkeit der Arnicablumen bey einer Brusterschütterung. 8) Eine Bruchoperation. 9) Ueber eine Pseudoorganisation des Darmkanals. 10) Geschichte der Rinderpest im Herbste 1811. im Lignitzischen Regierungsdepartement. 11) Ueber die Schädlichkeit des Wassers der kupfernen Ofentöpfe. 11) Krankengeschichte eines Wahnsinnigen, welcher zweymal durch Mercurialpräparate geheilt wurde. 13) Gutachten über einen gewissen Gemüthszustand bey einem Manne. 14) Ein Todesfall auf eine sehr geringe Veranlassung. 15) Ueber Frühlingskuren und einige herrschende Fehler und Vorurtheile bey Brunnen- und Badeanstalten. 16) Aeußerst merkwürdiger Verlauf einer Milzbrandepizootie. 17) Ueber die Ursache und Maskirung rheumatischer Krankheiten.

An diese größern Aufsätze schließt sich noch eine kleine Sammlung practischer Miscellen von nicht minderer Wichtigkeit an.

No. 30. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

1) Handbuch der Mineralogie von C. A. S. Hoffmann. Erster Band. XXIV und 685 S. Zweyten Bandes erste Abtheilung. 382 S. Freiberg, bei Craz und Gerlach. 1811 und 1812. 8.

2) Das Mineralreich. Ein Handbuch für die Hörer (?? !!) der Philosophie. Von Reginald Kneifl aus den frommen Schulen, Professor der Zoologie und Mineralogie an der K. K. Theresianischen Ritterakademie. Erster Band. IV und 362 S. Zw. Band 327 S. Wien, bei Geistinger. 1811. 8.

3) Handbuch der Mineralogie. Von Dr. J. W. Blank, Großherzoglichem geistlichem Rathe und Professor der Philosophie und Naturgeschichte. Würzburg, bei Nitribit. 1811. 596 S. 8.

4) Lehrbuch der Mineralogie mit Beziehung auf Technologie und Geographie (,) für Schulen und den Privatunterricht, von J. L. G. Meinecke. Halle, bei Hemmerde und Schwetschke. 1808. XIV und 208 S. 8.

5) Erkenntnißlehre der anorganischen Naturkörper. Mit Hinsicht auf die neuesten Entdeckungen und Berichtigungen und mit steter Anwendung auf das bürgerliche Leben. Für den Selbstunterricht bearbeitet (,) nebst einem Versuche zu einer vergleichenden Mineralogie (,) von Dr. J. G. Lenz, Bergrath und Professor der Mineralogie. Erster Band und zweyten Bandes erster Abschnitt. XII und 534 S. Zweyter Band, zweyter bis neunter Abschnitt. 606 S. Gießen in Hessen, bei G. Müller. 1813.

6) Lehrbuch der Mineralogie in kurzem Auszug der neueren mineralogischen Systeme, zum Gebrauch akademischer Vorlesungen und Errichtung mineralogischer Sammlungen (,) von E. J. Ch. Esper. Erlangen bei Palm. 1810. VIII und 510 S. 8.

Die Ausbeute der letzteren Messen an mineralogischen Hand- und Lehrbüchern war so bedeutend, daß wir, bey dem beschränkten Raume dieser Blätter, uns veranlaßt finden, die Anzeige mehrerer derselben mit einander zu verbinden.

Unter den vorliegenden Schriften verdient ohne Zweifel Nr. 1. die meiste Aufmerksamkeit. Hr. Hoffmann, Inspector bey der Freyberger Mineralien-Niederlage, und bekannt

durch das seit 1803 eingegangene Bergmännische Journal, dessen Mitherausgeber er war, vermißte bey der zahlreichen Menge mineralogischer Lehrbücher eines, in welchem des verdienstvollen Werners Methode in ihrer ganzen Reinheit dargestellt würde, das keine Zusätze und Angaben aus anderen Werken (auf die der Verf. im Allgemeinen keinen, oder nur einen sehr geringen Werth zu legen für gut findet) enthält, aus welchem alle schwankende, nur nach einem flüchtigen Ueberblicke obenhin entworfene Bestimmungen mit Sorgfalt verbannt wären. Er übernahm das gewiß verdienstliche Werk, diese Aufgabe zu lösen, eine Sache, die, im Vorbeygehen gesagt, für ihn mit weniger Schwierigkeiten verknüpft war, als für jeden andern Schriftsteller, da wir voraussetzen dürfen, daß der Verf. dem mittheilenden Werner, dessen Dictate er benutzte, seine zusammengetragenen Materialien stets zur prüfenden Durchsicht vorgelegt haben wird. Unter solchen Auspicien leidet es durchaus keinen Zweifel, daß Hr. H. etwas Gelungenes liefern konnte. Auch versichert er, daß er mit der angestrengtesten Mühe gestrebt habe, um Werners Angaben und Bestimmungen, welche stets den Stempel der höchsten Consequenz und Genauigkeit tragen, und auf wiederholte sorgfältige Beobachtungen sich gründen, rein und gesichtet von allen fremdartigen Zusätzen zu erhalten, von deren Richtigkeit er nicht vollkommen überzeugt war, alles neu Hinzugekommene mit der strengsten Kritik zu prüfen, und sich immer durch Autopsie von der Wahrheit aller von ihm aufgeführten Bestimmungen zu versichern und nichts aufzunehmen, was nur in irgend einer Hinsicht zweifelhaft schien. Mit der letzteren Behauptung steht freylich die unmittelbar darauf folgende Aeußerung in einigem Widerspruche, indem Hr. H. es bedauert, daß er bey jenem Geschäft sehr den Besitz einer eigenen Sammlung vermißt habe und genöthiget gewesen sey, sich theils mit seinen früheren Beobachtungen (also aus der Erinnerung), theils mit dem nichts weniger als vollständigen akademischen Cabinette zu begnügen. Dabey rühmt er jedoch zugleich die Willfährigkeit der Besitzer der verschiedenen Freyberger Privatsammlungen, welche ihm den Gebrauch derselben verstattet. Sehr auffallend war es uns, daß Hr. H. gar

nichts über Werner's treffliche Sammlung sagt. Sollte ihm der Gebrauch derselben (zumal zu diesem Zwecke, welcher doch nothwendig für den großen Mann Interesse haben mußte, da von richtiger Verbreitung seiner Ansichten die Rede ist) nicht frey gestanden haben? Hier müßten sich dem Verf. die besten, ja mitunter vielleicht einzigen Mittel zu neuen Beobachtungen dargeboten haben. — Außer dem erwähnten Zwecke hatte der Verf. zugleich die Absicht, dem größern Publikum ein brauchbares Hülfsmittel zum Selbststudium der Mineralogie in die Hände zu liefern. Was das letztere betrifft, so möchten wir fast zweifeln, daß, bey dem theuern Preise, den das Buch wegen der vielen noch folgenden Bände erhalten muß, dasselbe in viele Hände kommen werde.

Der erste Band des Hoffmannschen Handbuches umfaßt übrigens, nach einer allgemeinen Einleitung, die Kennzeichen-Lehre und die Grundsätze der oryktognostischen Classification und Nomenclatur der Fossilien. Bey dem Abschnitte von den regelmäßigen äußeren Gestalten findet sich ein Anhang über die Methode Haüy's, über dessen Bezeichnungsart und Nomenclatur der Krystalle u. s. w.

Was den applicativen Theil der Oryktognosie betrifft, so hat Hr. H. die Gattungen so auf einander folgen lassen, wie solche von Hrn. Werner in dem neuesten Entwurfe seines Systems geordnet worden. Wir werden, mit Rücksicht auf das 1805 bey Mayr in Salzburg erschienene und darauf in Leonhard's Taschenbuch für die Mineralogie 3. Band S. 261 u. f. mit den damals neuesten Veränderungen bekannt gemachte Werner'sche System, eine gedrängte Uebersicht der wichtigsten Aenderungen ausheben.

Nach dem Augit folgt der Diopsid als Gattung, dann kommen Vesuvian, Grossular, Leuzit u. s. w. Der Automolit ist nach dem Pirop eingeordnet, an diesen reihen sich Zeilanit, Spinell u. s. w. Auf den Demanthspath folgen Topas, Jolith, Euklas u. s. w. Der Beril und der schörlartige Beril sind nicht mehr Arten einer Gattung, sondern jeder macht eine eigene Gattung aus. Der Pistazit, welcher vordem seine Stelle zwischen dem Augit und Vesuvian einnahm, erscheint jetzt nach dem Schörl, dann kommen Zoisit, Anthophyllit (in

zwey Arten, strahliger und blätteriger A. abgetheilt), Arsenit u. s. w. Nach dem Feuersteine finden wir Krisopras, Plasma, Heliotrop, Kalzedon u. s. w. Die Gattung des Menilits ist in zwey Arten, brauner und grauer Menilit, abgetheilt. Der Fettstein steht zwischen Opaljaspis und Katzenauge, auf diesen folgt eine neue Gattung, Faserkiesel, nach Werner ein inniges Gemenge von Quarz und asbestartigem Tremolithe, welches sich durch Farbe, Bruch, Bruchstücke, Grad der Durchscheinenheit und den katzenaugenartigen Schein, so wie durch die Schwere ganz vorzüglich charakterisirt. Hierauf Obsidian u. s. w. Nach dem Lazulit folgt Blauspath, dann Andalusit, Feldspath (unter den Arten desselben bemerken wir auch den glasigen Feldspath). Der Variolit macht eine Unterart des dichten Feldspathes aus. Ferner Spodumen, Skapolith (in zwey Arten grauer und rother getheilt), Ichthyophthalen (Apophyllite), Majonit, Nephelin und Eisspath. Als Nachtrag folgen am Schlusse der ersten Abtheilung des zweyten Bandes — so weit ist das Werk bis jetzt erschienen — einige neue Gattungen des Kieselgeschlechtes, Pyreneit (zwischen Lenzit und Melanit), Kolophonit (zwischen Allochroit und Granat) und Lievrit (Yenit, zwischen Schörl und Pistazit), welche von Werner in seinem letzten oryktognostischen Lehrkurse 1811/1812 vorgetragen und in das System aufgenommen wurden.

Hinsichtlich der genauen Einrichtung des applicativen Theiles selbst bemerken wir, daß bey jeder Gattung zuerst die Etymologie der Benennung entwickelt ist, auf diese folgt die ausführlichere äußere Charakteristik, an deren Schlusse stets eine sehr zweckmäßig verfaßte, gedrängte summarische Uebersicht der wesentlichsten und unterscheidendsten Kennzeichen jeder Gattung und Art zu finden ist, dann die physikalischen und chemischen Merkmale, zuletzt allgemeine Bemerkungen über die geognostischen Verhältnisse der Fossilien. Die geographischen Notizen und die litterärischen Nachweisungen sind im Ganzen ziemlich spärlich ausgefallen. Dagegen hat der Verf., was uns, bey einem Handbuche, dessen Hauptzweck ist, Werner's Methode in ihrer ganzen Reinheit darzustellen, durchaus unzweckmäßig scheint, die Lehre von dem Gebrauche der

Fossilien mit einer großen Ausführlichkeit behandelt. Ueberhaupt kann, nach unserem Dafürhalten, bey einer wahrhaft systematischen Abtheilung der Mineralogie, die ökonomische Mineralogie eben so wenig eine Stelle finden, als z. B. die Gärtnerey in einem Lehrbuche der Botanik abgehandelt werden darf. Die Lehre von dem Gebrauche der Fossilien gehört ausschließlich in das Gebiet der Technologie und Oekonomie, und es sieht wahrhaft possierlich aus, wenn man, wie z. B. in dem vorliegenden Werke S. 49 II. Bandes, einen tabellarischen (?) Gebrauchszettel vom Quarze findet! Auch wissen wir nicht, wie die Aeußerung des Hrn. H. (Vorr. S. XIX), daß außer Völker's Handbuch der ökonomisch-technischen Mineralogie kein anderes Werk existire, welches diesen Gegenstand mit einiger Ausführlichkeit behandle, zu deuten ist. Aus welchem Grunde übergeht er Schmieder's Lithurgik. Ein Buch, welches eben so gut, wo nicht besser, als Völker's Handbuch ist, und in jedem Falle existirt, denn es ist bekanntlich im Jahre 1803 bey Crusius in Leipzig gedruckt worden. Für Unkenntniß der mineralogischen Litteratur dürfen wir jene Aeußerung wohl nicht gelten lassen, sie muß also Animosität gegen Schmieder scheinen.

So weit unsere Ansicht über Nr. 1., dem wir übrigens ein geschmackvolleres Aeußere wünschten.

Wir kommen nun zu den übrigen Schriften, bey welchen wir weniger zu verweilen gesonnen sind.

Was Nr. 2. betrifft, so ist dies eine erbärmliche, auf Löschpapier abgedruckte Compilation, vor deren Ankauf wir jeden Freund der mineralogischen Litteratur hiermit bestens gewarnt haben wollen. Um nur Etwas zum Beleg des Gesagten anzuführen, denn es wäre eine Verschwendung von Tinte und Papier, wollten wir über das Ganze ausführlich handeln, entlehnen wir folgende Stelle aus der sehr dürftigen Vorrede. „Allein bey diesem Versuche," sagt der Hr. Prof. Kneifl, „besonders da er zum Schulunterricht bestimmt ist, kommt es auf ein fest gegründetes System an, welches wir bisher vermißten — (man denke!) — und dessen Mangel dieses Studium nicht wenig erschwerte. Dieses System kann — meines Erachtens — so wie bey der Zoologie (??!!) — nur auf

auf inneren — also auch hier — bey Unorganischen — nur auf chemischen Grundsätzen beruhen." — Welche herrliche Fortschritte müssen die Hörer der Philosophie unter Herrn Kneifls einsichtsvoller Leitung in der Mineralogie machen!

Nr. 3. und 4. sind, ihrer Mittelmäßigkeit ungeachtet, doch zum Unterricht in Schulen, zumal wenn der Lehrer gehörig ab- und zuzugeben weiß, nicht ganz unbrauchbar. Nr. 6. ist, wie wir auch aus der Vorrede erfahren, nichts als ein Auszug aus der systematischen Uebersicht der Herren Leonhard, Merz und Kopp.

Besser als die vorhergehenden und nach Nr. 2. unter den oben angeführten Lehrbüchern das vorzüglichste, ist Nr. 5. die Erkenntnißlehre der anorganischen Naturkörper. Hr. Lenz, der, seit einer Reihe von Jahren schon, mit warmem Eifer und einer lobenswerthen Regsamkeit für die Verbreitung des mineralogischen Wissens wirkt, und namentlich durch die Gründung der Societät zu Jena sich ein bleibendes Verdienst erworben hat, bestimmt dies Werk zunächst für seine Lehrstunden. Das Wernerische System liegt dabey zum Grunde, und das Ganze soll aus fünf Bänden bestehen, wovon der erste nach einer kurzen Einleitung den präparativen Theil, oder das System der äußeren Kennzeichen, die Zirkon- und Kiesel-Ordnung umfaßt. Im zweyten Bande finden wir die übrigen Erd- und Steinarten, nebst den Salzen und Inflammabilien abgehandelt und zugleich ein Register über die beyden Bände, welches wohl zweckmäßiger den Beschluß des ganzen Werkes gemacht hätte, da die Einrichtung, welche der Verf. wählte, hingegen zu zweyfachem Nachschlagen in vielen Fällen Anlaß geben muß. Für den dritten Band sind die Metalle, für den vierten die vergleichende Mineralogie und für den fünften die Gebirgsarten bestimmt. Wir werden seiner Zeit darauf zurückkommen.

L. C. S.

Denkwürdigkeiten, Charakterzüge und Anekdoten aus dem Leben der vorzüglichsten deutschen Dichter und Prosaisten. Herausgegeben von Karl Heinrich Jördens. Erster Band. XVI und

364 S. Zweiter Band. VIII und 380 S. Leipzig, bei Kummer. 1812. 8.

Hr. J. sah sich „bey der Bearbeitung des Lexikons Deutscher Dichter und Prosaisten genöthigt, alles, was nur über diese Schriftsteller in biographischer oder litterarischer Rücksicht geschrieben und ihm zugänglich war, durchzulesen. Da konnte es, wie er fortfährt, nicht fehlen, daß ihm auf diesem Wege manche interessante Merkwürdigkeit, mancher treffliche Charakterzug, manche angenehme und witzige Anekdote aus dem Leben derselben entgegen kam, deren Wiedererzählung sich indessen nicht für das Lexikon eignete; obwohl er auch da schon, um die Trockenheit der Lexikons-Lectüre aufzuheitern, sich hin und wieder einiges davon einzumischen erlaubte. Es schien ihm aber eine besondre Sammlung solcher Denkwürdigkeiten, Charakterzüge und Anekdoten für das gebildetere Publikum nicht ohne Unterhaltung und Nutzen zu seyn.“

Wir haben einigemal des Lexikons Deutscher Dichter und Prosaisten in unsern Jahrbüchern nach Verdienst erwähnt, bedauern jedoch, hier offenherzig gestehen zu müssen, daß wir mit dem Plane und der Ausführung dieser Denkwürdigkeiten ꝛc. nicht sonderlich zufrieden seyn können. Hr. J. fängt immer mehr an, zu sehr den bloßen Sammler ohne bestimmten Plan zu machen. Was ihm von einem nur einigermaßen bekannten Manne in die Hände fällt, wird sogleich der einen oder andern Sammlung einverleibt, bald darauf findet er noch etwas anders, und dies gibt denn sogleich wieder Nachträge, und so ist nicht eher ein Ende dieser Sammlungen abzusehen, als bis der Verleger es seinem Interesse angemessener findet, sie zu schließen. Ein Werk, welches nur die trefflichsten Deutschen Dichter und Prosaisten aufstellte, ihre Hauptlebensumstände erzählte, ihren Charakter scharf auffaßte und ihre Schriften mit Genauigkeit verzeichnete, und das sich auf eine kleinere Anzahl von Bänden beschränkte, würde uns weit willkommener seyn, als diese ganz ins Unbestimmte gehende Doppelreihe von Bänden, wo des Unbedeutenden so viel vorkommt und Wiederholungen ganz unvermeidlich sind. Beym Schluß des ganzen Werkes möchte denn immer ein Supplementband folgen,

der sich aber nur auf wichtige und bedeutende Nachträge erstrecken und alles zu sehr ans Kleinliche gränzende entfernen müßte. Wenn auch von einem solchen Werke nur alle zwey oder drey Jahre ein Band erschiene, so würden die Leser an Inhalt gewinnen, was sie allenfalls an Umfang einbüßten.

Dieser Erinnerungen ungeachtet, leugnen wir nicht, daß auch das vorliegende Werk manchen interessanten Charakterzug, manchen sinn- und geistvollen Gedanken eines achtungswerthen Mannes aufbewahrt habe: nur kommt des Minderbedeutenden zu viel dazwischen vor. Was Hrn. J. in Gedächtnißschriften, Journalen, Anekdoten-Sammlungen u. s. w. von einem bekannt gewordenen Manne aufstieß, wird hier mitgetheilt, und auch einige Züge verdankt er schriftlichen Mittheilungen. Schon die Namen der hier aufgeführten Personen lassen vermuthen, daß man auf manche interessante Züge stoßen werde, und so hat es Rec. auch wirklich gefunden. Im ersten Bande kommen folgende Artikel vor: Joh. Jak. Engel. Unter mehreren Anekdoten mag hier folgende stehen: „Engel war einst bey dem verstorbenen Fürsten S. zur Tafel geladen. Bey Tische kam unter andern auch die Rede auf den berühmten Weltumsegler Cook, und daß er bey seinen Entdeckungsreisen sein Leben habe einbüßen müssen. Engel führte darüber hauptsächlich das Wort. Auf einmal fragte ihn der Fürst — um doch auch sich mit in den Discours zu mischen — „kam Cook auf seiner ersten Reise um's Leben, Herr Professor?“ — „Ich glaube, ja!“ erwiederte Engel, „doch machte er sich nicht viel daraus, und trat bald die zweyte an.“ Salomon Geßner. Hier kommen einige nicht uninteressante Züge vor, die Geßners feinen Takt für das Lächerliche und sein vorzügliches Talent zu komisch-grotesker Darstellung bewähren, wovon er in jüngern Jahren und in geschlossenen Zirkeln bisweilen Gebrauch machte. Joh. Sam. Patzke. Abr. Gotth. Kästner. Gottl. Wilh. Burmann. Von diesem armen, aber immer frohen Dichter werden ein Paar Gedichte in extenso eingerückt. Joh. Chr. Rost. Joh. Peter Uz. Gottl. Wilh. Rabener. Hier eine kleine Anekdote von ihm. „R. hatte jemanden den Titel Hochwohlgeborner gegeben, und bekam Wohledler zurück;

er gab ihm hierauf Wohlgeborner, und bekam Edler dafür; auf sein nunmehriges Geborner sollte er verklagt werden, wußte aber seinen Correspondenten zu bedeuten, daß ein Geborner einen Mann von Geburt anzeige, und ihn eben dadurch von allen unedlen Geschöpfen, die nicht geboren, sondern geheckt, geworfen, gefaselt, gesetzt, gebracht oder geschüttelt würden, unterscheide." Martin Luther. Wenn gleich die meisten der hier aufgestellten Züge von Luther schon bekannt sind, so gewährt doch deren Zusammenstellung viel Vergnügen, und man lernt Luthern daraus auch als Menschen hochschätzen. Sehr interessant sind auch des großen Reformators Aeußerungen über den Geist einer ächten Bibel-Uebersetzung, S. 149. 150. Man sieht daraus, daß Luther ängstliche Sylbenzählerey und sklavische Wörter-Uebertragung von ächter Dolmetschung und Auffassung des Geistes gar wohl zu unterscheiden wußte. Hier stehe nur eine kräftige Stelle: „Wenn Christus spricht: Ex abundantia cordis etc. und ich soll dolmetschen: Aus dem Ueberfluß des Herzens redet der Mund; sage mir, ist das Deutsch geredet? So wenig, als Ueberfluß des Kachelofens, sondern also redet die Mutter im Hause und der gemeine Mann auf dem Markte, dem du auf das Maul sehen sollst: Weß das Herz voll ist ꝛc. Item, da der Engel Marien grüßet, Maria voll Gnaden; wo redet der der Deutsche Mann so? Er muß denken an ein Faß voll Bier, oder Beutel voll Geldes. Darum hab' ichs verdeutscht: Du Holdselige! Und hätte ich das beste Deutsch sollen nehmen, so hätt' ich also verdeutschen müssen: Gott grüße dich, du liebe Maria! Denn so viel will der Engel sagen, und so würde er geredet haben, wenn er hätte wollen sie Deutsch grüßen" u. s. w. Ulrich von Hutten. Nur ein Paar scherzhafte Anekdoten von diesem großen Manne! Joh. Wilh. Ludwig Gleim. Hier findet man viele interessante Charakterzüge zusammengestellt. Doch möchte man hie und da mehr Ordnung in der Zusammenstellung wünschen. Nachdem schon Gleims Leben als Hauslehrer, Secretär, seine vertraute Freundschaft mit Kleist u. s. w. erwähnt worden ist, folgen einige Züge aus seinem Universitätsleben. Anne Louise Karschin. Ihr Leben wird, nach den vorhandenen Mate-

rialien, ausführlich erzählt. Ewald Christian v. Kleist. Wenn gleich das Meiste von dem hier Gesagten schon bekannt war, so lieset man es doch immer wieder mit neuer Theilnahme. Konrad Arnold Schmid. Nur ein Paar Züge von Schmids Gutmüthigkeit. Ludw. Heinrich Chrph. Hölty. Hier ist, wie billig, Vossens treffliche Biographie von Hölty auf das treulichste benutzt worden. Gottfried August Bürger. Die wichtigsten Lebensumstände und Charakterzüge von diesem, von dem Rec. gekannten und geliebten herrlichen Balladen-Dichter sind aus den bekannten Quellen recht gut zusammengestellt, auch ist die letzte, unglückliche Heirathsgeschichte desselben ausführlich erzählt worden. Joh. Matth. Dreyer. Ein Paar Anekdoten von diesem nicht unwichtigen Kopfe. Paul Melissus. Nur ein Paar Worte über diesen, 1602 als Bibliothekar zu Heidelberg gestorbenen Dichter, der eigentlich Schede oder Schedius hieß, und ein, nach den Matthissonschen Veränderungen abgedrucktes Gedicht desselben. Da es hier darum zu thun war, den Dichter in seiner ganzen Eigenthümlichkeit kennen zu lernen, so hätte schicklicher der unveränderte Originaltext dieses süßen Liedes, den man in der Sammlung der Zürcherischen Streitschriften zur Verbesserung des Deutschen Geschmacks wider die Gottschedische Schule 3. Bd. 9. St. findet, mitgetheilt werden sollen.

Im zweyten Bande kommen folgende Artikel vor: Gotthold Ephraim Lessing. Man findet hier allerley, zum Theil recht interessante Nachrichten über Lessing aneinander gereiht. Manchmal fehlt jedoch der innere Zusammenhang; auch Widersprüche finden sich. So heißt es S. 8: „Leidenschaft war seine Spielsucht gewiß nicht." (Der Ausdruck ist auch nicht gut gewählt.) „Man kann bloß sagen, daß er sich ohne rechten Spielgeist zuweilen in ein zu hohes Spiel einließ." Dagegen heißt es S. 25: „Sein liebstes Spiel war Farao, das seinen ganzen Reiz vom hohen Gewinn zu haben scheint, und er spielte es mit starker Leidenschaft." „Lessing selbst sagte, daß er nicht mit dem Spiel spiele, sondern mit dem Spiel keinen Scherz treibe." Moses Mendelssohn. Neues fand Rec. hier nicht, aber alle hier gesammelten Charakterzüge stellen

den liebenswürdigen Weisen in einem vortheilhaften Lichte dar. Immanuel Kant. Herr J. fand hier viele Vorarbeit. Was er hier aus den verschiedenen Nachrichten zusammen reihte, macht uns den tiefen Denker auch als edlen Menschen, witzigen Kopf und geistreichen Gesellschafter achtungswerth. Daß Kant, der so hohen Sinn für Poesie hatte, auch selbst Verse gemacht habe, ist nicht so allgemein bekannt. Wir rücken daher das von Hrn. J. S. 119 mitgetheilte, von Kant auf den im J. 1780 in Königsberg verstorbenen Kriegsrath und Professor der R. D. L'Estocq verfertigte Epigramm hier ein:

Der Weltlauf schildert sich so jedem Auge ab,
Wie ihn der Spiegel malt, den die Natur ihm gab.
Dem scheints ein Gaukelspiel zum Lachen, dem zum Weinen,
Der lebt nur zum Genuß, der andre nur zum Scheinen,
Gleich blinde Thorheit gaft einander spöttisch an.
Wird eine Regel nur dem Herzen nicht entrissen:
Sey menschlich, redlich, treu und schuldfrey im Gewissen!
(So lautet L'Estocq's Lob!) das andre ist nur Spiel:
Denn Mensch und weise seyn, ist Sterblichen zu viel!

Friedrich Gedike. Den größten Theil dieses Aufsatzes nehmen Briefe Gedike's an seine Geliebte ein, die nur nach vielen überwundenen Hindernissen seine Gattin wurde. Christian Friedrich Daniel Schubart. Manches von dem hier Mitgetheilten hat uns Herr J. schon mit denselben Worten in seinem Lexikon Deutscher Dichter und Prosaisten zum Besten gegeben. Solche Wiederholungen waren bey dem nicht ganz festen Plane des Verf. unvermeidlich. Georg Christoph Lichtenberg. Auch in diesen nicht uninteressanten Zusammenstellungen fehlt es nicht an einzelnen Wiederholungen aus dem früheren Werke des Hrn. J. Die drey Witzspiele mit Witz und spitz findet man auch hier wieder abgedruckt. Aber was der ganze wörtliche Abdruck des Gedichts auf die schwimmenden Batterieen im J. 1782 in dieser Charakteristik soll, sehen wir nicht ein. Manche witzige Einfälle Lichtenbergs sind dagegen ihrer Stelle würdig. Johann Karl August Musäus. Ueber diesen wackern Mann möchte man gerne noch mehr lesen, als man hier findet. Ein schwaches Urtheil des Hrn. J. findet sich S. 283: „Wenn wir auch der Physiognomik des schwärmerischen Lavater sonst nicht viel verdanken, so ist das Verdienst doch groß genug, die physiognomischen Reisen (von Musäus) veranlaßt zu haben." Kenner haben über Lavaters Werk längst ein ganz anderes Urtheil gefällt! Schön und herzlich sind Herders Worte bey Musäus Tode, S. 288—292.

und wenn dies eine Eigenheit aller guten Humoristen ist, so gebührt ihm gewiß vorzüglich das Lob des Ungesuchten und des Gehaltvollen seines durchblitzenden Ernstes. Seine harmonische Seele scheint manchmal Klänge aus höhern Sphären zu vernehmen, und will sie nachsingen in wehmuthsreichen Liedern, wie in dem bekannten bey dem Grabe seines Vaters („Friede sey um diesen Grabstein her"), einem der zärtlichsten und zärtesten, die in irgend einer Sprache gedichtet sind; und wird dann wieder zerrissen von dem Schariwari der Außenwelt, den sie zur Entschädigung und jedermänniglichen Besserung in Possen nachwirbelt. Als Repräsentant der Deutschen Naivetät gefällt er sich besonders in der Kinderstube, in kindlichen Festen — denn er ist selbst ein sehr liebenswürdiges, sehr kluges Kind, ein großer Unmündiger — im Thun und Treiben des ehrlichen Landmanns, den er auch wohl wissentlich idealisirt, um falsche Größe besser zu beschämen, und in Zeichnung aller Charaktere, die zu den Söhnen und Töchtern der Unschuld und Natur gehören. Ueber diesem Allen aber schwebt der Geist der Religion, oder vielmehr des Christenthums, und er auf dessen Fittigen. In ihm findet er den eigentlichen Ersatz für jedes Kleine und Große, was die Welt ihm raubt und nicht gewähren kann. Von diesem Punct gehen seine Gefühle, seine Betrachtungen aus, und kehren jedesmal dahin zurück. Er ist der Mittelpunct seiner Gelehrsamkeit und Philosophie, und der Prüfstein, woran er die Lehren seiner Zeitgenossen untersucht. An ihm hält er unerschütterlich; und wie die Zeit sich neben ihm davon entfernt, so eilt er in entgegengesetzter Richtung inniger in dessen Tiefen hinein; wie sie ungeistlicher wird, so wird er geistlicher und erleuchteter. Zuerst lächelt er über die Gernweisheit der Vernunft, züchtigt sie dann mit scharfer Geißel, und je gutherziger er ist, desto weniger kann er die Bitterkeit über die Mißleitung des Zeitalters unterdrücken. Denn er ist Menschenfreund im höhern Sinn, und begehrt nicht sowohl der Menschheit sinnliche Zufriedenheit, als ihr unsterbliches Heil. Als er sich aber mehr und mehr vereinzelt sieht in seinen Meynungen, und das Alter ihm den Muthwillen gedämpft hat, steht er noch da als ein stiller, ehrwürdiger Wahrheitspriester, der dessen, was er denkt und

nicht da[illegible], daß man nicht mehr jung ist, wenn man alt ist. Was aber den Inhalt anlangt, der doch bey einer Schrift die Hauptsache ist, da meine ich Wort gehalten zu haben. Und wenn einige Leser etwas Anders erwartet haben, so ist der Bote unschuldig daran, ist auch unverlegen darüber. Ihn gereuet seine Ueberzeugung nicht, und er weiß, auch am Grabe, für sich und seine Leser nichts Bessers," u. s. w. Was nun Wort und Weise anlangt, so müssen wir bezeugen, daß außer der größern Ernsthaftigkeit, auf die ja ein Jeder zurückkommen muß, und die dem Verf. innerlich nie fremd war, wir kein Alter, d. i. Altersschwäche, an ihm wahrnehmen konnten. Auch seine Poesie hat ihren Jugendreiz bey weitem nicht eingebüßt. Wir wünschen ihm daher Glück zu einer Erscheinung, die bey Männern seiner Art zwar nicht zu den seltenen, aber doch überall zu den erfreulichen gehört. Den Inhalt betreffend, so verzeichnen wir ihn hier mit einigen Bemerkungen. 1) Das heilige Abendmahl. Dieser Aufsatz schließt sich eigentlich an den 7. Brief an Andres im VI. Bande an. Der Verf. sucht zu zeigen, daß es kein bloßes Gedächtnißmahl, sondern ein geheimnißvoller Genuß sey, durch welchen das verlorene Leben des inwendigen Menschen wieder entzündet, die Freyheit des Willens wiedergebracht und der Sünde Gesetz in den Gliedern getödtet werden solle; als wozu alle Religionen und Philosophieen nur Projecte, Vorschläge und Wege seyen. Er belegt seine Lehre mit Schriftstellen, die er entwickelt, und zeigt ihre Uebereinstimmung mit der der Kirchenväter und Luthers. So viel Bekanntes hierin liegen mag, so leiht die Hand des Verf. der Darstellung ihr eigenes Verdienst; und denjenigen Lesern, deren Urtheil die Sache vorgelegt zu werden vornehmlich bestimmt ist, möchte er auch manches Neue gesagt haben. Zum Schluß gibt er eine Stelle aus Luthers Ermahnung an den christlichen Adel Deutscher Nation, die dem Verf. gleichsam zur Sachbefähigung dient, und wo es am Ende heißt: „Einen Doctor der heiligen Schrift wird dir Niemand machen, denn allein der heilige Geist im Himmel; und der fragt nicht nach rothen oder braunen Pareten, noch was des Prangens ist, auch nicht ob einer jung oder alt, Lay oder Pfaff, Mönch oder weltlich sey." — Wir haben

denen doch nur eins das rechte seyn kann. Ist Rec. „parthevisch," so ist er es nicht für den Mann, den er nie gesehen, mit dem er nie Briefe oder Grüße getauscht hat, sondern für eine Sache, ohne die er so wenig als Asmus und Andres rathen kann. Und zwar nachdem er sie mit allen erforderlichen Mitteln unpartheyisch geprüft hat, und täglich zu prüfen im Stande ist.

Wenn Vieles untergegangen ist, so werden die Verdienste eines Claudius bleiben; und wenn er nicht mehr hier ist, so wird er sich nicht schämen, geschrieben zu haben. Dafür hat er den Pförtner hinzustellen gleich Anfangs nicht gescheut. Und wenn du denn, frommer Greis, dieses Urtheil für ein anständiges Kränzlein halten kannst, so nimm es von unbekannter Hand freundlich hin, und häng es an dein Stubenfenster, damit, wenn dein letzter Erdentag hereinscheint, er es anscheine, und verkläre, und das vergängliche Laub, oder vielmehr den bessern Kranz, den du dir selber gewunden hast, verwandle in eine unverwelkliche Krone der Gerechtigkeit.

IMO.

Abentheuer auf einer Reise in die andere Welt, von Heinrich Fielding, Esq. Aus dem Englischen. Leipzig, in Kommission bei Cnobloch. 1812. VIII und 255 S. Nebst einem Anhange, XLVI S. in 8.

Wenn gleich Fieldings Journey from this world to the next, wovon vorliegende Schrift eine wohlgerathene Uebersetzung gibt, den übrigen Geisteswerken des berühmten Verf. nicht ganz gleich kommt, den feineren Geschmack bisweilen nicht befriedigt, und manche einzelne Geschichten zu weit ausspinnt, so fehlt es doch auch dieser Schrift nicht an Zügen ächter Laune und Satire, und sie kann einige Stunden recht angenehm unterhalten. Gleich der Anfang — der Zustand des Verf. in den ersten Augenblicken nach seinem Tode — zeugt von Witz und Laune. Lesenswerth ist die Beschreibung vom Palaste des Todes, interessant und mit ächt-satirischen Zügen durchwebt die Schilderung des Gerichts, welches Minos über die Seelen hält, die nach Elysium verlangen. Die Abentheuer, die dem Verf. in dem Haine der Seligen begegnen, sind zum Theil von seltsamer Art. Orpheus spielte

No. 32. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

1) Neue Aufschlüsse über die Natur und Heilung des Scharlachfiebers, von Gottfried Christian Reich, der AK. Dr. und Professor zu Berlin. Halle und Berlin, im Verlage des Waisenhauses. 1810. XXVIII und 276 S. in gr. 8.

2) Geschichte des Scharlachfiebers, seiner Epidemieen und Heilmethoden, mit Rücksicht auf die neuerdings vorgeschlagene Anwendung der Abführmittel in demselben, bearbeitet von Traugott Wilh. Gust. Benedict, der AW. Dr. und prakt. Arzt und Augenarzt zu Chemnitz in Sachsen (jetzt Professor zu Breslau). Leipzig, bei Reclam. 1810. XXIV und 212 S.

Das Scharlachfieber und seine Kur beschäftigt seit einigen Jahren die Deutschen Aerzte mehr als jemals, und wird jetzt fast ein stehender Artikel in unserer neuesten practischen Litteratur. In der That ist die größere Aufmerksamkeit, welche unsere Aerzte seit dem letzten Decennium dieser nicht nur an sich noch sehr unaufgeklärten, sondern ohne Widerrede in den neuesten Zeiten immer mehr von ihrem ehemaligen einfacheren und specifisch eigenthümlicheren Charakter abweichenden Krankheit widmen, nicht ohne Grund. Dürfte man auch jetzt schon mit Gewißheit sagen — was sich nur erst hoffen und wünschen läßt, — sie ist auch nicht ohne Erfolg! Die Scharlachkrankheit, welche noch in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der Regel und in der Mehrzahl ihrer Epidemieen für eine ziemlich leichte und gefahrlose Krankheit gelten konnte, und einen gutartigen Charakter hatte, insbesondre wenn sie nicht mit weißem und rothem Friesel verbunden war (was noch in jener Zeit in der Regel nicht der Fall war), erscheint nun seit etwa 20 Jahren und darüber (und besonders auffallend in den letzten 10 Jahren) in der Regel als eine gefahrvolle Krankheit, die in vielen Fällen, ja in mehreren der neuesten Epidemieen in den meisten Fällen einen bösartigen, insidieusen,

folglich von dieser abhängig ist, so kann sie nicht zugleich etwas Unabhängiges seyn, was sie doch seyn müßte, wenn sie die letzte Ursache der Materie wäre. — Es würde demnach ein Irrthum seyn, in der Kraft das suchen zu wollen, was die Materie hervorgebracht hat, weil diese durch Raum und Zeit beschränkt, der Hypothese gemäß, die Kraft enthält, der das Höhere dieser Kategorien nicht unterworfen seyn sollte." S. 58 fg. — „Die Kraft ist bloß etwas Hypothetisches, Eingebildetes; die Materie muß daher als der Punct betrachtet werden, von welchem alle unsere Untersuchungen über die Ursachen der Phänomene anheben müssen (!). — Gebraucht man also den Ausdruck Kraft, so darf man nicht vergessen, daß derselbe bloß unsere Unwissenheit über den letzten Grund der Dinge verbirgt, und daß er nur einen imaginären Werth besitzet, den der Verstand ihm leihet. Der Glaube an eine besondere Lebenskraft, als Princip der Vitalität betrachtet, hat daher keinen größern Werth, als der Glaube an die Kraft der Materie überhaupt. Diese Lebenskraft, dieses Nichts in meinem Kopfe, diese Form des Vorstellungsvermögens meines Geistes (o weh!) kann unmöglich alle Wirkungen der objectiven Materie bestimmen, woraus der Organismus zusammengesetzt ist. Die dieses behauptenden Physiologen verwechseln das angeführte Nichts mit dem Wesen, das dieser bloß subjectiven geistigen Fähigkeit (nämlich dem Vorstellungsvermögen ihres Gehirnes) die objectiven Materialien zukommen läßt, woraus sie subjectiv eine allgemeine Idee ableiten, die dann den Namen Vitalität oder Lebenskraft bekommt" S. 60 fg. (Ob sich wohl der Verf. unter jenem „Wesen, das der bloß subjectiven geistigen Fähigkeit, das soll seyn dem Vorstellungsvermögen selbst, die objectiven Materialien zukommen läßt," etwas nur halb Klares und Sinnhabendes denken kann?) — „Der erste Schritt zu dem Zwecke der Kenntniß des lebenden Organismus ist geschehen, wenn man der herkömmlichen Unterscheidung der Körper in belebte und unbelebte die richtige Bedeutung gibt, die sie als bloß formeller Unterschied der schon vorhandenen Materie bekommen muß." S. 62. — Doch genug von diesen Verirrungen eines rohen Materialismus, zu dem man sich in dieser Art nur mit kaum

in welchem die Oberhaut zu dem menschlichen Körper und zu der äußern Atmosphäre steht, oder in welchem sie als Vermittlerin zwischen beyden wirkt, ist ihm das der Wärmeleitung; zu diesem kommt noch ein zweytes, dem ersten subordinirtes, nämlich das der Verdunstung; und die wesentlichste Bestimmung der Oberhaut ist also nach Hrn. R. in ihrem natürlichen Zustand die, freyen Wärmestoff und Ausdünstungsmaterie an die freye Luft abzugeben. Beyde Verrichtungen der Oberhaut erfolgen aber, nach Hrn. R., nach bestimmten, allgemein physischen Gesetzen, welche der m. Organismus ganz mit der äußern Natur gemein habe, und von welchen das erste und oberste (auf welches Hr. R. ein besonders großes Gewicht legt, und es zum höchsten und allgemeinsten Gesetz für die Körperlehre, und somit zum obersten Princip der Naturforschung erheben will) das Gesetz der Temperatur und das andere, aus diesem abgeleitete, das Gesetz der Verdunstung heißt. Die nähere Bestimmung und Anwendung des Temperaturgesetzes unternimmt der Verf. auf folgende Weise. (Wir müssen diese Deduction des Verf. aus mehreren sehr zerstreut und getrennt von einander daliegenden Sätzen zusammenlesen, so wie überhaupt logische Anordnung und Zusammenreihung der Hauptsätze und ihrer Beweise in dem theoretischen Theil dieses Werkes sehr vermißt wird.) „Die Temperatur jedes physischen Körpers wird entweder durch die Entbindung oder das Freywerden des in der Substanz eines jeden gebunden gewesenen Wärmestoffes, oder durch die Aufnahme des ihm von Außen her mitgetheilten, geleiteten, oder reflectirten Wärmestoffs bestimmt. Findet also irgend eine constante Differenz zwischen der Temperatur des lebenden Menschen und der Temperatur irgend eines unbelebten Körpers statt, so kann sich diese Differenz doch nur auf die Quelle der verschiedenen Temperaturen beziehen (S. 48). Der lebende Mensch, wie die atmosphärische Luft, sind als physische Wesen dem allgemeinen Temperaturgesetz gleich unbedingt unterworfen. Diesem Gesetz zufolge müssen von zwey mit einander in Berührung stehenden Körpern der wärmere dem kältern seinen Ueberschuß an freyem Wärmestoff so lange mittheilen, bis nach einem andern Naturgesetze (?), nämlich dem der Dichtigkeit ihrer Substanz, ihre

Temperatur gleich ist. Wenn also die Temperatur des lebenden Menschen und der atmosphärischen Luft von einander abweichen, so muß der eine von ihnen dem andern so viel von seinem Uebermaaß an freyem Wärmestoff mittheilen, als dieser aufnehmen kann. Nun ist aber die Temperatur der freyen atmosphärischen Luft an allen Orten des Erdbodens niemals höher, sondern immer niedriger, als die des lebenden Menschen. (Dieses ist eine offenbare und durch die bekanntesten Thatsachen nachzuweisende Unrichtigkeit, wie Jeder wissen muß, dem die genauen thermometrischen Beobachtungen mehrerer Reisenden rc. in den Sandwüsten Lybiens und Nigritiens, auf den Maldivischen Inseln, in Java und andern gleichartigen Klimaten bekannt sind. Der Verf. will sich zwar gegen die Kraft dieser Einwürfe dadurch retten, daß er auf den Unterschied zwischen der geleiteten, der zurückgeworfenen, und der strahlenden Wärme, und zwischen dem wahren Maaß der atmosphärischen Wärme provocirt, und daraus folgert, daß in allen den Fällen, wo die Luftwärme größer, als die des Menschen gefunden wird, das Thermometer die wahre Temperatur der freyen Luft gar nicht anzeigen könne. Allein, wenn auch jene Verhältnisse der Leitung, der Reflexion und der Strahlung allerdings für die temporäre und locale Erhöhung der atmosphärischen Temperatur mit in Betracht kommen, befindet sich denn der menschliche Körper nicht von dieser Luft mit dieser, sein Wärmemaaß oft um mehrere Grade übersteigenden, Temperatur umgeben? Ist es dann nicht einerley, aus welchen Ursachen die den Menschen umgebende atmosphärische Luft wirklich wärmer ist, als der menschliche Körper? Und kann dann, wenn und weil dadurch jene Behauptung des Verf. vernichtet wird, auch seine Folgerung gültig seyn?) „Es ist daher, schließt unser Verf. dennoch frischweg, absolut nothwendig, daß der immer wärmere menschliche Körper der immer kälteren atmosphärischen Luft so viel von seinem Ueberschuß an freyem Wärmestoff mittheilt, als dieser davon aufnehmen kann." Oder, wie es S. 69 heißt, „die Luft, als der kältere Körper, muß dem Menschen immer einen Antheil von dem Princip der Wärme oder dem Wärmestoff entziehen, wodurch seine eigenthümliche Temperatur bestimmt wird." Wenn indessen, hrt

der Verf. fort, diese Entziehung der Wärme aus dem menschlichen Körper durch die äußere Luft, der Erfahrung zufolge, doch nicht bis zu dem Grade der völligen Ausgleichung der beyderseitigen Temperaturen geschieht, wenn im Gegentheil der lebende menschliche Körper beständig dieselbe Temperatur von + 28 — 30 Graden Reaum. behält, so rührt dieses bloß (!) davon her, daß durch die Verdauung dem lebenden Menschen die Menge des freyen Wärmestoffes wiedergegeben wird, welche die Atmosphäre ihm beständig entzieht. Das Athemholen hat an dieser Erhaltung der constanten Temperatur des Menschen gar keinen Antheil. (So versichert der Verf., ja er kann sich von seinem Erstaunen gar nicht erholen, daß Physiologen und Aerzte vom ersten Rang eine aller Vernunft und Erfahrung so widersprechende Meynung haben unterschreiben können. Wir, unsererseits, finden es unbegreiflich, wie ein Arzt von Scharfsinn und Kenntnissen glauben kann, daß die drey hier dagegen angeführten, durchaus unhaltbaren Argumente auch nur einiges Gewicht haben können.) „Weit gefehlt also (?), daß der Nutzen des Athemholens in der Erzeugung und Vermehrung der thierischen Wärme bestehen könne, besteht er im Gegentheil offenbar in der beständigen Verminderung dieser Wärme. (Wir werden dem Verf. für diese wichtige Entdeckung und Bereicherung unserer Physiologie großen Dank schuldig bleiben!) — Die Oberhaut ist dazu bestimmt, der umgebenden immer kühleren Luft einen Theil des freyen Wärmestoffs mitzutheilen, der sich im Innern des Körpers entwickelt, oder, wie es S. 77 heißt, durch ihre Substanz hindurch den Wärmestoff entweichen zu lassen. (Warum und wodurch die Oberhaut diese Bestimmung habe, ob etwa durch eine besondere Organisation, und ob es eines besondern organisirten Ueberzuges bedürfe, um die Wärme aus dem Innern des Körpers durch ihn entweichen zu lassen? ob und aus welchen Gründen die Wärme nicht eben so leicht aus einem Körper oder Theil ohne Oberhaut, als aus einem mit Oberhaut, ob sie nicht eben so leicht aus einer dicken Oberhaut als aus einer dünnen entweichen könne? darüber geht der Verf. ganz stillschweigend weg. Und doch hätte er gerade diese Puncte am genauesten eruiren müssen, weil sie die eigentlichen Wendepuncte seiner Theorie vom

Aufnahme von gewissen Bestandtheilen der Atmosphäre, es sey Sauerstoff oder Stickstoff x., in die Lunge beym Athemholen, als etwas Ungereimtes, zu Felde zieht, ohne übrigens einen andern Grund dagegen anzuführen, als: „es sey eine absolute Unmöglichkeit, daß der Körper gleichzeitig (?) auf demselben Weg etwas verliere, auf welchem er etwas empfange!); und ob insbesondere die Nord- und Nordostwinde einen eigenthümlich bestimmenden Einfluß auf die Erzeugung des Scharlachfiebers habe, wie er selbst Anfangs gemeint habe. Er verneint aber in Folge späterer Erfahrungen diese Frage, wiewohl er den Einfluß von rauhen und schneidenden Winden auf das Absterben der Oberhaut nicht geradezu läugnen will. Daß aber von diesem allein oder auch nur zunächst die Erzeugung des Scharlachfiebers herrühren solle, könne deshalb nicht angenommen werden, weil sich erstlich nicht würde begreifen lassen, warum die Menschen das Scharlachfieber in der Regel nur einmal bekommen, weil ferner viele Menschen troß der Einwirkung der kalten Winde auf sie das Scharlachfieber doch nicht bekommen, und weil Viele vom Scharlachfieber Jahre lang verschont bleiben, die doch an Orten wohnen, wo alle Jahre die schneidendsten Nord- und Nordostwinde wehen. Der Verf. findet es daher weit natürlicher, das Scharlachfieber als eine Metamorphose der Oberhaut zu betrachten, welche derjenigen ganz analog sey, die sich gewöhnlich zu gewissen Jahrszeiten bey allen (?) lebenden Organismen ereigne, nämlich als eine Art Mausern oder Miedern, dem das Hären bey den Säugthieren, und ein analoges Metamorphosiren der äußern Hülle bey den Amphibien, den Insecten und Würmern (wirklich auch bey allen Thierarten dieser letzten beyden Klassen? auch bey den nur ein Jahr und kürzer lebenden? das Verpuppen soll auch wohl hierunter gehören?) entspreche. Der Mensch sey diesen Veränderungen so, wie jedes andere Thier, unterworfen, wenn sie schon bey ihm weniger in die Augen springen; denn jedes Jahr schäle er sich nach und nach über die ganze Oberfläche ab. (Und warum bekommt denn nun der Mensch nicht jedes Jahr das Scharlachfieber? fühlte der Verfasser, wie sehr er seine Hypothese selbst im Augenblick des Aufbauens untergräbt? und daß Alles folgende, was er über

das Periodische in den Veränderungen am Körper, als etwas nicht weiter zu Ergründendes, sagt, gar nicht geeignet ist, sie zu retten, oder nur einigermaßen zu stützen?) Hier abermals, als vermeinte Folge der bisherigen Auseinandersetzung (?), die Behauptung, daß das Scharlachfieber von keinem eigenthümlichen Gift in der Luft herrühre, und daraus zugleich das Resultat, daß das Scharlachfieber auch nicht ansteckend seyn könne, eben weil kein eigenes Scharlachgift existire, und seine Existenz auch nie werde bewiesen werden können. Ansteckung könne nur durch unmittelbare Berührung des Ansteckungsstoffes, oder durch Einathmen der mit dem Ansteckungsstoffe geschwängerten Luft im eingeschlossenen Raume erfolgen. (Der Verf., der zwischen Ansteckung im engern Sinne, durch wirkliches Contagium, und zwischen epidemisch-atmosphärischer Infection durch atmosphärisch verbreitete Miasmen zu wenig unterscheidet, beruft sich hier auf einige Beobachtungen von Nichtansteckung des Scharlachfiebers in Familien, wo die Geschwister mit dem Scharlachkranken im genauesten Umgang blieben. Jedem Arzte werden dergleichen Fälle vorgekommen seyn. Aber glaubt der Verf., mit diesen Fällen, die gar nicht zu den pathologischen Problemen gehören, wirklich die zahllosen Fälle von unzweifelhafter Ansteckung des Scharlachfiebers widerlegen zu können?).

Der Verf. berührt jetzt die Frage, warum die Menschen gewöhnlich nur einmal in ihrem Leben vom Scharlachfieber befallen werden. Das hic Rhodus, hic salta, mochte der Verf. wohl gefühlt haben, denn an der Lösung dieser Frage mußte sich der Gehalt seiner Theorie wie an einem Probierstein zeigen. Allein zum größten Befremden des Lesers bleibt der Verf. bloß dabey stehen, sie aufgeworfen zu haben, und macht auch nicht einen Versuch, sie zu beantworten. Er schlüpft über sie weg, als wenn gar nicht viel an ihr gelegen wäre. Seine Leser mögen selbst zusehen, wie sie mit dem Mausern fertig werden, und wie sie die jährliche Wiederholung desselben mit dem einmaligen Erkranken am Scharlachfieber reimen mögen! Heißt dies eine Theorie motiviren, durch die man eine andere auf sicheren Thatsachen ruhende in den Staub treten will? — Die nicht selten vorkommende Vermehrung der Hautausdün-

sinng im Anfang des Scharlachs, bis zu starken Schweißen, läugnet der Verf. nicht, aber er weiß sie auf eine neue Weise zu erklären, und mit seiner Theorie, der sie freylich stark zu widersprechen scheint, in Einklang zu bringen. Da, sagt er, die Erzeugung der neuen Oberhaut nicht auf einmal und gleichmäßig vor sich geht, und da bey warmer Temperatur der Zimmerluft der beschleunigte Umlauf und die Verflüchtigung (ohne Wärmeentweichung?) der Säfte Folgen der durch die äußere Wärme verminderten oder unterdrückten Entweichung der freyen thierischen Wärme seyn müssen, so präcipitiren sich die verflüchtigten Säfte auf der verhältnißmäßig kühleren Oberfläche des Körpers in Gestalt von Schweißtröpfchen, weil der damit verbundene Wärmestoff schneller entweicht, indem er sich den umgebenden kühleren, mehr oder minder dichteren Körpern mittheilt. (Also auch in derselben warmen Zimmertemperatur, welche die Entweichung des Wärmestoffs verhindert? und auch unter der warmen und so schlecht wärmeleitenden Federbettdecke? Welche vortreffliche Consequenz hier wie im Folgenden!). Daher scheinen alle bedeckten Theile immer mehr zu schwitzen, als die unbedeckten (scheinen sie nur dieses?); daher schwitzt man auch in der kalten Luft bey starker Bewegung bloß an den bedeckten Theilen. — Von der besondern Beschaffenheit der Oberhaut in einzelnen Individuen hängt großentheils die Verschiedenheit der Erscheinungen und des Verlaufes des Scharlachs ab. Personen mit dickerer und festerer Oberhaut erkranken deshalb (?) stärker, als zärtere und schwächlichere Menschen mit feinerer Oberhaut, weil bey jenen verhältnißmäßig nicht so viel Wärme und Ausdünstungmaterie entweichen kann. — Die Heftigkeit oder Gelindigkeit der Zufälle richtet sich nach der Jahrszeit, und nach dem Verhalten, dem der Kranke unterworfen wird. Je kälter die atmosphärische Luft oder Witterung überhaupt ist, desto unbedeutender muß auch die Krankheit seyn. Dieses ist zwar, wie der Verf. selbst als Einwurf, den man ihm machen würde, anführt, der täglichen Erfahrung gerade zuwider, indem dieser zufolge das Scharlachfieber im Winter und Frühjahr weit gefährlicher und tödtlicher ist, als im Herbst; allein er ist demohngeachtet von der Richtigkeit seiner Behauptung überzeugt, und hält die Erfahrung in diesem Fall nur

No. 33. Heidelbergische 1813.

Jahrbücher der Litteratur.

1) Neue Aufschlüsse über die Natur und Heilung des Scharlachfiebers, von Gottfried Christian Reich.

2) Geschichte des Scharlachfiebers, von Traug. W. G. Benedict.

(Beschluß der in No. 32. abgebrochenen Recension.)

Das bösartige Scharlachfieber ist, nach dem Verf., keineswegs Folge einer angeblichen Bösartigkeit des vermeintlichen Scharlachgiftes. Er behält jene Unterscheidung bloß aus Nachgiebigkeit bey, indem er vollkommen überzeugt ist, daß es nur eine einzige Art von Scharlachfieber gibt. Alle heftigeren und gefahrvolleren Zufälle in diesem nur einstweilen von ihm zugegebenen bösartigen Scharlachfieber werden auf Rechnung des im Körper zurückgehaltenen Wärmestoffes geschrieben; wobey die übermäßig geheizten Zimmer, deren Temperatur in Norddeutschland, wenn des Verf. Versicherung gegründet wäre, beynahe 3/4 Jahre lang derjenigen einer Russischen Bad: oder Schwitzstube nahe kommen müßte, besonders übel wegkommen. — Der Verf. geht hierauf zu der Betrachtung der Nachkrankheiten über, unter welcher Rubrik er aber auch solche Symptome mit aufzählt, welche an sich eigenthümliche und constante Begleiter des Scharlachfiebers selbst sind, und nur bedingterweise auch als Nachkrankheiten nach geendigter Abschuppung sich wieder erneuern können, nämlich die Bräune, und das Fieber, über welche beyde Erscheinungen und ihr Verhältniß zum Scharlachausschlag jedoch der Verf. allzukurz weggeht. Besonders hätte die so häufig bey Scharlachepidemieen beobachtete Bräune ohne Scharlachausschlag, übrigens aber mit allen Symptomen der epidemischen Fieberkrankheit, nähere Erwägung verdient. Die übrigen von ihm unter dieser Categorie betrachteten Zufälle sind: Geschwulst und chronisches Anschwellen der Hals- und Ohrendrüsen, Entzündung und Vereiterung derselben; (hier lesen wir die merkwürdige Aeußerung des Verf.: „seitdem er die Maximen befolgt habe, die sich aus den physisch-

chemischen Verhältnissen des Menschen zur Außenwelt ergeben, sey es ihm klar geworden, daß alle Entzündungen nur leichte Uebel sind, die sich binnen wenigen Tagen, oft binnen wenigen Stunden heben lassen, ohne des großen antiphlogistischen Apparats zu bedürfen, zu welchem man gewöhnlich greift.") wässerige Geschwulst und Wassersucht (welche gerade durch fortgesetztes warmes Verhalten entstehen soll, indem dadurch Aufleben und endliches Verwachsen der alten und neuen Oberhaut, somit Anhäufung der Ausdünstungsmaterie in dem Zellgewebe unter der neuen Oberhaut bewirkt werde. Die gar nicht seltene Wahrnehmung der stärksten Wassergeschwülste nach der stärksten Abschuppung ist der Verf. geneigt, für eine Täuschung zu halten.); Hautausschläge, Nervenbeschwerden (die niemals als Folge von Erkältung und einer von dieser hergeleiteten Unterdrückung der Hautausdünstung seyn sollen, indem durch die Kälte die Hautausdünstung vielmehr übermäßig vermehrt werde; wovon aber diese Nervenbeschwerden herrühren, sagt uns der Verf. nicht.); trockener und feuchter Husten; Ausfluß aus den Ohren und andere Geschwüre. Man kann sich denken, daß der Verf. an diesen wie an den übrigen Nachkrankheiten kein Scharlachgift einen Theil haben läßt. — Die Prognose muß natürlich unter den Ansichten des Verf. eine andere Gestalt gewinnen, als sie bey den übrigen Schriftstellern bisher gehabt hat. Der Verf. verweilt insbesondere bey Cappel's prognostischen Beobachtungen und Lehrsätzen über das Scharlachfieber und über die Umstände, nach denen sich die Gefahr desselben richtet; wobey begreiflicher Weise der Verf. jede andere Gefahr beym Scharlachfieber, als die von zu warmem Verhalten entstehen soll, und so auch jede ursprünglich gefährlichere und maligne Art von Scharlachfieber verwirft. Hier erfahren wir zuerst vom Verf., welche Ansicht er von dem pyretologischen Verhältniß des Scharlachs habe. „Das Absterben der Oberhaut, sagt er, erschwert die Functionen der Haut, macht also, daß mehr Wärmestoff und Ausdünstungsmaterie im Körper zurückbleibe, als geschehen sollte, und bringt so ein Fieber zuwege, das dem intensiven Grad dieser Störungen angemessen ist, und dem Scharlachübel nothwendig und durchgehends (!) den Charakter der Synocha auf-

lung der Nachkrankheiten findet er nichts zu erinnern nöthig, weil diese nur Folgen des schlechten Verhaltens seyen. Der Verf. schließt diese Abhandlung mit einer kurzen rekapitulirenden Zusammenstellung dessen, was auf die von der Vliessinger Gesellschaft der Wiss. vorgelegten Preisfragen (zu deren Beantwortung eigentlich der Verf. diese Schrift ausgearbeitet hatte) Bezug hat, und mit einem alphabetischen Verzeichniß der Schriftsteller über das Scharlachfieber.

Wir haben es für Pflicht gehalten, bey der Anzeige dieser Reich'schen Schrift so ausführlich zu seyn, weil die Tendenz derselben keine geringere ist, als die bisher allgemein angenommene Lehre von einem besondern der Scharlachkrankheit zu Grunde liegenden atmosphärischen, bald mehr bald weniger contagiösen Miasma ganz zu vernichten, und die bisher im Ganzen herrschend gewesene Therapie dieser Krankheit völlig zu reformiren. Es bedarf unserer Erinnerung nicht, daß diese beabsichtigte Reform sich nicht auf die längst von allen guten Aerzten verlassene heiße und erhitzende Behandlung der Scharlachkranken, sondern nur auf die jetzt ziemlich allgemeine Befolgung eines gemäßigt warmen Verhaltens und eines mehr oder weniger antiphlogistisch = diaphoretischen Kurplans (im einfachen Scharlach) beziehen kann. Diesem ist freylich des Verf. kalte, ja bis unter dem Gefrierpunct erkältende Behandlung dieser Krankheit und seine Entfernung aller übrigen inneren Kurmittel immer noch sehr entgegengesetzt. Wenn wir aber auch zugeben wollen, daß diese Methode des Hrn. R. in den Fällen eines gelinden und gutartigen Scharlachs, und bey übrigens gesunder und kraftvoller Konstitution der Individuen, öfters ohne allen Nachtheil angewendet, ja daß sie unter bestimmten Umständen von Nutzen für die Abkürzung des Krankheitsverlaufes seyn kann, so werden wir darum doch nicht glauben, daß diese Methode auch in den Fällen des bösartigen und gleich vom Anfang an mit dem Charakter eines Synochus, oder aber eines Typhus, oder wenigstens mit rascher Tendenz zu diesem, eintretenden Scharlachs nützlich und angezeigt seyn werde. Wir werden sie vielmehr in diesen Fällen, und überall, wo das — zuverlässig existirende und von dem Verf. nichts weniger als widerlegte — Scharlachmiasma

Gattung, welche Hr. L. wegen ihrer täuschenden Aehnlichkeit mit Bast so benannt hat, findet sich zu Ossenheim in der Wetterau, und soll, wenigstens zum Theil, von der Erle (alnus glutinosa) und zwar von der Rinde herrühren. Rec., der die bastartige Braunkohle aus Autopsie kennt, muß gestehen, daß sie sich sehr als neue Art charakterisirt. — IV. Mineralogische Notizen von Leonhard. Nicht minder reichhaltig. Sphene als Einschluß im Bergkrystall aus dem Chalomcher Gebirge der Dauphinée und einige Bemerkungen über dieses Mineral, wichtig für die Charakteristik desselben. — Analzim aus Fosse. Vorkommen in einem basaltischen Mandelsteine, mit Zeolith rc. — Melanit und Leuzit in Deutschland entdeckt (am Kaiserstuhl im Breisgau in einer etwas aufgelösten grünsteinartigen Gebirgsart). — Neue Krystallform des Gediegen-Wismuths (sechsseitige Säule mit drey Flächen zugespitzt). — Anatase vom St. Gotthard. — Kohlensaurer Strontian von Bräunsdorf bey Freyberg (— dieses Fossil wurde von manchen Naturforschern für Arragon gehalten). — Unbekanntes Mineral in der Gegend von Chemnitz gefunden. — V. Mineralogische Notizen von Selb. Interessant. Frequenz des Augits am Kaiserstuhl im Breisgau. — Uebergänge des Basalts in Klingsteinporphyr. — Krystallformen des Gediegen-Wismuths auf der Grube Sophia (Tetraeder, vierseitige Tafel, Oktaeder, dreyseitige Doppelpyramide). — Ueber den Silbergehalt des Wismuth-Silbererzes und dessen Krystallgestalt. — Tafelförmige Krystalle von Bleyglanz. — VI. Ueber das in Ungarn entdeckte phosphorsaure Kupfer. Von Leonhard. Der Fundort dieses in vierseitigen Doppelpyramiden phosphorsauren Kupfers ist Libethen bey Neusolf. Als Anhang einige chemische Notizen von Buchholz, welche die Angaben des Verf. durch die Analyse rechtfertigen. — VII. Beschreibung einer Suite von Gebirgsarten aus der Auvergne, von Leonhard. Als Einleitung einige lehrreiche Bemerkungen von Dolomieu und Buch über die Vulkane der Auvergne, aus dem Journal des mines und aus Buch's Reise entlehnt. Nun folgen die mit vieler Gründlichkeit entworfenen Beschreibungen der Gebirgsarten, deren Zahl sich auf 71 belauft. Die Sammlung bietet eine ziemlich vollständige Suite der Gebirgsarten dieses merkwürdigen Landes dar. Im Allgemeinen sind Beschreibungen von Gebirgsarten, ohne daß man Gelegenheit hat, die Exemplare selbst mit dem Texte vergleichen zu können, von keinem besondern Werthe; die vorliegenden machen indeß hier eine Ausnahme, indem sie als interessante Belege beym Nachlesen der Schriften, welche

der kürzesten Zeit zur möglichst gründlichen Einsicht gelange. Die erste Veranlassung zu dieser Arbeit gab ihm (S. 7) ein vor fünf Jahren erhaltener obrigkeitlicher Auftrag, Vorschläge zur Verbesserung des Geburtshülfewesens zu machen; und da ihm die gründliche Verbesserung dieses Zweiges der Med. Verfassung von einer zweckmäßigern Einrichtung des Unterrichtes und der Bildungsanstalten ausgehen zu müssen schien, so wendete er hierauf vorerst seine vorzügliche Aufmerksamkeit. Die Arbeit wuchs ihm unter den Händen zu einem Umfange heran, die nicht in seinem ursprünglichen Vornehmen lag, und er glaubte durch die öffentliche Mittheilung derselben nützlich seyn zu können, besonders durch Nebeneinanderstellung seiner Ansichten mit der treflichen Nolde'schen Kritik, indem er vorzüglich auf diejenigen Puncte Rücksicht nahm, wo er verschiedener Meynung mit demselben war.

Da, wo von dem Umfange und Inhalt der Einleitung die Rede ist, heißt es: unter Geburtshülfe seye dem Sinne des Wortes nach offenbar nichts anderes zu verstehen, als die Hülfe, die beym Gebären geleistet wird, und unter Geburtshülfekunst, von andern unrichtig Entbindungskunst genannt, die Kunst, jene Hülfe zweckmäßig zu leisten; in dem Lehrvortrag der Geburtshülfekunst dürfe nichts aufgenommen werden, als die Regeln und Vorschriften, welche sich auf den Beystand, und die Hülfeleistung bey der Geburt beziehen, und diejenigen Sätze, auf welche sich jene Regeln zunächst stützen; es seye daher eben so unrecht, Krankheiten der Wöchnerinnen und Neugebornen in den Lehrvortrag der Geburtshülfe aufzunehmen, als den propädeutischen Unterricht zu weit auszudehnen, und den Vortrag auch auf Unvorbereitete berechnen zu wollen, wodurch, wie der Verf. richtig zeigt, die Möglichkeit einer systematischen und gründlichen Darstellung aufgehoben wird. Ihrer Natur nach zerfallen also die Gegenstände des Lehrvortrages der Geburtshülfekunst in die eigentlich geburtshülflichen, und die (näheren) propädeutischen. Da aber das obstetrizische Verfahren seinem Zwecke und Wesen nach verschieden ist nach der Beschaffenheit der Geburt, je nachdem diese entweder A. Gesundheit gemäß vor sich geht, oder B. die Normalität dieser Function gestört, aufgehoben ist: so zerfal-

Hierauf kommt der Verf. für die zweyte Abtheilung, auf das Verhalten sowohl der Gebärenden als der bey der Geburt Gegenwärtigen für die normale Geburt zu sprechen.

In der ersten Abtheilung des zweyten Haupttheiles (des pathologisch-therapeutischen Theiles) sollen die Abnormitäten der Geburt nach ihren Hauptverschiedenheiten, oder die allgemeinen Formen von Störung dieser Verrichtung nosologisch abgehandelt, die Vorgänge, auf denen die Rückkehr oder möglichste Annäherung zur Normalität beruhet, ausgemittelt, hiernach die allgemeinen Regeln für das Curverfahren bestimmt, und endlich die vorzüglichern der Geburtshülfe eigenthümlichen Behandlungsarten (methodus curandi obstetricia generalis): die Application der Geburtszangen, die künstliche Veränderung der Fruchtlage, die künstliche Entbindung vermittelst bloßer Hände, die Entbindung auf fremdem Wege (Sectio caesarea) und die Perforation und Embryotomie ausführlich exponirt werden. S. 208. „Mit diesen Operationsarten, ihrer Natur, Bestimmung, Wirkungsart und der Art, sie zu verrichten, muß hier der Schüler bekannt gemacht werden, wie auch mit ihren allgemeinen Anzeigen. Die Besonderheiten derselben, ihre Modificationen, in speciellen Fällen, und ihre besondern Anzeigen sind Gegenstände der speciellen Therapie, und können durchaus nur da gründlich und deutlich abgehandelt werden. — Hier soll der practische Unterricht, oder die Uebungen am Fantome, an Leichen u. s. w. beginnen, und neben dem theoretischen Unterrichte fortgesetzt werden.

In der andern Abtheilung des zweyten Haupttheiles, welche die specielle Pathologie und Therapie der Geburt enthält, sollen die besondern Formen von Abnormität der Geburt nebst ihren wichtigern und häufigern Complicationen, nach ihren Zeichen, Unterscheidungsmerkmalen, Ursachen, Wirkungen, Ausgängen und Folgen dargestellt, die Curregeln bestimmt und die Behandlungsarten angegeben werden, auf die in der übrigen Heilkunde allgemein angenommene Weise.

S. 105 — 116 ist ausführlich gezeigt, daß die Normalität der Geburt nicht allein auf der gegenseitigen Proportion zwischen den beyden Hauptmomenten des Mechanismus der Geburt, nämlich dem activen und passiven Moment (den aus-

treibenden Kräften und der Frucht und den zum Durchgange derselben bestimmten Wegen) beruhet, sondern auch (da alle Normalität des Mechanismus irgend einer Function immer eine relative ist) auf dem Verhältnisse dieser Proportion zu den organischen Functionen, die von dem Gebärungsacte influirt werden, und zu der Stimmung der Vitalität des übrigen individuellen Organismus überhaupt. Diesemnach ergeben sich zwey Hauptgattungen von Abnormität der Geburt, je nachdem das eine, oder das andere der eben erwähnten Verhältnisse sich von dem Normalzustande entfernen: nämlich Abnormitäten der Geburt wegen fehlerhafter Beschaffenheit der ihren Mechanismus bedingenden Momente, und Abnormitäten der Geburt wegen normwidrigen Zustandes des übrigen Organismus, in wiefern er von der Geburt influirt wird. Was die weitere Eintheilung der ersten Hauptgattung von Abnormitäten betrifft, so müssen wir uns hier beschränken, anzugeben, daß des Verf. Hauptaugenmerk darauf gerichtet war, die Eintheilung auf die wesentlichen Verschiedenheiten zu gründen, die einzelnen Abnormitäten unter möglichst allgemeine Gesichtspuncte zu bringen, und jene nach jeder andern Eintheilungsweise unausweichlichen, zahlreichen Unterabtheilungen zu vermeiden, welche die Uebersicht erschweren, den Schüler außer Stand setzen, dem Lehrer zu folgen und ihn verwirren, und welche sich zur Bearbeitung zum Zwecke einer speciellen Pathologie und Therapie der Geburt durchaus nicht eignen. — Aus der Reflexion auf die Wirkungsart die Fehler der einzelnen Momente, welche jene Hauptmomente des Mechanismus constituiren, ergibt sich aber offenbar, daß ihr Einfluß auf den Verlauf der Geburt sich darin vereinigt: denselben entweder zu erschweren, oder in höherem Grade der Abnormität gänzlich zu unterbrechen, unmöglich zu machen (eine bloße graduale Verschiedenheit) oder ihn übermäßig zu beschleunigen. Hierdurch ist unter den Störungen der Mechanik der Geburt eine in Hinsicht auf ihre Ursache und ihren Einfluß wesentliche Hauptverschiedenheit gesetzt. Diese beyden Gattungen von Abnormität sind aber für sich verschieden, je nachdem ihr Grund entweder in einem Fehler der austreibenden Kräfte, oder der diesen entgegenstehenden Objectes liegt, und im letzteren Falle

parates dieser Art, für dessen mitgetheilte genaue und deutliche Schilderung der Verf. den Dank seiner Berufsgenossen verdient. Der Fall ist kürzlich folgender: Anna Christina Dienstühler, die Frau eines Zimmermanns zu Dhüne im Großherzogthum Berg, 36 Jahre alt, seit 13 Jahren verheyrathet, befand sich in den ersten 6 Jahren ihres Ehestandes vollkommen wohl, war von gesundem blühendem Aussehen und gerade und wohlgebaut, einige Monathe nach ihrer vor 5 Jahren erfolgten, sanften, glücklichen Niederkunft fing sie an, an rheumatischer und gichtischer Affection, als Folge einer Verkältung, zu leiden. Unter öfterem Wechsel mit Besserbefinden nahm das Uebel zu, und machte ihr das Gehen äußerst beschwerlich. 2 Jahre nachher gebar sie ein todtes Kind. Die Geburt war schwierig, wurde jedoch durch die Naturkräfte vollendet; und die Hebamme, welche ihr beygestanden, eine alte erfahrene Frau, versicherte bestimmt, daß die harten Geburtstheile von aller Mißstaltung frey gewesen seyen. Hierauf nahm ihre Krankheit, die gichtische Affection, wieder so zu, daß sie nur mit vieler Mühe, und nicht ohne Stock gehen konnte, endlich fast ein halbes Jahr zu Bette zubringen mußte; und, als sie wieder anfing zu gehen, schien das rechte Bein wie gelähmt zu seyn, und bey einiger Anstrengung fühlte sie in demselben, so wie in dem rechten Hüftgelenke heftige Schmerzen. — Im Anfange ihrer siebenten und letzten Schwangerschaft, welcher in den Frühling fiel, ungefähr 5 Vierteljahr nach der vorewähnten Niederkunft, schienen ihre Kräfte und ihre Gesundheit wieder zu kehren. Zum Erstaunen ihrer Bekannten fing sie wieder an, ihre Gartenarbeiten selbst zu verrichten, zu pflanzen, zu graben, und befand sich fernerhin wohl, wie dies auch ihre Gesichtsfarbe zeigte; obschon der contracte Zustand ihres Körpers auch äußerlich sichtbar war. Der Rückgrath war gekrümmt. Die Hebamme, welche sie untersucht hatte, versicherte, daß es außer dem Kaiserschnitte kein Mittel gebe, sie von ihrem Kinde zu befreyen. Dasselbe fand der zur Niederkunftszeit herzugerufene Geburtshelfer. Er verrichtete die Operation ganz nach den Regeln der Kunst. Das Kind gab keine Zeichen des Lebens von sich; es hatte an beyden Seitenwandbeinen einen tiefen Eindruck. — Während der

welches nebst den drey Lendenwirbeln nur 8 Unzen und 5 Quentchen wiegt. — Nicht als eigentlich hierher gehörend, sondern seiner äußersten Seltenheit wegen, fügt der Verf. noch die ihm von Baudelocque in einem Briefe mitgetheilte Beschreibung eines höchst mißstalteten Skelettes bey, dessen Becken dieser im ersten Bande seiner Anleitung zur Entbindungskunst im Vorbeygehen erwähnt hat. — Am Schlusse legt er dem Urtheile der Sachkundigen eine Bemerkung vor, um durch die Erfahrungen anderer entweder bestätigt oder widerlegt zu werden. Er fand nämlich an den bey weitem meisten, ihm zu Gesicht gekommenen, durch vorhergegangene mehr oder weniger gleichmäßige Knochenerweichung deform gewordenen Becken, die Verengerung des Beckeneinganges an der linken Seite in stärkerem Maße, als an der rechten. Schon vor fünf und mehrern Jahren theilte er diese Bemerkung mehreren berühmten Anatomen und Geburtshelfern mit, und erhielt durchgehends Bestätigung derselben. Zum Belege führt er außer den Becken aus seiner eigenen Sammlung eine bedeutende Anzahl von andern beschriebener deformen Becken an, und theilt alsdann seine Meynung über die Ursache dieser Erscheinung aus Gründen mit, deren Beherzigung wir des Interesse wegen, welches diese Bemerkung in practischer Hinsicht hat, den Sachkundigen empfehlen, uns aber sowohl hierüber, als über den Werth dieses ganzen, an Gegenständen reichhaltigen Werkes, des Urtheiles nach den Gesetzen unseres Institutes begeben. J. Fries.

Allgemeines Repertorium der Mineralogie. Von C. C. Leonhard, der W. W. Dr. großherzogl. Frankfurtischem General-Inspektor der Domänen etc. Erstes Quinquennium. Jahre 1806 — 1811. Frankfurt a. M. 1811. In der J. C. Hermann'schen Buchhandlung. VIII und 212 S. in 8. (2 fl. 30 kr.)

Diese Nachweisung alles Wissenswürdigen in dem Gebiete der Mineralogie während der genannten Periode schließt sich an das rühmlichst bekannte Taschenbuch des Verfassers an. Es sind der Abschnitte zehen. Die Bearbeitung ist mit Fleiß und Sorgfalt ausgeführt, und wir empfehlen dieses Werk dem wissenschaftlichen Mineralogen als sehr gutes Hülfsmittel.

Ansicht des Verf. die Wissenschaft gefördert und mit neuen Resultaten bereichert sey, oder nicht.

Domitii Ulpiani fragmenta libri regularum singularis, uti videtur, vulgo XXIX tituli ex corpore Ulpiani. Denuo recensuit Gustavus Hugo. Berolini imp. Mylii 1811. VI und 52 S. 8.

Der berühmte Herausgeber hat auch durch diese Arbeit seine vielen Verdienste um gelehrtes und wissenschaftliches Studium des Römischen Rechts vermehrt. Schon das ist dankenswerth, daß er, nachdem seine frühere Ausgabe (von 1788) vergriffen war, abermals Gelegenheit gab, dieses schätzbare Büchlein für einen solchen geringen Preis anzuschaffen, daß von der Seite kein Hinderniß den darüber zu haltenden Vorlesungen und eignem Studium, welche den größten Nutzen gewähren müssen, im Wege steht. Aber — wie sich vom Herausgeber, der bey jeder Ausgabe einer eignen Schrift fast ein neues Buch liefert, nicht anders erwarten ließ — auch das denuo recensuit steht nicht müssig auf dem Titel, und so darf sich auch die Kritik Ulpians Vortheile von dieser Arbeit versprechen. Worin das in dieser Beziehung Geleistete bestehe, gibt die kurze Vorrede (die ausführlichere der ersten Ausgabe ist weggeblieben) im Allgemeinen an, und ist hier prüfend näher darzulegen.

Ulpians Worte selbst lesen wir hier mehr, wie sie schon früher gedruckt waren, als in der Ausgabe von 1788, in welcher manche Conjecturen Andrer und eigne etwas zu rasch aufgenommen sind. (Manche der damaligen Lesarten vel incuria fuderat, vel nimium fere grammaticae studium emendaverat heißt es in der Vorrede.) Hierher gehörige Aenderungen bemerkte Rec. in den ersten 16 Titeln, die er genauer durchging, ohngefähr eben so viele größtentheils beyfallswerthe. So ist z. B. t. 2. §. 6. anstatt des von Schulting vorgeschlagenen der genauen consequutio temporum angemessenere nolit wieder das in den Handschriften vorkommende nollet gesetzt, ohnstreitig weil Ulpian in diesen Feinheiten nicht so

einer alten Handschrift bearbeitet und herausgegeben von Ludwig Tieck. Stuttgart und Tübingen, in der J. G. Cottaischen Buchhandlung 1812.

Man hat in England und anderwärts an alten Bildern verschiedner Jahrhunderte die Bemerkung gemacht, wie Familien, Städte, Nationen in der Physionomie der äußeren Formen zu allen Zeiten im Ganzen sich gleich geblieben, so daß es scheint, als ob der herrschende Grundton jeglichen Volkes im Verlaufe seiner Entwicklung nur durch alle die mitklingenden Töne umlaufe, und so die Harmonie des Beyeinanderseyns sich in die fließende Aufeinanderfolge ausbreite. Diese Seelenwanderung ist besonders und vor allem in der Kunst zu bemerken, die Funken, die bey ihrem ersten Aufblitzen jeder Nation zu Theil geworden, laufen mit dem Leben an den Geschlechtern wie an goldnen Ketten fort, aufknisternd bey jedem Ringe, obgleich in vielen Farben spielend, doch immer dasselbe Feuer. Was daher je recht eigentlich in einem Volke gelegen und aus ihm hervorgedrungen, welche dichterische Ader je in ihm geschlagen und geblutet, die kann nimmermehr ganz in ihm versiegen, sie hat ihre Fülle vielleicht durch Einwindung in ein anderes Gefäß entladen, aber Nerv und Muskel treiben in ihr fort, und es wird derselbe Lebensgeist abgeschieden. Immer braust auf gleiche Weise der Wassersturz schäumend durch die Lüfte, immer stehen an ihm dieselben Farbenbogen, obgleich Luft und Licht und Wassertropfen immer andere und andere vorübereilen, und einzig der Fels unten immer derselbe steht. So ist denn auch die Minnepoesie in ihrer Weise so nationell, wie der Psalter der Hebräer, keineswegs aus dem Volk entwichen, das sie so viele Jahrhunderte gepflegt; während die ganze Lyrik des neueren Romanes auf ihr ruht, hat sie selbst in ihrer alten Einfalt in den Herzen eine Stätte sich bewahrt, und immer einen Mund gefunden, der das Wort für sie gethan. Man kann Tieck ganz eigentlich in seinen Bestrebungen und dem, was er geleistet, als den Minnesänger dieser Zeit erkennen, als den, über welchen jene schneeweiße Taube senkrecht ihren Strahl herabgesendet, daß er unter allen Sprachen am geläufigsten jene alte Herzenssprache spricht. Sein ganzes Wesen neigt sich gegen jene Zeit,

in die er seine Wurzeln geschlagen, und die wie eine Geisterstimme aus ihm herausgesprochen; gern und freudig würden jene zwölf alten Meister, die den Gesang gegründet, ihn als den Ihrigen erkennen, und den befreundeten Geist in Liebe verehren. Ja man möchte sagen, er hat unter der Genossenschaft gesessen, und ist der Letzte von dem schönen Bunde noch geblieben, wie alle Chroniken von Johann de Mehun berichten, daß er Carl den Großen und nach ihm noch vierthalb Jahrhunderte vor seinem Tod gesehen: Eben jener leichte Spott, der lustige Witz und das milde Lächeln, das so häufig seinen redenden Mund zu oft nur das Auge umspielt, wie das Alles ihn nebst jener Richtung so ganz eigenthümlich bezeichnet, zeigt, wie der Minne Kind in ihm erwachsen, viel Zeit und Menschenthun gesehen, und seine Strahlenpfeile scheitelrecht durch den unter ihm stehenden Frühling schießt. Ihm kam es daher vor Allem zu, die alte vieltönige, längst verstummte Laute von neuem zu besaiten und den schlafenden Widerhall in ihr zu wecken. Bodmer hatte die alten Lieder in ihrem Werthe zuerst erkannt, und sie in die Welt geworfen, die damals mit wichtigeren Dingen beschäftigt, ihrer nicht achtete. Da führte der ihnen so nahe befreundete Dichter die Vergeßnen von neuem in unsere Mitte ein, und wußte ihnen die Aufmerksamkeit zu gewinnen. Mit treuer Liebe hat er ihrer sich angenommen, bis sie mit Fertigkeit die Sprache der Zeit geredet; alles hat er an ihnen gethan, was man einem ersten Versuche ins Große hin immer anmuthen mag. Nun sie Lust und Liebe zur lautern Quelle selbst erregt, tauchen sie freudig in ihren klaren Wellen wieder unter. Sind die Deutschen einmal erst bey einer Ueberraschung in den rechten Gesichtspunct gebracht, und zur ruhigen Besinnung gekommen, dann kann man die Fortbildung ruhig ihrem freyen ins Tiefe strebenden Sinne überlassen. Seit jenem Anstoße ist die Minnepoesie in ihrer ganzen Würde anerkannt und geachtet worden, wie ein ungebundener verwaister Reim hatte sie trauernd in der Nation gestanden, nun aber ist plötzlich in vieler Brust der Anklang erwacht, der sie bindet, und sie zieht nun wieder freudig in die Herzen ein. Eine schöne Jungfrau wandelt diese Kunst durch Blumen und den Klee sieben krystallene

Bälle und mehr, jeder in eigner Farbe den Sonnenschein brechend, fängt sie mit gewandter zarter Hand, und wirft sie kunstreich, daß bald dieser, bald jener auf und niedersteigt, und sie bald paarweis, bald zu drey und drey und vier und vier einander sich begegnen, und bald dieses, bald jenes mit dem andern sich im Farbenscheine gattet, und der leichte Tanz in immer andern und andern Figuren sich verschlingt. Eng umschrieben ist der Kreis dieser Lyrik, aber in diesen Kreis sind alle ersinnlichen Formen eingeschrieben, gerade wie die Natur in wenige Elementen so viele Krystalle und das Leben seine Blätter und Gebilde wirkt. Die reine oft sehnende, oft jauchzende Lust ist die Poesie in dieser Kunst, das reine ätherhelle Wasser dieses Diamanten wird eben nur durch den äußern Schnitt in jenes spielende Farbenmeer zersetzt. Eines fehlte noch bisher, seit man dies erkannt, die Fassung zu dem Edelstein, das Leben zu dem Liede. Ueber Berg und Aue zieht hin das lustige Volk, an Kreuzwegen und Madonnenbildern führt es seine Tänze auf; wir hören die Weise und den Gesang, aber wir möchten auch die Reise kennen, und was die Eingebung des einen Augenblickes mit der des Folgenden verknüpft. Das ist uns hier im Frauendienst gegeben, es sind die Denkwürdigkeiten aus dem Leben eines Minnesängers der guten Zeit, die uns hier aufgezeichnet sind; was von epischer Handlung seine lyrischen Begeisterungen zusammenhielt, hat er uns erklärt, und damit erst ist das ganze Gemälde dieser poetischen Weltanschauung vor uns ausgebreitet. Gar wohl schickt sichs zu diesem Zwecke, daß der Herausgeber die zwischen den Liedern durchlaufende Poesie in Prosa aufgelöst, die ungebundne Rede gibt so den Goldgrund, der die Farben des Lieds entzündet, daß sie wie schöne, grüne Inseln aus dem in Lichtwellen schlagenden Meere heraufblühen. Zugleich wird dadurch das langweilige, breite glücklich vermieden, das die erzählenden Gedichte einer Zeit, die an dem kühlen, frischen, aber farb- und geruchlosen Quellwasser heiteren Lebensgefühles sich ergötzte, für eine spätere haben muß, die aus allen Elementen sich ihr Labsal mischt. Häufig murmeln die Worte dieser Erzählungen in unerschöpflicher Gesprächigkeit wie Waldbäche ohne sonderlichen Gedankenaufwand dahin, aber die Zu-

hörer spiegelten sich, wie es scheint, so vergnügt, wie Gras, Kraut und Baum und Stern in ihrem Silber, und waren nicht zu ermüden, denn ihre Liebe sprach sie daraus an. Jetzt zieht die elegante Welt wohl auch hinaus zu ihnen, um einmal wieder die rechte Landluft zu genießen, sie trinkt in der Curzeit das Wasser aus Bechern zur Stärkung der schlaffen Fiber und lobt den Trunk gar sehr gegen jedermänniglich, sollte sie aber ihres Herzens Gedanken recht unumwunden kund geben, sie könnte nicht anders, als es für ein abominables Gesöff, eine fade Brühe erklären, die ihr Reißen in den Därmen macht, zu welchem offenherzigen Geständniß sie denn auch die Sudelköche, die ihr Thee-Essenzen und Kaffe-Surrogate ihrer Fabrik unaufhörlich anrühmen, aufs Beste animiren. Diese Wellen sind nun hier glücklich zur Consistenz eines Julepps verdickt, und auch so mag er Vielen weit weniger als Veit Webers Kraftbrühen munden, die aufschlagen wie Quecksilber im Magen, und den herrlichen Nachgeschmack zurücklassen. Jene aber, die in ihrer und aller Zeit nur auf die Laute des großen Sylbengespräches horchen, das tief im lärmenden Tumulte der Geschichte die Geister dieser Zeiten halten, ohne zu merken auf das Sausen und Rascheln der leeren Spreu, die der Wind umtreibt, werden gar wohl wissen, was sie daran haben, ein Blatt aus der Weltgeschichte des Herzens, wie deren in jedem Jahrhundert nur eines umgeschlagen wird. Seit Ulrich von Lichtenstein hat die Erdaxe kaum dem Astronomen merklich in ihrer Stellung sich geändert, das Leben aber und die Menschenwelt hat eine gänzliche Umwälzung erfahren, kehrte er selbst zurück, er würde wohl die Neugierde der Stümpfsten regen. Statt dessen hat er ein Buch aus seinem Sarg gereicht, in dem es treulich aufgeschrieben, wie ihm zu Muth gewesen, und wie ihm seine Zeit erschienen; wir sollten denken, daß es uns merkwürdiger seyn müßte, als eines der sechs und dreyßig Paviangeschlechter zu beschauen. Sein Gewerb ist Ritterthum im Minnedienst, von frühester Jugend hat er sich ihm ergeben, alte einfach komponirte Bilder gehen an uns vorüber, ein runder voller Tenor singt daraus in kunstloser Modulation hervor, anfangs nur in einzelnen Accorden sich versuchend, dann zu einer zusammen-

konnte der Ueberfluß sich gar wohl anhäufen, und mitunter eine ans Orientalische gränzende Pracht ausgelegt werden. Um indessen nicht ungerecht die Zeiten zu beurtheilen, müßte man genauer den Zustand des Landmanns in jenen Jahrhunderten kennen. Wir sollten denken, der Ackerbau sey etwas so stetigs, sich stets gleichbleibendes, daß der Zustand seiner Pfleger in allen Perioden so ziemlich derselbe gewesen; bey dem Wechselverhältniß von Stadt und Land müßte die Blüthe jener auch größeren Wohlstand der Bauern nach sich ziehen. Vieler Hudel war noch nicht erfunden, unter dem Drucke litten nur Einzelne, die Mehrzahl war nach dem treuherzigen, so wenig abgefeinten Charakter der Zeit gewiß billig, Ulrich selbst äußert darüber durchaus rechtliche Gesinnungen, und daß man aufgeschrieben, wie die Bauern eines Orts in Lothringen allnächtlich die Frösche im Sumpfe zum Stillschweigen schrecken mußten, damit sie den Schlaf des Abtes im benachbarten Kloster nicht stören möchten, beweist, daß man den Vorgang für Folge eines üppigen, frechen Uebermuths genommen. Aber gesichert war die Ruhe und die Freude nicht auf Erden, wie sie es denn am wenigsten noch in heutiger Stunde ist; nur wenn das Gethier schläft, wagen die Scherze und das Schöne sich auf kurze Zeit hervor, bald aber hört man wieder unten im Stalle wiehern und stampfen und heulen mit Gebrüll durchschossen, und alles flieht eilig von dannen, wenn die gute Geisterstunde ausgeschlagen. So folgt denn auch hier auf die Freude bittres Leid, Klee und Geblüme wird zu Heu gemäht, und die sprudelnden Lebenswässer werden in enge Banden fest geschlagen. Gerade wie der Französische Troubadur, Hugo Brunet, klagt auch Ulrich, ich habe schöne glückliche Zeiten der reinen Minne gesehen, aber sie sind verschwunden, aber alles ist verloren und dahin: so muß alles Leben und alles Epos in die Klage enden, und der Erdgeist wird die Menschheit klagen, ist ihre wahnsinnige Geschichte einst geschlossen.

Was weiter dies Buch sehr schätzbar macht und andrerseits auch wieder beweist, wie das darin beschriebene Leben wirklich gelebt worden, ist der Umstand, daß wir darin die vollständige Liedersammlung eines Lyrikers besitzen, von den ersten Anfängen herauf, wo er nicht schreiben gekonnt, bis er allein von

diese, deren Originale wir nicht kennen, uns doch durchaus sehr wohl angesprochen, und wir nirgendwo Anstoß gefunden haben, während wir uns mit Widerwillen von den meisten neugesottenen Minneliedern neuerer Kunstdrechsler abwenden, die aus den abgefallenen Spänen in der Werkstätte zur Abwechslung einmal ein gothisches Mückenhäuschen zusammenleimen, in das sie die weggefangenen Ideen eines alten Sängers einsperren und zu Tod sich zappeln lassen. Nicht wie diese hat Tieck gethan, der Dichter konnte nicht in bessere Hände fallen, und wir müssen ihm Dank wissen, daß er so wohl und treu an ihm gehandelt.

J. Görres.

Bibliotheque francaise pour la jeunesse.

Auch unter dem Titel:

Choix de lectures instructives et amusantes pour la jeunesse par J. B. Engelmann. Tome I. II. Heidelberg et Francfort. 1813. 322 S.

Wir zeigen dem pädagogischen Publicum mit Vergnügen dieses Werk an, weil wir die Bedürfnisse einer solchen Lectüre kennen, und das hier finden, was man in vielen solchen Sammlungen vergeblich sucht. Die Kenner der Französischen Litteratur und Sprache halten die Aufsätze größtentheils zur Bildung in dieser Sprache geeignet, und haben nur hier und da einiges zu tadeln, z. B. in mehreren Aufsätzen einen etwas gezierten Vortrag, was der Franzose ampoulé nennt. Der Pädagog erfreut sich auch der guten Auswahl; z. B. das Leben Düvals wird hier der Jugend wieder erzählt, an dessen erhebenden Einfluß wir uns noch immer erinnern.. Auch ist für Mannigfaltigkeit gesorgt.

S.

Eine Parthey nichts als Unruhen, Zwiste und Schimpfwörter, die Andere nichts als Censuren, Bullen und Scheiterhaufen hat?“ Ist es aber nicht sonderbar und fast unbegreiflich, wie Erasmus glauben konnte, daß in Luthers Sache nur von disputablen Schulfragen die Rede sey, da er selbst in der ersten obigen Aufzählung so vieler Mißbräuche, welche mancher brave Gelehrte nebst Luther abgestellt wünschte, so manchen wichtigen Punct angeführt hätte, an dem weit mehr Schaden oder Besserung hangen mußte, als an dem größten Theil des Symbolum Athanasianum. Und gerade diese Puncte waren doch Luthers Hauptbeschwerden gegen den Römischen Stuhl! Erasmus scheint wirklich alles dieses Nothwendige, worin er mit Luther übereinkam, nur deswegen von Luthers Sache abzusondern, weil er selbst und so mancher Redliche, auch ohne Luther, es für höchst nöthig hielt und gehalten hatte. Aber war darum eben das, was Erasmus als die Sache (nicht Luthers, sondern) des Evangeliums ansah und so benannte, weniger auch in Luthers ganzer Unternehmung das Wesentliche? In der That konnte Erasmus auch von dem, was er zu den bloßen Schulfragen rechnen wollte, manches nur deswegen für so unbedeutend ansehen, weil er bloß die Sätze an sich, nicht aber die Grundsätze davon in Betrachtung zog. Man mochte ruhig disputiren, ob die Auctorität des päbstl. Stuhls von Christo, oder von der Kirche sey, wenn nur nicht in beyden Fällen die Idee postulirt würde, daß jene Auctorität menschlicher Kirchenvorsteher in jedem Fall ein Recht enthalte, irrefragable Vorschriften für Lehre und Leben der Christen im Namen Jesu, der Apostel und der „infallibeln“ Kirche zu geben. Dieses Princip ist es, worauf alle Differenz ruht; und ein solches Princip, auf welches sich die päbstliche Machtvollkommenheit viele tausendmale als auf ein ihr vom Himmel verliehenes apostolisches Vorrecht berufen hat, um für ihre Bestimmungen in der Kirche immer, im Staate aber auch, so oft es thunlich schien, unbedingten Gehorsam zu fordern, konnte Erasmus nie unter die bloße Schulfrage zählen. Wer an jenem Princip nicht fest hielt, konnte vielmehr nicht Römisch-katholisch heißen. Das irrefragable Festhalten aller Mißbräuche, die Erasmus selbst rügt, woher anders entstand es,

als weil nach jenem
geben konnte, einmal in
bezog, unrecht geurtheilt
auf Religion bezogen zu
daß er den mit ihm in
nicht zum Tode verurthei
Princip bereits, seinen i
thern in den Bann geth
Erasmus war also von j
als von Luther selbst, in
Ist es denn etwas Groß
hin sterben würde, noch
belehren und überz
Nicht einmal das macht
man ihn zum Wider
wird es anders auslegen;
roth, als gebraten werde
rl!). — Im Grunde
des Erasmus eigentlich d
Luther wesentlich beabsich
übereinstimmte, daß er u
zeugung hatte und sie ni
weil — und dies war oh
der Disharmonie! —
man darf sagen, Luther
dung mit dem, was in
war, im entschiedensten
oben berührte Bedrückung
Ueberzeugungsfreyheit, je
pensationen und Indulgen
lichkeit u. dgl. m. waren
wider, weil der Geschma
auch die Sittlichkeit dadu
giösen Luther war oben
Glaubenseifer, sein Ref
sein Gefühl für practisc
konnte. Daraus entstund
der keiner Parthey

wollte (S. 275), am wenigsten ertragen konnte, eine zum Partheymachen, auch zu einseitigen Behauptungen leicht verleitende Heftigkeit. Was konnte Luther dagegen, daß er als Augustiner-Eremite mönchisch erzogen war? daß er nur durch die heftigsten Anstrengungen, wo ein gewaltsam erregtes Wahrheitsgefühl den kraftvollen Geist drängt, sich aus dem Tiefsten emporarbeiten mußte? daß er die milde Bildung durch den klaren Sinn der Classiker nicht genossen? nicht durch jene Uebungen im Interpretiren, die Vielseitigkeit der menschlichen Begriffe leicht zu verstehen und zu ertragen gelernt hatte? „Luther," sagt Er. dagegen S. 233 recht aus seinem Herzen heraus, „könnte dreymal und viermal mein Bruder seyn, und ich könnte seine ganze Lehre billigen; darum müßte ich aber doch immer seinen ungeheuren Starrsinn im Behaupten und sein heftiges Schmähen, wozu er immer bereit ist, gar sehr mißbilligen (non possem non vehementer improbare tantam in asseverando pervivaciam, tam acerbam ubique paratam maledicentiam). Auch kann ich mich immer noch nicht überzeugen, daß der Geist Christi, worüber an Milde nichts geht, in einem Herzen wohne, aus dem so viel Bitterkeit herausströmt. Möchte mich doch meine Vermuthung hier täuschen!" Aehnliche Zweifel über den Geist Christi, ob er in dem nie heftig bewegten, also nie begeistert scheinenden Erasmus wohne, hatte Luther auch wider Er. geäußert. Warum also Erasmus von Luther dissentirte, dies lag meist in der Persönlichkeit, nicht in dem Wesentlichen der Unternehmung Luthers. Dagegen charakterisirt die Persönlichkeit des Erasmus in Hinsicht auf diese Sache sich selbst ebenfalls so, daß gewiß nicht Luther allein, sondern wohl jeder Menschenbeobachter und Geschichtkenner mit derselben nie zusammentreffen möchte. Wie dort die Heftigkeit, so führte hier die Milde auf ein Extrem. Wer kann ohne Lächeln überdenken, was S. 272 als der letzte Vorschlag der Erasmischen Gutmüthigkeit? oder Klugheit? ausgesprochen ist: „Was nach Ueberzeugung des gelehrteren Theils der Freunde des Evangeliums zur allgemeinen Wohlfahrt des Christenvolks und zur Ehre Christi etwas beytragen kann, das werde in geheimen Briefen dem Pabste und dem

in ihr, so hat die Kirche in der Gemeinschaft der Frommen ihren Sitz. (So harmonirte Er. auch mit Luthers Idee von der unsichtbaren Kirche, als Gemeinschaft der Heiligen!) Dieser Kirche wird H. aber auch einen Bischof geben; er wird erlauben, daß er Metropolitanrechte habe, da es so viele Erzbischöfe in diesen Gegenden (Deutschlands rc.) gibt, die nie einen Apostel gesehen haben und Rom den Petrus und Paulus sah, die ohne Widerspruch die größten Apostel waren. Was liegt nun Ungereimtes darin, wenn man unter den Metropolitanbischöfen dem von Rom den ersten Rang (primum locum) einräumt. Denn daß ich die ungeheure Gewalt, welche sich die Päbste (durch apostol. Jurisdiction über die ganze Kirche und durch eine Gottes Stelle vertretende Legislation!) seit einigen Jahrhunderten anmaßten, vertheidige, wird niemand von mir gehört haben. Doch, Hutten kann einen heillosen Pabst nicht vertragen? Wir wünschen aber alle, daß der Pabst ein Mann sey, der verdiene, auf Petri Stuhl zu sitzen. „Und wenn er es nicht verdient?“ So setze man ihn ab. Eben so sollte man auch alle Bischöfe absetzen, die nicht ihre Pflicht thun! — „Aber die ärgste Pestilenz für die Welt kam seit vielen Jahren von Rom her!“ Wollte Gott, man könnte dies läugnen. Inzwischen haben wir jetzt einen Pabst (Hadrian VI.), der, wie ich glaube, aus allen Kräften daran arbeitet, diesen Stuhl und diesen Hof von seinem Schmutze zu reinigen.“ — So offen erklärte sich der nach Temperament und Bildung äußerst humane Erasmus. Ein wahrer Vortheil war es auch für ihn, daß er seine Spongia gerade unter Hadrian VI. zu gebrauchen hatte. Bedächtlich setzt er dann aber doch hinzu: „Und die Liebe ists, nach Paulus, welche Alles hofft.“ — Den 1. Sept. 1523. erklärte Hadrian VI. in seinem ersten Consistorium zu Rom seine Vorsätze zur Reform der päbstl. Curie; den 14. Sept. starb der das Bessere wollende Nicht-Italiäner unter dem Achselzucken seiner weltklugen neuen Umgebungen. Wie schlimm, wenn Reformen nur von der vorübergehenden Persönlichkeit abhangen und dabey die Grundmeynungen gegen sie fest bleiben sollen. — Eben so offen und wahr aber sagt Erasmus auch S. 275 der andern Parthey: „Wenn wir unaufhörlich

keine irrigen Begriffe verbände), in den ersten Stunden der Demonstration einiges Allgemeine über Zellgeweb, Häute, Muskeln, Gefäße, Nerven rc. vorzutragen, und die verschiedene Textur durch frische Stücke und besonders verfertigte Präparate zu versinnlichen; so wie es wohl nachher ziemlich von der Willkühr des Lehrers oder dem Zuflusse der Cadaver abhängen dürfe, in welcher Ordnung die Vorträge auf einander folgen sollen, womit es sich aber bey Schriften über Anatomie anders verhalte u. s. w.

Nach diesen vorausgeschickten Bemerkungen über die beste Art des Vortrags der Anatomie auf Universitäten, wodurch dieses Studium dem Physiologen wie dem Chirurgen gleich angenehm, faßlich und leicht gemacht werden könne, theilt uns der Verfasser die Beschreibung zweyer verschiedenen Durchschnitte der Bauchhöhle des Menschen mit, durch welche der unmittelbare Zusammenhang der allgemeinen Bauchhaut mit den als Netze und Gekröse bekannten Fortsetzungen derselben, die Bildung und Entstehung dieser Fortsetzungen und der Ursprung der verschiedenen Blätter derselben, so wie das Verhältniß des durch die Netze gebildeten Sackes zum allgemeinen Sacke des Bauchfells sehr deutlich aus einandergesetzt ist.

Die vom Verf. zur Darstellung des Gekröses und der Netze, als Fortsätze des Bauchfells, versuchten Präparationen erleichtern allerdings die Lösung der Aufgabe: der Demonstration des Bauchfells, und eigenen sich dazu, dem Anfänger schneller und sicherer eine klare Vorstellung von einer Membran zu verschaffen, die bald die Wände der Bauchhöhle überzieht, bald die in der Höhle eingeschlossenen Eingeweide umkleidet, bald diese als eine Brücke verbindet, bald wieder frey flottirende Anhängsel bildet, und doch einen überall geschlossenen Sack ausmacht. — Die beyden Abbildungen, wovon die eine die Fläche eines Querdurchschnittes des Unterleibes (dessen einschließende und eingeschlossene Theile zu der beabsichtigten Darstellung besonders präparirt worden sind), die andere die Fläche eines Durchschnittes der Länge nach darstellt, entsprechen, wenn sie schon der Verf. für flüchtig entworfen ausgibt, ihrem Zwecke.

Diese Darstellungen würden nicht weniger, als jene Bemerkungen über den beym Vortrage der Anatomie einzuschlagenden Weg das rühmliche Streben des Verf.: den Unterricht zu verbessern und gemeinnütziger zu machen, beurkunden, wenn dies nicht ein Verdienst wäre, welches er sich, außer andern Arbeiten ähnlicher Art, vorzüglich durch sein, vor allen bisherigen so vortheilhaft sich auszeichnendes, Lehrbuch der Geburtshülfe schon erworben hat.

Rath von Hofmann, (von Alpen, patriotischer Aufruf zur allgemeinen Vereinigung, Vorr. S. XVII. XVIII.) „arbeiteten mit aller Anstrengung an dieser Vereinigung, und alle sanfte, friedliebende Männer, Erasmus, Melanchthon, Oekolampad, Bucer, Hedio, Cassander, besonders aber Hugo Grotius in einer eigenen Schrift: Wunsch für den kirchlichen Frieden.“ Auch ist es bekannt, daß dieser Gegenstand (aber eine allgemeine kirchliche Vereinigung) auf dem Reichstag zu Regensburg, 1541, zu Speier, 1544, zu Worms, 1545, und zu Augsburg, 1548, in Betrachtung gezogen worden ist. Die Vereinigung wäre auch, wenigstens unter den Protestanten, schon damals sicher zu Stande gekommen, wenn Zwinglis und Oekolampads Briefe nicht eben im Druck erschienen wären, und wenn nicht Bucer eine Vorrede dazu gemacht hätte, in welcher er Oekolampad seinen Vater und Lehrer nannte, und Zwingli wegen einiger freyen Ausdrücke über das Abendmahl (Plank 3. B. 1. Th. S. 383) vertheidigte; wenn nicht die Amsdorfe den Churfürsten so gereizt hätten, daß er Luthern schrieb, er möge den Strasburgern in keinem Punct nachgeben, und wenn nicht Luther so mürrisch und reizbar worden wäre, daß selbst seine Vertrautesten nicht mit ihm zurecht kommen konnten (Plank, 4. B. S. 30, Note.). Das geschah in einer Zeit, wo man die Vorstellungsarten noch für weit wichtiger hielt, wo die Lutheraner noch ein großes Gewicht auf ihre Ansicht von der Gegenwart Jesu im Abendmahl, und die Reformirten auf ihr Philosophumenon von der Prädestination legten. Wie viel mehr sollte man es jetzt erwarten, da die meisten lutherischen und reformirten Theologen diese Vorstellungsarten fast ganz aufgegeben haben, und Alle in dem übereinstimmen, was der würdige Sack in seiner Vorrede (S. IX) sagt: „Wer von einer besondern Vorstellungsart in Religionssachen behauptet, sie betreffe nicht das Wesentliche des christlichen Glaubens, und rechtfertige nicht die Versagung kirchlicher Gemeinschaft, der ist noch keineswegs ein Indifferentist, dem Wahrheit und Irrthum einen gleichen Werth oder Unwerth haben.“ Vorstellungsarten und Wahrheit sind sehr verschieden. Die Wahrheit kann bey vielerley Vorstellungsarten bestehen.

Sack bringt nun diesen Gegenstand der Vereinigung der beyden protestantischen Kirchen wieder zur Sprache. Er erzählt zuerst, was Preußens Regenten seit 150 Jahren gethan haben, um den Kirchenfrieden zu erhalten und zu fördern. Merkwürdig ist in dieser Hinsicht das, von 27 Personen unterschriebene, ganz den Geist des trefflichen Alphons Turretin, ihres Haupts, athmende Schreiben der Genfer Theologen, an Friedrich I., worin sie diese Vereinigung „une sainte réunion“ nennen, „qui est si juste en elle même, si conforme aux maximes de l'Evangile, si utile pour l'interêt commun de la religion protestante, si necessaire, pour nous garantir des entreprises (nicht des wahren Catholicismus, sondern:) du papisme, qui ne cherche qu'à nous perdre les uns et les autres, enfin qui est souhaitée avec tant d'ardeur par tous les gens de bien, et qui ne sauroit manquer, si elle est une fois conclue, de contribuer infiniment, à étendre les bornes de notre sainte réformation“ (S. 95), und worauf der König antwortet: „Ganz insbesondre aber erfreut es mich, daß gerade Eure Kirche in diesem Betracht sich mir anschließt, da sie durch das große, ehrenvolle Ansehen, dessen sie unter allen Evangelischen genießt, diesem wichtigen Geschäft ein so bedeutendes Gewicht mehr verleihen wird; und in der That, was könnte wohl für Euch selbst würdigeres, und der Stelle, die Ihr in der reformirten Kirche einnehmet, irgend angemesseneres geschehen, als daß Ihr, die Ihr vormals mit der Fackel des Glaubens der evangelischen Kirche voran gingt, ihr nun auch ein leuchtendes Beyspiel christlichen Eifers und christlicher Milde vor Augen stellet.“ Sack redet von den Bemühungen des großen Leibniz und des ersten Hofpredigers Jablonsky, mit dem Abt Molanus, um die Vereinigung der beyden Confessionen, wozu der König durch mancherley Veranstaltungen mitwirkte, und von den gleichen Grundsätzen, die sein Nachfolger, Friedrich Wilhelm I., befolgte. Wie Religiösität unter Friedrich II. verfiel, und unter Friedrich Wilhelm II. durch verkehrte Mittel wieder gehoben werden sollte, wird kurz und mit vieler Klugheit berührt. Nun zeigt er, was die jetzige Regierung zum Näherbringen der beyden protestantischen Kir-

nisses hieß, die erste abgeleitete Function, der Exponent des zweyten Differentialverhältnisses aber die zweyte abgeleitete Function genannt wird. Daher müssen wir es billigen, daß der Verf. gleich zu Anfange seiner Schrift schon den Begriff der Grenzverhältnisse zum Grunde gelegt hat, mit welchem diejenigen, welche die Schriften von Archimedes und Euclides studirt haben, schon früher bekannt geworden sind.

Nach diesen nöthigen Vorbemerkungen theilen wir eine kurze Inhalts-Anzeige mit. Die Einleitung handelt S. 1—46 den binomischen Lehrsatz und die ersten Vorbereitungsgründe der Differentialrechnung in zwey Capiteln befriedigender, als gewöhnlich ab. In der Differentialrechnung selbst werden S. 47—232 in acht Capiteln die Differentiale der einfachen und zusammengesetzten Functionen einer veränderlichen Größe; die Anwendungen des Taylorischen Satzes auf Functionen mehrerer veränderlicher Größen; die größten und kleinsten Werthe gegebener Functionen; die Tangenten krummer Linien, die Krümmungskreise und Evoluten; die Quadraturen und Rectificationen krummer Linien, nebst Berechnungen der Oberflächen und des Inhaltes runder Körper; endlich die Bestimmungen der Tangenten und Krümmungs-Halbmesser krummer Linien, ihre Quadratur, Angabe der Oberfläche und des Inhalts runder Körper, wenn die Ordinaten von einem Puncte ausgehen, mit vieler Ausführlichkeit gründlich und faßlich dargestellt. Es war uns hierbey sehr erfreulich zu bemerken, daß der Verf. hierin schon Anwendungen auf Quadraturen, Rectificationen und Cubaturen vorgetragen hat, da dies dem Anfänger die aufgestellten Sätze der Theorie sehr erläutern und sein Muth durch dergleichen lehrreiche Anwendungen, wenn er durch den Kampf mit schwierigern Lehren geschwächt seyn sollte, wieder gestärkt und erhoben wird. — Die Integralrechnung lehrt mit gleicher Gründlichkeit in sieben Capiteln S. 233 — 352 die Integration rationaler und irrationaler Functionen einer veränderlichen Größe; die Integration der Kreis- und logarithmischen, wie auch exponentiellen Functionen; die Integration durch Annäherung und jene der höhern Integrale; endlich die Integration der Differentialgleichungen der ersten Ordnung mit zwey veränderlichen Größen und jene der Differentialgleichungen der zweyten Ordnung.

Indem wir dieses Werk jedem Freunde der höhern Analysis bestens empfehlen, möchten wir den würdigen Verf. auffodern, zum Behufe der allerersten Anfänger eine kurze Anleitung zu diesem wichtigen Studium auszuarbeiten und bekannt zu machen, welche als erster Cursus bey dem Un-